Leben des Grafen Carl von Clausewitz und der Frau Marie

Karl Schwartz

600027802P

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Leben

des

Generals Carl von Clauſewitz

und der

Frau Marie von Clauſewitz.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Maria v. Clausewitz

Digitized by Google

Leben

des

Generals Carl von Clausewitz

und der

Frau Marie von Clausewitz

geb. Gräfin von Brühl.

Mit

Briefen, Aufsätzen, Tagebüchern und anderen Schriftstücken.

Von

Karl Schwartz.

Mit zwei Portraits.

Zweiter Band.

Berlin

Ferd. Dümmlers Verlags-Buchhandlung

Harrwitz und Goßmann.

1878.

210. j. 682.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes.

X. Clauſewitz in Königsberg. Seine Mitwirkung bei der Organiſation der Landesbewaffnung. Er kommt mit der Wittgenſtein'ſchen Armee nach Berlin. Wiedervereinigung mit Scharnhorſt und Gneiſenau in Blücher's Hauptquartier. Theilnahme an den Schlachten bei Großgörſchen und Bautzen. Scharnhorſt's Tod. Clauſewitz bei der ruſſiſch-deutſchen Legion in Mecklenburg und General-Quartiermeiſter bei dem Grafen Wallmoden. Krieg an der Nieder-Elbe. Treffen an der Göhrde. Clauſewitz kommt mit der Legion nach den Niederlanden. Wiedereintritt in den preußiſchen Dienſt als Oberſt . . S. 2—65.

XI. Briefe von Clauſewitz an ſeine Frau vom 26. Januar 1813 (Königsberg) bis zum 19. April 1814 (Aloſt) . . . . . S. 66—120.

XII. Clauſewitz im Feldzuge von 1815 als Generalſtabschef des 3. Armeecorps unter Thielmann. Er nimmt Theil an den Kämpfen bei Ligny und Wawre ſowie an dem Einzuge in Paris. Sein Aufenthalt in Fontainebleau und Le Mans. Nach der Beendigung des Krieges kommt er als Generalſtabs-Chef zum Generalcommando am Rhein unter Gneiſenau . S. 121—138.

XIII. Clauſewitz's Briefe an ſeine Frau vom 14. Mai (Baſtogne) bis zum 5. Auguſt 1815 (Le Mans) . . . . . S. 139—171.

XIV. Die Koblenzer Lebensperiode (1815—1818). Clauſewitz Commandant von Aachen für die Dauer des Congreſſes. Ernennung zum Director der Allgemeinen Kriegsſchule und zum Generalmajor . . . . S. 172—244.

XV. Die zwölfjährige Lebensperiode in Berlin (1818—1830). . S. 245—293.

XVI. Clauſewitz wird zum Inſpecteur der 2. Artillerie-Inſpection in Breslau ernannt. Gneiſenau erhält in Folge der Warſchauer Ereigniſſe das Commando über die vier öſtlichen Armeecorps und Clauſewitz wird Chef ſeines Generalſtabs. Seine Beſchäftigung und ſein Zuſammenleben mit Gneiſenau in Poſen. Briefe an ſeine Frau. Gneiſenau's Tod. Clauſewitz's Rückkehr nach Breslau . . . . . S. 294—439.

XVII. Clauſewitz's Tod. Frau von Clauſewitz als Oberhofmeiſterin der Prinzeſſin Wilhelm nach Berlin berufen. Herausgabe der Werke ihres Gatten. Ihr Tod und ihre Beſtattung an der Seite ihres Gatten . . S. 440—458.

XVIII. Clauſewitz als Schriftſteller . . . . . S. 459—541.

Digitized by Google

X.

Clauſewitz kommt mit der Wittgenſtein'ſchen Armee nach Oſtpreußen. — Die patriotiſche Erhebung dieſer Provinz. — Clauſewitz wirkt in Königsberg mit bei der Organiſation der Landesbewaffnung. — Der König verlegt ſeine Reſidenz von Berlin nach Breslau. — Der „Aufruf an mein Volk." — Bündniß zu Kaliſch mit Rußland. — Kriegserklärung an Frankreich. — Verordnung über die Bildung der Landwehr und des Landſturms. — Stiftung des Ordens vom eiſernen Kreuze. — Clauſewitz kommt mit der Wittgenſtein'ſchen Armee nach Berlin. — Empfang bei der Prinzeſſin Wilhelm. — Einzug des York'ſchen Corps in Berlin. — Clauſewitz wird zum Hauptquartier Blücher's abgeordnet. — Seine Reiſe nach Kaliſch, wo er mit Stein und Wallmoden zuſammentrifft. — Ankunft bei der Blücher'ſchen Armee und Wiedervereinigung mit Scharnhorſt und Gneiſenau. — Clauſewitz bei Großgörſchen. — Hippel's Unterredung mit Gneiſenau und Clauſewitz vor der Schlacht bei Bautzen. — Der Rückzug nach Schleſien und der Waffenſtillſtand von Poiſchwitz. — Clauſewitz's Schrift: „Der Feldzug von 1813 bis zum Waffenſtillſtande." — Gneiſenau's vergebliche Bemühungen für die Zurückberufung Clauſewitz's in den preußiſchen Dienſt. — Clauſewitz's Stimmung bei der Nachricht von Scharnhorſt's Tode. — Die von Gneiſenau und Clauſewitz verfaßte Todesanzeige. — Frau von Clauſewitz in Liebau und Zuſammenkunft mit ihrem Gatten daſelbſt. — Ihr Dankſchreiben an Gneiſenau. — Clauſewitz geht zur ruſſiſch-deutſchen Legion nach Mecklenburg ab. — Perſönliches über den Grafen Wallmoden. — Clauſewitz wird von ihm zum Generalquartiermeiſter ſeiner Armee ernannt. — Der Krieg an der Niederelbe. — Treffen an der Göhrde. — Clauſewitz zum Oberſten ernannt. — Fortſetzung des Krieges, Gefecht bei Seeſtädt und Verwendung der Legion bei der Einſchließung von Rendsburg. — Beſuche der Frau von Clauſewitz bei ihrem Gatten in Mecklenburg und Holſtein. — Bekanntſchaft mit Charlotte v. Clauſewitz auf dem Reventlow'ſchen Gute Emkendorf. — Briefe von Gneiſenau an Clauſewitz und ſeine Frau und von dieſem an Gneiſenau. — Aufbruch der Legion nach den Niederlanden. — Eindruck Belgiens auf Clauſewitz und ſeine Schilderung des Landes. — Aufenthalt der Frau von Clauſewitz bei ihrem Gatten in Aloſt. — Derſelbe wird zum preußiſchen Oberſten ernannt. —

Digitized by Google

Die Legion wird dem dritten deutſchen Armeecorps zugewieſen. — Tagesbefehl des Generals von Kleiſt über die Legion. — Drei Ukaſe über Verleihung zweier Orden und eines goldenen Ehrenſäbels an Clauſewitz wegen ausgezeichneter Leiſtungen im ruſſiſchen Dienſte.

Nach der Convention von Tauroggen blieb Clauſewitz, da die ruſſiſch-deutſche Legion, bei welcher er eine Stellung erhalten hatte, noch nicht ſo vollſtändig organiſirt war, um ins Feld rücken zu können, vorläufig im Hauptquartiere Wittgenſtein's, deſſen Armee nach dem Niemen marſchirte, aber ſo zögernd, daß es dem Marſchall Macdonald möglich wurde, mit den ihm noch übrigen Truppen nach Königsberg zu entkommen und dieſe zugleich mit anderen franzöſiſchen Streitkräften, die er hier an ſich gezogen, in der Geſammtſtärke von 40,000 Mann nach Danzig zu führen. Wittgenſtein langte mit 25,000 Mann an den Ufern des Niemen an und am frühen Morgen des 5. Januar 1813 rückten die erſten Koſaken in Königsberg ein, nachdem wenige Stunden vorher die franzöſiſchen Truppen in entgegengeſetzter Richtung die Stadt verlaſſen hatten. In Wehlau wurde an demſelben Tage Wittgenſtein mit Jubel aufgenommen und ihm ein glänzender Ball veranſtaltet; beſonders feſtlich war ſein Empfang in Königsberg, wohin er ſich auf Einladung der Stadt begeben hatte.

Am 8. Januar traf York in aller Stille, nur von 50 Huſaren begleitet, in Königsberg ein, hatte am folgenden Tage eine Conferenz mit Wittgenſtein und übernahm, nachdem er in den nächſten Tagen noch das Dragonerregiment Treskow und die Brigade des Oberſten von Below herangezogen hatte, das Gouvernement von Preußen, unter dem freudigſten Enthuſiasmus der Bevölkerung, welche, wie in der Convention von Tauroggen den erſten, ſo in dieſem Auftreten York's den zweiten Schritt erkannte, der die Befreiung Preußens und Deutſchlands von der Franzoſenherrſchaft vorbereiten werde. Am Abend des 22. Januar traf auch der Freiherr vom Stein in Königsberg ein und forderte zufolge einer Vollmacht des Kaiſers von Rußland, in deſſen Dienſte er damals ſtand, zu einer allgemeinen Landesbewaffnung auf. In demſelben Monate kam auch Clauſewitz nach Königsberg und erwarb ſich hier das große Verdienſt einer hervorragenden Mitwirkung bei der Organiſation der Landwehr

Digitized by Google

und des Landſturmes, welche bald nachher ins Leben gerufen wurden. Die wenigen Tage, welche er in Königsberg zubrachte, gehörten zu den ſchönſten ſeines Lebens und ſtets bewahrte er eine freudige Erinnerung an die großartige Erhebung, deren Zeuge er in der patriotiſchen Stadt geweſen war.

Stein wollte anfangs gewiſſermaßen als ruſſiſcher Dictator auftreten und die Streitkräfte des Landes, ohne die Genehmigung des Königes abzuwarten, auf Grund ſeiner ruſſiſchen Vollmacht organiſiren, ſtieß aber ſowohl bei den Vorſtänden der Civilbehörden als auch namentlich bei York auf energiſchen Widerſtand. Zu einem eigentlichen Zerwürfniſſe kam es glücklicherweiſe nicht; Stein's Vaterlandsliebe und edle Geſinnung ſiegten über ſeine leidenſchaftliche Heftigkeit, und, durch den Einfluß des Präſidenten von Schön bewogen, entſagte er der ferneren Leitung der Angelegenheit, welche nun in die Hände des Landhofmeiſters von Auerswald gelegt wurde. Dieſer erließ ein Einberufungsſchreiben an die Stände, in welchem dieſelben, wegen der mangelnden königlichen Ermächtigung, ausdrücklich nur als „eine Verſammlung ſtändiſcher Deputirten" bezeichnet wurden, welche gewiſſermaßen zur Verſtärkung des „permanenten ſtändiſchen Comité's" dienen ſollte.

Am 5. Februar wurde dieſe Verſammlung durch die denkwürdige Sitzung eröffnet, in welcher auf Erſuchen der Stände auch York erſchien und ſich bereit erklärte, die Leitung der Bewaffnungsangelegenheit zu übernehmen. Auf ſein Verlangen wurde eine Commiſſion von ſieben Mitgliedern, unter ihnen der vormalige Staatsminiſter Graf Alexander zu Dohna, gewählt; ſie berieth ſich mit York und bereits am 6. Februar wurde der Plan zur Errichtung von 20,000 Mann Landwehren und 10,000 Mann Reſerven feſtgeſtellt. Am folgenden Tage erhob die durch eine treffliche Rede des Grafen Dohna begeiſterte Verſammlung dieſen Plan zum Beſchluſſe, welcher an die ausdrückliche Bedingung geknüpft wurde, daß die Ausführung erſt nach erfolgter königlicher Genehmigung erfolgen dürfe.

Dem Plane des Grafen Dohna lag ein Aufſatz*) zum Grunde, welchen Clauſewitz ſchon vor dem Zuſammentritte der Stände nieder-

* Abgedruckt im Beiheft für das 1. — 3. Quartal zum „Militärſchen Wochenblatte", Jahrg. 1846, S. 70.

Digitized by Google

geſchrieben und ihm überreicht hatte; im Anſchluſſe an dieſen arbeitete Graf Dohna, nach der von ihm ſelbſt abgegebenen Erklärung, ſeinen Entwurf aus, welcher nach den Berathungen der Commiſſion und den von dieſer ſowohl als von York vorgenommenen Abänderungen in die bekannten „Königsberger Feſtſetzungen“*) überging, ſo daß alſo auch für dieſe letzteren der Aufſatz von Clauſewitz die Grundlage bildete, aus welchem namentlich die Beſtimmungen über Zweck und Formation der Landwehr faſt wörtlich entnommen ſind. Stein, dem vor ſeiner Abreiſe der Entwurf vorgelegt worden war, hatte denſelben bis auf einige ganz geringfügige Abänderungen gebilligt. In der letzten Sitzung vom 9. Februar wurde eine Generalcommiſſion zuſammengeſetzt, welche die Landwehrerrichtung, wenn der König die Genehmigung ertheilt haben würde, zur Ausführung bringen ſollte, und Graf Dohna zum Präſidenten dieſer Commiſſion erwählt.

Als die „Königsberger Feſtſetzungen“ dem Könige, der damals bereits ſeine Reſidenz nach Breslau verlegt hatte, zur Genehmigung vorgelegt wurden, hatte Scharnhorſt ſchon einen Plan für die Errichtung der Landesbewaffnung in der ganzen Monarchie vollſtändig ausgearbeitet, welcher den am 17. März erlaſſenen königlichen Verordnungen über die Bildung der Landwehr und des Landſturmes zum Grunde gelegt wurde. Scharnhorſt ſuchte zwiſchen dem Königsberger und ſeinem eigenen Plane die erforderliche Uebereinſtimmung herbeizuführen, und daß dies mit keinen großen Schwierigkeiten verknüpft war, hatte darin ſeinen Grund, daß der Königsberger Plan ſich im Weſentlichen auf den Aufſatz von Clauſewitz gründete, dieſer ſich aber an Scharnhorſt's Ideen und Grundſätze, in welche er auf's vollſtändigſte eingeweiht war, gehalten hatte. Scharnhorſt konnte ſich daher auf Verbeſſerung einzelner mangelhafter Punkte in den „Feſtſetzungen“ beſchränken, zu welchen beſonders die drei Beſtimmungen gehörten, daß nur Infanterie errichtet, daß die Land-

* „Feſtſetzungen, betr. die Landwehr in den Provinzen Litthauen, Oſtpreußen und Weſtpreußen auf dem rechten Weichſelufer“ (nur auf die rechts der Weichſel liegenden Beſtandtheile konnten ſich die Maßregeln erſtrecken, da die Franzoſen zur Deckung ihres Rückzuges die Weichſel noch feſthielten) abgedr. bei Bräuner, Geſchichte der preuß. Landwehr, I. Halbbd. S. 82—90 und im Beihefte zum 1.—3. Quartal des Militäriſchen Wochenblattes, Jahrg. 1846, S. 73.

Digitized by Google

wehr nicht außerhalb der Provinz verwendet werden und daß die Stellvertretung geſtattet ſein ſollte.

Ueber das Verhältniß der „Königsberger Feſtſetzungen“ zu dem Scharnhorſt'ſchen Plane iſt bekanntlich in der Folge ein literariſcher Streit geführt und dabei beſonders die Prioritätsfrage erörtert worden. Wir können dieſen Streit hier nicht ausführlich beſprechen, glauben ihn jedoch auch nicht gänzlich übergehen zu dürfen, da bei demſelben in gleich unverdienter Weiſe gegen Scharnhorſt Angriffe gerichtet und Clauſewitz's Verdienſte um die Organiſation der oſtpreußiſchen Landesbewaffnung geſchmälert worden ſind.

Daß Scharnhorſt bereits einen umfaſſenden Plan für die Errichtung der Landwehr und des Landſturmes in der ganzen Monarchie ausgearbeitet hatte, als die „Königsberger Feſtſetzungen“ in Breslau eintrafen, unterliegt nicht dem mindeſten Zweifel, und genügt es, für dieſe Thatſache nur das ganz beſtimmte Zeugniß des damaligen Staatsraths und vortragenden Rathes bei dem Staatskanzler, nachmaligen Präſidenten von Hippel, anzuführen:*) „Den Zweifel, wer Urheber der Landwehr und Verfaſſer der Landwehr-Ordnung mit ihren Beilagen ſei, wird dem Herausgeber aufzuklären verſtattet ſein, wenn er verſichert, daß ihm die Arbeit ganz vollendet von dem verewigten Scharnhorſt zur letzten Feile und Redaction ſchon im Februar und noch früher, als die oſtpreußiſchen Vorſchläge anlangten, übergeben worden. Der Herausgeber fand jedoch ſo wenig daran zu ändern und glaubte dem Vertrauen des theuern Verewigten ſo viel ſchuldig zu ſein, daß er die geringen nothwendigen Verbeſſerungen nur mit der ausdrücklichen Zuſtimmung des Verfaſſers vorzunehmen ſich erlaubte.“ Daß die „Königsberger Feſtſetzungen“ mit einem ſchon beſtehenden Plane in Uebereinſtimmung gebracht werden ſollten, ergibt ſich auch aus einer Mittheilung des um dieſelben ſehr verdienten Majors Ludwig Grafen zu Dohna an ſeinen Bruder Alexander aus Breslau vom 2. März: „Nächſtens erſcheint eine Aufforderung an alle Provinzen, die Landwehr betreffend, und dieſer ſollte unſer Plan angepaßt werden.“

Von großer Bedeutung iſt auch das Zeugniß, welches der nachmalige Kriegsminiſter von Boyen über Scharnhorſt's ſelbſtſtändiges

* „Beiträge zur Charakteriſtik Friedrich Wilhelm's III.“ S. 60.

Digitized by Google

Verdienſt um die Errichtung der Landwehr und die in ſeinem Geiſte und nach ſeinen Ideen von Clauſewitz den Königsberger Entwürfen gewidmete Thätigkeit abgelegt hat.*) Der bekannte Geſchichtſchreiber, Profeſſor Johannes Voigt in Königsberg, hatte in der von ihm verfaßten Biographie des Grafen Dohna über die militäriſchen Kenntniſſe Scharnhorſt's und ſein Benehmen im Jahre 1813 in Breslau ein tadelndes Urtheil ausgeſprochen, zu deſſen Abwehr Boyen als Freund und warmer Verehrer Scharnhorſt's, mit welchem er von 1808 bis 1812, mit geringen durch Reiſen erzeugten Ausnahmen, in einer täglich immer enger werdenden Amtsverbindung geſtanden hatte, ſich veranlaßt fühlte. Wir geſtatten uns, aus der ſehr verdienſtvollen kleinen Schrift, in welcher Boyen „zu der ſchönen Schilderung", welche Clauſewitz von dem Leben und Charakter Scharnhorſt's gegeben hatte, „einige Beiträge liefern wollte" folgende Stellen hier anzuführen: „Eben ſo veranlaßte Scharnhorſt im Jahre 1811 den damaligen Major von Clauſewitz, eine Denkſchrift auszuarbeiten, in der dieſer dem Könige und dem Heere viel zu früh entriſſene talentvolle Offizier mit der ihm eigenthümlichen Klarheit die großen Vortheile, welche die Mark Brandenburg durch ihre Terrainbeſchaffenheit in mehreren Gegenden zum kleinen Kriege darbietet, deutlich auseinanderſetzt und, wie ich es perſönlich weiß und mehrere nennen könnte, dadurch auf Männer aus allen Ständen zu dem beabſichtigten Zwecke höchſt vortheilhaft einwirkte" (S. 35). Ferner: „Der Oberſt von Clauſewitz war nicht allein einer der liebſten und talentvollſten Schüler des Generals Scharnhorſt, ſondern, was in der Biographie zufällig vergeſſen iſt, ſeit dem Jahre 1809 nicht mehr Adjutant des Prinzen Auguſt, ſondern von dieſer Zeit bis zum Jahre 1812 Adjutant des Generals Scharnhorſt und ſein erſter und vertrauter Arbeiter, beſonders in den aus politiſchen Rückſichten geheim zu haltenden außerordentlichen Bewaffnungsplänen. Die Anhänglichkeit des Oberſt

* „Beiträge zur Kenntniß des Generals von Scharnhorſt in ſeiner amtlichen Thätigkeit in den Jahren 1808—1813, mit beſonderer Beziehung auf die über ihn in der Biographie des verſtorbenen Miniſters Grafen Dohna ausgeſprochenen Urtheile, von H. von Boyen, Königl. Preußiſchem Kriegsminiſter a. D." Berlin 1833. Voigt's Schrift war unter dem Titel: „Das Leben des Grafen v. Dohna-Schlobitten" in demſelben Jahre in Leipzig erſchienen.

Digitized by Google

Clauſewitz an Scharnhorſt und deſſen Anſichten war ſo groß, daß er ſich unter keiner Bedingung zur Bearbeitung einer Einrichtung hingegeben hätte, die in directem Widerſpruche mit den ihm wohlbekannten Plänen des Generals ſtand. Ich habe es daher auch als eine Gunſt des Schickſals angeſehen, daß in dieſer wichtigen Epoche ein vorzüglicher Zögling Scharnhorſt's ſich gerade in Oſtpreußen befand." (S. 44).

Mit Entſchiedenheit weiſt Boyen den gegen Scharnhorſt erhobenen Vorwurf zurück, daß er nur zögernd auf die „Königsberger Feſtſetzungen" eingegangen ſei und denſelben ſogar Widerſtand entgegengeſetzt habe, indem er verſichert, daß Scharnhorſt im Gegentheil das Unternehmen der oſtpreußiſchen Stände nach ſeinem vollen Werthe anerkannt habe. Nichts war dem edlen Charakter Scharnhorſt's fremder als kleinliche Eiferſucht, zu welcher in dem vorliegenden Falle überdies nicht einmal eine Veranlaſſung vorhanden war, da ihm ja ein auf ſeine eigenen Ideen gegründetes Werk entgegengebracht wurde. Er hat vielmehr das hochherzige Unternehmen des Grafen Dohna und ſeiner Mitarbeiter ſowie der preußiſchen Stände mit aufrichtiger Freude begrüßt und vollkommen gewürdigt, dabei ihre Pläne nur mit der allgemeinen Kriegslage in Verbindung gebracht und einzelne Mängel verbeſſert.

Man kann es nur bedauern, daß eines der erhebendſten Ereigniſſe in der vaterländiſchen Geſchichte zu einer ſo ungerechtfertigten und ganz unfruchtbaren Polemik Anlaß bieten konnte. Eine ſehr gründliche und eingehende Beleuchtung der ganzen Controverſe hat Bräuner gegeben, welcher mit den treffenden Worten ſchließt:*) „So bleibt denn das erhabene Verdienſt des Grafen Dohna ungeſchmälert und hat auch in ſeiner ſpeciellen Beziehung für Oſtpreußen neben dem allgemeinen Scharnhorſt's für die ganze Monarchie vollen Raum. Letzteres aber zeigt ſich vor Allem in der vollkommenen Weiſe, wie aus der Quelle der hiſtoriſchen Ueberlieferungen geſchöpft und die früher vorhandenen Anfänge des Landwehrſyſtems in einem Umfange und einer Vollendung zur Einführung gebracht wurden, welche die militäriſche Kraft der Nation zur höchſten Entfaltung führte; dazu in einer Zeit, in der wahrlich ein außergewöhnlich kühner Muth erforderlich war, dem erſchöpften

* „Geſchichte der preußiſchen Landwehr" S. 116.

Digitized by Google

Lande eine ſolche großartige Organiſation der Wehrkraft zuzumuthen.“ Schließlich wollen wir noch eine Aeußerung des Präſidenten v. Schön nicht unerwähnt laſſen, der in einem an den berühmten Hiſtoriker Schloſſer in Heidelberg gerichteten Schreiben*) die Verdienſte Clauſewitz's um die Organiſation der oſtpreußiſchen Landesbewaffnung in ganz ungerechtfertigter Weiſe herabgeſetzt hat: „Nach Stein's Abreiſe entwickelte Dohna das Syſtem der Landwehr und des Landſturms ausführlich. Der damals ruſſiſche Major**) von Clauſewitz machte dabei nur den Concertmeiſter; er entwarf nämlich den Schematismus für die einzelnen Waffengattungen und die Eintheilung in Compagnien, Bataillone und Brigaden. Scharnhorſt in Breslau konnte von alle dem, was in Preußen ſo ſchnell nach einander vorging, nichts wiſſen, und der Graf Dohna und ich, wir nahen Freunde Scharnhorſt's, hatten auch Bedenken, ob Scharnhorſt auf eine Landesbewaffnung in unſerer Art eingehen würde.“ Offenbar will Schön die Mitwirkung Clauſewitz's nur als eine rein techniſche darſtellen, bei welcher ihm die Idee von Anderen eingegeben worden ſei, wenn auch die Vergleichung mit einem Concertmeiſter nicht gerade glücklich gewählt iſt, da auch dieſer bei Aufführung eines Muſikſtückes nicht eine bloße mechaniſche Thätigkeit entfaltet, ſondern in den Geiſt deſſelben und des Componiſten eindringen muß, wenn das Ganze gelingen ſoll. Die richtige und unbefangene Würdigung der Verdienſte Clauſewitz's, welche ſtets volle Anerkennung gefunden haben, iſt durch jene Aeußerung Schön's nicht beeinträchtigt worden, und auch Oberſt von Coſel, dem wir eine ſehr gründliche Darſtellung der großartigen oſtpreußiſchen Erhebung verdanken, ſpricht ſich dahin aus, daß an den Entwürfen für die Organiſation der Landwehr und des Landſturms in Oſtpreußen „unzweifelhaft Clauſewitz und Alexander Dohna den hervorragendſten Antheil hatten.“***)

* Aus Preußiſch-Arnau bei Königsberg, vom 3. März 1849. Vgl. den Aufſatz „Stein und Schön im Frühjahre 1813“ in den Preuß. Jahrbüchern von 1872, Bd. 30, Heft 2, S. 213 ff. (Das Schreiben S. 219).

** Oberſtlieutenant.

*** Coſel, Geſchichte des preuß. Staates ꝛc., Bd. V, S. 315.

Digitized by Google

Um unbeirrt durch französischen Einfluß, frei und selbstständig handeln zu können, verlegte der König seine Residenz nach Breslau und reiste am 22. Januar in Begleitung des Kronprinzen, der am Tage vorher zum erstenmal das heilige Abendmahl empfangen hatte, dahin ab. Am 25. traf er in Breslau ein und zwei Tage später folgten ihm die übrigen Mitglieder der königlichen Familie. Am 23. verließ auch der Staatskanzler Berlin und, da der Bruch mit Frankreich damals noch nicht erfolgt war, begab sich auf seine Einladung der französische Gesandte Graf St. Marsan ebenfalls nach Breslau.

Der König berief bald nach seiner Ankunft die ausgezeichnetsten Männer in seine Nähe. Scharnhorst*) wurde von neuem an die Spitze aller militärischen Geschäfte gestellt; Gneisenau, der seit langer Zeit in Petersburg, London und Stockholm für die Befreiung des Vaterlandes gewirkt hatte, war bereits am 25. Februar mit einem schwedischen Schiffe in Kolberg gelandet und, von Hardenberg aufgefordert, so schnell als möglich nach Breslau zu kommen, traf er am 10. März dort ein, wo er von dem Könige mit großer Auszeichnung empfangen und von seinen um denselben versammelten Freunden und Gesinnungsgenossen, Scharnhorst, Blücher, Stein, Grolmann, Boyen mit Freude empfangen wurde.

Der Angabe, daß auch Clausewitz damals in Breslau gewesen sei, müssen wir widersprechen.**) Wohl mochte er von dem Verlangen

* In einigen Briefen, welche er aus Breslau an seine Tochter, die Gräfin Dohna, schrieb, erwähnt er Clausewitz und dessen Frau. Am 3. Januar schrieb er ihr (nach Elbing oder Schlobitten): „Wahrscheinlich werde ich einen Besuch von der Frau v. Clausewitz haben; sie hat mich an das Gespräch erinnert, welches sie mit mir hatte, als ich mit ihr den Abend nach meiner Rückkunft im vorigen November bei Dir suppirte. Ich freue mich, sie zu sehen.“ Am 13. Februar schrieb er ihr: „Empfiehl mich Deinen Hausgenossen innigst und herzlichst; danke Frau v. Clausewitz für den Brief, welchen sie mir geschrieben; sag' ihnen, daß ich sie ewig liebte und verehrte.“ Am 19. März schrieb er ihr nach Königsberg: „Gneisenau versieht meinen Dienst unter meiner Anleitung; wenn er angelernt, soll er ein Corps commandiren. Ich habe einen Versuch gemacht, Clausewitz in Dienst zu ziehen; glückt es, so wird die Sache mit Fritz (sein Schwiegersohn Dohna) denn auch gehen, welches ich so sehr wünsche, weil ich seine Lage bei der Legion nicht vortheilhaft halte.“ Klippel, III., 658, 659 und 693.

** Auch von Cosel (V., 294) wird Clausewitz neben den oben genannten Männern als in Breslau anwesend aufgeführt.

Digitized by Google

erfüllt ſein, die geliebten Freunde, namentlich Scharnhorſt und Gneiſenau, wiederzuſehen; auch hatte er, wie ſich aus den unten folgenden Briefen ergibt, einmal die Abſicht, über Breslau zu reiſen, gab dieſelbe aber wieder auf, da er ſich von Seiten des Königs, der wegen ſeines Austrittes aus dem Dienſte ungnädig gegen ihn geſinnt war, einen freundlichen Empfang nicht verſprechen zu dürfen glaubte.

In Breslau folgten ſich nun die wichtigſten Ereigniſſe, welche die lange gehegten Hoffnungen der Vaterlandsfreunde endlich zur Erfüllung brachten. Am 3. Februar erließ der König einen Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägercorps, deſſen Erfolg die kühnſten Erwartungen übertraf; am 25. Februar traf Stein in Breslau ein und brachte in dem Könige den Entſchluß, ſich von Frankreich zu trennen, zur Reife; am 27. Februar wurde von dem Staatskanzler zu Breslau, am 28. Februar von dem Fürſten Kutuſof in Kaliſch der Allianzvertrag zwiſchen Preußen und Rußland unterzeichnet, der von der letztgenannten Stadt den Namen erhielt. Am 15. März hielt Kaiſer Alexander, der von Kaliſch kam, an der Seite des Königs, der ihm bis Spahlitz entgegengefahren war, ſeinen feierlichen Einzug in Breslau, welches der franzöſiſche Geſandte an demſelben Tage verließ; am 17. März unterzeichnete der König die Kriegserklärung an Frankreich und erließ an demſelben Tage den von dem trefflichen Hippel verfaßten „Aufruf an mein Volk“, ein erhabenes und doch einfaches königliches Wort, wie es ſchöner und würdevoller nie an ein Volk gerichtet worden iſt, und an demſelben Tage erſchien auch die „Verordnung über die Errichtung der Landwehr und des Landſturms.“ Schon am 10. März, dem Geburtstage der Königin Luiſe, alſo noch vor der Kriegserklärung an Frankreich, hatte der König den Orden des eiſernen Kreuzes geſtiftet, der in dem bevorſtehenden Befreiungskampfe und nur in dieſem für Auszeichnung verliehen werden ſollte und gleichmäßig von den Geringſten wie von den Höchſten erworben werden konnte.

Mit dem Frühjahre 1813 begann nun der ewig denkwürdige Befreiungskrieg, in welchem nach hartem und blutigem Kampfe, vorzugsweiſe durch die Tapferkeit der für die heilige Sache des Vaterlandes begeiſterten und von trefflichen Feldherren angeführten

Digitized by Google

preußiſchen Heere, die Macht Napoleon's zertrümmert und die Unabhängigkeit Deutſchlands errungen wurde. —

Im März rückte die Wittgenſtein'ſche Armee in Berlin ein, wodurch Clauſewitz das Glück zu Theil wurde, die geliebte Gattin, von welcher er faſt ein volles Jahr getrennt geweſen war, wiederzuſehen.

Am 4. März verließen die franzöſiſchen Truppen, auf die Nachricht von der Annäherung der Ruſſen, Berlin; an demſelben Tage rückte Wittgenſtein's Avantgarde unter dem Fürſten Repnin, welcher am 2. März bei Güſtebieſe die Oder überſchritten hatte, von lautem Jubel der Bevölkerung empfangen in Berlin ein, zuerſt die Reiterei des Corps und die Koſaken Benkendorf's, einige Stunden ſpäter die Infanterie und Artillerie. Das Hauptheer Wittgenſtein's, welches noch am 4. März bei Landsberg geſtanden und bei Zellin die Oder überſchritten hatte, hielt am 11. ſeinen Einzug in die Hauptſtadt, am Königsthore empfangen und begrüßt von dem Prinzen Heinrich, den in Berlin anweſenden preußiſchen Offizieren, Abordnungen des Magiſtrats und einer zahlloſen Volksmenge, welche ihre Begeiſterung durch fortwährendes Hurrah- und Vivatrufen kundgab. Die an dieſem und den folgenden Tagen veranſtalteten glänzenden Feſtlichkeiten und Ehrenbezeugungen, im Theater, auf Bällen, bei Gaſtmälern bewieſen den ruſſiſchen Gäſten und insbeſondere dem General Wittgenſtein, dem ſiegreichen Helden des Feldzuges von 1812, die tiefgefühlte Dankbarkeit der Berliner Bevölkerung für das ſo glücklich begonnene Werk der Befreiung.

Als Clauſewitz im Gefolge Wittgenſtein's und der ruſſiſchen Generale vor der Prinzeſſin Wilhelm erſchien, welche damals die königliche Familie mit der ihr eigenthümlichen Würde und Liebenswürdigkeit repräſentirte, wurde er von der hohen Frau, der treuen Freundin ſeiner Gattin, welche auch ihm bei ſeinem Aufenthalte in Königsberg ſo viele Beweiſe von Wohlwollen gegeben hatte, mit herzlicher Freundlichkeit empfangen. Mit glühender Begeiſterung wurde die Befreiung Deutſchlands von dem verhaßten Franzoſenjoche beſprochen; von der Prinzeſſin aufgefordert, berichtete Clauſewitz ausführlich über den ruſſiſchen Feldzug, und Dörnberg, der ebenfalls

Digitized by Google

mit Wittgenstein eingerückt war, mußte seine ganze Lebensgeschichte erzählen. Auf dem Festballe, welchen die Bürger im Schauspielhause gaben, wurde von der Prinzessin neben der Gesundheit der beiden verbündeten Monarchen und Wittgenstein's auch die des tapferen Dörnberg ausgebracht, der schon im Jahre 1809 in seinem hessischen Vaterlande sich an die Spitze einer, wenn auch erfolglosen, Erhebung gegen die Franzosenherrschaft gestellt hatte.

Ein zweites freudiges Ereigniß, von welchem Clausewitz während seines Aufenthalts in Berlin Zeuge war, der Einzug York's an der Spitze seiner Truppen, fand am 17. März statt. Am Königsthore von dem Prinzen Heinrich, dem General Wittgenstein, den russischen und preußischen Offizieren, den in Parade aufgestellten freiwilligen Jägern, den Deputationen der Behörden empfangen, bewegte sich der fast zwei Stunden lange Zug durch die geschmückten, von einer jubelnden Menschenmenge dicht gefüllten Straßen bis zum Schloßplatze, wo York die Truppen vor dem Prinzen Heinrich und den auf dem Balcon versammelten Prinzessinnen defiliren ließ, und gestaltete sich zu einem wahren Triumphzuge, der, wenn auch nicht an äußerem Glanze, doch an warmer patriotischer Begeisterung den Einzug der Wittgenstein'schen Truppen übertraf, da es ja ein preußischer Heerführer und preußische Krieger waren, welchen man diesen feierlichen Empfang bereitete.

Wohl mußten die in Berlin verlebten schönen Tage einen Lichtpunkt in Clausewitz's Leben bilden, denn zu dem persönlichen Glücke, welches ihm die Wiedervereinigung mit der geliebten Gattin brachte, kam noch die Freude über die in den Geschicken des theuern Vaterlandes eingetretene günstige Wendung, über welchem er nach so traurigen Jahren harter und schwerer Prüfungen und Leiden die Morgenröthe einer besseren Zeit emporsteigen sah.

Den nachfolgenden Brief Scharnhorst's an Clausewitz (aus Breslau vom 21. März 1813) schalten wir, da er dieser Zeit gehört, hier ein:

„Mein lieber Clausewitz, ich kann Ihnen nur ein paar Worte schreiben. Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, bald mit Ihnen vereinigt zu sein. Ich habe nie Ihren großen Werth verkannt; recht

Digitized by Google

gefühlt habe ich ihn aber erſt in dieſer Zeit, wo ich ſo viel zu thun hatte. Nur mit Ihnen verſtehe ich mich, nur unſere Ideen vereinigen ſich oder gehen in ruhiger Gemeinſchaft neben einander in unveränderter Richtung.

Ich denke in wenigen Tagen von hier abzugehen, und von Blücher auch zum Grafen Wittgenſtein, um von ihm zu erfahren, wie die Sache in Zukunft betrieben werden ſoll; der General Blücher hat mir einen Brief an den Grafen Wittgenſtein gegeben, in dem er ſich den Befehlen des Grafen unbedingt unterwirft.

Ihr Freund Scharnhorſt."

„Sagen Sie, was ich hier geſchrieben, vorläufig dem Grafen, wenn Sie es gut finden."*)

Napoleon brachte nach der in Rußland über ihn hereingebrochenen Kataſtrophe mit großer Schnelligkeit ein neues Heer zuſammen, welches freilich größtentheils aus jungen und ungeübten Truppen beſtand, und wählte zum Uebungslager deſſelben das ſüdweſtliche Deutſchland bis zum Main, um den Abfall der Rheinbundsfürſten zu verhindern. Bei dem Beginne des Kampfes war er ſeinen Gegnern an Zahl, nicht aber an Beſchaffenheit der Truppen überlegen; auch hatte er den Vortheil der einheitlichen Führung vor den Verbündeten voraus, bei welchen die obere Leitung des Krieges bis zum Waffenſtillſtande gänzlich in den Händen der Ruſſen war. Den Oberbefehl führte Kutuſof und nach deſſen am 28. April in Bunzlau erfolgtem Tode Wittgenſtein.

Die preußiſche Hauptarmee unter Blücher, welche ſich in Breslau geſammelt hatte, ſollte den Kampf eröffnen; bei ihr war der am 11. März zum Generallieutenant ernannte Scharnhorſt Generalſtabschef, Gneiſenau, der mit dem Range als Generalmajor wieder in die Armee eingetreten war, Generalquartiermeiſter. Blücher's Armee war am 16. und 17. März aus Breslau ausmarſchirt und nach Sachſen vorgerückt, um hier die Ankunft der ruſſiſchen Hauptarmee, welche von Kaliſch her, wo ihr Hauptquartier war, ſich in Bewegung ſetzen

* „Ueber das Leben und den Charakter von Scharnhorſt" S. 38 f.

Digitized by Google

ſollte, zu erwarten; mit beiden Armeen ſollte ſich noch jene zweite ruſſiſch-preußiſche Armee unter Wittgenſtein und York vereinigen, welche von Berlin herankam.

Bald nach dem Ausmarſche der Blüſcher'ſchen Armee wurde Clauſewitz von ruſſiſcher Seite dem Hauptquartiere derſelben als Generalſtabsoffizier beigegeben, eine Stellung, welche er ſchon darum mit Freuden übernahm, weil ſie ihn mit ſeinen Freunden Scharnhorſt und Gneiſenau wieder in Verbindung brachte, und bis zum Waffenſtillſtande beibehielt.

Als Clauſewitz die Nachricht von ſeiner neuen Beſtimmung erhalten hatte, begab er ſich unverzüglich in das ruſſiſche Hauptquartier nach Kaliſch, um ſeine Papiere in Empfang zu nehmen, und kam am 25. März daſelbſt an. Hier traf er den Freiherrn vom Stein, der von der Krankheit, welche ihn in Breslau vier Wochen an's Bett gefeſſelt hatte, völlig hergeſtellt war, aber noch angegriffen ausſah, und machte auch die Bekanntſchaft ſeines ſpäteren Vorgeſetzten, des Generals Grafen Wallmoden, der kurz zuvor zum Oberbefehlshaber der ruſſiſch-deutſchen Legion ernannt worden war. Von Stein erfuhr er, daß ſeine Abordnung zum Blücher'ſchen Hauptquartiere von Scharnhorſt veranlaßt worden ſei und daß derſelbe bei erſter Gelegenheit ſeine Wiederanſtellung im preußiſchen Dienſte zu beantragen beabſichtige. Er ſelbſt hatte Scharnhorſt kurz vorher brieflich ſeine Wünſche in dieſer Beziehung kundgegeben und ihn um ſeine Mitwirkung gebeten. Man gab ihm einen Offizier bei, der Adjutanten-Dienſte bei ihm thun ſollte, einen gebornen Ruſſen, der franzöſiſch ſprach; woraus er erkannte, daß ſeine Sendung in Blücher's Hauptquartiere von ruſſiſcher Seite als eine „ganz officielle“ genommen wurde, was ihm viel weniger gefiel, als wenn ſie „eine Art freundſchaftlichen Abtretens ſeiner Perſon an Scharnhorſt“ geweſen wäre. Von Kaliſch begab er ſich unmittelbar zu Blücher, welchen er in Dresden zu finden hoffte. Die Abſicht, über Breslau dahin zu reiſen, gab er auf, da er „nicht unbemerkt durchkommen könne und gar nicht zu calculiren ſei, ob der König ungnädiger ſein werde, wenn er keine Notiz von ihm nehme oder ſich ihm vorſtelle“, überdies auch gerade damals faſt nur ihm unfreundlich geſinnte Perſonen, wie Kneſebeck, Ancillon u. A., in der Umgebung des Königs waren.

Digitized by Google

Dresden wurde am 26. März von den Franzoſen geräumt und ſchon am folgenden Morgen langten die erſten leichten Truppen der Ruſſen dort an; das ganze Corps des Generals v. Wintzingerode hielt ſeinen Einzug am 29., verließ aber, als die Blücher'ſche Armee ſich Dresden näherte, die Stadt ſchon nach kurzer Raſt und erreichte am 3. April Leipzig. Die Blücher'ſche Armee, bei welcher ſich die Prinzen Wilhelm, Auguſt, Friedrich, ſpäter auch der Kronprinz befanden, hatte von Breslau ihren Weg über Bunzlau genommen, wo ſie am 22. und 23. März verweilte, und hielt am 30. ihren Einzug in Dresden.

Clauſewitz kam am 31. März in Dresden an, wo er in der Neuſtadt Wohnung nahm, und begab ſich, da Scharnhorſt ſich auf einer Reiſe zum General Wittgenſtein befand, zu Gneiſenau, von welchem er ſehr freundſchaftlich empfangen wurde. Da der Kaiſer Napoleon vier Tage vorher bereits in Gotha angekommen war, ſo ſtand die Eröffnung der Feindſeligkeiten in naher Ausſicht.

Die Blücher'ſche Armee verließ Dresden ſchon am 4. April, um ihren Marſch nach der Mulde fortzuſetzen; ſie nahm ihren Weg über Freiberg und Chemnitz, wendete ſich von da rechts, über Penig nach Altenburg, wo ſie am 14. April eintraf, und mußte hier längere Zeit ſtehen bleiben, weil die ruſſiſche Armee, mit welcher ſie ſich vereinigen ſollte, noch weit zurück war. Dieſe, bei welcher ſich Kaiſer Alexander ſelbſt befand, überſchritt an dem letztgenannten Tage bei Steinau die Oder, langte am 18. April in Bunzlau, am 22. in Bautzen an und hielt am 24., die beiden verbündeten Monarchen an ihrer Spitze, ihren feierlichen Einzug in Dresden. Schon am 9. April war der Miniſter vom Stein dort eingetroffen und hatte ſeine Thätigkeit mit der Einrichtung des Verwaltungsrathes begonnen.

In Penig hatte Clauſewitz am 4. April das Glück, Scharnhorſt, der an dieſem Tage bei der Armee wieder eintraf, wiederzuſehen. In ſeinen Briefen aus Penig, Rochlitz, Altenburg und Rötha gibt ſich die heiterſte Stimmung kund und er fühlte ſich überaus glücklich. Mit einer vom beſten Geiſte beſeelten Armee, an deren Spitze unter dem jugendlichen Heldengreiſe Blücher ſeine Freunde Scharnhorſt und Gneiſenau, „der in ſeiner Generalsuniform wie ein Gott repräſentirte", ſtanden, in der ſchönen Jahreszeit durch ein herrliches Land für

Digitized by Google

einen ſolchen Zweck zu ziehen, das galt ihm „ſo ziemlich als das Ideal einer irdiſchen Exiſtenz“; er befand ſich wieder ganz in den alten Verhältniſſen bei ſeinem alten General, war wieder Chef ſeiner Büreaux, nur daß die Gegenſtände ſich verändert und an Wichtigkeit zugenommen hatten, ſah ſich von Blücher, Scharnhorſt und Gneiſenau „mit ausgezeichneter Güte und Freundſchaft behandelt und konnte ſich kein ſchöneres Verhältniß denken.“ In ſo glücklicher Stimmung konnte er es bald verſchmerzen, daß Scharnhorſt's auf ſeine Wiederanſtellung im preußiſchen Dienſte gerichteter Antrag vom Könige abgelehnt worden war.

Als zu Ende April Napoleon gegen Leipzig vorrückte, wurde er von den Verbündeten unter Wittgenſtein, der nach Kutuſof's Tode den Oberbefehl über die ruſſiſche Hauptarmee erhalten hatte, und Blücher am 2. Mai bei Großgörſchen, ſüdlich von Lützen, unerwartet auf der rechten Seite und faſt im Rücken angegriffen, und ungeachtet aller Tapferkeit und Ausdauer der preußiſchen Truppen, welche den Kampf mit den an Zahl weit überlegenen Franzoſen vorzugsweiſe zu beſtehen hatten, blieb den letzteren, obgleich auf ihrer Seite der größere Verluſt war, der Sieg.

Da die Leitung des Kampfes in ruſſiſchen Händen war, ſo blieb auch den höchſten preußiſchen Offizieren nichts übrig als mit dem Säbel in der Fauſt zu wirken und ſie ſowohl als die Prinzen Wilhelm und Auguſt ſowie der Prinz Carl von Mecklenburg bewieſen eine glänzende Tapferkeit. Blücher war im dichteſten Handgemenge und erhielt eine Contuſion, Gneiſenau hieb auf dem linken Flügel an der Spitze der Cavalerie mit ein, Scharnhorſt führte mehrmals mit gezogenem Säbel Cavalerie und Infanterie gegen den Feind und begeiſterte die Truppen, indem er mit dem Rufe „Es lebe der König“ den Säbel ſchwang. Gegen ſechs Uhr abends erhielt er einen Schuß in das linke Bein, doch galt ſeine Wunde nicht für gefährlich, und ſchon nach einigen Tagen konnte er eine Reiſe nach Wien antreten, um für den Anſchluß Oeſterreichs an die Verbündeten zu wirken.

Wenige Tage nach der Schlacht ſchrieb Clauſewitz an Scharnhorſt: „Einliegend ſende ich Ihnen, theuerſter Herr General, zwei Briefe, die ich erbrochen habe, weil es Operationsgegenſtände ſein

Digitized by Google

konnten. Einen dritten, welcher den Rapport über den Brücken- und Schanzenbau enthielt, habe ich an Gneiſenau übergeben. Der Geiſt der preußiſchen Armee iſt wirklich noch bewunderungswürdig gut. Ihre Stärke iſt circa zwei Drittel von dem, was ſie vor der Schlacht war.

Wie froh bin ich, daß Ihre Wunde nicht gefährlicher iſt; wie ſehne ich mich, Sie wieder hier zu ſehen, und wie ſehr thut das Jedermann! Die Meinung von Ihrem Verdienſt, das Zutrauen zu Ihnen iſt in dieſer Schlacht ſehr ſchnell geſtiegen. Ich empfehle mich Ihrem gütigen Andenken mit der innigſten Verehrung.“*)

Clauſewitz war bei Großgörſchen im heißeſten Kampfe und focht mitten in einem feindlichen Bataillon; er blieb unverſehrt, obgleich ihm „ein kleiner Franzoſe mit dem Bajonnete hinter dem rechten Ohre geſeſſen hatte.“ Eine ſo unmittelbare Theilnahme am Kampfe, ſchrieb er, ſei in anderen Fällen für einen Generalſtabsoffizier eine Auszeichnung geweſen; bei Großgörſchen aber hätten Alle dies oder etwas Aehnliches gethan und man könne durchaus nicht ſagen, daß ſich einer vor dem anderen hervorgethan habe. Wegen der großen perſönlichen Tapferkeit, welche er bewieſen hatte, wurde er ſowohl dem Kaiſer als dem Könige zur Ordensverleihung vorgeſchlagen; der Kaiſer genehmigte die übrigen Anträge, ſtrich aber ſeinen Namen, da er die ihm gebührende Auszeichnung von den ruſſiſchen Behörden erhalten müſſe; das eiſerne Kreuz konnte er „als Ausländer“ nicht bekommen, aber auch bei Verleihung der übrigen Orden wurde er vom Könige übergangen, blieb alſo ohne jede äußere Anerkennung, worüber er ſich jedoch bei ſeinen „philoſophiſchen Grundſätzen“ leicht zu tröſten wußte.

Nach der Schlacht bei Groß-Görſchen zogen ſich die Verbündeten über Dresden nach der Lauſitz zurück, in der Hoffnung, Oeſterreich zum Anſchluſſe zu bewegen; Napoleon aber erſchien bald in Dresden und führte den entflohenen König Friedrich Auguſt von Sachſen in ſeine Hauptſtadt zurück, welcher ihm die ſächſiſchen Truppen zur Verfügung ſtellte. Die Verbündeten nahmen, um das weitere Vordringen der Franzoſen gegen Schleſien zu verhindern, Stellung bei Bautzen an der Spree, zögerten aber mit dem Angriffe, bis Napoleon ſeine Streitkräfte concentrirt hatte.

* Klippel, Thl. III, S. 733 f.

Digitized by Google

Wenige Tage vor der Schlacht bei Bautzen nahm Clauſewitz an der wichtigen Unterredung Theil, welche der Staatsrath Hippel im Auftrage Hardenberg's mit Gneiſenau hatte. Hippel berichtet über dieſelbe Folgendes:*)

„Ungefähr ſechs Tage vor der Schlacht bei Bautzen, etwa am 14. oder 15. Mai, gab der Staatskanzler dem Herausgeber den Auftrag, mit einer genauen Ueberſicht aller öſterreichiſchen Streitkräfte und ihrer künftigen Aufſtellung ſich zu Blücher und Gneiſenau zu begeben und beiden die feſte Zuſicherung von dem unfehlbaren nahen Bunde mit Oeſterreich zu bringen, die Papiere jedoch nicht in Blücher's, ſondern nur in Gneiſenau's Händen zu laſſen. Dieſer allein, nicht Blücher, weil ihm bei ſeiner Kampfbegier nicht immer ein richtiges, ruhiges Urtheil und Verſchwiegenheit genug zugetraut ward, ſollte auch über die moraliſche Stimmung des Heeres und beſonders darüber befragt werden:

ob dies fähig ſei, noch eine Schlacht zu verſuchen, ohne eine Niederlage befürchten zu dürfen.

Oeſterreich, wo Napoleon fortwährend intriguirte, ſcheine an der Kampffähigkeit des verbündeten Heeres, vornehmlich des preußiſchen, zu zweifeln; es ſei daher von großer politiſcher Wichtigkeit, Europa noch einmal zu zeigen, bevor man nach Schleſien zurückgehe, daß Preußen nicht überwunden ſei.

Dieſe Frage ward in Gneiſenau's Dachſtube eines Bauernhauſes von ihm und Clauſewitz bei verſchloſſenen Thüren in Gegenwart des Herausgebers ſehr ausführlich erörtert, und er mit dem Beſchluſſe verſehen, daß eine zweite Schlacht in jeder Beziehung möglich und nützlich ſei.“

Auf dieſe wichtige Unterredung folgte am 16. noch zur Beſprechung des Näheren eine Zuſammenkunft zwiſchen dem Staatskanzler und Gneiſenau und am 20. Mai wurde die Schlacht bei Bautzen geliefert, in welcher Napoleon abermals mit größerem eigenen Verluſte den Sieg gewann, den er am folgenden Tage nach dem Uebergange über die Spree bei Wurſchen vollendete. Auch an dieſer zweitägigen Schlacht nahm Clauſewitz Theil, bemerkt jedoch, daß Niemand in

* „Beiträge zur Charakteriſtik Friedrich Wilhelm's III., von Theodor Gottlieb von Hippel“, S. 82.

Digitized by Google

ihr Gelegenheit gefunden habe, ſich auszuzeichnen, da ſie nicht ganz zum Ausbruche gekommen ſei.

Die Verbündeten gaben ihrem Rückzuge nicht die Richtung auf Berlin, ſondern wandten ſich nach Schleſien, um die Verbindung mit Oeſterreich zu erhalten; ihre Nachhut leiſtete am 22. Mai in dem Gefechte bei Reichenbach hartnäckigen Widerſtand und am 26. brachten ſie den Franzoſen durch den Ueberfall bei Hainau, wo Blücher die feindliche Vorhut zerſprengte, einen empfindlichen Verluſt bei; Oberſt von Dolffs ſtarb hier den Heldentod. Mit dem 27. verließ die Armee auf ihrem ferneren Rückzuge die Richtung nach der Oder und wendete ſich ſüdlich auf Schweidnitz; die Colonne Blücher's erreichte am 31. das zur Aufnahme der Armee beſtimmte Lager bei Pilzen, eine Meile ſüdöſtlich von Schweidnitz, und nahm hier eine ſehr feſte Stellung.

Der Krieg wurde durch einen Waffenſtillſtand unterbrochen, welchen Napoleon, um eine Vereinigung der drei Mächte zu verhindern, wünſchte, auch die erſchöpften Ruſſen verlangten; er wurde zu Poiſchwitz am 4. Juni abgeſchloſſen und ſollte bis zum 26. Juli dauern, wurde aber noch bis zum 16. Auguſt verlängert.

Der Abſchluß dieſes Waffenſtillſtandes wurde bei der im Volke herrſchenden kriegeriſchen Begeiſterung von vielen patriotiſchen Männern mißbilligt, welche fürchteten, daß derſelbe die Brücke zu einem ſchimpflichen Frieden bilden werde. Auf Gneiſenau's Wunſch verfaßte daher Clauſewitz eine kleine Schrift: „Der Feldzug von 1813 bis zum Waffenſtillſtande“,*) in welcher er auf die Vortheile hinwies, welche dieſe Unterbrechung des Krieges den Verbündeten ſchon darum bringen müßte, weil ihre Streitkräfte ſich anſehnlich vermehren würden, was bei Napoleon durchaus nicht in gleichem Grade der Fall ſein könne, und durch eine treue Darſtellung des ſeitherigen Kampfes und der obwaltenden Verhältniſſe die ſichere Hoffnung auf

* Die Schrift erſchien 1813 in Glatz, wurde 1814 in Leipzig neu aufgelegt und in den geſammelten Werken (Bd. VII., S. 251 ff.) wieder abgedruckt. Die Angabe, daß keine andere Schrift von Clauſewitz außer dieſer bei ſeinen Lebzeiten veröffentlicht worden ſei, iſt richtig, wenn man von Beiträgen für Zeitſchriften abſieht, wohin z. B. die im Jahrgang 1807 von Archenholz's „Minerva“ erſchienenen „Briefe über den Krieg von 1806“ gehören.

Digitized by Google

einen glücklichen Ausgang des Krieges zu begründen ſuchte. Napoleon, behauptet er, habe bisher nur durch ſeine überlegene Truppenzahl geſiegt, und wer bei Groß-Görſchen und Bautzen mitgekämpft, müſſe die Ueberzeugung haben, die Verbündeten würden geſiegt haben, wenn ſie auch nur von gleicher Stärke mit Napoleon geweſen wären. Die ohne ſeinen Namen erſchienene vortreffliche Schrift, welche großen Beifall fand und von Vielen für ein Werk Gneiſenau's gehalten wurde, ſchließt mit den ſchönen Worten:

„Die Zeit, wo ſich der Kriegsſchauplatz wieder eröffnen und der Gang dieſer großen Weltbegebenheit ſich weiter entwickeln ſoll, rückt heran. Wer in ſtumpfer Gedankenloſigkeit die Zeit der Waffenruhe in ihrer tiefen Stille hätte vorüberfluthen laſſen, wem nur noch das Getöſe der abgerollten Begebenheiten dumpf in den Ohren tönte, wer ohne einen Faden des Urtheils, ohne einen leuchtenden Funken erworbener Einſicht in das Dunkel der Zukunft hinausſchauete, wie könnte der mit Muth und Vertrauen vorwärtsſchreiten? Die mit der menſchlichen Natur verſchwiſterte Furcht würde ihm mit jedem Schritte Klüfte und Abgründe zeigen. Am unwürdigſten wäre dies eines Kriegers, der für die Sache ſeines Herzens ficht, der das Vaterland und Alles vertheidigt, was dem menſchlichen Daſein Reiz und Wohl geben kann. Seine Seele iſt gerichtet auf das Werk der Fürſten und Feldherrn, wie die Seele der Fürſten und Feldherrn ſelbſt. Es iſt ſeine Sache ſo gut wie die ihrige. Es wird ihm wohl thun, von dem Vergangenen und dem Gegenwärtigen zu wiſſen, was er ſeinem Standpunkte nach wiſſen darf, wodurch ihm die Zukunft erhellt wird und diejenigen Gegenſtände vor ſeinen Blick treten, auf die er ſein Vertrauen, ſeine Hoffnungen, ſeinen Ehrgeiz richten kann.

Was ich aus eigener ſchwacher Kraft für dieſen Zweck habe thun können, iſt hiermit geſchehen. Ich weihe dieſe Zeilen Euch, Kameraden, und hoffe, daß ein Herz voll Vaterlandsliebe und voll edlem Stolz auf Euren Werth dieſen kleinen Dienſt, wie ſchwach er ſei, dankbar empfinden wird.

Habe ich Eurem Herzen wohl gethan und Euern Verſtand befriedigt, ſo iſt mein Zweck erfüllt, und der Sturm der Begebenheiten mag dann dieſe Blätter verwehen, daß keine Spur von ihnen übrig bleibt.“

Digitized by Google

Am Tage vor dem Abſchluſſe des Waffenſtillſtandes kam Clauſewitz mit der Blücher'ſchen Armee nach Strehlen, doch blieb hier das Hauptquartier nur wenige Tage und wurde nach Reichenbach, von hier bald nachher nach dem Dorfe Peilau verlegt. Hier blieb Clauſewitz während des Waffenſtillſtandes, kam aber oft nach dem eine halbe Meile entfernten Reichenbach, wo er mit Gneiſenau und ſeinen übrigen Freunden verkehrte. Hier, in der reizenden Gegend am Fuße des Eulengebirges, befand ſich ſeit dem 5. Juni das große Hauptquartier der Verbündeten; der Kaiſer Alexander und der König Friedrich Wilhelm hatten in der Nähe von Reichenbach Wohnung genommen, jener in Peterswaldau, dem Schloſſe des Grafen von Stolberg-Wernigerode, dieſer in Neudorf, auf einem Gute des Grafen Ferdinand Stolberg; Hardenberg, mit welchem Gneiſenau vorzugsweiſe verkehrte, in dem Dorfe Groß-Peilau; in Reichenbach ſelbſt oder ganz in der Nähe wohnten Stein, der ruſſiſche Geſandte Alopäus, Graf Stadion, Lord Cathcart, Fürſt Radziwill, Barclay de Tolly, Wilhelm von Humboldt, Grolmann und viele andere Miniſter, Geſandte, Diplomaten und Generale. In Reichenbach wurde am 27. Juni zwiſchen dem Grafen Stadion von öſterreichiſcher, Grafen Neſſelrode von ruſſiſcher und Hardenberg von preußiſcher Seite der wichtige Vertrag abgeſchloſſen, nach welchem Oeſterreich ſich verpflichtete, falls Napoleon die von Oeſterreich vorgeſchlagenen und von Preußen und Rußland genehmigten Bedingungen bis zum 20. Juli nicht angenommen haben würde, ſich an dem Kriege gegen Napoleon zu betheiligen. Die Friedensconferenz in Prag, welche am 12. Juli eröffnet wurde, blieb reſultatlos und am 12. Auguſt erfolgte die Kriegserklärung Oeſterreichs an Frankreich.

Zu Anfang Juni wurde Gneiſenau zum Generalſtabschef des Blücher'ſchen Heeres und zugleich zum Generalgouverneur von Schleſien, Befehlshaber aller Landwehren und Leiter aller Vertheidigungsanſtalten der Provinz ernannt. Zu ſeinem Gehülfen bei dieſer wichtigen Stellung wählte er ſich Clauſewitz, den er einige Tage vorher

Digitized by Google

in Ruppersdorf bei Strehlen verlaſſen hatte und als Chef ſeines Generalſtabes wieder in preußiſche Dienſte zu ziehen hoffte, den Oberſtlieutenant Braun von der Artillerie und den Major v. Natzmer, Flügeladjutanten des Königs. Durch eine in Neudorf unterm 8. Juni erlaſſene Cabinetsordre genehmigte der König Gneiſenau's Antrag in Bezug auf Braun und Natzmer, bemerkte aber in Bezug auf Clauſewitz: „Den Oberſtlieutenant von Clauſewitz dagegen kann ich Ihnen nicht zutheilen, da er in Kaiſerlich Ruſſiſchen Dienſten ſteht.“ Als Gneiſenau bald nachher in Reichenbach für den ausſchließlichen Vortrag in allen ſeinen Wirkungskreis betreffenden Angelegenheiten bei dem Staatskanzler die Ernennung eines ſeiner Staatsräthe beantragte, ſchloß er ſeinen Antrag mit den Worten: „Wenn Ew. Excellenz erlauben, ſo erſcheine ich mit meinem Gehülfen, dem Oberſtlieutenant von Clauſewitz, heute an Ihrer Mittagstafel und zwar, wenn anders Ew. Excellenz andere Geſchäfte es erlauben, eine Stunde früher als zur Eßſtunde. Wenn Ew. Excellenz dies genehmigen, ſo bitte ich um das einzige Wort: Ja!“*) Ohne Zweifel wollte Gneiſenau bei dem Staatskanzler die Berufung Clauſewitz's, welche ihm ſo ſehr am Herzen lag, nochmals zur Sprache bringen. Auch an den Oberſten von Thile, der damals bei dem Könige den Vortrag in Militärſachen hatte, wandte er ſich in derſelben Angelegenheit, doch blieb auch dieſer Schritt ohne Erfolg.

Während ſeines Aufenthaltes in Peilau wurde Clauſewitz durch den am 28. Juni in Prag erfolgten Tod Scharnhorſt's, über deſſen Zuſtand er ſchon vorher ſehr beunruhigende Nachrichten erhalten hatte, in große Trauer verſetzt. Die Wunde des Generals hatte ſich auf der Reiſe nach Wien in ſolchem Grade verſchlimmert, daß er dieſelbe in Zittau zu unterbrechen genöthigt war. Von hier aus ſchrieb er am 10. Mai an Gneiſenau:**) „Ich habe ein Fieber gehabt, in dem ich 24 Stunden nicht zu mir ſelbſt gekommen bin; ich habe wenig Hoffnung, daß ich für's Erſte werde meine Reiſe fortſetzen können;

* Pertz, III., 16 und 17.

** Coſel, VI., 175; Pertz, II., 601.

Digitized by Google

daß mich dies unendlich ſchmerzt, davon werden Ew. Hochwohlgeboren wohl überzeugt ſein“ und ſchloß mit den Worten: „Ich erſuche Sie, mein Freund, meine Briefe an ſich zu nehmen oder ſie Clauſewitz zu geben, um ſie mir aufzubewahren, ſie Niemand, wer er auch ſei, mitzutheilen. Grüßen Sie Clauſewitz und nehmen Sie ſich meiner Söhne an, wenn ihnen ein Unfall begegnen ſollte. Gott erhalte Sie. Ihr Freund Scharnhorſt.“ Nachdem ſich die Wunde etwas gebeſſert hatte, ſetzte er die Reiſe fort, mußte aber ſchon von Znaim aus am 22. Mai Gneiſenau über ſeinen Zuſtand die betrübendſten Nachrichten geben. Sobald dieſer es ihm möglich machte, reiſte er unter großen Beſchwerden weiter, erhielt aber wenige Stationen vor Wien eine geheime Botſchaft Metternich's, der ihn dringend bat, ſofort umzukehren, um nicht den Argwohn der Franzoſen zu erregen, jedoch zu ſeiner Beruhigung hinzufügte, daß der Beitritt Oeſterreichs bereits gewiß ſei. Mit großer Anſtrengung erreichte er Prag, wo ihn die Verſchlimmerung ſeiner Wunde von neuem aufs Krankenlager warf, welches er lebend nicht mehr verlaſſen ſollte.

Clauſewitz wurde durch den Verluſt „des theuerſten Freundes ſeines Lebens, den ihm Niemand erſetzen konnte“, von unbeſchreiblicher Trauer und Wehmuth ergriffen. Außer ſeiner Gattin, ſchrieb er an dieſe, habe es nie einen Menſchen gegeben, der ihm ſo viel Wohlwollen bewieſen und auf das ganze Glück ſeines Lebens einen ſolchen Einfluß geübt hätte. Bei dem Tode des unvergeßlichen Mannes gegenwärtig geweſen zu ſein, könne er kaum wünſchen, weil ihn dieſes zu ſehr ergriffen haben würde, doch ſchmerze es ihn, nicht mit unter denen zu ſein, welche ihm die letzte Ehre und Anhänglichkeit erwieſen hätten. Die überaus feierliche Beſtattung Scharnhorſt's unter der lebhafteſten Theilnahme ſeiner zahlreichen anweſenden Freunde, der öſterreichiſchen Waffengefährten und der Bevölkerung Prag's freute ihn ſehr, insbeſondere auch das „kleine Zeichen von Gemüthlichkeit“, welches der König dadurch gegeben hatte, daß er das Großkreuz des eiſernen Kreuzes hinſandte, damit es dem Sarge des Helden vorangetragen werde. Solche Ehrenerweiſungen bei Beſtattungen möchten, ſchrieb er, in anderen Fällen gleichgültig ſein, hier aber ſeien ſie von großer Bedeutung, „da durch ſie ein ganz verkanntes Leben auf eine ſchöne Art gekrönt werde.“ Zum Troſte

Digitized by Google

gereiche es ihm, daß Scharnhorſt gerade in der glänzendſten Periode abgerufen worden ſei und daß das Schickſal ſelbſt ſeine Feinde nöthige, ſeinen Verluſt zu bedauern.

Gneiſenau und Clauſewitz verfaßten bald nach dem Hinſcheiden ihres Freundes eine Todesanzeige und ſandten dieſelbe an den Staatskanzler, welcher anfangs, unter dem Einfluſſe der Staatsräthe Beguelin und Jordan, einige Bedenken gegen ihre officielle Bekanntmachung erhob, nachher aber, auf den Rath des Staatsraths v. Hippel, ihren unveränderten Abdruck in den Zeitungen geſtattete. Dieſer „Nachruf“ lautet:*)

„Am 28. Juni ſtarb zu Prag, an den Folgen ſeiner in der Schlacht bei Groß-Görſchen erhaltenen Wunde, der Königlich Preußiſche General-Lieutenant von Scharnhorſt.

Er war einer der ausgezeichnetſten Männer unſerer Zeit. Das raſtloſe, ſtetige, planvolle Wirken nach einem Ziele, die Klarheit und Feſtigkeit des Verſtandes, die umfaſſende Größe der Anſichten, die Freiheit von Vorurtheilen des Herkommens, die ſtolze Gleichgültigkeit gegen äußerliche Auszeichnungen, der Muth, in den unſcheinbarſten Verhältniſſen mit den ſchlichteſten Mitteln durch die bloße Stärke des Geiſtes den größeſten Zwecken nachzuſtreben, jugendlicher Unternehmungsgeiſt, die höchſte Beſonnenheit, Muth und Ausdauer in der Gefahr, endlich die umfaſſendſte Kenntniß des Kriegsweſens, machen ihn zu einem der merkwürdigſten Staatsmänner und Soldaten, auf welche Deutſchland je ſtolz ſein durfte.

Billig und gerecht im Urtheil, ſanft und ruhig in allen Verhältniſſen mit Anderen, freundlich, herzlich im ganzen Lebensumgange, zart und edel in der Empfindungsweiſe, war er einer der liebenswürdigſten Menſchen, die den Kreis des geſelligen Lebens zieren.

Was er dem Staate geweſen iſt und dem Volke und der ganzen deutſchen Nation, mögen Wenige oder Viele erkennen; aber es wäre unwürdig, wenn einer davon gleichgültig bliebe bei dem traurigen Todesfalle.

Es müßte keine Wahrheit und keine Tiefe mehr in der menſchlichen Natur ſein, wenn dieſer Mann je von denen vergeſſen werden könnte, die ihm nahe ſtanden, ihn verehrt und geliebt haben.“

* Klippel, Thl. III., S. 753 f.

Digitized by Google

Bald nachher erſchien auch ein trefflicher Nekrolog,*) deſſen ſchöne Schlußworte hier ebenfalls folgen mögen:

„Das offenſte Gemüth, mit unverbrüchlichſter Verſchwiegenheit, die kindlichſte Sanftheit mit unerſchütterlichſter Feſtigkeit vereint, höchſte Einfachheit des Lebens, gänzlich frei von allem Eigennutze des Geldgeizes oder Ehrgeizes, außer dem, als unerſchrockener Krieger geachtet zu ſein; bei großen Kenntniſſen und größeren Talenten ohne alle Ahnung ſeines ſeltenen Werthes. Im engen Kreiſe der Familie von ſeiner Tochter, ſeinem Schwiegerſohne, ſeinen zwei Söhnen, ſeinen Verwandten umgeben, und wenigen Freunden, war er allein glücklich, deſto inniger, je entfernter von allem Prunk, und nichts gewährte ihm größeren Genuß, als wenn Niemand außer dieſem Kreiſe dieſen Genuß ahnte; darüber drückte er oft ſeine Freude aus.

So groß die allgemeine Liebe und Achtung waren, die er erworben, ſo haben doch ſehr Wenige ihn ganz erkannt. Trauern ſo Viele um ihn, wie zerriſſen muß das Herz der Wenigen ſein.“

Scharnhorſt's irdiſche Reſte wurden am 30. Juni in Prag auf dem Militär-Kirchhofe, anfangs in einer Capelle, nachher in einem unterirdiſchen Gewölbe beigeſetzt. Nach Wiederherſtellung des Friedens vereinigte ſich der General von Minutoli**) mit Gneiſenau, Clauſewitz, Boyen, Wilhelm von Humboldt und anderen patriotiſchen Männern zu dem Plane, dem um das Vaterland hochverdienten Helden an dem Orte, wo er ſeine letzte Ruheſtätte gefunden, ein ſeiner würdiges Denkmal zu ſetzen. Minutoli erließ am 27. Auguſt 1819 durch das „Militär-Wochenblatt“ eine Aufforderung zu Beiträgen; Schinkel entwarf eine meiſterhafte Zeichnung zu dem Denkmale, und bereits war zur Errichtung deſſelben die Genehmigung der öſterreichiſchen Regierung ertheilt worden, als der König auf den Wunſch der

* Klippel (III., 754, Anm.) ſpricht die Ueberzeugung aus, daß der Verfaſſer dieſes mit S. unterzeichneten Nekrologs kein anderer ſei, als der mit Scharnhorſt innigſt befreundet geweſene und auch mit Clauſewitz genauer bekannte Profeſſor Stützer, und hält die Annahme von Pertz (III., 614), daß vielleicht einer von Scharnhorſt's Söhnen oder ſein Schwager, der Profeſſor Theodor Schmalz, die Angaben der Familienverhältniſſe zu dem Nekrologe geliefert habe, ſowohl durch äußere Gründe als auch durch Inhalt und Darſtellungsweiſe des Nekrologs für nicht gerechtfertigt. Die Autorſchaft Stützer's hat jedenfalls die größte Wahrſcheinlichkeit für ſich.

** Vgl. deſſen „Beiträge zu einer Biographie Friedrich Wilhelm's III.,“ S. 137.

Digitized by Google

nächſten Verwandten des Verewigten, den Befehl gab, die irdiſchen Reſte deſſelben in vaterländiſcher Erde zu beſtatten. Die Leiche wurde nun nach Berlin übergeführt und auf dem Invalidenkirchhofe beigeſetzt,*) wo dem Helden das von Schinkel's Meiſterhand entworfene und von Friedrich Tieck nach einem in der Eiſengießerei zu Berlin angefertigten Modelle Rauch's ausgeführte Marmordenkmal mit dem ſchlafenden Löwen errichtet wurde. Die herrlichen Basreliefs an den Seiten des Sarkophags ſtellen die wichtigſten Momente aus Scharnhorſt's Leben dar. Das Monument wurde am 2. Mai 1834 feierlich enthüllt. Noch bevor daſſelbe vollendet war, hatte der König das Andenken des Helden durch das von Rauch aus cariſchem Marmor gefertigte Standbild geehrt, welches vor der Königswache nebem dem Zeughauſe ſeine Stelle erhielt.

Aus der meiſterhaften Biographie Scharnhorſt's, welche ſpäter von Clauſewitz verfaßt wurde, ſind oben mehrere Stellen von uns mitgetheilt worden; wir werden bei der Beſprechung ſeiner Schriften auf ſie zurückkommen.

Zu Ende Juni legte Herzog Peter von Oldenburg in Reichenbach, wo er am 25. angekommen war, dem Kaiſer die letzten Vorſchläge vor, welche zur völligen Organiſation der ruſſiſch-deutſchen Legion noch erforderlich waren, und beantragte zugleich die Abberufung Clauſewitz's, der mit einem Gehalte von 2,500 Thlr. zum erſten Generalſtabsoffizier der Legion ernannt worden war. Am 3. Juli erhielt Clauſewitz die Nachricht von der Genehmigung dieſes Antrags und am 6. Juli war er in Reichenbach, um ſeine Abfertigung zu holen, was er ſeiner Frau, die ſich damals in Prag befand, an demſelben Tage durch einen auf dem Zimmer des Herrn vom Stein geſchriebenen Brief mittheilte, welcher von dieſem durch Einlage beſorgt wurde. Gneiſenau machte noch einen letzten Verſuch, Clauſewitz für den preußiſchen Dienſt zu gewinnen; dieſer ließ den Schritt des Freundes geſchehen, obgleich er von der Erfolgloſigkeit deſſelben überzeugt war, worin er ſich auch nicht täuſchte.

* Neben ihm ruhen unter Marmorſteinen mit einfacher Inſchrift ſeine Tochter Julie Gräfin Dohna (geſt. 20. Februar 1827), ſein Sohn Auguſt und ſein Schwiegerſohn, der Feldmarſchall Graf Friedrich zu Dohna (geſt. 24. Februar 1859).

Digitized by Google

Im Mai hatte sich Frau von Clausewitz mit ihrer Mutter nach Schlesien begeben, wo sie in Landshut und dem in dessen Nähe an einem Quellflusse des Bober gelegenen Städtchen Liebau einen längeren Aufenthalt nahm und auch einen Besuch von Frau von Gneisenau erhielt. Da nun nach der Schlacht bei Bautzen die verbündeten Heere sich nach Schlesien zurückzogen, so war jener Aufenthalt bedenklich. Clausewitz schrieb daher am 31. Mai, an welchem Tage das Blücher'sche Heer eine Stellung bei Schweidnitz nahm, seiner Frau, daß sie sogleich über die böhmische Gränze gehen und in Theresienstadt oder einem anderen kleinen Orte die weiteren Begebenheiten abwarten oder sich nach Cudowa begeben möge, wo sie, ganz in der Nähe der böhmischen Gränze, bis zum letzten Augenblicke des Krieges sicher sei. Er hoffte, daß seiner Schwiegermutter, die kurz vorher erkrankt war, die Reise bei dem schönen Wetter nicht schaden werde, empfahl ihr aber vor Allem Ruhe, da der Gang des Krieges und die politische Lage zu keiner Besorgniß Veranlassung geben könnten. An demselben Tage schrieb Gneisenau an seine Frau (aus Puschkau bei Striegau): „Frau von Clausewitz und ihrer Mutter tausend Empfehlungen. Ich wünsche, daß Du mit ihr gehest, sei es nach Böhmen oder der Grafschaft Glatz oder Töplitz oder sonst wohin"*). In den ersten Tagen des Juni, nach dem Eintritte des Waffenstillstandes, theilte Gneisenau von Reichenbach aus der Frau von Clausewitz mit, daß er die Wiederanstellung ihres Mannes im preußischen Dienste beantragt habe, und lud sie gleich den Seinigen zum Innehalten ihrer Flucht und Niederlassung in einer schlesischen Stadt ein.**) Der Waffenstillstand, von dessen Abschlusse die Frauen noch vor der Abreise von Liebau Nachricht erhielten, machte dieselbe unnöthig; sie blieben in Liebau und erhielten hier den Besuch von Clausewitz, der in der zweiten Hälfte des Juni von Peilau aus dahin kam und dort einige glückliche Tage verlebte. Frau von Clausewitz sprach ihre dankbare Gesinnung gegen Gneisenau, welcher ihr diese Zusammenkunft mit dem Gatten ermöglicht hatte, in folgendem Briefe (aus Liebau, vom 25. Juni) aus:***)

* Pertz, II, 643.
** Pertz, III, 16.
*** Pertz, III, 44 f.

Digitized by Google

„Ich hatte Clauſewitz gebeten, mich bei Ihnen zu entſchuldigen, Herr General, wegen der flüchtigen Zeilen, womit ich neulich mit halb vom Schlafe verſchloſſenen Augen — da ich Ihren Brief in der Nacht erhielt, und der Bote wegen einer Beſtellung in Landshut gleich wieder fort mußte — Ihnen für Ihren ſo ſehr gütigen Brief einen ſehr unpaſſenden Dank ſagte. Er geſteht dieſen Auftrag vergeſſen zu haben, und da ich die Wiederholung dieſes Vergehens befürchten muß, übernehme ich es lieber ſelbſt, mich bei Ihnen zu entſchuldigen, und Ihnen die Verſicherung meiner innigſten Dankbarkeit zu wiederholen, ſowohl für jenen Brief als auch für die glücklichen Tage, die ich jetzt mit Clauſewitz erlebt habe; ich bin ſie Ihnen ſchuldig, da es von Ihnen abhing, ihn zurückzuhalten. Schließen Sie alſo aus der Größe meiner Freude auf die Wärme meines Dankes.

Clauſewitz iſt ſo durchdrungen von der Güte und Freundſchaft, womit Sie ihn behandeln, daß ich Ihnen auch deshalb meinen innigſten Dank abſtatten müßte, wenn ich nicht fühlte, daß der beſte Dank für Freundſchaft die herzliche Erwiederung derſelben iſt, und dieſes Dankes ſind Sie ja ſchon längſt von uns beiden gewiß.

Es thut mir ſehr leid, Herr General, Ihre Nähe zu verlaſſen, ohne nach ſo langer Trennung, nach ſo manchen erlebten Schickſalen, die Freude gehabt zu haben, Sie wiederzuſehen. Gern hätte ich Ihnen noch einen Beſuch in Ihrer Reſidenz Peilau gemacht, aber meine Mutter ſehnt ſich nach Prag, und da ſie die Reiſe ſchon aus Gefälligkeit für mich um vierzehn Tage aufgeſchoben hat, kann ich nicht weiter in ſie dringen. Ich verlaſſe Schleſien mit einer wehmüthigen Empfindung, und es wird mir wirklich ſchwer, mich von Ihrer Familie zu trennen. Ihre Frau Gemahlin hat mir mit ihrer ſtillen, anſpruchloſen, aber ſo innigen Güte und Theilnahme in manchem ſchweren Augenblicke ſehr wohl gethan; auch meine Mutter hat eine ſo herzliche Zuneigung zu ihr gefaßt, daß uns ihr Anblick immer eine recht wohlthätige, tröſtliche Erſcheinung geweſen iſt. Möge der Himmel es ihr vergelten! Auch Ihre lieben Kinder haben mir manche heitere Stunde gemacht, und werden Ihnen gewiß noch viel Freude machen. Meine Mutter empfiehlt ſich Ihrem freundſchaftlichen Andenken; erhalten Sie es mir auch und rechnen Sie ſtets auf die innige Hochachtung und Anhänglichkeit Ihrer ergebenen Marie Clauſewitz.“

Digitized by Google

Als Clauſewitz ſich zur Abreiſe nach ſeinem künftigen Beſtimmungsorte anſchickte, war es ſein ſehnlichſter Wunſch, ſeine Frau, welche ſich damals in Prag zum Beſuche bei der Gräfin von Weſtfalen*) befand, noch einmal zu ſehen, und er lud ſie daher am 12. Juli zu einer Zuſammenkunft in Nachod ein, wo er am 18. einzutreffen und, falls der Waffenſtillſtand verlängert werde, etwa fünf Tage zu bleiben gedachte. Die briefliche Verbindung mit ſeiner Frau war ihm für die Zeit ſeiner Stellung bei der ruſſiſch-deutſchen Legion durch ein freundliches Anerbieten Stein's, welches ihm derſelbe in Reichenbach gemacht hatte, ſehr erleichtert worden. Frau von Clauſewitz ſollte ihre Briefe an Frau vom Stein, welche damals in Berlin lebte, abgeben, welche ſie an ihren Gemahl ſenden werde, der die kürzeſte Gelegenheit hatte, dieſelben an Clauſewitz zu befördern; dieſer dagegen ſollte ſeine Briefe an den Grafen Wallmoden, Stein's Schwager, abgeben, der ſie an Stein befördern werde, durch deſſen Frau ſie dann an Frau von Clauſewitz gelangen würden. Letztere befand ſich im Spätſommer 1813 bei ihrer Freundin, der Gräfin Voß, in Giewitz und wurde hier von ihrem Gatten auf der Reiſe nach Grabow in Mecklenburg-Schwerin, wo damals das Hauptquartier der Legion war, in den erſten Tagen des Auguſt nochmals durch einen Beſuch erfreut.

Clauſewitz kam am 8. Auguſt in Grabow an, traf aber Wallmoden nicht anweſend, der gerade nach Stralſund gereiſt war, um eine Conferenz mit dem Kronprinzen von Schweden und dem General Moreau zu halten. Am 10. Auguſt hielt Wallmoden bei Schwerin Revue über die ruſſiſch-deutſche Legion, welche von Schwedt, wo ſie gelandet war, ihren Marſch durch die Uckermark nach Mecklenburg genommen und hier zunächſt in der Gegend von Teterow Kantonirungen bezogen hatte.

Die Legion, zu deren vorzüglichſten Offizieren der vormalige Generaladjutant des Herzogs von Oldenburg, Oberſt von Arentſchild, der bald nachher zum General befördert wurde, der Oberſt von Stülp-

* Sie war eine geborene Gräfin Liſy Thun, Schweſter des mit der Gräfin Thereſe Brühl vermählten Grafen Franz Thun. Nach dem Tode ihres erſten Gemahls, der 1809 in der öſterreichiſchen Armee diente, vermählte ſie ſich mit deſſen Bruder, dem ſpäteren Beſitzer der Herrſchaft Culm, Grafen von Weſtfalen.

Digitized by Google

nagel und der Oberſtlieutenant von der Goltz*) gehörten, beſtand aus zwei Regimentern Infanterie, einem Jäger-Bataillon, zwei Huſaren-Regimentern und einer reitenden Batterie, in der ungefähren Stärke von 6000 Mann, welche jedoch allmählich auf 8000 Mann gebracht wurden. Clauſewitz ſtellte ſich in Schwerin vor der Revue ſeinem neuen Vorgeſetzten vor, der ihn weder zurückſtoßend noch mit Auszeichnung empfing und am 12. Auguſt in Grabow mit ſeiner künftigen Beſtimmung bekannt machte.

Ludwig Georg Thedel, Reichsgraf v. Wallmoden-Gimborn, der aus einem alten niederſächſiſchen Adelsgeſchlechte ſtammte, deſſen Stammſitz die Burg Wallmoden unweit Goslar iſt, war am 6. Februar 1769 in Wien, wo ſein Vater brittiſcher Geſandter war, geboren und erhielt auf der Karlsſchule ſeine Ausbildung. Seine militäriſche Laufbahn begann er in der Hannöver'ſchen Garde, trat ſpäter in preußiſche und 1795 als Rittmeiſter bei der leichten Cavalerie in öſterreichiſche Kriegsdienſte, in welchen er ſich als Oberſt in der Schlacht bei Wagram ſo ſehr auszeichnete, daß er den Maria-Thereſienorden erhielt. Nach dem Waffenſtillſtande von Znaim zum Feldmarſchall-Lieutenant ernannt, trat er mit Genehmigung ſeines Monarchen in den ruſſiſchen Kriegsdienſt und erhielt im Frühjahre 1813 den Oberbefehl über die unter Dörnberg, Tſchernitſchef und Tettenborn ſtehenden leichten Truppen, welche ſich während des Waffenſtillſtandes im Juli und Auguſt in Mecklenburg zu einem größeren Heerkörper concentrirten, der auch die ruſſiſch-deutſche Legion und das Lützow'ſche Freicorps umfaßte. Dieſe Armee, welche die bunteſte Zuſammenſetzung hatte und zuletzt 28,000 Mann und 60 Geſchütze zählte, bildete eigentlich einen Beſtandtheil der unter dem Kronprinzen von Schweden ſtehenden Nordarmee, hatte aber die beſondere Aufgabe, das bei Hamburg ſtehende Corps des Marſchall Davouſt in Schach zu halten und die Niederelbe zu decken. Der

* Dieſe drei Offiziere hatten ſich auch um die Organiſation der Legion ſehr verdient gemacht, zu deren Befehlshaber anfangs Oberſt Chaſot, nach deſſen am 6. Januar 1813 in Pleskow erfolgtem Tode Gneiſenau in Ausſicht genommen war, und, als dieſer eine andere Beſtimmung erhielt, Wallmoden ernannt wurde. Ein wichtiges Material für die Geſchichte der Legion liefern die von Chaſot, Stülpnagel und von der Goltz an Gneiſenau gerichteten inhaltsreichen Briefe. (Abgedruckt bei Pertz II, 380 ff., 384 ff., III, 584 ff.)

Digitized by Google

Marſchall, welcher die letztere und namentlich das neu befeſtigte Hamburg vertheidigen und die große Unternehmung des Marſchalls Oudinot auf Berlin und die Marken unterſtützen ſollte, hatte, abgeſehen von den in Hamburg und Lübeck zurückbleibenden Beſatzungen, 27,000 Mann franzöſiſche Truppen und das 10,000 Mann ſtarke däniſche Hülfscorps unter dem Prinzen Friedrich von Heſſen, mithin 37,000 Mann zur Verfügung, war alſo der Armee Wallmoden's überlegen. Letzterer war daher im Ganzen mehr auf die Vertheidigung angewieſen und ſah ſich überdies durch die Weiſungen des Kronprinzen von Schweden vielfach gehemmt, der dieſem Heerestheile eine lediglich beobachtende Rolle anzuweiſen und ihn von jeder offenſiven Thätigkeit auszuſchließen trachtete.

Wallmoden's Perſönlichkeit war eine ausgezeichnete; er vereinigte in ſich alle Eigenſchaften eines großen Feldherrn und Staatsmannes; ſeine Unerſchrockenheit und Geiſtesgegenwart in den größten Gefahren war bewundernswürdig, und Clauſewitz ſchrieb über ihn nach einem der erſten Gefechte, welchem er an ſeiner Seite beiwohnte, daß er kaum je eine größere Bravour geſehen und die ſtolze Ruhe nie vergeſſen werde, mit welcher Wallmoden in den Kugelregen hineingeſehen habe. Er beſaß einen höchſt ehrenwerthen Charakter und war bei aller äußeren Kälte im Umgange ſehr liebenswürdig; mit dem Miniſter vom Stein, der ſeine Schweſter Wilhelmine zur Gemahlin hatte, war er durch die innigſte Freundſchaft verbunden.

Varnhagen*) ſagt von ihm: „Am 17. April traf der General-Lieutenant Graf von Wallmoden in Hamburg ein, der die Beſtimmung erhalten hatte, einen Heertheil des Nordheeres zu befehligen, der aus verſchiedenen Bundestruppen zuſammengeſetzt werden ſollte. Der Ruf ſeiner Auszeichnung in früheren Feldzügen, ſeines hellen Blickes in den Staatsverhältniſſen, ſeiner tapferen Entſchloſſenheit vor dem Feinde und der edlen Eigenſchaften ſeines Gemüthes war ihm vorausgegangen und vielmals wurde ſein Name in Deutſchland mit großen Erwartungen genannt.“

Wallmoden ernannte Clauſewitz zum General-Quartiermeiſter ſeiner nicht unbeträchtlichen Armee und dieſer ſah ſich nun mit der wichtigſten Beſtimmung betraut, welche ihm je in ſeinem Leben zu

* Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften. Bd. III, 319.

Digitized by Google

Theil geworden war. In der ersten Zeit war er von einer großen Arbeitslast bedrängt, welche dadurch noch erschwert wurde, daß er sich erst ein Büreau einrichten und die Gehülfen sich auswählen mußte. Sein persönliches Verhältniß zu Wallmoden, der ihm durch seine Befähigung und die trefflichen Eigenschaften seines Charakters große Achtung einflößte, nahm die freundlichste Gestalt an; nur der Krieg selbst, wie er unter den obwaltenden ungünstigen Verhältnissen und bei der Abhängigkeit Wallmoden's von dem Kronprinzen geführt werden mußte, konnte ihn, da er zu größeren Unternehmungen keine Veranlassung bot, wenig befriedigen, besonders im Hinblicke auf die glänzenden Erfolge, welche gleichzeitig auf dem südlichen Kriegsschauplatze gegen Napoleon und seine Feldherren errungen wurden.

Am 17. August überschritt Marschall Davoust in drei Colonnen die Stecknitz, welche während des Waffenstillstandes die beiderseitigen Vorposten in der Linie von Lauenburg nach Lübeck getrennt hatte, und drang links auf Möln, in der Mitte auf Schwarzenbeck, rechts auf Lauenburg vor. An dem letztgenannten Punkte kam es zu einem hartnäckigen Gefechte; 1600 Freiwillige des Lützow'schen Corps mit drei leichten Geschützen vertheidigten die Stadt bis zum Abende des 18. mit großer Tapferkeit und traten erst am 19. in der Frühe auf erhaltenen Befehl den Rückzug an.

Wallmoden wich in den nächsten Tagen vor der französischen Ueberlegenheit zurück; am 24. stand er in der Gegend von Wöbbelin;*) an demselben Tage erreichten die schwedischen Truppen unter General Vegesack Wismar, wichen aber in den nächsten drei Tagen ohne alle Nothwendigkeit bis Rostock zurück, und Wallmoden sah nun durch die störenden Anordnungen des Oberbefehlshabers sein Corps auf eine Entfernung von 12 bis 13 Meilen von einander getrennt und würde mit den geringen Streitkräften, welche er bei Wöbbelin und Warsow bei sich behalten hatte, in eine sehr bedenkliche Lage gekommen sein, wenn sich der Marschall Davoust zu einem kühnen Vorgehen hätte entschließen können. Dieser aber hielt seine Truppen meist hinter

* In einem der vielen kleinen Gefechte, welche in diesen Gegenden stattfanden, fiel am 26. August in der Nähe von Gadebusch der edle Dichter Theodor Körner, Lieutenant im Lützow'schen Freicorps, der begeisterte Sänger der Befreiungskriege. Seine Leiche ruht unter einer Eiche in der Nähe des Dorfes Wöbbelin.

Digitized by Google

der Stecknitz, Wackenitz und Trave zurück und Wallmoden, ohnehin durch die Weisungen des Kronprinzen gehemmt, konnte nicht daran denken, ihn in seinen gesicherten und theilweise künstlich befestigten Stellungen anzugreifen.

Das bedeutendste Ereigniß dieses Krieges war das Treffen an der Göhrde,*) in welchem Wallmoden über einen Theil des Davoust'schen Corps einen glänzenden Erfolg errang, welchen er, wie er selbst anerkannte, neben der Tapferkeit seiner Truppen, auch den trefflichen Anordnungen seines Generalstabschefs Clausewitz verdankte.

Da Wallmoden aus den Depeschen eines gefangenen Offiziers ersehen hatte, daß Davoust im Begriffe sei, die halbe Division Pecheux auf dem linken Elbufer stromaufwärts, wahrscheinlich nach Magdeburg, zu senden, so ging er in der Nacht zum 15. September mit etwa 13,000 Mann und 28 Geschützen bei Dömitz auf einer Schiffbrücke auf das linke Elbufer, marschirte nach Dannenberg und wartete am 16. morgens in einer verdeckten Aufstellung bei dem Vorwerke Wrechau auf das Hervorbrechen des Feindes aus der Göhrde. Als General Pecheux, durch das Erscheinen von Kosaken vorsichtig gemacht, seinen Marsch nicht fortsetzte, wurde er von Wallmoden angegriffen und erlitt nach hartem und blutigem Kampfe, in welchem die Franzosen mit rühmlichster Tapferkeit sich gegen die Uebermacht vertheidigten, eine vollständige Niederlage. Nur 2000 M., unter ihnen General Pecheux selbst, retteten sich nach Lüneburg, nachher über die Elbe; die Franzosen verloren 500 Todte, 1800 Gefangene, von welchen 800 verwundet waren, 8 Geschütze und 15 Munitionswagen; auch die Sieger erlitten einen Verlust von 50 Offizieren und 500 Mann an Todten und Verwundeten. Schon am folgenden Tage ging Wallmoden, indem er nur Tettenborn's Kosaken, das Lützow'sche Freicorps und ein Bataillon auf dem linken Elbufer zurückließ, mit seiner Hauptmacht bei Dömitz wieder über

* Laubwald auf halbem Wege zwischen Dannenberg und Dalenburg. Denselben Namen führt auch ein in dem Walde liegendes Jagdschloß. Varnhagen v. Ense, der damals Hauptmann und Adjutant des Generals Tettenborn in russischen Diensten war, hat das Treffen an der Göhrde ausführlich beschrieben. (Denkw. und Verm. Schr. III., 433 ff. und in der Schrift: „Gesch. der Kriegszüge des Generals Tettenborn in den Jahren 1813 und 14", S. 63 ff.).

den Strom, da er beſorgte, daß Davouſt den Abmarſch eines ſo bedeutenden Theiles ſeines Corps bemerkt haben und zu einem Angriffe benutzen werde, eine Beſorgniß, die ſich jedoch als unbegründet erwies. In dem Berichte, welchen Wallmoden über das Treffen an der Göhrde an Lord Bathurſt erſtattete, fand namentlich der Chef ſeines Generalſtabes, Oberſtlieutenant von Clauſewitz, die rühmlichſte Erwähnung. Am 22. September 1813 erfolgte ſeine Ernennung zum Oberſten bei der ruſſiſch-deutſchen Legion.

Die nun folgende lange Unthätigkeit wurde nur durch einen zu Anfang October mit Erlaubniß Wallmoden's von Tettenborn zur Wiedereroberung Bremens unternommenen überaus kühnen Zug unterbrochen. Das Unternehmen glückte vollſtändig und am 15. October capitulirte die Beſatzung.

Im December machte Wallmoden den Verſuch, der däniſchen Armee den Weg von Kiel nach Rendsburg, wo möglich auch nach Schleswig, abzuſchneiden; allein da die Diviſion Vegeſack, in Folge eines ihr von dem Kronprinzen ertheilten Gegenbefehls, ſich verſpätete, auch Dörnberg mit der Avantgarde zu entfernt war, um an dem Kampfe, der am 10. December bei dem Dorfe Seeſtädt ſtattfand, theilnehmen zu können, ſo mißglückte der Verſuch und es gelang den Dänen, mit einem Verluſte von 800 Mann und einer Kanone Rendsburg zu erreichen. Wallmoden verlor in dieſem Kampfe gegen einen überlegenen Feind 6—800 Mann und zwei Kanonen und erhielt bald nachher den Befehl über die Einſchließungsarmee bei Rendsburg.

Frau von Clauſewitz war in Mecklenburg und Holſtein wiederholt auf längere Zeit mit ihrem Gatten vereinigt. Sie nahm, um in ſeiner Nähe ſein zu können, ihren Aufenthalt in Giewitz bei ihrer Freundin, der Gräfin Voß, oder in Ludwigsluſt; im November war ſie einige Wochen bei ihm in Dömitz und während der Einſchließung von Rendsburg hielt ſie ſich in Holſtein auf, im Januar und Februar 1814, wie ſich aus der in den Briefen von Clauſewitz an ſie vom 8. Januar bis zum 27. Februar vorhandenen Lücke ſchließen läßt. In dieſe Zeit fiel auch der Verkehr, welchen Clauſewitz und ſeine Gattin mit dem Grafen Friedrich von Reventlow und deſſen Gattin Julie geb. Gräfin Schimmelmann auf dem Gute Emkendorf

Digitized by Google

bei Rendsburg unterhielten, wo ſie, wie wir oben in der Familiengeſchichte (Bd. I., Abſchn. I., S. 12) erwähnten, auch die Bekanntſchaft ihrer Verwandten Charlotte von Clauſewitz machten.

Den großen Ereigniſſen auf dem ſüdlichen Kriegsſchauplatze folgten Clauſewitz und ſeine Frau mit der geſpannteſten Theilnahme, und die Siege bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Culm, bei Dennewitz, bei Leipzig erfüllten ſie mit begeiſterungsvoller Freude. Mit ihrem Freunde Gneiſenau blieben ſie in brieflicher Verbindung und ſprachen ihm ihre Glückwünſche aus zu den großen Erfolgen, an welchen er einen ſo hervorragenden Antheil hatte. Ueberdies bemühte ſich Clauſewitz, in Uebereinſtimmung mit Wallmoden, durch Gneiſenau's Vermittlung die Befreiung der Legion von der Abhängigkeit von dem Kronprinzen von Schweden und ihre Vereinigung mit der ſchleſiſchen Armee herbeizuführen, zu welchem Zwecke er eine von ihm auf Wallmoden's Wunſch verfaßte und für den Kaiſer Alexander beſtimmte Denkſchrift an Gneiſenau überſandte. Die in dieſer ereignißreichen Periode von Gneiſenau an Clauſewitz und ſeine Frau und von dieſen an Gneiſenau geſchriebenen Briefe laſſen wir hier folgen, wobei wir beſonders auf den letzten Brief der Frau von Clauſewitz, als auf ein ſchönes Denkmal ihrer Vaterlandsliebe und edlen Geſinnung, aufmerkſam machen.*)

1.

Gneiſenau an Clauſewitz.

Mein theurer Freund!

Wir haben vorgeſtern eine ſchöne Schlacht**) gewonnen; entſcheidend, wie die Franzoſen noch nie eine Schlacht verloren haben.

Den 19. d. hatten die Feindſeligkeiten mit einem heftigen Gefecht bei Löwenberg begonnen, nachdem bereits der General Sacken mehrere Gefechte der zweiten Ordnung gehabt hatte. Am 21. wollte uns der franzöſiſche Kaiſer bei Löwenberg zu einer allgemeinen Schlacht

* Wir haben dieſe Briefe dem „Leben Gneiſenau's" von Pertz entnommen, wo ſie Bd. III., 223—230, 413 f., 459 f., 461, 474 f., 480, 482 f., 489, 519 ff., 557 ff., 578 ff., 582 ff. abgedruckt ſind.

** An der Katzbach (26. und 27. Auguſt).

Digitized by Google

bringen und uns während derſelben über Bunzlau in Flanke und Rücken gehen. Wir wichen aus und zogen mit unſerer Arrieregarde, ſtets fechtend, gegen Lauterſeifen zurück. Der Feind folgte uns des anderen Nachmittags, aber kraftlos. Dieſes gab uns die Vermuthung, daß er Truppen aus der Armee vor uns weggezogen habe. Wir gingen bis Goldberg, um unſere rechte Flanke, die noch immer bedroht war, zu ſichern. Am 23. entſpann ſich bei Goldberg ein ſehr heftiges Gefecht, doch abermals nur mit unſeren ſämmtlichen Arrieregarden und der Brigade Mecklenburg. Als Graf Langeron in der linken Flanke durch den Verluſt des Wolfsberges genommen war, traten wir unſeren Rückzug bis hinter Seichau an. York (der . . . . .) wich aber in der Nacht bis eine Meile hinter Jauer zurück. Langeron konnte mit Mühe in ſeiner vortrefflichen Stellung erhalten werden. Am 25. machten wir einen Entwurf, über die Katzbach zu gehen, und dem Feind zwiſchen Liegnitz und Goldberg in's Centrum zu gehen. Die Dispoſition war bereits ausgegeben, die preußiſchen Truppen nebſt Sacken im Marſch; das Hauptquartier um 9 Uhr des Morgens ſchon in Brechtelshof, als Langeron in ſeiner feſten Stellung hinter dem Dorfe Hennersdorf kanonirt wurde. Wir hielten mit dem Marſch inne, und wollten die Dinge ſich näher entwickeln laſſen. Bald kam die Meldung von unſeren Vorpoſten, der Feind rücke an gegen uns. Schnell machten wir unſere Anſtalten. Hinter ſanften Höhen verbargen wir unſere Armee und ließen nur unſere Avantgarde auf der weiten Ebene am rechten Ufer der wüthenden Neiße. Die Punkte für einige Batterien wurden ſchnell genommen.

Mittlerweile hatte der Feind den Grafen Langeron von Stellung zu Stellung geworfen. Dieſer konnte nicht Widerſtand thun, indem der . . . . ſein ſämmtliches Geſchütz bis auf 30 Sechspfünder, zwei Meilen weit zurückgeſchickt hatte, nur um ſich nicht zu ſchlagen, was er faſt ſtets verweigerte. Seine linke Flanke war ihm bereits von Hermsdorf her genommen, und nun wollte der Feind deſſen rechte Flanke umgehen, um ihn vollends aus ſeiner Stellung an der wüthenden Neiße zu ſtürzen, wo das ganze Corps aufgelöſt worden wäre. Die Flüchtlinge hätten ſich dann bei Jauer, ſofern wir dort geblieben wären, auf uns geworfen, und wir waren ohne Rettung verloren.

Digitized by Google

Unſer Entwurf zum Angriff und der Umſtand, daß wir zeitig marſchirt geweſen waren, retteten uns vom Verderben. Wir konnten nun mit Ruhe unſere Dispoſitionen machen. Der Feind war über die Katzbach herübergekommen und hatte nun das Defilée in ſeinem Rücken. Er ging nun auf unſere Avantgarde los. Schnell ließen wir die Brigaden aus ihrem Hinterhalte hervorbrechen und mit dem Bajonette auf den Feind losgehen. Der Regen war unaufhörlich; der Sturm ſchlug uns in's Geſicht. Die Infanterie zeichnete ſich durch hohe Tapferkeit aus. Ein langes, unentſchiedenes Cavalerie-Gefecht in einer Linie entſpann ſich. Wir brachten neue Schwadronen heran. Einige unſerer Bataillons-Maſſen, darunter ein Bataillon Landwehr, vernichteten eine ſtarke, feindliche Infanterie-Maſſe. Wir brachten mehr Geſchütz vor.

Der General Sacken hatte eine Linksſchwenkung gemacht; wir preßten den Feind in einen engeren Raum. Er ward an den ſteilen Thalrand der wüthenden Neiße und der Katzbach mit ſeinem Rücken angeklemmt, und ſchlug ſich um ſeine Rückzugsſtraße. Seine Reiterei verſchwand; wir dirigirten mehr Infanterie-Maſſen gegen ſeine Linie und eine ſtarke Infanterie-Maſſe, die noch Widerſtand thun wollten; und nachdem wir ſelbige mit einigen Stücken Geſchütz kartätſcht und mit Tirailleurs geängſtigt hatten, ließen wir eine Bataillons-Maſſe auf ſie losgehen und ſie vollends den ſteilen Thalrand hinunterſtürzen. Alle Kriegsfuhrwerke flohen in der wildeſten Flucht und an dem Rande und dem ſteilen Abhange lag Alles in der Unordnung des Schreckens. Die Nacht brach ein; von unſerer Cavalerie konnte nur wenig geſammelt werden. Sie ſetzte nicht nach, weil ſie ihr Handwerk nicht mehr verſteht.

Der Befehl ward ertheilt, daß die Armee um 2 Uhr Nachts dem Feinde folgen ſollte. Die Befehlshaber konnten zum Theil nicht gefunden werden, andere hatten nicht Luſt. Erſt des anderen Morgens gegen Mittag ging die Avantgarde über den Fluß und die Brigade Horn folgte.

Graf Langeron ward gerettet, indem einige Bataillons von unſerer Brigade Steinmetz über die wüthende Neiße gingen und den Feind in die linke Flanke nahmen.

Ohngeachtet, daß die Menſchen nicht verſtehen, einen erfochtenen

Digitized by Google

Sieg zu benutzen, ſo ſind die Reſultate des unſrigen dennoch groß, ſo viel ſie bis jetzt bekannt ſind. Etwa 60 Kanonen, 200 Pulverwagen und Feldſchmieden (letztere allein 8), 6000 — 7000 Gefangene ſind die Früchte des Sieges. Was wir auf unſerem Marſche von Eichholtz hierher geſehen haben an Leichnamen, Kriegsfuhrwerken ꝛc. und was wir über die Unordnung und Zuſammenſetzung der Arrieregarde, die aus allen Flüchtigen mehrerer Regimenter beſteht, gehört haben, beweiſt uns, daß Macdonald's Armee gänzlich aufgelöſt iſt. Wir ſind geſtern durch die angeſchwollenen Gewäſſer bis an die Bruſt gegangen; wir hoffen den Feind am Bober zu finden, und dieſem Fluß vielleicht ſo angeſchloſſen, daß ſie nicht ſich retten können. Eine Diviſion hat bereits bei Hirſchberg nicht über den Fluß kommen können, und mußte ihren Weg am unfahrbaren rechten Ufer des Bobers nehmen. Nach einem aufgefangenen Briefe des Diviſions-Generals haben ſich $^3/_4$ derſelben bereits in die Wälder verlaufen. Ich laſſe die Sturmglocke ziehen, um die Bauern gegen ſie aufzubieten.

Der Plan des franzöſiſchen Kaiſers war, uns zu ſchlagen, dadurch einen Eingang in Böhmen zu gewinnen, und ſodann concentriſch in dieſes Land einzuziehen im Rücken der großen Armee. Wir haben dieſen Plan vereitelt und eine große Armee vernichtet. Wir hatten gegen uns das Corps von Ney, jetzt Souham, Macdonald, Lauriſton, Bertrand und das Cavalerie-Corps von Sebaſtiani. Was von mir abhängt, ſoll geſchehen, um dieſe Armee vollends zu vernichten. Der Graf von St. Prieſt ſoll von Hirſchberg über Greiffenberg, Marklissa gegen die Straße von Lauban nach Dresden vorrücken und Neuperg ſoll ſich dort mit ihm vereinigen.

Dieſe Schlacht iſt der Triumph unſerer neugeſchaffenen Infanterie. Ich habe keine Traineurs derſelben im tiefſten Gewühl der Schlacht geſehen. Alle Bataillone ſtanden auf den hervorſpringenden Punkten des Terrains in vollen Vierecken.

Ein Landwehrbataillon von Thiele ward von feindlicher Reiterei umringt und aufgefordert, ſich zu ergeben. Es feuerte; nur ein Gewehr ging los; dennoch ergaben die Landwehrmänner ſich nicht. Nein! Nein! ſchrieen ſie, und ſtießen mit den Bajonetten. Einen Augenblick war unſere Cavalerie geſchlagen und ſchon hatte ſie eine

Digitized by Google

halbe Batterie verloren. Alles ward durch Unterſtützungen wieder gut gemacht. Die Schlacht hatte ganz das Anſehen einer antiken. Das Feuer während derſelben ſchwieg gegen Ende des Tages ganz, bis wir durch den durchweichten Boden wieder Geſchütz herbeirufen konnten. Nur das Geſchrei der Streitenden erfüllte die Luft; die blanke Waffe entſchied.

York hatte abermals Alles für verloren gehalten. Wir ſind verloren! ſchrie er. Jeder will ſich Lorbeeren ſammeln. Wir gehen zu Grunde; der Sieg wurde mir aus der Hand geriſſen, und ſolche Reden mehr. Und dennoch ſtand unſere ganze Infanterie in ſchönſter Ordnung. Der Marſch von hinter Jauer ſollte nicht gemacht werden. Man fatiguire die Truppen ohne Zweck, hieß es. So mußten wir dieſen Sieg erzwingen, das Glück war uns hold, und die gerechte Sache ſiegte trotz aller Mißgünſtigen.

Empfehlen Sie mich, mein theurer Freund, Ihrer Gemahlin und bleiben Sie gewogen Ihrem überglücklichen Freunde

Goldberg, den 28. Auguſt 1813.

N. v. Gneiſenau.

Wie ſchwierig meine Lage iſt, können Sie denken. Blücher will immer vorwärts und hält mich für zu behutſam; Langeron und York zerren mich wieder zurück, und halten mich für einen verwegenen Unbeſonnenen. Glück! ſei mir ferner hold!

2.

Frau von Clauſewitz an Gneiſenau.

Den 4. September 1813.

Sie haben jetzt wohl wichtigere Dinge zu thun, Herr General, als Briefe von weiblicher Hand zu leſen; dennoch kann ich den Wunſch nicht unterdrücken, Ihnen ſelbſt zu ſagen, mit welcher Freude, mit welchem Entzücken uns der glorreiche Sieg erfüllt hat, durch welchen Sie Ihre Katzbach verherrlicht haben. Welch neues Leben hat dieſer ſchöne Tag über uns alle verbreitet! Es iſt der erſte entſcheidende folgenreiche Sieg auf deutſchem Boden. Jahre von Schmach und Leiden ſind verwiſcht, und in neuem Glanze ſtehen

Digitized by Google

wir da, der großen Vorfahren nicht mehr unwürdig! — Welchen Dank ist Deutschland denen schuldig, die das große Werk leiteten und vollbrachten, und welch herrliches Gefühl muß das Bewußtsein einer solchen That in Ihrem eigenen Herzen erregen!

Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr es meine Freude erhöht, daß Ihnen, gerade Ihnen und unserem braven alten Blücher dies schöne Loos zu Theil ward. Sie sind desselben so würdig und werden es so tief empfinden, und es scheint eine besondere unaussprechliche, erfreuliche Gerechtigkeit des Schicksals, gerade denen dies Glück zu verleihen, die so treu und unermüdlich alle ihre Kräfte der guten Sache gewidmet und so viel dafür gekämpft, geduldet und gelitten haben. Nur ein wehmüthiges Gefühl trübt diese Freude, es ist die Erinnerung an unseren theuren und unvergeßlichen Freund,*) der dieses Glückes auch so würdig gewesen wäre; doch wenn er aus einer besseren Welt auf uns herabsieht, muß ja auch er sich freuen, daß seine treuesten Freunde der schöne Siegeskranz schmückt, der ihm auf Erden nicht zu Theil werden sollte.

Clausewitz wird es recht bedauern, diesen großen Moment nicht mit Ihnen erlebt zu haben; ich hätte es ihm auch wohl gegönnt, an dieser Freude unmittelbar Theil zu nehmen, anstatt hier mit Davoust und den Dänen herum zu manövriren. Das Einzige, was mich dabei tröstet, ist, daß er mit seiner neuen Lage nicht unzufrieden und mit dem Grafen Wallmoden außerordentlich zufrieden ist; alle seine Briefe sind voll von seinem Lobe sowohl in Rücksicht seines militärischen Betragens als der persönlichen Verhältnisse, die zwischen ihm und Clausewitz stattfinden, und wenn man hierüber so verwöhnt ist, als er es in der letzten Zeit war, so will dies Lob nicht wenig sagen.

Erlauben Sie mir noch die Bitte, Herr General, Ihrer Frau Gemahlin und der ganzen Familie meinen herzlichen Gruß und Glückwunsch zukommen zu lassen, auch Herrn August, der sich wahrscheinlich durch neue Heldenthaten hervorgethan hat, herzlich zu grüßen. Seine Jugend und Tapferkeit hat bei dem zwölfjährigen Sohne meiner Freundin ein solches Interesse erregt, daß ich oft von ihm erzählen muß, und er recht beneidet wird; auch habe ich dem kleinen Menschen versprechen müssen, seinen Gruß an August zu bestellen.

* Scharnhorst.

Digitized by Google

Wenn der General Blücher ſich noch meiner oder vielmehr meines ſchwarzen Sammetkleides erinnert, ſo würde ich Ihnen ſehr dankbar ſein, wenn Sie ihm auch meinen Glückwunſch abſtatten und ihn meiner Verehrung verſichern wollten.

Ich ſchließe mit dem innigſten Wunſche, daß das Schickſal uns nach glorreich geendigtem Kriege alle wieder vereinigen und uns das errungene Glück gemeinſchaftlich genießen laſſen möge, und mit der wiederholten Verſicherung der treuen Freundſchaft und Hochachtung, mit der ich immer ſein werde, Herr General, Ihre aufrichtige Freundin

Maria Clauſewitz.

(Dem Briefe waren noch von der Gräfin Voß geb. von Berg, und ihrer Mutter, Frau von Berg-Häſeler, Glückwünſche für Gneiſenau und Blücher beigefügt.)

3.

Gneiſenau's Antwort an Frau von Clauſewitz.

7. October 1813 (Katzbach).*) Wie viele Freude mir, verehrte gnädige Frau, Ihr Schreiben gemacht hat, vermögen Sie nicht zu ermeſſen. Von allen Glückwünſchungſchreiben über unſern Sieg an der Katzbach iſt mir das Ihrige bei weitem das werthvollſte. Es kommt aus der Fülle eines Herzens, das groß und edel iſt. Das Lob einer ſo hochgebildeten Frau, wen ſollte es nicht ſchwindlich machen!

Ich will Ihnen daher gern zugeben und mich deſſen gegen Sie — denn ſelbſt gegen meine Frau, die ohnedies die Art meiner Wirkſamkeit nicht kennt, habe ich dies nicht geäußert — rühmen, daß ich einen wichtigen Antheil an dieſem Siege gehabt habe, ſowohl was die Einleitung der Schlacht als deren Durchfechtung angeht; denn ſie hat gegen die Unterfeldherrn, Langeron und York, erzwungen werden müſſen. Erſterer nämlich war bereits geſchlagen, weil er, uns unbewußt, faſt ſeine ſämmtliche Artillerie zurückgeſchickt hatte. Wir haben ihn gerettet. Letzterer wollte nicht zur Schlacht marſchiren, unter dem Vorwande, ſeine Truppen müßten zweimal vierundzwanzig Stunden Raſt haben. Wäre dies geſchehen, ſo war

* Der hier mitgetheilte erſte Theil des Briefes wurde in Düben geſchrieben, wo damals das Hauptquartier war.

Digitized by Google

Schleſien verloren. Noch während der Schlacht gab er Alles für verloren, und brüllend ſchimpfte er gegen Diejenigen, die ſich Lorbeeren erwerben wollten. Ich kehrte mich daran nicht, half wo ich helfen konnte, führte die Truppen, wo es nöthig war, ins Gefecht und endlich ſtürzten wir den Feind den ſteilen Thalrand der wüthenden Neiße und der Katzbach hinunter.

Sogleich nach der Schlacht gab ich die Dispoſition zum Verfolgen des Feindes. Wäre ſie befolgt worden, ſo blieb von Macdonald's Armee Nichts mehr übrig; denn die Gewäſſer des Himmels waren mit uns im Bunde, hatten ſich entladen, und alle Regenbäche waren angeſchwollen und die Flüſſe ausgetreten. Kein Feind hätte ſich retten können. So ward das Verfolgen von den Unterbefehlshabern verſchoben, und der Feind entkam großentheils. Wir mußten uns mit 105 eroberten Kanonen und 18,000 Mann Gefangenen begnügen.

Fortſetzung

(geſchrieben nach der Schlacht bei Möckern).

Am 16. October ſchlugen wir, die Schleſiſche Armee, unſere ſchöne Schlacht bei Möckern; ich nenne ſie ſchön, weil ſich die Tapferkeit unſerer Truppen ſo ſehr darin bewährte. Um das Dorf Möckern ward blutig geſtritten. Endlich ward ſolches behauptet und der Feind auf allen Punkten geworfen. Wir eroberten 54 Kanonen. Am ſelbigen Tage war unſere große Armee angegriffen worden. Sie erlitt Unfälle, verlor Grund und nur mit Mühe wurde am Abend ein Theil der verlorenen Punkte wieder gewonnen, ſo daß man es eine unentſchiedene Schlacht nennen konnte.

Fortſetzung

(geſchrieben nach dem Kampfe bei dem Dorfe Gohlis, durch welchen die Franzoſen von der ſchleſiſchen Armee in die Vorſtädte Leipzigs zurückgeworfen wurden).

Wir allein griffen mit einem Theile unſerer Cavalerie und reitender Artillerie den vor uns ſtehenden Feind an und warfen ihn über die Partha hinüber.

(Schluß des Briefes).

Den 19. griff unſer Sacken'ſches Corps abermals Leipzig an. Der Kampf wurde hartnäckig und für uns ſehr blutig. Wir mußten unſere fechtenden Truppen durch andere von unſerem Langeron'ſchen

Digitized by Google

Corps unterſtützen laſſen. Auch dieſe verloren ſehr viel. Gewäſſer deckten die Franzoſen. Endlich rückte unſer Bülow'ſches Corps von der anderen Seite an. Durch die Vortheile der Lage begünſtigt, vertheidigten ſich die Feinde verzweifelt. Endlich drangen unſere Preußen durch. Wir mit ihnen zu gleicher Zeit. Da der Feldmarſchall unweit des beſtürmten Thores war, ſo zogen er und ſein Hauptquartier zuerſt als Sieger in die eroberte Stadt.

Wie ſoll ich Ihnen, verehrte Frau, meine Gefühle beſchreiben, als wir von dem tobenden Hurrahgeſchrei der ſiegenden Truppen und dem Freudengeſchrei der Einwohner empfangen wurden. Lange Colonnen von Kriegsgefangenen wurden uns vorgeführt, an ihrer Spitze zu Fuß die Generale Lauriſton, Reynier, Bertrand etc. Eine Stunde ſpäter kamen der König und Kaiſer Alexander, noch ſpäter der Kaiſer Franz und die Generale aller Nationen.

Sie kennen die ſchönen Spaziergänge um Leipzig. Dieſe waren das Schlachtfeld des 19. Octobers. Dort war Alles mit Todten, Verſtümmelten, Trümmern, Geſchützen, Munitionswagen und Gewehren bedeckt. Die Erde war mit Blut getränkt.

Das Bewunderungswürdigſte war, daß der ſiegtrunkene Soldat in ſeinen Reihen geordnet ſtand, und keine Plünderung vorfiel.

Wir eroberten über 200 Kanonen, 6—700 Munitionswagen, vielleicht 60,000 Gewehre. Mehr als 40,000 Gefangene ſind in unſeren Händen, darunter 15,000 Geſunde. Es ſind dieſes Tage geweſen, wie ſie die Geſchichte nie geſehen hat. Die verbündeten Truppen haben zwiſchen 40—50,000 Todte und Verwundete. Man kann den Verluſt der ſtreitenden Armeen zu 100,000 Mann annehmen an Todten und Verwundeten.

Seitdem haben wir, die ſchleſiſche Armee, den Feind verfolgt, ihm etwa 4000 Gefangene abgenommen, 3—4000 gefangene Ruſſen und Oeſterreicher befreit, ihm Kanonen abgenommen. Alle Straßen ſind mit Munitionswagen bedeckt, zum Theil zerſtört. Bei Freiburg ließ der Feind über 400 Munitionswagen ſtehen oder vernichten.

Wie glücklich ich bin, können Sie ermeſſen. Es gibt kein beſeligenderes Gefühl als Befriedigung einer ſolchen Nationalrache. Unaufhaltſam ſchreiten wir jetzt an den Rhein vor, um dieſen vaterländiſchen Strom von ſeinen Feſſeln zu befreien.

Digitized by Google

An Clauſewitz habe ich ſogleich in der erſten Verwirrung des Sieges aus Leipzig geſchrieben; da dieſer Brief aber etwas mehr als jener enthält, ſo bitte ich Sie, ihm ſolchen mitzutheilen.

An Ihre Hausgenoſſen meine herzlichſten Grüße; die frommen vaterländiſchen Wünſche, womit ſie mich begleiteten, haben ihre Wirkung gethan; ſie ſind erhört. Gott ſei mit Ihnen Allen. Beglücken Sie mich ferner mit Ihrem Wohlwollen.

Geſchloſſen zu
Groß-Neuhauſen, unweit Erfurt und Weimar,
den 24. October 1813.

N. v. Gneiſenau.

4.

Gneiſenau an Clauſewitz.

So eben kommt Haxthauſen aus dem Großen Hauptquartiere und ſagt mir, daß er nach dem Ihrigen abgehe; dieſe Gelegenheit will ich nicht vorübergehen laſſen, um Ihnen meine herzlichen Grüße zu entbieten. Meinen kurzen Bericht von unſeren Ereigniſſen, ſogleich nach der Schlacht an der Katzbach geſchrieben, werden Sie erhalten haben. Ohnerachtet die Reſultate unſeres Sieges groß geweſen ſind (104 Kanonen und 18,000 Gefangene), ſo iſt ſolcher doch nicht ſo benutzt worden, als es hätte geſchehen können, wären die Anordnungen, die ich in der Nacht nach der Schlacht dictirte, pünktlich befolgt worden. So aber miſchen ſich böſer Wille und Läſſigkeit ins Spiel. Wir müſſen nun Diejenigen bekämpfen, die wir damals haben entrinnen laſſen.

Hier ſind wir an einen Umkreis gekommen, den wir ungeſtraft nicht überſchreiten dürfen. Was jenſeits der Elbe vom Feinde ſteht, dient zur Reſerve denen, die uns hier gegenüberſtehen. Ueber Biſchofswerda hinaus dürfen wir alſo keinen Angriff machen.

Wir haben nun andere Entwürfe gemacht, und fangen an zur Ausführung zu ſchreiten, ehe wir die Genehmigung eingeholt haben. Bei der großen Armee nämlich entwirft man ſtets neue Pläne und kommt nie zur Ausführung, und nach zwei Siegen treibt ſich der Kronprinz von Schweden zwiſchen der Nuthe und der Elbe herum.

Digitized by Google

Wir alſo wollen die Scene eröffnen und die Hauptrolle übernehmen, da die Anderen es nicht wollen.

Da wo die ſchwarze Elſter in die Elbe ſich ergießt, macht die Elbe einen einſpringenden Winkel. Dort denken wir ein verſchanztes Lager anzulegen. Weiter oberhalb denken wir über den Fluß zu gehen und von Preußiſchen Streitkräften an uns zu ziehen, was wir können. Damit wollen wir ſo nahe als möglich der Franzöſiſchen Armee verbleiben, und, ſofern Uebermacht uns droht, einer Schlacht ausweichen. In letzter Inſtanz wollen wir eine Schlacht in unſerem verſchanzten Lager annehmen, und ich hoffe, daß wir ſie, nach den Vorbereitungen, die wir zu machen gedenken, dort gewinnen werden.

Graf Tauenzien iſt mit uns einverſtanden und wird gemeinſchaftlich mit uns wirken. Ich hoffe, Bülow wird dieſes, ſelbſt aus wohlverſtandenem perſönlichen Intereſſe, gleichfalls thun, ohne ſich viel um den ihn lähmenden Kronprinzen zu bekümmern. Wenn er auch indeſſen unſerer Einladung nicht Folge leiſtet, ſo glauben wir auch ohne ihn dem Unternehmen gewachſen zu ſein. Vielleicht daß auch Ihr Armeecorps Vortheil hiervon ziehen kann. Von Ihrer Gemahlin habe ich ein Glückwünſchungsſchreiben erhalten, das mir von allen mir zugekommenen das liebſte iſt, ſo innig und theilnehmend war es geſchrieben.

Empfehlen Sie mich auf das herzlichſte Ihrem General und erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen.

Gott befohlen!

Bautzen, den 26. September 1813. N. v. Gneiſenau.

5.

Gneiſenau an Clauſewitz*)

Es iſt wichtig für die Operationen, daß Sie bald wiſſen, daß wir heute unſeren Uebergang über die Elbe bei Elſter erzwungen haben. Das Bertrand'ſche Corps und ein Theil des 7. Corps ſtellten ſich uns in der hieſigen ungemein feſten Stellung entgegen.

Geſtern Abend war ich mit Müffling und Rühle hierher vorausgegangen, um den Brückenbau zu beſchleunigen. Unſere Pontonbrücken

* Geſchrieben nach dem Treffen bei Wartenburg (2. October 1813).

Digitized by Google

hatten wir mitgebracht. Sie wurden in der Nacht noch geſchlagen. Des Morgens gingen die Truppen über, das York'ſche Corps zuerſt. Der Angriff begann bald, das Gefecht ward ſehr heftig. Es dauerte fünf Stunden. Der Muth unſerer Truppen riß ſie an der ſtärkſten Stelle des Feindes fort, und koſtete uns demnach ſehr viel.

Am Ende wurde die anfangs entworfene Umgehung zu Stande gebracht und der Feind zugleich geſchlagen. Die Cavalerie war nicht ſogleich zur Hand, um den in Verwirrung fliehenden Feind zu verfolgen. 14 Kanonen und einige und fünfzig Munitionswagen fielen in unſere Hände; die Zahl der Gefangenen können wir noch nicht angeben. Ich umarme Sie. Gott befohlen!

Wartenburg, den 3. October 1813.

N. v. Gneiſenau.

6.

Gneiſenau an Clauſewitz.

Leipzig, den 19. October 1813.

Wir haben geſtern die große Schlacht geſchlagen und den Sieg erfochten. Auf einem nur engen Raume haben wir den Feind geſtern Abend zuſammengedrängt gehabt. Gegen Morgen zog er ſich theilweiſe ab, auf der Straße von Lützen. Heute griffen wir wieder an. Wir gingen auf die Stadt Leipzig los. Nach einer blutigen Arbeit erſtürmten die Truppen die Stadt. General Blücher zog zuerſt ein. 10,000 Gefangene, 20,000 Verwundete, noch mehr Kranke, über 50 Kanonen, 500 Munitionswagen fielen in unſere Hände.

Lauriſton, Reynier, Bertrand ſind unſere Gefangenen; noch mehr andere Generale. Eine Stunde nach uns kam Kaiſer Alexander, Kaiſer Franz, unſer König, die Prinzen, die Generale aller Nationen.

Geſtern Abend bereits hatten wir das Corps von York auf die Straße nach Merſeburg fortgeſchickt, um dem Feinde den Rückzug zu erſchweren. Ein Theil der großen Armee geht ſogleich auf den kürzeren Wegen und nach dem Werrathale. Die Baiern gehen nun nach der Schweiz, die ſich für uns erklären. In der geſtrigen Schlacht kamen 13 ſächſiſche Schwadronen und 2 Regimenter Württemberger

Digitized by Google

zu uns, nebſt 9 Bataillonen Sachſen. Ich habe den größeren Theil des Schlachtfeldes überſehen können, ein Schauſpiel ohne Gleichen.

Laſſen Sie von dieſem Briefe ſogleich eine Abſchrift dem Grafen Münſter in London zukommen und grüßen Sie ihn vielmals. Gott erhalte Sie. Grüßen Sie tauſendmal Wallmoden.

Fürſt Poniatowsky iſt hier ertrunken.

v. Gneiſenau.

7.

Gneiſenau an Clauſewitz.*)

Weißenfels, den 21. October 1813.

Die Angaben meines vorgeſtrigen Briefes muß ich dahin berichtigen, daß die gemachte Beute weit größer iſt, als man in der erſten Verwirrung des Sieges wiſſen konnte. Wir haben in Leipzig allein über 200 Stück Geſchütze erobert, und mehr als 800 Kriegsfahrzeuge. Die ſchönen Spaziergänge um die innere Stadt Leipzig ſind das eigentliche Schlachtfeld des 19. Octobers. Daherum liegen allerwärts Leichen von Menſchen und Pferden, Verſtümmelte, umgeſtürzte Geſchütze und Fahrzeuge; mehr als 30,000 Gewehre, 40,000 Gefangene ſind in unſeren Händen, darunter 15,000 Geſunde; eine Menge Generale, darunter viele amputirt. Vier Tage lang haben wir uns geſchlagen. Solche Maſſen auf einem ſo kleinen Raume verſammelt, wird man nur einmal in Tauſenden von Jahren zu ſehen bekommen. Es war dieſes eine Weltſchlacht, wie deren die Geſchichte nur ſehr wenige kennt. Während ſeines geſtrigen Marſches hat der Feind mehrere Munitionswagen in die Luft geſprengt. Dieſes thut er noch heute in der jenſeitigen Stellung, uns hier in Weißenfels gegenüber, wo er die Brücke abgebrannt und uns etwa 6000 Mann Cavalerie und eben ſo viel Infanterie entgegengeſtellt hat. Wir laſſen die Brücke wiederherſtellen und denken bald an den Feind zu ſein.

General York iſt ſchon jenſeit von Halle herbeigekommen. Wahrſcheinlich muß von den Unſrigen die Brücke am Ufer beſetzt ſein, weil der Feind hier den Fluß paſſirt hat.

* Eine andere faſt gleichlautende Ausfertigung dieſes Briefes erhielt Gneiſenau's Frau.

Digitized by Google

(Fortsetzung.)

Freiburg, den 22. October 1813. Der General York hat gestern den Feind hier in der Nähe ereilt und ihn angegriffen. Er befreite 4000 Oesterreichische und Russische Kriegsgefangene; machte einen General, einige Obersten und etwa 1500 Mann zu Gefangenen; eroberte 18 Kanonen, und nöthigte den Feind, über 400 Munitionswagen zu zerstören. Der Feind nimmt seinen Weg auf Erfurt. Ich hoffe, daß wir ihn bei Eisenach noch erreichen. Die Schlesische Armee ist abermals die vorderste und nächste am Feind.

Wir gehen, wenn der Feind entronnen oder vertilgt ist, auf Cassel, und, wenn man uns freie Hand läßt, an den Niederrhein. Die Kronprinzliche Armee soll die Festungen einschließen. Suchen Sie lieber durch die Operationen Ihres Armeecorps sich uns zu nähern. Viele Empfehlungen an Wallmoden.

8.

Clausewitz an Gneisenau.*)

Diese Begebenheiten der letzteren Tage gehören zu den größten, die die Geschichte verzeichnet hat, sowohl nach der Größe des Zweckes, nach der Menge der Streiter und nach ihren moralischen Folgen betrachtet. Eine viertägige Schlacht kennen die Annalen der Welt noch nicht. Die verbündeten Armeen haben wahrscheinlich 40,000 Todte und Verwundete verloren. Die schlesische Armee allein 12,000. Ueberdies war der Schlacht schon am 14. d. ein großes Cavaleriegefecht vorangegangen, und seitdem sind derselben bereits wieder welche gefolgt.

Zuvörderst meinen Glückwunsch über den großen Sieg, davon wir hier so eben die ersten Nachrichten erhalten, und an welchem, nach unser Aller Voraussetzung, Ihre Armee gewiß den ehrenvollsten Antheil hat. — Sodann soll ich Ihnen auf Graf Wallmoden's Verlangen das einliegende Memoire übersenden, welches eines von den Vielen ist, die ich über unsere Lage habe schreiben müssen.

* (Geschrieben am 22. October 1813 in Melkhof bei Hagenau, dem Hauptquartiere Wallmoden's.)

Digitized by Google

Wallmoden ſchickt es heute an den Kronprinzen. Er hofft und glaubt, daß Sie in Folge Ihrer Siege eine bedeutende Stimme in dem Rathe der Heerführer haben, und beſchwört Sie, für ihn zu thun, was in Ihren Kräften iſt, um uns von dieſem unglücklichen Obſervations-Krieg gegen Holſtein zu befreien, und uns ſo ſchnell nach Hannover zu bringen, als möglich iſt. Vielleicht müſſen wir nicht nach Hannover gehen, ſondern nach Holland, welches ich dahin geſtellt ſein laſſe. Aber der Weg nach Holland führt über Hannover. Ich empfehle mich, verehrungswürdigſter Freund, Ihrem Andenken und Wohlwollen. Ihr treu ergebener Clauſewitz.

Auch von Ihrem Siege am 16. haben wir blos die erſte unvollſtändige Nachricht bis jetzt. Man wird gar nicht fertig, Ihnen Glück zu wünſchen.

9.

Clauſewitz an Gneiſenau.

Dömitz, den 1. November 1813.

Hochverehrter Freund!

Ich habe richtig geurtheilt, wenn ich Ihrer Armee die Hauptrolle bei den merkwürdigen Ereigniſſen des 16., 18. u. ſ. w. ertheilt habe. Die Welt iſt voll von Ihrem Ruhm.

Ich habe Ihnen ein paar Mal auf Wallmoden's Veranlaſſung über unſere Angelegenheiten geſchrieben und Ihren Beiſtand in Anſpruch genommen; ich hoffe, daß Sie die Briefe erhalten haben, zweifle aber, daß Sie etwas für uns haben thun können.

Wallmoden iſt der Verzweiflung nahe; denn da ſich Davouſt nicht rückt oder rührt, ſo wird es immer wahrſcheinlicher, daß wir zu ſeiner Beobachtung eingewurzelt ſtehen bleiben, während die übrigen Maſſen ſich gegen den Rhein fortwälzen. Alles iſt in Bewegung geſetzt, um uns eine Erlöſung zu bewirken, Alles vergeblich; und ohne förmlich von unſeren Poſten zu deſertiren, können wir auch mit der größten Dummdreiſtigkeit nichts thun. Ein ſchwacher Schimmer von Hoffnung bleibt uns in der Ausſicht auf den Abfall der Dänen, die ſich jetzt etwas mehr begründet.

Digitized by Google

In ſehr großer Spannung bin ich über die Operationen, wenn man am Rhein angekommen ſein wird, denn ich bezweifle nicht, daß Napoleon über dieſen Fluß zurückgeht. So ſchwierig die Operationen jenſeit des Rheines unter anderen Umſtänden ſind, ſo feſt ich überzeugt bin, daß man bei übrigens gleichen Umſtänden in der Defenſive ſtärker iſt, als in der Offenſive, ſo halte ich es doch für ganz entſchieden, daß man über den Rhein gehen müſſe und die Operationen ohne Raſt bis zum Frieden fortſetze, geſetzt auch ſie führten bis Paris. Seine Armee iſt faſt vernichtet; denn was wollen 80 bis 100,000 Mann ſagen gegen das Doppelte und Dreifache, die man ihm entgegenſtellt. Läßt man ihm keine Zeit, neue Armeen zu formiren, ſo kommt er bis Paris nicht ordentlich zum Stehen. Was zur Landes-Vertheidigung organiſirt war, iſt größtentheils mit den Kohorten abmarſchirt; dem übrigen fehlt es an Artillerie und tauſend anderen Dingen. Alles, was man gegen eine Operation nach Frankreich hinein und bis Paris ſonſt ſagen konnte, iſt jetzt falſch und unpaſſend. Eine Verſchwörung in Paris, eine Empörung bei der Armee, Rebellion in den Provinzen werden uns auf halbem Wege entgegenkommen, und man wird die beiden Eckſteine eines dauerhaften Friedens unter den Umſtänden leicht erhalten, die Freiheit Hollands und der Schweiz. Macht man am Rhein förmlich baſta, ſo wird er während des Winters ſeine Armee erneuern, im Frühjahre wieder zwiſchen 2 und 300,000 Mann am Rhein ſtark, und wenn auch die Alliirten ohne Zweifel im Stande ſind, dieſer Macht das Doppelte entgegenzuſtellen, ſo iſt von der anderen Seite auch ſehr zu fürchten, daß bis dahin die gewöhnliche Zwietracht Zeit gehabt haben wird, arge Spaltungen hervorzubringen. — Dieſer Gedanke beſchäftigt mich Tag und Nacht, zehnmal mehr als unſere Lage hier, und ich geſtehe Ihnen, Herr General, daß ich einzig auf Sie rechne. Sie haben den Stillſtand der Operationen an der Elbe gehoben; ohne Sie ſtände man noch dort; vielleicht bewirken Sie ein Aehnliches am Rhein. Ich verkenne nicht, daß dieſe Anforderung viel größer iſt, allein der Erfolg Ihres Plans an der Elbe muß Ihnen auch einen viel größeren Einfluß zugeſichert haben. Ich zweifle faſt nicht, daß Sie meiner Anſicht ſind, und ſchreibe dies nur, um Sie wo möglich darin noch zu beſtärken. Ich kann mir die Scheinwahrheit denken,

Digitized by Google

mit welcher man in hundert einzelnen Punkten dieſe Idee bekämpfen wird. Sie zu widerlegen, müßte man ein Buch ſchreiben, aber es gehört nichts als der Takt des Urtheils dazu, um in einem Augenblicke das Falſche des ganzen Räſonnements zu erkennen, was man aus Zeiten und Verhältniſſen entlehnt, die den jetzigen ganz unähnlich ſind. Nun habe ich Ihnen noch von einem anderen nicht unwichtigen Gegenſtande zu reden.

Stülpnagel, der ſich Ihnen gehorſamſt empfehlen läßt, bringt die Idee in Anregung, ob Preußen nicht vielleicht Luſt hätte, die Ruſſiſch-Deutſche Legion in ſeinen Dienſt zu nehmen. Dieſe Legion iſt jetzt von England beſoldet und es geht ihr ganz gut; wie es aber erſt werden ſoll nach dem Frieden, weiß kein Menſch: von allen Preußen, Ruſſen, Sachſen u. ſ. w., die in der Legion ſind, iſt keiner für den hannövriſchen Dienſt beſonders geeignet und geſtimmt, und noch weniger haben die Leute Luſt, über's Meer zu gehen; dagegen, glaube ich, würde man den Preußiſchen Dienſt ſo ziemlich allgemein gern annehmen. Dies iſt ein Grund dafür, ein zweiter, daß Preußen, wenn es viel von ſeinen ehemaligen Provinzen wiederbekommt, doch viel Cadres zu neuen Einrichtungen braucht und es vielleicht gern ſieht, wenn es ſeine Conſcription nicht zu ſehr anzuſtrengen braucht. Ein dritter, daß Beſoldungsfuß, Exercitien und Reglement Preußiſch ſind; ein vierter, daß ein großer Theil der Offiziere Preußen ſind. — Der Legion, namentlich dieſen Preußen würde dadurch gewiß ein unendlicher Dienſt geſchehen; ob es aber ſchwierig iſt, die Sache bei Ihnen dort durchzuſetzen, laſſe ich dahingeſtellt ſein. Dieſe Legion beſteht jetzt aus 7 Bataillonen Infanterie, 2 Regimentern Huſaren, 2 reitenden und 1 Fuß-Batterie, Summa Summarum 7000 Mann, die auch ziemlich effectiv unter dem Gewehre ſind. — Es ſieht freilich aus, als wollte ich mich auf dieſem Wege wieder in die Preußiſche Armee hineinmanövriren; ich kann Ihnen aber betheuern, daß, wenn ich nur an mich dächte, ich gerade aus Stolz dieſen Antrag nicht machen würde, daß ich es alſo nur zum Beſten der Anderen und aus Gefälligkeit für ſie thue, mich auch gern ausſchließen will, wenn's nöthig wäre.

Ich höre ſo eben, daß ein Courier abgeht und eile zum Schluß. Meine Frau, die in Ludwigsluſt, 4 Meilen von hier war, hat mich

Digitized by Google

hier beſucht und empfiehlt ſich Ihrem freundſchaftlichen Andenken; ich aber bin mit der gewohnten Verehrung ſtets

Ihr treu ergebener Clauſewitz.

10.

Gneiſenau an Clauſewitz.

Frankfurt a. M., den 16. November 1813.

Erſt geſtern habe ich Ihre beiden Briefe, Melkhof, den 22. October und Dömitz, den 1. November, erhalten. Sie thun darin keines meiner an Sie gerichteten Briefe Erwähnung, und doch habe ich an Sie öfter, und namentlich nach unſerem Elbübergang aus Wartenburg, ſogleich nach der Eroberung von Leipzig, und einige Tage ſpäter abermals über die Vorfälle bei Leipzig geſchrieben. Dieſe Briefe habe ich ſämmtlich an den Geh. Staatsrath Sack in Berlin gehen laſſen, damit er ſelbige ſofort an Sie durch Eſtaffette gelangen ließe, weil mir der Kriegsoperationen wegen daran gelegen war, daß Sie ſofort von unſeren Fortſchritten unterrichtet würden. Laſſen Sie mich daher wiſſen, ob Sie dieſe Briefe erhalten haben, damit ich alsbald Nachfrage darüber halten kann. Ihr Memoire habe ich dem Fürſten Wolkonski übergeben. Ich verſpreche Ihnen aber keinen Erfolg von meinen Bemühungen, Ihr Corps mit zu unſeren Operationen heranzuziehen. Es ſind hierbei große Schwierigkeiten; denn man hält ſich hier nicht einmal für ermächtigt, das eine ruſſiſche Corps des Generals Winzingerode heranzuziehen, ſo nöthig man es auch hat, und man iſt darüber erſt mit dem Kronprinzen in Unterhandlungen getreten.

Ueber Ihre Ideen, die Fortſetzung des Krieges bis über den Rhein hinüber nicht zu vernachläſſigen, nicht erſt hier ſtehen bleiben und Verſtärkungen erwarten zu wollen, bin ich mit Ihnen vollkommen einverſtanden. Auch war die Schleſiſche Armee in dieſem Sinne dirigirt, und ſie hatte ſich ſchon den Rhein hinunter bewegt, um dort den 15. November über dieſen Strom zu gehen, während die große Armee dies in hieſiger Gegend, unſerer Meinung nach, thun ſollte. Unſere Armee war ſchon am Niederrhein angelangt, als man hier

Digitized by Google

andere Feldzugspläne faßte, in deren Folge die Schleſiſche Armee wieder den Rhein herauf ziehen mußte. Sie iſt nun vor Caſſel angelangt.

Der große, lange Mann, der die Leute, die er nicht mag, rückwärts über die Schulter anſieht, findet es ſehr thöricht, daß man über den Rhein gehen will. „Das ſei ja vorher gar nicht die Abſicht geweſen; warum man denn jetzt erſt auf dieſen aberwitzigen Gedanken komme? Der Rhein ſei ja ein Abſchnitt; da müſſe man ſtehen bleiben und ſich erſt wieder etwas herſtellen, um dem Feinde den Uebergang zu verwehren. Was uns denn die am anderen Rheinufer angingen? Wir würden doch wohl nicht die lächerliche Idee haben wollen, nach Paris zu gehen?“ und ſolches Zeug mehr. Meine Frau hat ihm zwei Stunden lang widerſprochen und ihn ſehr gut widerlegt. Am Ende hat keiner den andern überzeugt und wir ſchieden ſämmtlich aus einander, ohne zu wiſſen, was geſchehen würde. Eigentlich hindert der lange Mann doch nichts, wenn etwas von den Andern beſchloſſen wird, aber bekritteln und beſpötteln will er Alles.

Mein Feldzugsplan ging darauf hinaus, daß eine große Armee am Mittelrhein operiren, die Schleſiſche Armee über den Niederrhein gehen und ihre Richtung gegen Maſtricht und Antwerpen nehmen, die disponiblen Truppen der Nordarmee der Yſſel ſich bemächtigen und eine Armee aus der Schweiz durch die Franche-Comté dringen ſolle. Als ich hierher kam, fand ich die öſterreichiſchen Generale meinem Entwurfe ſehr geneigt, nur wollten ſie die Schweizer-Armee größer als die am Mittelrhein machen, was bei meinem Plane der umgekehrte Fall war. So ward der Plan dem Kaiſer Alexander vorgelegt und angenommen. Des anderen Tages kam Herr von Kneſebeck und ſagte, er habe ſich eines Beſſeren beſonnen. Von der Schweiz aus müſſe die größte Hauptmacht vordringen (205,000 Mann); die Schleſiſche Armee müſſe dicht an ihr bleiben, und ihr die Flanke und den Rücken, als Obſervationsarmee am Oberrhein, decken; die Eroberung von Holland müſſe man dem Kronprinzen von Schweden übertragen, und wenn er auch nicht kommen wolle, ſo müſſe man auf die Eroberung von Holland kein Gewicht legen, denn dieſes Land müſſe in Paris erobert werden; dahin müſſe man ſeinen Marſch

Digitized by Google

richten; die Armee aus Italien müſſe ebenfalls nach dem ſüdlichen Frankreich kommen und dort müſſe man ſich mit Lord Wellington die Hand bieten. Vergebens mache ich auf die Schwierigkeiten und die Länge des Weges (über Genf und Lyon) aufmerkſam, auf die moraliſche Kraft, die man dadurch der franzöſiſchen Regierung gibt, auf die Freiheit, die dem Feinde dann bleibt, ſeine feſten Plätze im alten Frankreich, in Brabant und Holland nicht zu beſetzen, und Armeen aus dieſen Beſatzungen zu bilden; auf den Reichthum an Hülfsmitteln der belgiſchen und bataviſchen Länder, der dem Feinde dann zu Gebote ſteht; auf den ſehr hochwichtigen Umſtand, daß dieſer Feldzug in ſechs Wochen erſt am Genfer See ſeinen Anfang nehmen kann ꝛc. Alles iſt umſonſt! Der Kaiſer und die öſterreichiſchen Generale fallen Kneſebeck's Meinung bei und mein Plan ward verworfen. Dieſer ging von dem Grundſatze aus, daß der Feind nimmermehr im Stande ſei, alle ſeine Feſtungen auszuſtatten, daß man ſelbige alſo nicht fürchten, ſondern ſie vielmehr aufſuchen müſſe, um eine große Anzahl derſelben an gewiſſen günſtigen Punkten zu bedrohen und dadurch den Feind in die Alternative zu bringen, entweder einen großen Theil der Feſtungen ohne Beſatzungen zu laſſen oder die neu zu bildenden Armeen alsbald zu zerſplittern.

Zu dieſem Ende ſollte die ſchleſiſche Armee in die Gegend von Maſtricht, um dort einen großen Theil der feindlichen Feſtungen zu bedrohen und zu gleicher Zeit die von Holland abzuſchneiden. Der Punkt von Coblenz ſollte feſtgehalten werden, um die innere Communication abzuſchneiden. Die Rhein-Armee ſollte ſo weit vordringen, daß ſie Mainz, Straßburg, Landau, Luxemburg, Metz, Thionville zugleich bedrohte; der Angriff von der Schweiz aus ſollte nur ein zweiter Moment ſein, den man von den neu zu bildenden Maſſen verſtärken konnte. Dieſer mein Plan indeß, als der weniger glänzende, mußte dem Schimmer des von Kneſebeck'ſchen nachſtehen, obgleich es gleichfalls in meiner Berechnung lag, bei günſtigen Umſtänden bis nach Paris zu dringen.

Mit dem Kronprinzen von Schweden haben wir die ſonderbarſten Verhandlungen gehabt. Als der franzöſiſche Kaiſer nach Düben ſich wandte und gegen die Elbe detachirte, wollte jener durchaus wieder über die Elbe zurück und uns ſich nachziehen. Wir lehnten ab und

Digitized by Google

als er uns endlich einen Befehl dazu ſchickte, verweigerten wir zu gehorchen. Jetzt ſagt er, er habe uns abgehalten, über die Elbe zurückzugehen!

Gott erhalte Sie! N. v. Gneiſenau.

Sie erwähnen, daß Ihre Gemahlin Sie beſucht habe, aber Nichts davon, ob mein an ſelbige geſchriebener Brief angekommen? Halten Sie doch auch hierüber Nachfrage.

11.

Clauſewitz an Gneiſenau.

Gr. Schirrenſee bei Rendsburg,
den 14. December 1813.

Aus Ihrem an Haxthauſen gerichteten Schreiben (Höchſt vom 4. December) ſehe ich, daß faſt keiner oder nur wenige meiner vielen und langen Briefe Ihnen zugekommen zu ſein ſcheint; es iſt faſt, als hätte eine mißtrauiſche Polizei ſie irgendwo aufgefangen. Mir iſt dies um ſo unangenehmer als ich Ihnen von manchen Gegenſtänden geſprochen habe, die für mich und andere große Wichtigkeit hatten. Dagegen habe ich die Ihrigen, ſo viel ich glaube, alle erhalten, auch den an meine Frau gerichteten. Ich danke Ihnen nochmals für alle dieſe Briefe, die ich als einen großen Beweis Ihrer Freundſchaft anſehe. Wir haben vor 4 Tagen ein Gefecht mit den Dänen gehabt. Der Kronprinz hat Alles gethan, um den Dänen den Weg zu öffnen. Sie begingen die Thorheit, ſich alle in Lübeck zuſammenzuziehen, als ſie die Stecknitz verließen. Nichts war leichter, nichts natürlicher, als ſie dort einzuſperren und unterdeß gerade auf Rendsburg zu marſchiren; ſo hatte man Lübeck, die Dänen in Rendsburg, wo nur 1500 Mann waren. Statt deſſen macht er mit der ganzen Maſſe der Truppen eine raſche Bewegung gegen Ratzeburg, verliert 3 Tage, gibt den Dänen Zeit, Lübeck und Olsloh zu verlaſſen, führt uns 3 Tage bei der Naſe herum, ehe er uns vorwärts marſchiren läßt, unterſtützt uns dann nicht, und gibt der Schwediſchen Avantgarde, die den Dänen nach Kiel folgt, Befehl, ja nicht über die Eider zu gehen. Wir marſchiren, laſſen unſere Diviſion Vegeſack, die er feſthält, im Stich, gehen durch die fürchterlichſten Wege in forcirten

Digitized by Google

Märſchen auf Rendsburg. Dörnberg forcirt am 9. die Brücke bei Cluveſik und nimmt 7 Kanonen und 400 Gefangene, an demſelben Tage, da die Dänen von Kiel abmarſchirt waren. Alle Nachrichten ſagen, die Dänen gehen auf Eckernförde und Schleswig. Dörnberg ſtellt ſich am 10. auf der Straße von Eckernförde nach Rendsburg auf; wir wollen die Eider paſſiren, finden aber den Feind mit Anbruch des Tages ſchon vor Seeſtädt, $^1/_2$ Meile von der Brücke. In der Eile wird Seeſtädt mit einem Bataillon beſetzt, die anderen Truppen kommen erſt gegen Mittag an. In der Hoffnung, daß Dörnberg von der anderen Seite angreifen, die Schwediſche Avantgarde dem Feinde folgen wird und bei dem terreur, der in der Däniſchen Armee ſchon war, ſchlage ich vor, die wenigen Bataillone, die angekommen ſind, über die Eider dem Feinde entgegenzuwerfen. Das Defilé iſt eine halbe Meile lang, die Felder alle 1—200 Schritt mit 6—8 Fuß hohen Wällen und Dornenhecken eingefaßt, machen den Gebrauch der Cavalerie und Artillerie unmöglich und erlauben der Infanterie keine rapide Bewegung. Wir ziehen nach und nach 5 Bataillone heran, allein der Feind hat Seeſtädt genommen und drückt uns mit der Maſſe ſeiner Truppen über die alte Eider zurück. Unſere Infanterie ſchlägt ſich ſchlecht, Dörnberg greift nicht an, die Schweden kommen nicht; und wir müſſen die Dänen vorbeiziehen laſſen, die uns noch zwei Kanonen und ein paar Hundert Gefangene abnehmen. — Sie können denken, daß mich dieſes Gefecht, in dem ſich alle Zufälle gegen uns erklärten, nicht in die beſte Stimmung verſetzt hat. War es möglich, 12 Stunden eher an die Eider zu kommen, ſo war die däniſche Armee vernichtet. — Das ſind mit wenig Worten unſere letzten Begebenheiten. Nun ſchließen wir Rendsburg ein, unterhandeln um Frieden und Waffenſtillſtand, und ſtehen einſtweilen ſo in einander aufgehäuft, daß einer den andern drängt und ſtößt und keiner ſich ſättigen kann.

Jetzt muß ich Ihnen, verehrter Freund, noch einmal von einer Angelegenheit reden, die außer mir auch Wallmoden ſehr intereſſirt und das Schickſal vieler Menſchen in ſich ſchließt. Unſere Ruſſiſch-Deutſche Legion kann in ihren Verhältniſſen nicht bleiben. Die Engländer würden ſie allenfalls zu einer Hannövriſchen Formation umſchaffen wollen; allein dies iſt dem Geiſte der meiſten Individuen

Digitized by Google

ſo entgegen, daß nichts Gutes dabei herauskommen würde; vielleicht iſt dies ſogar ganz unausführbar; es fragt ſich, ob keine der anderen Mächte dieſe Truppe in Sold nehmen will, oder ob ihr nicht durch ein allgemeines Verhältniß zu Deutſchland, als wirklich Deutſche Legion, mit der z. B. die Oeſterreichiſch-Deutſche Legion verſchmolzen würde, die Fortdauer gegeben werden kann. Unter Ruſſiſcher, unter Oeſterreichiſcher, unter Preußiſcher Fahne, wie es den Umſtänden angemeſſen iſt. Dies iſt Wallmoden's Lieblingsidee, und unſtreitig, wenn ſie in einem größeren Maßſtabe ausgeführt werden könnte, würde ſie etwas werth ſein. Bei dem zur Einrichtung der Vertheidigung Deutſchlands angeordneten Kriegsrath könnte dieſe Sache am erſten zur Sprache gebracht werden. Es gibt ja noch manches kleine Ländchen, was in dieſem Augenblick keinen Herrn hat und wohl in die Entſchädigungsmaſſe geworfen werden wird; dies könnte die Baſis der Legion abgeben. Wenn Sie ſich dieſer Sache annehmen, ſo thun Sie ein ſehr menſchenfreundliches Werk an verwaiſten Kindern, die kein Vaterland mehr haben.

Man ſpricht hier von einem neuen Siege, den Ihre Armee erfochten hat, von einem forcirten Uebergang über den Rhein; wenn das iſt, ſo nehmen Sie meinen verehrungsvollen Glückwunſch dafür an. Ihre Armee kommt mir vor wie die Spitze von Stahl in dem ſchwerfälligen eiſernen Keil, womit man den Koloß ſpaltet. — Mein ſehnlichſter Wunſch iſt, daß wir zu Ihnen ſtoßen mögen für den nächſten Feldzug. Den Kronprinzen habe ich ſatt, und auch auf unſere eigene Hand mag ich keine zweite Campagne machen; wir waren für die verfloſſene gemacht, aber nicht für jede andere. Brauchen Sie einen Avantgarden-General, der vorſichtig iſt und wachſam, der Geiſt des Arrangements hat, an Alles denkt und die Armee immer ſichert, ſo nehmen Sie ſich Wallmoden. Was dem Unternehmungsgeiſte fehlt, können Sie durch Nachdruck von hinten leicht erſetzen. — Das ſind meine Wünſche für den nächſten Feldzug und ich glaube, Wallmoden hat keine andern. Was das Allgemeine betrifft, ſo rechne ich auf die Maſſen, auf das Gewicht des Keils und die ſtählerne Spitze. Vielleicht werde ich ins Hauptquartier geſchickt und bin bald ſo glücklich, Sie zu ſehen und Ihnen meine Verehrung und Anhänglichkeit mündlich auszudrücken. Clauſewitz.

Digitized by Google

12.

Frau von Clauſewitz an Gneiſenau.

Ludwigsluſt, den 26. November 1813.

Ihr ſo ſehr gütiger Brief iſt erſt vor einigen Tagen bis zu mir gelangt, Herr General; er hatte mich umſonſt in Giewitz erwartet und mich dann eben ſo vergeblich in Dömitz aufgeſucht, wo ich ſo glücklich war, einige Wochen bei Clauſewitz zuzubringen. — Nur die Beſcheidenheit hat mich verhindert, Ihnen ſchon längſt wieder meine innigſte Freude auszudrücken über den bedeutenden Antheil, den Sie fortdauernd an dem großen Werke unſerer Befreiung gehabt, und den glänzenden Ruhm, den Sie wieder bei ſo vielen Gelegenheiten eingeerntet haben; aber Ihnen auch meinen Dank, meine Freude zu verſchweigen über Ihren ſo gütigen, freundſchaftlichen Brief, nein, ſo weit geht meine Beſcheidenheit nicht. Könnte ich Ihnen nur ſagen, wie ſtolz er mich gemacht hat! Mir war als müßten mich alle Menſchen mit einem beſonderen Reſpect anſehen, wenn ſie wüßten, daß ich einen ſolchen Brief von Ihnen erhalten hatte. Leider iſt mir der Genuß meiner Freude darüber nur unvollkommen zu Theil geworden; denn faſt in demſelben Augenblicke ging eine Gelegenheit nach dem Wallmoden'ſchen Hauptquartier ab und ich war ſo großmüthig, den Brief mitzuſchicken, nachdem ich ihn nur einmal ſchnell durchgeleſen hatte. Ich hoffe, Clauſewitz wird nun auch ſo großmüthig ſein, mir ihn bald wiederzuſchicken; denn ſo viel davon ihm wohl eigentlich gehören mag, ſo bin ich doch gar nicht geſonnen, mein Recht auf das Ganze aufzugeben.

Wie viel herrliche Augenblicke müſſen Sie auf Ihrem Triumphzuge durch Deutſchland gehabt haben, und wie gönne ich Ihnen alle dieſe ſchönen Empfindungen, deren Sie ſo fähig und ſo würdig ſind! Die Zeitungen ſagen uns, Sie wären ſchon über den Rhein, allein mehrere Privatbriefe widerſprechen dieſer Nachricht, der ich doch ſo gern Glauben beimeſſen möchte. Gott gebe, daß man jetzt nicht durch Zaudern die koſtbare Zeit verliere und ſich die Früchte der ſo theuer, aber ſo glänzend erfochtenen Siege zum Theil wieder aus den Händen nehmen laſſe! — Was Sie von dem Kronprinzen ſagen, iſt höchſt merkwürdig, hat mich aber nach allem, was ich ſchon von

Digitized by Google

ihm wußte, nicht ſehr befremdet. Was haben Sie denn geſagt von ſeinem Bulletin vom 10. November? Iſt das nicht eine merkwürdige pièce? Wann wird man doch die Augen öffnen und ihn mit ſeinen Schweden ziehen laſſen, wohin es ihm gefällt? — Von Clauſewitz's Kummer über ſeine lange Unthätigkeit und über alle Widerwärtigkeiten, womit ſein armer General zu kämpfen hat, werden Sie durch ihn ſelbſt wohl hinlänglich unterrichtet ſein. Ich wünſche recht ſehnlich, ſie alle aus dieſer Lage befreit zu ſehen, in der ſie ſo wenig Freude haben und ſo viel Undank einernten. Dies iſt zwar immer der Welt Lohn, wie das Sprichwort ſagt und wie die Erfahrung (leider auch die Ihrige) beweiſt; allein das ſtolze Bewußtſein, etwas recht Großes geleiſtet zu haben, muß, dächte ich, auch für dieſe Schmerzen unempfindlicher machen und zu dieſem Bewußtſein konnte freilich mein armer Mann in ſeiner bisherigen Lage nicht kommen. Als ich ihn verließ, glaubte man wieder, daß es mit des Kronprinzen Hülfe zu etwas Ernſtlichem gegen Davouſt kommen könnte, und ich blieb deshalb hier, um den Nachrichten näher zu ſein, aber noch ſcheint Alles beim Alten und der Kronprinz noch mit Ausruhen beſchäftigt; doch da ich ſeit mehreren Tagen keine Briefe von Clauſewitz habe, bin ich von Allem, was vorgeht, nur ſehr unvollkommen unterrichtet. Gott ſchütze ihn und leite Alles zum Guten!

Ich habe auch in dieſen Tagen einen ſehr freundſchaftlichen Brief von Ihrer Frau Gemahlin gehabt, die Ihre und Ihres Auguſt's Erhaltung und Alles, was uns der Himmel Gutes geſchenkt hat, tief zu fühlen ſcheint. Möge er auch ferner über Sie und die Ihrigen wachen und mir ſtets Ihre Freundſchaft erhalten. Marie Clauſewitz.

Mein Bruder ſchreibt, er habe eine große Freude gehabt über die würdige Vertheilung des Thereſiens-Ordens. Ich wünſche Ihnen von Herzen Glück zu dieſem wirklich ehrenvollen Orden.*)

Mitte Februar 1814 wurde Wallmoden aus Holſtein abberufen, um in den Niederlanden gegen den Marſchall Maiſon verwendet zu

* Daß die hier abgedruckten 12 Briefe dem „Leben Gneiſenau's von Pertz" entnommen ſind, iſt ſchon oben (S. 35 Anm.) mit den näheren Nachweiſungen bemerkt worden.

Digitized by Google

werden. In den erſten Tagen des März traf er mit der 8000 M. ſtarken ruſſiſch-deutſchen Legion, dem einzigen Corps, welches damals unter ſeinen Befehlen ſtand, in Münſter ein, überſchritt am 13. März bei Düſſeldorf den Rhein und bezog am 17. Kantonirungen in und bei Maſeyk, einer kleinen belgiſchen Stadt am linken Ufer der Maas, von wo die Legion am 23. März nach der Gegend von Antwerpen und Mecheln aufbrach, um zum Corps des Generals Graham zu ſtoßen. Bedeutendere Kriegsereigniſſe kamen nicht vor und die Feindſeligkeiten hörten in Folge der wichtigen Begebenheiten in Frankreich bald ganz auf, da Kaiſer Alexander, König Friedrich Wilhelm und Fürſt von Schwarzenberg am 31. März ihren Einzug in Paris hielten, Napoleon am 11. April zu Fontainebleau dem Throne entſagte und am 30. Mai der nach Frankreich zurückgekehrte König Ludwig XVIII. den Frieden zu Paris abſchloß.

Clauſewitz, der zuerſt in Maſeyk, dann in Haſſelt, Sotteghem bei Oudenarde, Leſſines bei Ath, in der Gegend von Tournay, zuletzt auf längere Zeit in dem an der Dende in Oſtflandern gelegenen Städtchen Aloſt ſein Standquartier hatte, benutzte ſeinen Aufenthalt in Belgien mit dem ihm eigenen ſcharfen Beobachtungsgeiſte, um Land und Leute kennen zu lernen, beſuchte Brüſſel, wo längere Zeit das Hauptquartier war, bewunderte das trefflich angebaute Land mit ſeinen reichbevölkerten Städten und Dörfern, ſeinen mit majeſtätiſchen Alleen eingefaßten ſchönen Chauſſeen, ſeinen ſtattlichen, von unermeßlichen Parkanlagen umgebenen Schlöſſern, den prachtvollen gothiſchen Kirchen und Rathhäuſern, unter welchen letzteren er dem zu Löwen vor allen im gothiſchen Stile aufgeführten herrlichen Gebäuden, die er geſehen, den Vorzug gab.

Da bald nach Mitte April Wallmoden ſich in Begleitung von Stülpnagel nach Paris und London begeben, auch Dörnberg, der ſich damals wieder bei der Legion befand, nach Paris reiſen wollte, ſo konnte Clauſewitz in dieſer Zeit einen Urlaub, den er zur Wiederherſtellung ſeiner angegriffenen Geſundheit dringend bedurfte, nicht nachſuchen, und er lud daher ſeine Frau ein, den Aufenthalt in Aloſt, der vorausſichtlich von langer Dauer ſein werde, mit ihm zu theilen, in der Hoffnung, daß ihr das Leben an dem ſtillen Orte, da ſie ſich ſchon daran gewöhnt habe, mit ihm in der Einſamkeit zu leben, nicht

Digitized by Google

unangenehm ſein werde. Der aus Aloſt am 17. April geſchriebene Brief konnte Ende dieſes Monats in ihren Händen ſein und Clauſewitz ſah ihrer Ankunft um die Mitte Mai mit Sehnſucht entgegen.*)

Da mit der Beendigung des Krieges die Auflöſung der ruſſiſch-deutſchen Legion zu erwarten war, ſo ſahen ſich die Offiziere derſelben von einem unſicheren Schickſale bedroht und ſchon am 29. December 1813 hatte ſich Gneiſenau, der an der Legion, zu deren Anführer er einſt beſtimmt geweſen war, immer den wärmſten Antheil genommen hatte, für jene Offiziere verwendet, indem er in Frankfurt an den bei der Organiſation der neu zu ſchaffenden deutſchen Armeen angeſtellten Oberſtlieutenant von Rühle, von welchem er ſich gleichzeitig verabſchiedete, ſchrieb: „Die ruſſiſch-deutſche Legion ſieht ihrem Erlöſchen und die Offiziere auf jeden Fall am Ende des Krieges einem ungewiſſen Schickſale entgegen. Könnten Sie nicht für ſelbige wirken, daß ſie vielleicht in den Dienſt des neuen Deutſchen Reiches träten? Dieſe Idee kommt nicht von mir, ſondern von einem Mitgliede der Legion,**) aber ich theile ſie Ihnen mit, ob ſelbige Sie vielleicht auf einen Entwurf führte, den armen Verwaiſten zu helfen.“

Zu Anfang April 1814 erfolgte endlich, vorzugsweiſe auf Stein's und Gneiſenau's eifriges Betreiben, der Beſchluß, die Legion in die preußiſche Armee aufzunehmen, doch wurde derſelbe vorerſt noch nicht offiziell bekannt gemacht und zunächſt die zur Ausführung erforderlichen Vorbereitungen getroffen. Clauſewitz wurde alsbald von der Sache in Kenntniß geſetzt, und da er aus der Erfolgloſigkeit der wiederholten Bemühungen Gneiſenau's, ſeine Wiederanſtellung in der preußiſchen Armee zu bewirken, auf eine unüberwindliche Abneigung des Königs gegen ſeine Perſon ſchließen zu müſſen glaubte, ſo

* In dem ſonſt ſehr ſchätzbaren Artikel über Clauſewitz in Wagener's Staats- und Geſellſchafts-Lexicon (V, 394 ff.) findet ſich die Angabe, daß Clauſewitz im Februar 1814 in Blüchers Hauptquartier geſandt worden ſei und an der Schlacht von Paris und dem Einzuge Theil genommen habe. Dieſe Angabe, welche ſich übrigens auch in neueren Schriften fortgepflanzt hat, iſt unrichtig, wie man aus den unten (XI, 43 ff.) mitzutheilenden Briefen erkennt, und ſcheint der Irrthum aus einer Verwechslung mit dem Jahre 1815 entſtanden zu ſein.

**) Oberſt von Stülpnagel in einem aus dem Hauptquartiere Groß-Wittenſee bei Rendsburg am 15. December 1813 an Gneiſenau gerichteten Briefe. (Abgedruckt bei Pertz, III, 584 ff.)

Digitized by Google

widerſprach es ſeinen Gefühlen, ſich zugleich mit der Legion in den preußiſchen Dienſt gleichſam einzuſchleichen, und er entwarf daher an den König ein Schreiben des Inhalts: er werde, falls ihn der König nicht für würdig halte, in der preußiſchen Armee zu dienen, den Austritt aus der Legion als ein unvermeidliches Uebel betrachten, welchem er ſich lieber unterwerfen als unter den Augen des Königs dienen wolle, ohne wenigſtens diejenigen Anſprüche auf deſſen Gnade und Wohlwollen zu haben, deren ſich jeder andere Offizier erfreue. Dieſes Schreiben, deſſen Entwurf er am 12. April ſeiner Frau mittheilte,*) kann, wenn es überhaupt abgeſandt wurde, auf die Entſchließung des Königs einen Einfluß nicht ausgeübt haben, da das Patent für Clauſewitz als preußiſcher Oberſt, welches ihm ohne Zweifel auf Gneiſenau's nochmaligen Antrag ertheilt wurde, bereits am 11. April 1814 ausgefertigt worden iſt.

Die ruſſiſch-deutſche Legion wurde im Juli 1814 dem dritten deutſchen Armeecorps, welches unter dem Oberbefehle des Generals von Kleiſt ſtand, zugewieſen**) und führte ſeitdem den Namen „deutſche Legion.“ Sie bezog den 25. Juli Kantonirungen in und bei Bonn, beſtand aus einer Infanterie- und einer Cavalerie-Brigade, zwei reitenden und einer Fußbatterie und zählte 5697 M. mit 2197 Pferden. Alle zu ihr gehörenden Baiern, Würtemberger und Holländer hatten bereits ihre Entlaſſung erhalten, ſpäter wurde ſie auch denjenigen Mannſchaften der Cavalerie und Artillerie ertheilt, welche nicht Sachſen oder Preußen waren.

Den folgenden von dem General Kleiſt erlaſſenen Tagesbefehl wollen wir wegen der Anerkennung, welche in demſelben dem Betragen und der Tapferkeit der Legion ertheilt wird, hier aufnehmen:

„Tagesbefehl.“

„Hauptquartier Aachen, den 22. Julius 1814.“

„Seine Majeſtät der König haben nach einem Vertrag mit Ihren Hohen Alliirten beſtimmt, daß die ruſſiſch-deutſche Legion, ſo wie ſie jetzt beſteht, ſich an das dritte deutſche Armeecorps anſchließen ſoll.

* S. unten XI., 51.

** Wallmoden kehrte nach dem erſten Pariſer Frieden in den öſterreichiſchen Dienſt zurück, trat 1848 in den Ruheſtand und ſtarb am 22. März 1862 in Wien.

Digitized by Google

Da nun in dieſer Legion ſich eine Anzahl Preußen und Sachſen befinden, welche ohne Erlaubniß in dieſelbe eingetreten ſind, ſo haben durch dieſe Allerhöchſte Beſtimmung alle Anſprüche, welche einzelne Regimenter an dieſe Leute haben könnten, (ſo lange ſelbige in der Legion dienen) aufgehört, und kein Vorwurf kann einzelne Individuen wegen ihres Eintretens treffen, indem Seine Majeſtät durch dieſe Wiederaufnahme allergnädigſt Verzeihung für Diejenigen ausdrücken, welche deren bedürfen. Die Herren Offiziere und Soldaten der Armee vom Niederrhein haben daher die Herren Offiziere und Soldaten der deutſchen Legion als ihre Cameraden aufzunehmen, und ſich aller unziemenden Redensarten gegen ſelbige um ſo mehr zu enthalten, als ihr Betragen während der letzten Campagne untadelhaft geweſen und ſie ſich durch Bravour ausgezeichnet haben.“*)

„Kleiſt von Nollendorf.“

Die von Clauſewitz in der ruſſiſchen Armee geleiſteten Dienſte, ſein ausgezeichneter Muth und die Tapferkeit, welche er im Feuer bewieſen, fanden durch drei kaiſerliche Ukaſe rühmliche Anerkennung, welche, obgleich ſie erſt nach mehreren Jahren ausgefertigt wurden, hier die paſſendſte Stelle erhalten dürften:

1.

„Von Gottes Gnaden
Wir Alexander der Erſte,
Kaiſer und Selbſtherrſcher aller Reußen

Dem aus Unſerem Dienſte entlaſſenen Oberſtlieutenant von Klauſewitz“

„Zur Belohnung des eifrigen und ausgezeichneten Dienſtes in dem Kriege gegen die Franzoſen im Jahre 1812 und beſonders in der Schlacht vom 15. Juli bei der Stadt Witepsk, wo Sie ſich bei dem Quartiermeiſter-Weſen befanden, und im Feuer ſtanden und mit Erfolg Ihre Pflicht erfüllten, haben Wir Sie

*) „Beiträge zu der Biographie des Generals Freiherrn v. Thielmann“, von Albrecht Graf v. Holtzendorf, S. 154 und 252 (Beil. 58).

Digitized by Google

Allergnädigſt am 4. October 1812 zum Ritter des Ordens des heil. Wladimir 4. Claſſe mit der Schleife ernannt. Dieſes Patent als ein Zeugniß hierüber zu unterzeichnen, mit dem Ordensſiegel zu bekräftigen und die Ordenszeichen Ihnen zu überſenden, haben Wir durch Unſeren Ukas vom 3. Mai 1817 dem Kapitel der Kaiſerlich Ruſſiſchen Orden anbefohlen."

„So geſchehen den 28. Februar 1818 zu St. Petersburg."

„In Abweſenheit des Kanzlers:

(L. S.)
Nr. 695. der General der Cavalerie Fürſt N. Wolkonsky.

Ordens-Caſſier Generalmajor v. Kryſchanowsky."

2.

„Von Gottes Gnaden
Wir Alexander der Erſte ꝛc. ꝛc.

Unſerem Major außer Dienſte Klauſewitz"

„Zur Belohnung des Dienſteifers und ausgezeichneten Betragens, welches Sie in der Schlacht wider die franzöſiſchen Armeen bei dem Dorfe Borodino am 26. Auguſt 1812 bewieſen, wo Sie während Ihres Dienſtes beim Quartiermeiſter-Stabe von dem General der Cavalerie Uwarow gebraucht wurden und ſowohl in dieſer als auch in anderen Schlachten eine ausgezeichnete Fähigkeit und Tapferkeit erſcheinen ließen, haben Wir Allergnädigſt unter dem 19. December des Jahres 1812 Ihnen einen goldenen Ehrenſäbel mit der Inſchrift „Für Tapferkeit" verliehen. Durch Unſeren Ukas vom 8. December 1817 befahlen Wir dem Kapitel der Kaiſerlich Ruſſiſchen Orden dies Patent in Zeugniß deſſen zu unterzeichnen und mit dem Ordensſiegel zu bekräftigen."

„Gegeben zu St. Petersburg, den 10. Auguſt 1819."

„In Abweſenheit des Kanzlers:

(L. S.)
Nr. 3056. der General der Cavalerie Fürſt N. Wolkonsky.

Ordens-Caſſier Generalmajor v. Kryſchanowsky."

Digitized by Google

3.

„Von Gottes Gnaden
Wir Alexander der Erste ꝛc. ꝛc.
an Unseren Obrist-Lieutenant außer Diensten Klauswitz“

„Zur Belohnung Ihres eifrigen Dienstes, durch den Sie sich in dem Feldzuge von 1812 gegen die französischen Kriegsheere ausgezeichnet haben, als in welchem Feldzuge Sie, bei dem Quartierwesen angestellt, während der ganzen Dauer der Verfolgung des Feindes von dem Flecken Tschaschecki an, alle Ihnen ertheilten Aufträge mit besonderer Geschicklichkeit und Eifer vollführten und gleichermaßen in dem Treffen vom 15. November auch im Avantgardendienste mit ausgezeichnetem Muthe und Tapferkeit handelten: haben Wir Sie den 31. Juli 1813 Allergnädigst zum Ritter des St. Annen-Ordens 2. Classe ernannt, und Urkund dessen gegenwärtiges Patent zu unterschreiben, es mit dem Ordenssiegel zu versehen und Ihnen die Ordenszeichen zuzustellen, dem Kapitel der Kaiserlich Russischen Orden durch Unseren Ukas vom 12. October 1821 befohlen.“

„Gegeben zu St. Petersburg, den 30. Juni 1822.“

„Der Kaiserlich Russische Ordenskanzler: Naryschkin.

(L. S.) „ „ „ Ober-Ceremonien-Meister:
Nr. 947. Kologriwoff.

„ „ „ Schatzmeister: Krischanoffsky.“

Digitized by Google

XI.

Briefe von Clauſewitz an ſeine Frau aus der Zeit vom 26. Januar 1813 (Königsberg) bis zum 19. April 1814 (Aloſt).

1.

Königsberg, 14./26. Januar 1813.*)

Wir ſtehen mit unſerer Armee an der Weichſel; wahrſcheinlich ſind wir in vier Wochen an der Oder und in fünf, ſpäteſtens ſechs Wochen in Berlin. Von der anderen Seite kommt der linke Flügel unſerer Armee wahrſcheinlich in Verbindung mit Breslau und da wäre es ſehr leicht möglich, daß ich einmal einige Tage nach dieſem Orte hinkäme. Da nun der Hof dort iſt, ſo wäre eine Reiſe nach Breslau auch ohnedies nicht ohne Intereſſe für Dich. Wäre ſonſt nichts zu berückſichtigen, ſo würde ich Dich in jedem Falle bitten, nach einem dieſer beiden Orte zu gehen, innerhalb vier Wochen vom Datum dieſes Briefes ab. Allein ich bin zur deutſchen Legion notirt und bereits iſt der Befehl ausgefertigt worden, daß ich dahin zurückgehen ſoll. Dieſer Befehl ſcheint aber entweder zurückgenommen oder verloren gegangen zu ſein; kommt er gar nicht an, ſo bleibe ich vor der Hand bei der Wittgenſtein'ſchen Armee, weiß aber nicht, ob ich nicht etwa hier in Preußen bei der Organiſation des Landſturmes gebraucht werde, in welchem Falle ich gleichfalls vor der Hand nicht nach Berlin kommen würde. Immer bleibt die Möglichkeit, daß ich einmal auf ein paar Tage nach Berlin oder nach Breslau geſchickt werde. Muß ich zur deutſchen Legion abgehen, ſo komme ich ſechs oder acht Wochen ſpäter nach Deutſchland und dann

* Der Adreſſe iſt beigefügt: „au château de Tetschen en Bohême", wo Frau von Clauſewitz damals bei ihrer Couſine Thereſe Gräfin Thun (geb. Gräfin Brühl) zum Beſuche war. In Berlin wohnte ſie Behrenſtraße 44.

Digitized by Google

wird freilich nicht mehr Zeit ſein, die Seinigen zu beſuchen. Aus allen dieſen Ungewißheiten magſt Du Dir ein Reſultat für Dein eigenes Thun und Laſſen ziehen. So unausſprechlich ſüß mir die Vorſtellung iſt, Dich, wenn auch nur auf zwei oder drei Tage, wiederzuſehen, ſo würde ich es doch für unrecht halten, wenn Du in dieſen geldarmen Zeiten der ungewiſſen Ausſicht ein großes Opfer bringen wollteſt. Iſt es alſo nicht Deine Abſicht, ohnehin bald nach Berlin abzureiſen, oder wünſcheſt Du nicht ohnehin, die königliche Familie in Breslau wiederzuſehen, macht Dir der dortige Aufenthalt zu viel Koſten und Schwierigkeit, ſo bleibe ruhig in Tetſchen; wir wollen dann hoffen, daß Gott uns in einem anderen Augenblicke das Glück des Wiederſehens ſchenken wird.

Ich bin wohl und zufrieden. Dein Freund S. (Stein) iſt in dieſem Augenblicke hier. G. (Gneiſenau) ſoll auf dem Rückwege*) in Schweden angekommen ſein. Ich bin nur auf einige Tage hier und meine Adreſſe iſt: im Hauptquartier des Grafen Wittgenſtein. Haſt Du in Breslau Jemand, der Dir die Freundſchaft erweiſt, einen Brief mit einer Gelegenheit nach unſerer Armee oder am beſten nach dem General York abgehen zu laſſen, ſo werde ich ihn ſehr ſchnell erhalten. Seit dem 10. September habe ich nur vom 3. December einen Brief von Dir.

Chaſot**) iſt leider in Pleskow an einem Gallenfieber geſtorben.

2.

Elbing, den 16./28. Januar 1813.***)

Ich bin wohl und ſchreibe dieſe Zeilen bloß, um Dir das zu ſagen; denn übrigens kann ich von dem Zuſtande der Spannung,

* Aus England.

** Auf der Reiſe von Petersburg nach Wilna, welche Stein in Begleitung Arndt's am 5. Januar (1813) in einem auf einen Schlitten geſetzten Wagen antrat, beſuchten ſie am 6. Januar abends in Pleskow den am Nervenfieber todkranken Grafen Chaſot, der von dem Hauptmann Tiedemann verpflegt wurde. Der Kranke lag im Fieberwahnſinn und kannte ſie nicht mehr. Stein war ſehr traurig, denn er liebte ihn ſehr, wie Chaſot überhaupt von Allen geliebt wurde, die ihn kannten. S. Stein's Leben von Pertz, Bd. III., S. 262.

*** Dieſer Brief iſt wieder nach Berlin adreſſirt.

Digitized by Google

in welchem ich mich befinde, in beständig abwechselnder Furcht und Hoffnung, von den tausend Vorstellungen, die mich durchkreuzen, von den tausend Wünschen, die mich beschäftigen, so wenig dem Papiere anvertrauen, daß es eine wahre Qual ist, die Feder in die Hand zu nehmen und zu schweigen. Daß wir uns bald wiedersehen, darf ich nicht hoffen, wiewohl mich von der anderen Seite die Möglichkeit viel beschäftigt und oft in süße Träume wiegt; wahrscheinlicher ist es, daß ich bald wieder viel weiter von Dir entfernt sein werde; denn Du kennst aus meinen früheren Briefen meine Wünsche und Rücksichten einer anderen Thätigkeit, und es scheint, als wenn diese jetzt bald erfüllt werden würden. Gott gebe zu Allem seinen Segen! Das wäre die sicherste Gründung unseres gemeinschaftlichen Glückes, theure Marie!

3.

Kalisch, 25. März 1813.

Ich bin heute glücklich hier eingetroffen und habe die angenehme Hoffnung, morgen schon wieder abreisen zu können; da ich aber meine Papiere noch nicht habe, kann leicht ein Aufenthalt entstehen. Herrn vom Stein habe ich gesprochen; er ist hier und völlig hergestellt, sieht aber ziemlich angegriffen aus. Ich gehe von hier aus über Breslau zum General Blücher, den ich hoffentlich in Dresden finden werde.

4.

Kalisch, den 26. März 1813.

Gestern bin ich wirklich nicht weggekommen, hoffe aber, daß es heute geschehen wird. Man hat mir noch einen Offizier mitgegeben, eine Art von Adjutant, der ein Russe von Geburt ist und gut französisch spricht. Du siehst daraus, daß man meine Sendung in's Blücher'sche Hauptquartier ganz officiell nimmt. Das gefällt mir in der Sache am wenigsten, denn ich wollte lieber, es wäre eine Art freundschaftlichen Abtretens meiner Person an Scharnhorst gewesen. Daß dieser die Veranlassung dazu gewesen, leidet keinen Zweifel; zu Herrn vom Stein hat er sogar selbst gesagt, er wollte mich in die

Digitized by Google

preußiſche Armee zurück haben. Ob nun gleich mein Brief ihn in dieſer Idee beſtärkt haben mag, ſo zweifle ich doch, daß ſie zur Ausführung kommt, weil wirklich Schwierigkeiten dabei obwalten; ich bin alſo in dieſem Augenblicke für die Zukunft noch nicht beſtimmt; ich werde ſehen, wie ſich die Sachen geſtalten, wenn ich in's Blücher'ſche Hauptquartier komme; für den ſchlimmſten Fall, daß man mir nämlich dort keine meinen Wünſchen angemeſſene Thätigkeit geben kann, bleibt mir die deutſche Legion, welche nach der letzten und endlichen Beſtimmung nicht eingeſchifft wird, ſondern nach Deutſchland folgt und den Grafen Wallmoden, deſſen Bekanntſchaft ich hier gemacht habe, zum Chef erhalten hat. — Tettenborn iſt wegen der Einnahme von Hamburg General geworden. Seit fünf Monaten iſt er vom Major zum General gekommen, ich denke: ohne Mühe; ich beneide ihn um ſein Glück, freue mich aber, daß er General iſt, weil er natürlich als ſolcher mehr wirken kann. Ich will vorwärts kommen wie Tettenborn, ſo gut wie irgend einer, aber ich weiß, daß es auf andere Art ſein muß, daß ich es auf mühſame Art erringen muß; ich werde es erringen.

In Rußland, habe ich Dir geſchrieben, konnte ich mich nicht auszeichnen, in Deutſchland muß ich es thun. Durch Breslau werde ich nun nicht reiſen, und zwar aus dem Grunde, daß ich nicht unbemerkt durchkommen kann, und nun gar nicht zu calculiren iſt, ob der König ungnädiger iſt, wenn ich keine Notiz von ihm nehme, oder mich ihm vorſtelle. Außerdem iſt Niemand von meinen Freunden um den König. Kneſebeck, der die Geſchäfte beim Könige übernommen hat, iſt mein und Scharnhorſt's erklärter Feind. Hoffentlich wird Alles von einem großen Geiſte fortgeweht, der außer dem preußiſchen Cabinet weht; ſonſt könnte das Kleeblatt: Kneſebeck, Jagow und Ancillon uns zittern machen. Ancillon hat nicht den Muth gehabt, Herrn vom Stein, der faſt vier Wochen in Breslau war, ein einziges Mal zu beſuchen; ein ärgeres Geſtändniß ſeiner Erbärmlichkeit hätte er nicht thun können. Kneſebeck, der ſich hier in Kaliſch im höchſten Grade abgeſchmackt und einfältig benommen, hat Stein ſo gegen ſich aufgebracht, daß er ihm die ärgſten Sachen in's Geſicht geſagt hat. Als Kneſebeck gehen wollte, reichte er dem Miniſter die Hand. Herr vom Stein ſagte: „Hören Sie einmal, Herr von Kneſebeck, meine

Digitized by Google

Hand iſt nur für meine Freunde, nicht für Jedermann.“ Du kannſt denken, was das für einen Eindruck machte. Er verbeugte ſich indeſſen ſtumm und verließ das Zimmer. Dies gehört zur Zeitgeſchichte und wird in der Folge vielleicht ein oder das andere aufklären. Ueberlaß Dich daher keinen ſchwermüthigen Gedanken; dieſe kleinen Sperräder werden eine Maſchine nicht hemmen, in die der Weltgeiſt ſeinen Hauch bläſt. Die Ausſichten ſcheinen vielmehr mit jedem Tage beſſer zu werden. Gute Nachrichten aus Frankreich ſtimmen allgemein darin überein, daß der Erfolg der Rüſtungen gar noch nicht ſo außerordentlich iſt, daß an Cavalerie und Artillerie namentlich in den erſten fünf Monaten nicht zu denken iſt. Oeſterreich ſcheint ſich immer mehr zum Guten zu neigen. Schweden wird mit großer Macht landen, und der Kaiſer fährt fort, ſich äußerſt zweckmäßig zu benehmen. Stein wird an der Spitze einer Commiſſion die Angelegenheiten der in Norddeutſchland frei gemachten Länder beſorgen d. h. die Art angeben, wie ſie mitwirken ſollen; denn übrigens hat der Kaiſer vor der Hand erklärt, daß die ſämmtlichen ehemaligen Fürſten in ihre alten Rechte eintreten ſollten. Die Commiſſion ſoll beſtehen aus dem Kaiſerl. Miniſter Grafen Kotſchubei, Herrn von Schön, Herrn von Rediger, die Stein ſelbſt gewählt hat. Mit dieſen Wahlen bin ich nicht ſehr einverſtanden. Du weißt, Stein iſt kein großer Menſchenkenner.

5.

Dresden, den 1. April 1813.

Ich bin geſtern hier angekommen, nicht ohne die leiſe Hoffnung, Dich hier zu finden, welches freilich nur unter mancherlei Bedingungen möglich geweſen wäre. Da wir morgen wieder weitergehen werden, ſo kann ich Dich auch nicht einladen, hierher zu kommen, was ohnedem, da der Weg hierher mit ruſſiſchen Truppen beſetzt iſt, Schwierigkeiten haben würde. Bis jetzt habe ich Fr. von Biſchoffswerder noch nicht geſehen, hoffe ihr aber heute noch vor Tiſche eine Viſite zu machen. Ich habe den General S. (Scharnhorſt) hier nicht gefunden, weil er zum Grafen Wittgenſtein gereiſt war. Dagegen habe ich Gneiſenau gefunden, der mich ſehr freundſchaftlich empfangen hat, und Dich herzlich grüßen läßt. S. (Scharnhorſt) hat den König

Digitized by Google

gebeten, mich wieder in den Dienſt zu nehmen; er hat ſich nicht abgeneigt erklärt, wenn er hörte, daß ich bei der ruſſiſchen Armee gut gedient hätte. Was eigentlich daraus werden wird, weiß ich indeſſen doch noch nicht. Außer Gneiſenau habe ich hier noch Niemand geſprochen.

Der Kaiſer Napoleon iſt vor vier Tagen in Gotha angekommen. Er wird alſo wahrſcheinlich mit einer Armee von 30—40,000 Mann, ohne das, was jetzt an der Elbe ſteht, gegen dieſen Fluß vorrücken. Zwiſchen dieſen und den vereinigten Preußen und Ruſſen wird es alſo nicht ſehr weit von der Elbe, entweder auf dem rechten oder linken Ufer dieſes Fluſſes, zu einer Schlacht kommen. Da dieſe Schlacht von beiden Theilen nicht mit der ganzen vorhandenen Macht geliefert werden wird, ſo wird ſie auch nicht in letzter Inſtanz entſcheiden, welches ein Vortheil in unſerer Lage iſt. Sie wird ferner uns, im Falle des Verluſtes, weniger entſcheidende Nachtheile bringen als dem Kaiſer Napoleon. Ueberhaupt dürfen wir für den Erfolg des Krieges im Großen eigentlich gar nicht beſorgt ſein; denn mit Oeſterreich ſcheint es immer beſſer zu gehen; Baiern und Würtemberg unterhandeln, wie es ſcheint, ſchon jetzt mit Oeſterreich; Schweden hat ſchon mit 10,000 Mann gelandet; Dänemark iſt gleichfalls auf dem Wege, ſich zu erklären; für die Ruſſen ſind bedeutende Verſtärkungen im Anmarſch — wenn wir unter dieſen Umſtänden ſelbſt nach einem bedeutenden Verluſte die Sache aufgeben, den Muth verlieren wollten, ſo verdienten wir alle die Ruthe. Was die nächſte Schlacht ſelbſt betrifft, ſo iſt nachtheilig für uns die ſtrategiſche Lage, unter der ſie geliefert werden wird, nämlich entweder jenſeit der Elbe, an welcher der Feind drei Uebergangspunkte beſetzt hat, Magdeburg, Wittenberg und Torgau, während wir keinen einzigen ſolid geſicherten Uebergangspunkt haben, oder zwiſchen der Elbe und Oder, an welchem letzteren Strom der Feind gleichfalls drei Feſtungen hat, während wir auf unſeren Uebergang bei Güſtebieſe nicht rechnen können. Vortheilhaft für uns iſt, daß wir dem Feinde in der Zahl vielleicht überlegen ſein werden, in jedem Falle ſehr überlegen an Cavalerie und in dem moraliſchen Gehalte des Heeres. Das Beſte iſt, daß in der Blücher'ſchen Armee alle Stellen ſehr gut beſetzt ſind, daß die beſte Einigkeit zwiſchen beiden Armeen zu erwarten iſt, und daß in

Digitized by Google

beiden Hauptquartieren, so viel ich sie kenne, nicht der kleinste Keim zur Intrigue und keine Spur bösen Willens vorhanden ist. Alle diese Leute haben ein Herz für die Sache und Edelmuth genug, um jede Nebenabsicht zu entfernen. S. (Scharnhorst) ist im Hauptquartiere des Kaisers von Jedermann geschätzt und geliebt; er hat den Alexanderorden erhalten, was in Rußland sehr viel sagen will; eben so zufrieden ist man im Wittgenstein'schen Hauptquartiere mit ihm; nur in Breslau ist es natürlich ganz anders . . .

Ich habe versucht, Dich mit wenigen Worten über den gegenwärtigen Augenblick zu unterrichten, indem ich Dir Alles mitgetheilt habe, was sich mittheilen läßt. Du bist ja nicht allein meine Geliebte, sondern auch meine Freundin und verdienst also, daß ich, so viel es mir meine Pflicht erlaubt, offen über die ernsten Verhältnisse des Lebens mit Dir rede.

Ich wohne in der Neustadt und habe, weil der Umweg über die Schiffbrücke ziemlich groß ist, bis jetzt die Altstadt noch gar nicht gesehen. Die schöne Brücke, die schönste, die ich je gesehen, ist denn wirklich durch Bergmannsschüsse (nicht Kanonenschüsse) so gesprengt, daß von zwei Bogen und einem Pfeiler keine Spur mehr vorhanden ist.

Bei meinen Sachen wirst Du die Situationskarte von Sachsen, gezeichnet vom Hauptmann F. H. Backenberg in neun Blatt finden; ich bitte Dich, sie mir hierher zu schicken.

Deine Briefe adressire von nun an in das Hauptquartier des Generals Blücher. Therese*) ist hier, doch habe ich sie nicht zu Hause getroffen. Ich tröste mich jetzt mit der Hoffnung, Dich, wenn auch nur auf einen einzigen Tag, hier zu sehen.

6.

Penig, den 4. April 1813.

Daß ich wohl bin und glückliche Tage verlebe, ist jetzt die Hauptsache von dem, was ich Dir zu berichten habe. Mit einer allerliebsten kleinen Armee, an deren Spitze meine Freunde stehen, durch ein herrliches Land zu ziehen für einen solchen Zweck, in der schönen Jahreszeit, ist so ziemlich das Ideal einer irdischen Existenz (nämlich als vorübergehend und zu anderen Existenzen führend gedacht). Mein

* Thereſe Gräfin Thun, geb. Gräfin Brühl (Couſine der Frau v. Clauſewitz).

Digitized by Google

Freund G. (Gneiſenau) repräſentirt wie ein Gott in ſeiner Generalsuniform. Die Truppen ſind heiter und ſingen „Auf, auf, Kameraden!“ und ähnliche Lieder, andere jodeln in der Perfection. Ich ſelbſt ſehe mich umgeben von Bekannten und lebe in dem Elemente meiner Mutterſprache wieder auf. Selbſt Schüler von mir wiederzufinden, hat mir nie ſo viel Vergnügen gemacht als unter dieſen Umſtänden. General Scharnhorſt wird heute Abend erwartet; ich freue mich unendlich, ihn wiederzuſehen. Er hat den König gebeten, mich wieder in die Armee zu nehmen. Se. Majeſtät haben geſagt: „Clauſewitz — hm! — ja; ich will mich erkundigen, ob er bei den Ruſſen gut gedient hat.“ Was daraus werden wird, weiß ich nicht recht. Uebrigens mußt Du Dich in dieſem Falle darauf gefaßt machen, mich als Major wiederzuſehen, denn Grolmann, der in unſerer Armee, wenn er fortgedient hätte, ſchon nach der bloßen Anciennetät Oberſtlieutenant ſein würde, der drei Jahre einen blutigen Krieg in fremden Klimaten mitgemacht, der Gefahr, füſilirt zu werden, bei ſeiner Ranzionirung ſich ausgeſetzt hat, hat hier nur wieder Major werden können, ob er gleich in Spanien Oberſtlieutenant war; ebenſo Oppen; daß ich zu ſtolz bin auf die Sache, der ich diene, um für den Rang nur ein Wort zu verlieren, kannſt Du Dir wohl vorſtellen.

Der Kronprinz hat mich mit ſeiner gewöhnlichen Verlegenheit und ohne irgend ein Zeichen des Wohlwollens und der Freundſchaft begrüßt, Prinz Friedrich*) ſehr kalt, Prinz Karl**) ſehr ceremoniös, Prinz Wilhelm etwas freundlich, aber nicht viel, Prinz Auguſt wahrhaft herzlich. Als ich Gneiſenau fragte, was alles für Prinzen im Hauptquartiere wären, ſagte er: der Sohn des Königs, der Bruder des Königs, der Schwager des Königs, der Onkel***) des Königs, der Neffe des Königs. Nichts hat mir mehr Freude gemacht, als die Achtung, welche Scharnhorſt in Kaliſch genießt. Der Kaiſer hat von ihm an G. (Gneiſenau) geſagt, er habe nie einen Menſchen geſehen von der Stärke des Raiſonnements und den umfaſſenden Anſichten. Er hat gewünſcht, der König möge Scharnhorſt an ihn abtreten, welches der letztere jedoch abgelehnt hat.

* Sohn des Prinzen Ludwig von Preußen, Neffe des Königs.

** Von Mecklenburg-Strelitz (Bruder der Königin Luiſe).

*** Prinz Auguſt iſt gemeint, obgleich er nicht eigentlich der Onkel des Königs war.

Digitized by Google

7.

Rochlitz bei Leipzig, 9. April 1813.

Die Einlage zu Deinem Briefe hat mir freilich kein Vergnügen gemacht. Jene Antwort war geschrieben, um meinen Stolz zu demüthigen, meine Eitelkeit zu beleidigen. Anstatt mich zu beleidigen, hat sie mich bloß gekränkt, und anstatt meinen Stolz zu demüthigen, hat sie ihn bloß erhöht; ich werde dem Könige antworten, aber erst nach der nächsten Schlacht. Es ist mein Stolz, dem Vaterlande zu dienen, und mein doppelter Stolz unter demüthigenden Bedingungen; ich werde diese Bedingungen erfüllen, die mir der König stellt, und nur so will ich wieder in die Armee treten. — Uebrigens bin ich sehr heiter; der Augenblick ist fast idealisch schön; ich bin ganz in den alten Verhältnissen, bei meinem alten General, wieder Chef seiner Bureaux, nur daß die Gegenstände etwas gewechselt und an Wichtigkeit zugenommen haben. Blücher, Scharnhorst und Gneisenau behandeln mich mit ausgezeichneter Güte und Freundschaft; ich kann mir kein schöneres Verhältniß denken. Diese Einigkeit, dieses gegenseitige Vertrauen, diese wechselseitige Achtung und Freundschaft wird man lange vergebens suchen. Ueber Dörnberg's Heldenthat*) habe ich mich unaussprechlich gefreut, und wenn mein hiesiges Verhältniß nicht so schön wäre, so würde ich es beweinen, ihm nicht haben folgen zu können und so meinen kleinen Antheil an dieser ersten Begebenheit des neuen Feldzuges zu haben, die wie eine glückliche Verheißung der Wiedergeburt Deutschlands erscheint und von großer Wichtigkeit ist. Auch das glückliche Gefecht der Russen und Preußen bei Leitzkau**) ist gar nicht unwichtig; überhaupt stehen die Sachen

* Gefecht bei Lüneburg am 2. April gegen den General Morand, durch welches der Feldzug von 1813 auf dem linken Elbufer in glänzender Weise eröffnet wurde. Dem pommerschen Füsilierbataillon unter Major v. Borken gebührte, wie auch General v. Dörnberg anerkannte, die Ehre des Tages, ein rühmlicher Antheil auch dem freiwilligen Jägerdetachement desselben. General Morand selbst wurde tödlich verwundet und starb am 5. April in Boitzenburg.

** Gehört zu den für die preußischen Waffen so ruhmvollen Gefechten vom 5. April 1813, welche in der Kriegsgeschichte mit dem Collectivnamen „das Gefecht bei Möckern" bezeichnet werden. Bei dem Dorfe Leitzkau bestand General v. Hünerbein ein blutiges, aber siegreiches Gefecht, bei welchem sich besonders die ostpreußi-

Digitized by Google

ſehr gut, und es iſt wenigſtens jetzt kein Grund zu böſen Befürchtungen vorhanden. Oeſterreich ſoll ſich, wie ich aus ſehr guter Quelle weiß, bereits entſchloſſen haben; es fehlt nur noch die Ausführung, die doch nicht ausbleiben kann. Baiern und Würtemberg ſcheinen ziemlich paralyſirt; die Franzoſen ſammeln ſich in Franken und am Nieder-Main; die Nachrichten lauten ſehr verſchieden; keine nimmt ſie indeſſen über 100,000, und manche nur 50,000 Mann an; ich ſchätze ſie auf 80,000; 30,000 ziehen von Italien heran, werden aber wohl zur Obſervation gegen Oeſterreich gebraucht werden müſſen. Was bei Mageburg ſteht, ſchätzt man noch auf 40,000 M. Die Prinzen, Wilhelm und Auguſt abgerechnet, und Alles, was ſie umgibt, behandeln mich mit ausgezeichneter Kälte. Der Kronprinz hat noch kein Wort mit mir geſprochen. Unter den jetzigen Verhältniſſen iſt das leicht zu ertragen, aber darum bin ich nicht weniger indignirt.

8.

Altenburg, 18. April 1813.

Die Cabinetsordre des Königs an mich war beim Abgange meines letzten Schreibens noch nicht eingelaufen; ich lege Dir die Abſchrift bei. Die Worte „ganz vorzügliche“ waren von des Königs eigener Hand hinzugeſetzt, weil es ihm noch nicht bitter genug geweſen war. Ueber das Verlangen, mir eine Bitterkeit zu ſagen, hat er übrigens die Antwort auf mein Geſuch um die Erlaubniß zum fremden Dienſte ganz vergeſſen. Die Sache wird vor der Hand auf ſich beruhen; ich bin indeſſen in einer angenehmen Thätigkeit und werde gerade wie ein preußiſcher Offizier gebraucht; ich habe das völlige Vertrauen von Scharnhorſt und Gneiſenau und habe nie ſo viel Dienſtthätigkeit und Einfluß gehabt, als ich noch den blauen Rock trug, wie jetzt. Daß die Prinzen mich behandeln wie einen Wildfremden, verdrießt mich ſo ſehr noch nicht, als daß z. B. Leute wie Luck,*) der nebſt Gaudi beim Kronprinzen iſt, eine Art

ſchen Grenadiere unter dem Major v. Lobenthal auszeichneten. Als General York und der Oberbefehlshaber General Wittgenſtein zur Unterſtützung Hünerbein's bei Leitzkau eintrafen, war das Gefecht bereits zu Gunſten der Preußen entſchieden.

* Gouverneur des Kronprinzen, wurde 1834 General-Inſpecteur des Militär-Unterrichts- und Bildungsweſens und Präſes der Ober-Examinations-Commiſſion,

Digitized by Google

von Feindschaft gegen mich affectiren und mir den Rücken drehen. Unsere Angelegenheiten stehen, was die politischen Verhältnisse betrifft, sehr gut. Mit Sachsen scheint man einig zu werden, mit Oesterreich sind wir es schon, Baiern und Würtemberg stellen noch schwache Contingente, sind aber doch sehr lau und zum Abfalle bereit. Ueber unsere militärische Lage verbietet mir die Pflicht zu schreiben. Jetzt scheint der Kaiser Napoleon entweder bei der Armée schon wirklich in Thüringen angekommen zu sein oder doch in den nächsten Tagen eintreffen zu wollen. Dann werden die entscheidenden Begebenheiten nicht mehr fern sein.

9.

Altenburg, 22. April 1813.

. . . Es ist keine Frage, daß der König mich höchstens als Major wieder anstellt und es als eine Strafe betrachtet, mich im Range zurückzusetzen und seine Schadenfreude daran hat. Grolmann, der vor sieben Jahren hier Major wurde, zwei Campagnen mitmachte, sich in Spanien zum Oberstlieutenant emporschwang, Oppen, der in ähnlichen Verhältnissen und Oberst war, sind hier als Majore angestellt worden. Können diese Leute über Rang und Beleidigung erhaben sein, soll ich's nicht auch können? Ich bin zu stolz, um den General noch einmal zu fragen. Wenn ich in den preußischen Dienst zurücktrete, so geschieht es nur, um meinem Vaterlande im Kriege besser zu dienen, und keine Demüthigung soll mich davon abbringen. Aber ich habe keine Lust, im Frieden hinterher die kleinste Demüthigung zu ertragen; ich denke jetzt schon vielmehr daran, wohin ich nach glücklich beendetem Kriege mich wenden soll; dann will ich dem Könige und allen Leuten sagen, für wen ich mich habe kränken und schlecht behandeln lassen, für wen ich mich ausgezeichnet habe: für die Sache des preußischen Vaterlandes, für ihre eigene Sache, nicht für das preußische Offizierspatent.

Die Ungeduld, in welcher man in Berlin ist, ist mir sehr erklärlich, aber ich kann versichern, daß, wenn sich bis jetzt nichts Entscheidendes ereignet hat, keine besonderen Umstände dazu die Veranlassung geben, sondern, daß es in der Natur der Sache liegt. Daß wir wissen, was wir thun, ist wohl das Wenigste, was Ihr

Digitized by Google

von uns erwarten könnt. Wir sind freilich nicht unsere eigenen Herrn, sondern stehen unter Wittgenstein und dann noch unter Kutusow. Von der Stärke unserer Armee (Blücher) habt Ihr sehr falsche Begriffe. — Der Kaiser Napoleon scheint noch nicht angekommen zu sein. Die feindliche Armee sammelt sich bei Erfurt und ist, außer 50,000 Mann bei Magdeburg, 100—110,000 Mann stark. Marschall Ney commandirt sie. Die russische Hauptarmee kommt in diesen Tagen an der Elbe an. — Die Nachricht von der Uebergabe von Thorn*) habt ihr wohl schon.

10.

Altenburg, den 25. April 1813.

Ich will die Zeit der Ruhe noch benutzen, Dir zu schreiben, denn die Operationen scheinen ihrem Anfange sehr nahe zu sein und dann möchte wenig Zeit zum Schreiben sein.

Der Feind sammelt sich jetzt auf den Straßen von Erfurt und Saalfeld und hat die obere Saale schon besetzt. Der Kaiser soll den 16. wirklich nach Mainz gekommen sein; soweit unsere Nachrichten reichen, sind die hintersten Truppen heran; es wird also in einigen Tagen die Scene eröffnet werden und dann ein großer Schlag nicht entfernt sein. Die vorhergegangenen Ereignisse und Umstände machen den Unterschied zwischen 1813 und 1806 doch sehr fühlbar. Die meisten Menschen sehen den Ereignissen mit großer Ruhe entgegen, wie dies einer männlichen Denkungsart ziemt.

Ich bin hier meistens sehr beschäftigt; ich mache nämlich die meisten Arbeiten für den General, obgleich Rühle auch bei ihm ist. Der General und Gneisenau schenken mir das höchste Zutrauen und Du kannst also denken, daß ich mir meinen Verhältnissen nach keine glücklichere Lage wünschen kann; ich bin sehr heiter und zufrieden. Heute ist der General nach Dresden und das gibt mir einige Augenblicke der Geschäftslosigkeit, die ich benutzt habe, um mich hier in ein paar Häusern, bei Hrn. von Thümmel und Hrn. von Trützschler,

* Thorn capitulirte am 16. April 1813, nachdem es seit Februar von einer russischen Abtheilung unter General Barclay de Tolly blokirt und aus Feldgeschützen, nachher aus Belagerungsgeschützen beschossen worden war.

Digitized by Google

welches die hiesigen Minister sind, einführen zu lassen. In beiden Häusern gibt es gebildete Frauen und Töchter, die mit Antheil von den Weltbegebenheiten sprechen und die Männer beschämen. Ein junges Mädchen sprach mit Thränen in den Augen von dem Jubel und der Freude, mit der wir in Berlin empfangen wären. Ich werde indessen diese Bekanntschaften nicht weiter benutzen können, denn theils sind wir wahrscheinlich in einigen Tagen nicht mehr hier, theils werden unsere Couriere immer des Abends abgefertigt und ich bin gewöhnlich bis 11 Uhr beim General.

Daß Du mich künftig ganz zärtlich Karl nennen willst, freut mich zwar, doch bitte ich Dich, es nur zu thun, wenn es Dir von selbst in die Feder kommt; denn ich bin mit Deinem gewöhnlichen Ausdrucke „lieber Freund“ auch ganz wohl zufrieden. Die arme Charlotte*) dauert mich recht sehr! da ist es doch besser, es zu machen wie wir. Ich bin sehr traurig über die Oede unseres Hauses und muß Dir gestehen, daß ich es täglich mehr werde, aber nicht so sehr, weil mir die Entbehrung dieses Glückes wehe thut, als weil ich mich gar nicht trösten kann, daß von Dir, von der liebenswürdigsten und edelsten Frau, die man weit und breit gesehen hat, keine Abstammung übrig bleiben, keine Fortpflanzung stattfinden soll. Da versteht der Himmel seine Interessen schlecht, denn es ist doch unmöglich, daß Dein Kind von Dir erzogen nicht zum Besten der Welt in die Welt gekommen sein sollte . . . Mein Wunsch, nach Leipzig zu gehen und mich für Dich malen zu lassen, wird schwerlich erfüllt werden können; ich werde also in der nächsten Schlacht meinem Glücke noch einmal vertrauen müssen; nachher soll es aber auch ganz gewiß geschehen.

Du erhältst hierbei das von Dir geführte Journal, welches Du mir geschickt hast, zurück und ich danke Dir aufs herzlichste für die Zeichen treuer Liebe, die ich darin gefunden habe . . . Grüße von Gneisenau, auch von Ritter und Röder, der zuweilen hier ist. Der erstere hat mir einen Liebesbrief, den wir aufgefangen haben, zum Geschenk gemacht, um ihn Dir mitzutheilen; er hätte in Prinzeß Louise's Sammlung gehört und zeichnete sich dadurch aus, daß die

* Frau v. d. Marwitz, geb. Gräfin Moltke, die zweite Gemahlin des Herrn v. d. Marwitz auf Friedersdorf (s. Bd. I., S. 161). Sie überlebte ihren Gemahl und hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft.

Digitized by Google

junge Perſon, welche einem polniſchen Oberſtlieutenant ihre Liebe erklärte, einen alten Kanzleiarbeiter für ſich hatte ſchreiben laſſen, der das Herz in einer ganz göttlichen Kanzleiſprache mit Fracturſchrift ſprechen ließ. Merkwürdig iſt, daß dieſer Brief aus Schilda, dem ſächſiſchen Schöppenſtädt, iſt. — Der König von Sachſen hat die Annäherung abgelehnt und dem Könige geantwortet, daß er ſeinen Verbindlichkeiten gegen Frankreich treu bleiben wolle. Die Folge wird ſein, daß das Land feindlich behandelt werden wird. Grüße die Prinzeſſin Louiſe und alle Fürſtlichkeiten, auch recht herzlich die Mama.

11.

Rötha bei Leipzig, den 1. Mai 1813.

Dank für die Backenberg'ſche Karte! Wir ſind wahrſcheinlich am Vorabende einer großen Schlacht; wie wir dies mehrere Tage vergeblich geglaubt haben, doch wird es mit jedem Tage wahrſcheinlicher. Halte nur den Muth Deiner Freunde aufrecht, wenn das Schickſal wollte, daß wir ſie verlieren ſollten; denn es iſt damit eigentlich wenig verloren und für den Erfolg in einer Schlacht kann kein Sterblicher einſtehen. Standhaftigkeit und Beharrlichkeit im Unglücke ſind viel ſchönere Eigenſchaften der Seele als jede Art von Enthuſiasmus; das ſollten ſich alle Männer wenigſtens ſagen . . . S. Majeſtät der König ſind geſtern eine Meile von hier eingetroffen und werden heute hier erwartet.

12.

Den 3. Mai 1813*)

Liebe Marie, ich bin ganz wohl, ob mir gleich ein kleiner Franzoſe mit dem Bajonette hinter dem rechten Ohre geſeſſen hat. Man hat ſich wüthend geſchlagen und bin ich ſo recht mitten unter dem Feinde geweſen. Da es uns nicht vergönnt war, auf die Führung des Gefechts einen beſtimmten Einfluß zu üben, ſo blieb uns nichts übrig, als mit dem Säbel in der Fauſt zu wirken. General Blücher hat eine Contuſion, General Scharnhorſt einen Schuß in's Bein, doch nicht gefährlich; er iſt aber zurück. Hedemann**) hat eine

* Am Tage nach der Schlacht bei Großgörſchen.

** Auguſt von Hedemann war 1838 Diviſions-Commandeur und dabei 1840 erſter Commandant von Erfurt.

Digitized by Google

Contuſion; vom Garde-Füſilierbataillon ſind nur zwei Offiziere nicht todt oder bleſſirt; Karl Röder iſt bleſſirt, die Anderen ſind geſund. Fabian Dohna*) iſt bleſſirt, Prinz Leopold**) iſt todt, viele andere unſerer Bekannten, die ich nicht alle nennen kann.

Jetzt kommt es darauf an, den Muth nicht zu verlieren. Bis jetzt hat uns der Feind wenig verfolgt; er hat ſogar Leipzig wieder verlaſſen. Die Schlacht war ziemlich unentſchieden und es iſt noch nicht ausgemacht, ob wir gut gethan haben, uns zurückzuziehen.

Behalte mich lieb, theure Marie! Ich habe im tiefſten Unglücke nur einen Gedanken, das biſt Du. Grüße an alle Menſchen.

13.

Proſchwitz bei Meißen, den 8. Mai 1813.

Ich habe in meinem vorigen Briefe manches Detail, was Dich intereſſirt haben würde, übergehen müſſen. Vor Allem will ich nicht vergeſſen, zu ſagen, daß Wilhelm***), den ich mitten im wüthendſten Gewehrfeuer geſprochen habe, ganz wohl iſt. Prinz Karl von Mecklenburg hat ſich durch ſeine Bravour und Brauchbarkeit ſehr in Achtung geſetzt. Prinz Wilhelm und Prinz Auguſt ſind auch ſehr brav geweſen. Scharnhorſt führte hauptſächlich das Gefecht auf dem rechten Flügel gegen die drei Dörfer.†) Er war mehrmals mit gezogenem Säbel an der Spitze von Cavalerie und Infanterie in den Feind eingedrungen; er encouragirte die Leute und rief: „Es lebe der König", indem er den Säbel ſchwang. Seine Wunde, die er etwa um 6 Uhr erhielt, iſt nicht gefährlich, ſo daß er ſchon jetzt eine Reiſe nach Wien unternehmen kann. Gneiſenau befand ſich auf dem linken Flügel und hat an der Spitze der Cavalerie mit eingehauen. Daß der alte Blücher auch ſehr brav geweſen iſt, kannſt Du Dir wohl denken. Was blieb auch den Führern Anderes zu thun übrig, da ſie die oberſte Leitung nicht hatten? Der Erfolg der Schlacht iſt eigentlich der geweſen, daß wir unſeren Angriff aufgegeben haben, nachdem

* Aelterer Bruder des Grafen Friedrich zu Dohna, kämpfte auch in Spanien.

** Von Heſſen-Homburg.

*** Sein Bruder Wilhelm, damals Major.

† Rahna, Klein-Görſchen und Caja.

Digitized by Google

wir die drei Dörfer und ein beträchtliches Terrain schon einmal gewonnen hatten, es aber freilich am Abend um 9 Uhr wieder abtreten mußten. Die Ursache war die Ueberlegenheit des Feindes. Ich schätze, daß seine Armee zwischen Weißenfels und Leipzig, also zu seiner Disposition, 110,000 Mann stark war. Wir waren 80,000, wobei nur 55,000 Mann Infanterie. Kanonen haben wir nicht verloren, sondern noch 3 gewonnen. Gefangene kann der Feind etwa 1000 — 1500 gemacht haben (wir haben 800 gemacht), an Todten und Blessirten 10 — 12,000 Mann verloren haben.*) Nun sind wir hinter die Elbe zurückgegangen, der Feind scheint mit seiner Hauptmacht auf Dresden zu marschiren und von der Niederelbe her ein Corps gegen Berlin vorgehen zu lassen. Was weiter vorgehen wird, darüber kann ich mich jetzt nicht auslassen. Wir hoffen auf eine starke Diversion der Oesterreicher, die sogar in einem Schreiben des Königs an die Armee angekündigt ist. In keinem Falle muß man verzweifeln. Geht Alles ganz schlecht und habe ich meine Pflicht bis auf den letzten Augenblick erfüllt, so eile ich zu Dir und wir suchen in irgend einem Winkel der Erde Ruhe und Glück in unserem gegenseitigen Umgange — nicht wahr? So bist Du mein letzter Trost. Nie kann ich ganz unglücklich sein, wenn ich nicht auf ewig von Dir getrennt bin, die ich bis zur Anbetung liebe.

Ich befinde mich wohl und bin mit Gneisenau. — Scharnhorst vermissen wir alle sehr; er hat sehr in dem Vertrauen der Armee gewonnen, und alle Menschen sehen auf ihn als die Seele des Ganzen, wozu er freilich bei weitem nicht am rechten Flecke steht.

Für Dein ordenssüchtiges Herz muß ich folgende Orden erwähnen: General Blücher hat den St. Georgen-Orden 2. Classe mit einem eigenhändigen Briefe vom Kaiser, wie es wenige gibt, dazu das eiserne Kreuz; Gneisenau den Annen-Orden 1. Classe und auch das eiserne Kreuz, Prinz Wilhelm das Georgenkreuz 3. Classe; Scharnhorst, von dem ich nicht weiß, was er erhalten hat, hat den General Blücher gebeten, mich zu einer Auszeichnung vorzuschlagen. Wahrhaft auszeichnen konnte sich aber hier Niemand; ich bin mit dem Säbel in der Faust mitten in einem feindlichen Bataillone gewesen; das

* Der Verlust der Franzosen wird von französischen Schriftstellern auf 12,000 M. angegeben, war aber wohl bedeutend größer.

Digitized by Google

würde in anderen Fällen für einen Generalſtabs-Offizier eine Auszeichnung ſein; hier haben Alle dies oder etwas Aehnliches gethan. Grolmann unter Andern hat einen Bajonettſtich im Kopfe. Unſere Truppen ſind unſtreitig viel braver als die feindlichen; das ſiehſt Du aus den Beiſpielen, die nicht auszeichnen. Du ſiehſt, wenn ich mein Verſprechen nicht erfüllt habe, ſo war es nicht meine Schuld. Man kann durchaus ſagen, daß ſich keiner vor der Armee hervorgethan hat.

Der kleine Gerlach,*) der Jugendfreund Deines Bruders, iſt hier im Hauptquartiere mit angeſtellt und in meinen Augen der drolligſte und liebenswürdigſte junge Menſch, den ich lange geſehen habe; er iſt mir oft eine Recreation.

14.

Gimſchitz bei Bautzen, den 18. Mai 1813.

Deine Abreiſe von Berlin iſt mir ſehr angenehm; ich wußte nur nicht, wo ich Dich mit meinen Briefen ſuchen ſollte. Ich ſchreibe heute an Thereſe**) und lege dieſen Brief ein; vielleicht ſeid Ihr dennoch glücklich in Tetſchen angekommen. Ich befinde mich wohl bis auf ziemlich heftige Gichtſchmerzen, die mich alle Nacht in meiner Scheune heimſuchen. Seit acht Tagen ſtehen wir hier und erwarten den Feind, der uns auch ſeit acht Tagen gegenüberſteht, bis jetzt aber noch nicht angegriffen hat. Morgen höchſt wahrſcheinlich, vielleicht erſt übermorgen wird wieder der Tag einer großen Schlacht ſein. Unſere Truppen ſind voll Muth und haben wir einige, wiewohl nicht bedeutende Verſtärkungen erhalten, ſo daß wir nach dem, was der Feind in der Schlacht verloren und nach der Schlacht detachirt hat, hoffen dürfen, ihm gewachſen zu ſein.

Ich bin wegen der vorigen Schlacht dem Kaiſer von Rußland und dem Könige von Preußen zur Auszeichnung vorgeſchlagen worden. Der Kaiſer hat die übrigen Offiziere genehmigt, mich aber ausgeſtrichen, weil ich das Meinige von den ruſſiſchen Behörden bekommen müßte. Du weißt, wie es bei dieſen geht, und ich rechne gar nicht

* Leopold v. Gerlach, der 1861 als General-Adjutant Friedrich Wilhelm IV. ſtarb, älterer Bruder des am 18. Februar 1877 in Berlin verſtorbenen Präſidenten Ernſt Ludwig v. Gerlach.

** Die bereits wiederholt erwähnte Gräfin Thereſe v. Thun (in Tetſchen).

Digitized by Google

darauf, auf dieſem Wege dazu zu gelangen. Die Belohnungen des Königs ſind noch nicht heraus. Da ich aber das eiſerne Kreuz als Ausländer nicht bekommen kann, ſo kann es ſehr leicht ſein, daß ich auch hier übergangen werde. Ich würde von dieſer Sache nicht ſo lange ſprechen, wenn ich nicht wüßte, daß Du Werth darauf legſt, und ich nicht glaubte, mich vor Dir rechtfertigen zu müſſen. Scharnhorſt's Abweſenheit macht, daß man ſich nicht ſcheut, mich ganz zu übergehen. Daß mich Prinz Wilhelm ſeinem Bruder empfohlen hat, habe ich Dir wol ſchon erzählt. Uebrigens bin ich bei Gneiſenau, der mir ſein ganzes Vertrauen ſchenkt und mich mit großer Güte behandelt. General Blücher läßt ſich Dir empfehlen; er war verwundert, zu hören, daß ich verheirathet ſei, und noch verwunderter, zu hören, daß ich ſeine Favoritin geheirathet hätte, die ihm im ſchwarzen Sammtkleide ſo wohl gefallen hätte. General S. (Scharnhorſt) iſt in Wien; Blücher iſt von ſeiner Wunde ziemlich geheilt und führt das Commando fort, Hedemann iſt wohl, Wilhelm gleichfalls, der jüngſte Hülſen iſt in der Schlacht ſchwer verwundet worden. Wilhelm und Eugen Röder ſind wohl und beide Major geworden.

15.

Bei Schweidnitz, 28. Mai 1813.

. . . Daß Du meinen Brief vom 8. ſo traurig gefunden haſt, wundert mich, denn ich bin es im Ganzen gar nicht und, ſo viel ich mich erinnern kann, war ich es ſelbſt in jenen Tagen nicht. Die Begebenheiten, welche geſchehen ſind, ſind durchaus nicht überraſchend, vielmehr bin ich zufrieden, daß es nicht ſchlechter ausgefallen iſt. Wir konnten die Franzoſen ſchlagen und mit einem einzigen Siege ſie bis an den Rhein zurückwerfen; dies war möglich, aber nicht wahrſcheinlich. Wir haben jetzt die ganze öſtliche Macht Frankreichs gegen uns und bis jetzt noch gar keine Unterſtützung bei anderen gefunden. Was war natürlicher, als daß wir vor dieſer Uebermacht zurückweichen mußten; wozu hatten wir alle Anſtalten im Innern des Landes gemacht, hätten wir nicht auf Rückzug rechnen müſſen? Jetzt, wo unſere Hülfen nicht anrücken, wird der entſcheidende Zeitpunkt eintreten, nach deſſen Wendung man das Ganze beurtheilen

Digitized by Google

kann. Auf Oeſterreichs und Schwedens Hülfe habe ich ſo früh, wie ſie uns zu werden ſcheint, nicht gerechnet; dagegen ſcheint auch Alles auszufallen, was von dem Beiſtande der Völker im Rücken des Feindes erwartet wurde. Dies iſt das Einzige, was bis jetzt meinen Erwartungen nicht entſprach, und ich muß geſtehen, daß mir dieſe Betrachtung ſchon traurige Augenblicke machte. — Wir haben vorgeſtern ein glückliches Gefecht*) gehabt. Unſere Cavalerie, mit der wir der vordringenden feindlichen Avantgarde einen Hinterhalt gelegt hatten, hat die feindliche Infanterie tüchtig zugerichtet, einige hundert Gefangene gemacht und elf Kanonen genommen, davon neun haben können gerettet werden.

Die Ordensvertheilungen ſind herausgekommen; ich bin, was ich vorausſah, vom Könige übergangen worden. Du ſiehſt, daß meine philoſophiſchen Grundſätze über dieſen Punkt ſehr nöthig waren. In der letzten zweitägigen Schlacht bei Bautzen hat Niemand Gelegenheit gehabt, ſich auszuzeichnen, da die Schlacht nicht ganz zum Ausbruch kam. Nichtsdeſtoweniger wird dieſer Tag für mich einer der denkwürdigſten meines Lebens bleiben, wovon ich mit Dir einmal ſpäter in freundſchaftlicher Unterhaltung ſprechen will. Ohne Zweifel haben wir binnen heute und acht Tagen wieder eine große Schlacht. Sollte ich bleſſirt werden, ſo denke ich nach Böhmen zu gehen. Von den im letzten Gefecht Bleſſirten intereſſiren Dich wohl Carl Seslar, nicht ſchwer bleſſirt, Schöning, mehrere Hiebe in den Kopf; der zweite Schierſtädt, der an Stelle ſeines bei Lützen gefallenen Bruders Adjutant des Prinzen Carl von Mecklenburg geworden war, todt; noch ein dritter Sohn dieſer Familie iſt in dieſem kurzen Kriege geblieben, zwei Vettern ſind ſchwer verwundet. Oberſt Dolffs von der Garde-du-Corps vermißt, wahrſcheinlich todt oder auch bleſſirt und gefangen. — General Scharnhorſt, der nach Wien gegangen iſt, befand ſich am 30. noch in Znaym,**) weil ſeine Wunde gar nicht gut geht. Er wird indeſſen jetzt in Wien ſein; wir vermiſſen ihn ſehr. Sein älteſter Sohn***) hat bei Bautzen einen Streifſchuß am Kopfe erhalten.

* Ueberfall bei Hainau am 26. Mai.

** Scharnhorſt ſtarb am 28. Juni in Prag. Am 22. Mai hatte er von Znaym aus Gneiſenau über ſeinen Zuſtand die betrübendſten Nachrichten gegeben.

*** Heinrich Wilhelm Gerhard, damals Hauptmann im Generalſtabe.

Digitized by Google

16.

Bei Schweidnitz, 31. Mai 1813.*)

Die Krankheit Deiner lieben Mutter bekümmert mich. In Landshut könnt Ihr in keinem Falle bleiben, denn wir nehmen heute eine Stellung bei Schweidnitz und liefern in derselben entweder eine Schlacht, so ist der Aufenthalt in Landshut zu gewagt, oder wir gehen in einigen Tagen noch weiter zurück, so wird Landshut ganz entblößt. Außerdem wird die Unruhe und die Zahl der Gerüchte an diesem Orte mit jedem Augenblicke steigen. Mein Rath ist also, entweder sogleich über die böhmische Gränze zu gehen und etwa in Theresienstadt oder in sonst einem kleinen Orte in Böhmen die Antwort aus Prag und die weiteren Begebenheiten abzuwarten, oder nach Cudowa zu gehen, wo Ihr der Gränze so nahe und bis auf den letzten Augenblick des Kriegs ohnehin sicher seid. Die Reise bei so schönem Wetter ist es gewiß nicht, was Deiner Mutter schaden wird, nur empfiehl ihr Ruhe. Es ist gar kein Grund zu dieser Beängstigung vorhanden, denn das Schlimmste, was uns begegnen kann, das Einzige, was ich fürchte, wäre ein schlechtes Friedensarrangement der Fürsten unter einander, und das kann doch kein Gegenstand persönlicher Angst und Noth für Euch werden. Die Armee ist in einer sehr guten Verfassung und wahrscheinlich jetzt schon stärker als der Feind. Die Lage des Feindes ist eine verzweifelte und nur der elende Kleinmuth der Führer könnte die Sache anders sehen. Späterhin wird man dies deutlich erkennen und Jedermann wird indignirt sein. Ich bitte Dich und Mama, ganz ruhig zu sein; wir werden diese Epoche der Sorgen glücklich überstehen, denn es ist keine Möglichkeit, daß uns ein äußerstes Unglück begegnet. Schicke mir, wenn es irgend möglich ist, durch einen Boten eine Nachricht von dem Befinden Deiner Mutter und von Eurem Entschluß nach dem Lager von Schweidnitz und adressire den Brief an Gneisenau. Ohnedem wäre es mir nicht möglich, Dir wieder zu schreiben. Wenn man sich in solchen Augenblicken von der Armee entfernen könnte, so wäre ich selbst nach Landshut gekommen, um Euch zu beruhigen.

* Der Brief ist nach Landshut adressirt.

Digitized by Google

Am 26. haben wir ein glückliches Gefecht*) gegen den Feind gehabt, wir haben ihm 9 Kanonen und 3—400 Gefangene abgenommen. Du siehst, wir sind dem Feinde noch furchtbar. Dolffs ist bei der Affaire geblieben. Nochmals bitte ich, meine Damen, seien Sie ruhig. Ich selbst bin es vollkommen und wünsche nichts mehr, als daß man jetzt den Muth fasse, dem Feinde noch eine Schlacht zu liefern; es ist diesmal mehr Aussicht zum Siege vorhanden als früher, und selbst wenn sie ausfiele wie die beiden früheren, so würde sie uns unserem Zwecke näher bringen. Der Feind hat überall Vorposten gegen die Oesterreicher aufgestellt; bei Marklissa hat er sogar ein Corps stehen lassen. Außerdem ist er durch die Schlachten und nicht unbeträchtliche Desertionen geschwächt; der Kaiser Napoleon hat nie ein so verzweifeltes Spiel gespielt. Warum sollen wir denn seine Angst tragen? das wäre wahrhaft kindisch.

17.

Laasan bei Schweidnitz, 2. Juni 1813.

. . . Wir werden vermuthlich nicht lange hier bleiben — heute, morgen und übermorgen habt Ihr wohl in Landshut noch nichts zu fürchten, aber lieb wäre es mir, wenn Ihr übermorgen abreistet und zwar der genommenen Abrede gemäß nach Prag.

Ueber Colomb**) that ich unrecht, mit solcher Gewißheit zu sprechen; er ist wirklich detachirt und wir wissen gar nichts von ihm, hören aber jetzt von einem Flügel-Adjutanten des Königs von Würtemberg, der gefangen wurde, daß bei Schleitz preußische Husaren gestreift hätten. Dies kann Niemand anders als Colomb sein. General Goltz***) hat den an ihn gerichteten Brief auf gut Glück abgehen

* Der Ueberfall bei Hainau, einer der glänzendsten Ehrentage der preußischen Cavalerie. Oberst Dolffs drang an der Spitze des schlesischen Kürassier-Regiments durch das von französischer Infanterie besetzte Dorf Michelsdorf und starb hier den Heldentod.

** Rittmeister v. Colomb, der berühmte Parteigänger, Blüchers Schwager. Er zeichnete sich auch bei Belle-Alliance an der Spitze des von ihm errichteten 8. Husarenregiments aus, war 1848 commandirender General in Posen und starb am 12. November 1854 in Berlin.

*** Carl Heinrich Graf v. d. Goltz (1806 Blücher's Adjutant) war 1813 Generalmajor (gest. 1822).

Digitized by Google

laſſen; an ſicherer Gelegenheit fehlt es ganz. — General Blücher, dem Du an's Herz gewachſen biſt, läßt Dich grüßen. Gneiſenau, Hedemann, Prinz Wilhelm gleichfalls; der letztere hat leider Deinen Brief nicht erhalten, ich habe ihm Deine Commiſſion ausgerichtet.

18.

Rothſchloß, 4. Juni 1813.

Wir marſchiren ſo eben auf Strehlen; ich hoffe, wir werden einige Tage dort ſtehen bleiben. Bis jetzt iſt immer noch an einem Waffenſtillſtande verhandelt worden. Dabei verliert der Feind jetzt täglich mehrere hundert an Gefangenen und Deſerteuren. Die alliirte Armee hat ſich, ſeitdem ſie in Schleſien angekommen iſt, um mehr als 40,000 M. verſtärkt, ohne 20,000 M. Landwehr, die wir gleichfalls gebrauchen können. Wenn wir uns jetzt vor Napoleon fürchten, ſo verdienen wir die Ruthe. Er muß ſich in einer ſehr üblen Lage befinden, ob er gleich die Keckheit gehabt hat, Breslau zu beſetzen und ſich bis dahin auszudehnen.

19.

Reichenbach, 10. Juni 1813.

Es iſt ſehr glücklich, daß die Nachricht vom Waffenſtillſtande Euch noch in Liebau getroffen hat; es iſt ſehr möglich, daß der Frieden demſelben unmittelbar folgt; ſo habt Ihr nicht nöthig, die Reiſe nach Prag fortzuſetzen. Mein Rath iſt: vor der Hand in Liebau zu bleiben. In vierzehn Tagen wird die Zukunft ſich aufklären; tritt der Friede nicht ein, ſo geht nach Prag; bis dahin hoffe ich Dich noch einmal zu ſehen. In dieſem Augenblicke kann ich nicht gut abkommen. — Gneiſenau iſt zum General-Gouverneur von Schleſien ernannt, ſowie zum Befehlshaber der ſchleſiſchen Landwehr; er hat den König gebeten, mich dabei zuziehen zu dürfen; die Antwort iſt noch nicht zurück. Schlägt es der König ab, ſo komme ich ſogleich nach Liebau; genehmigt es der König, ſo werde ich im erſten Augenblicke nicht abkommen können, hoffe aber, in der Folge, d. h. in zehn bis zwölf Tagen, durch Gneiſenau's Güte einige Tage

Digitized by Google

abmüßigen zu können. Wir werden wahrſcheinlich nicht in Reichenbach bleiben, ſondern unſer Hauptquartier in Peilau, ½ Meile von hier, nehmen.

20.

Reichenbach, 11. Juni 1813.

. . . Der König hat Gneiſenau abgeſchlagen, mich bei ihm anzuſtellen; über die Art und meine Anſichten darüber ein ander Mal; ich weiß noch nicht, was ich thun werde. Bis jetzt bin ich entſchloſſen, zur Blücher'ſchen Armee zurückzugehen, Gneiſenau hat aber nochmals an Thiele*) geſchrieben und bittet mich, zu warten.

21.

Peilau, 30. Juni 1813.

Die letzte Nachricht von Scharnhorſt war, daß er im Verſcheiden ſei. Du wirſt alſo ſchon die Gewißheit ſeines Todes haben. Du kannſt denken, wie traurig ich bin. Ob er gleich für die Armee, für den Staat und für Europa unerſetzlich iſt, ſo kann ich doch an Alles dies kaum denken und ich verliere in dieſem Augenblicke nur den theuerſten Freund meines Lebens, den mir nie ein anderer erſetzen kann, der mir immer fehlen wird. Ich kann nicht beſchreiben, wie tief ich mich von Rührung und Wehmuth und Trauer ergriffen fühle. Es iſt ihm gewiß ſchwer geworden, von der Welt zu ſcheiden; denn es iſt ihm ſo manche Lieblingsidee unerfüllt zurückgeblieben, und das iſt es, was mich ſo wehmüthig macht. Ob ich gleich kaum wünſchen kann, bei ſeinem Tode gegenwärtig geweſen zu ſein, weil es mich zu ſehr ergriffen haben würde, ſo thut es mir doch leid, nicht mit unter denen zu ſein, die ihm die letzte Ehre und Anhänglichkeit erwieſen haben; denn von Tauſenden, die ihm Dank und Liebe ſchuldig waren, gibt es keinen Schuldner wie mich. Außer Dir hat es nie einen Menſchen gegeben, der mir ſo viel Wohlwollen bewieſen hätte und der auf das ganze Glück meines Lebens einen ſolchen Einfluß gehabt hat.

* Oberſt von Thiele (Louis Guſtav), damals im Königlichen Hauptquartier, war ſeit 1812 Director im Kriegsminiſterium.

Digitized by Google

22.

Peilau, den 31. Juni 1813.

Meine Beſtimmung wird ſich von ſelbſt machen, ohne daß ich etwas dazu thue, was mir auch das Liebſte iſt. Der Herzog von Oldenburg iſt in Reichenbach, um dem Kaiſer Alexander die letzten Vorſchläge, welche zur völligen Organiſation der deutſchen Legion noch nöthig ſind, vorzulegen. Ich ſtehe noch immer auf der Liſte als erſter Generalſtabsoffizier mit 2500 Thlr. Gehalt. Jetzt legt der Herzog dem Kaiſer meine Abberufung zur Legion vor, und da ich in dieſem Augenblicke im Grunde ganz disponibel bin, ſo wird der Kaiſer höchſt wahrſcheinlich nichts dagegen haben, und ich muß alſo erwarten, in wenig Tagen den Befehl zu erhalten, daß ich mich nach Schwedt verfügen ſoll, wo die deutſche Legion, 6000 M. ſtark, angekommen iſt. Sie ſoll unter das Commando von Wallmoden treten und durch das, was dieſer ſchon geworben hat, bis auf 10,000 M. verſtärkt werden. Sie wird dann zur Armee des Kronprinzen von Schweden ſtoßen, die 80,000 M. ſtark werden ſoll. So ungern ich Gneiſenau verlaſſe und ſo groß auch der Unterſchied ſein wird zwiſchen ihm und Wallmoden, ſo iſt mir doch am Ende, Alles recht überlegt, jene Anſtellung ganz lieb. Bis jetzt iſt die Legion noch im ruſſiſchen Dienſte und wird nur von England bezahlt. Tritt ſie in den engliſchen Dienſt über, ſo bleibt es mir immer frei, in den ruſſiſchen Dienſt zurückzutreten, oder auch, wenn ich mich mit der Idee der Auswanderung aus Deutſchland durchaus nicht vertragen kann, den Abſchied zu nehmen. Ich verliere alſo gegen meine jetzige Lage durchaus nichts und gewinne in der regelmäßigen Bezahlung eines ſehr guten Gehaltes und in dem beſtimmten und angemeſſenen Wirkungskreiſe, der mir dadurch wird. Mein Wunſch iſt alſo im Ganzen, dieſer neuen Beſtimmung zu folgen. Ich habe indeſſen Gneiſenau, der geſtern erſt zurückgekehrt iſt, die Sache mitgetheilt und ihm dabei geſagt, daß ich zwar in dieſem Augenblicke noch nicht abgeneigt ſei, in die preußiſche Armee zurückzutreten und daß ich mich glücklich fühlen würde, mit und unter ihm dienen zu können, allein ich könnte jenen Befehl, ſobald er an mich gelangte, nicht umgehen und überhaupt auch in dieſen ungewiſſen und unbeſtimmten

Digitized by Google

Verhältniſſen nicht bleiben; es müßte alſo einerſeits dem Könige die Frage geſtellt werden, ob er mich behalten wolle oder nicht, und andererſeits für den bejahenden Fall die Sache bei den Ruſſen vermittelt werden. Gneiſenau hat hierauf den Staatskanzler erſucht, die Sache durchzuſetzen. Ich verhalte mich dabei ganz leidend, vermuthe aber, daß Gneiſenau ſeinen Zweck nicht erreichen wird, worauf ich dann in acht bis zehn Tagen von hier nach der Mark*) abgehen werde, mich Gott und meinem Schickſal übergebend.

Wie ſehr ich es bedauert habe, die drei Tage, welche ich hier vor Gneiſenau angekommen bin, nicht länger in Liebau geblieben zu ſein und ſo das unausſprechliche Glück Deines Umgangs genoſſen zu haben, kannſt Du Dir leicht denken.

23.

Reichenbach, 6. Juli 1813.

Ich ſchreibe Dir dieſe wenigen Zeilen im Zimmer des Herrn vom Stein, der die Güte haben will, den Brief einzulegen. Ich bin hier, mir meine Abfertigung zu holen, um zur deutſchen Legion abzugehen, welche Beſtimmung mir vor drei Tagen officiell zugekommen iſt. Ich werde indeſſen doch erſt in fünf bis ſechs Tagen dieſe Gegend verlaſſen. Gneiſenau wird noch einige Verſuche machen, mich hier zu behalten, die ich aber für vergeblich halte und bloß geſchehen laſſe. Mit Vergnügen habe ich erfahren, daß mein Freund**) in Prag mit ſo vieler Feierlichkeit und ſo innigem Antheil beerdigt worden iſt. Man ſagt ſogar, der König hätte das Großkreuz des eiſernen Kreuzes hingeſchickt, welches vorgetragen worden ſei; dieſes kleine Zeichen von Gemüthlichkeit würde mich einigermaßen ausſöhnen. Die feierliche, ehrenvolle Beerdigung aber macht mir viel Vergnügen, weil, ſo gleichgültig dergleichen in anderen Fällen iſt, ſie hier eine große Bedeutung hat. Ein ganz verkanntes Leben wird dadurch wirklich auf eine ſchöne Art gekrönt.

Wie mir in meiner neuen Stelle bei Wallmoden ſein wird, weiß ich noch nicht; in jedem Falle muß ich mich jetzt wieder etwas

* Nach Schwedt.

** Scharnhorſt.

Digitized by Google

zuſammennehmen, denn ſo verwöhnt, wie ich in der letzten Zeit war, darf ich nicht bleiben. Das beſte Mittel unſerer künftigen Correſpondenz iſt Herr vom Stein. Er erlaubt, daß Du Deine Briefe ſeiner Frau gibſt und er hat die kürzeſte Gelegenheit, ſie mir zukommen zu laſſen. Ebenſo werde ich meine Briefe an General Wallmoden geben, der ſie an Herrn vom Stein befördern wird, durch deſſen Frau Du ſie erhältſt.

24.

Reichenbach, 12. Juli 1813.*)

Mein ſehnlichſter Wunſch iſt, Dich noch einmal zu ſehen, ehe ich dieſe Gegend verlaſſe. Dies kann am beſten in Nachod geſchehen, wo ich am 18. eintreffen werde und wohin ich Dich mit einem Wagen zu kommen bitte; wenn der Waffenſtillſtand verlängert wird, ſo werden wir uns etwa fünf Tage ſprechen können, wo nicht, auf höchſtens 24 Stunden.

Zwei Briefe aus Prag, einen durch Röder, den zweiten durch Herrn vom Stein habe ich erhalten. Was mir bei Scharnhorſt's Tode im erſten Augenblicke ſelbſt ein Troſt geweſen iſt, das iſt, daß er in der glänzendſten Periode ſeines Lebens geſtorben iſt und daß das Schickſal jetzt ſelbſt ſeine Feinde zwingt, ſeinen Verluſt zu bedauern. Wie ſehr hat es mich gerührt, gerade in dieſen Augenblicken von der Dohna*) ein paar Zeilen zu erhalten, daß ich ihr doch Nachricht von ihrem Vater geben möchte!

25.

Grabow, 12. Auguſt 1813.

Als ich hier ankam, war Graf Wallmoden gerade nach Stralſund gereiſt, um dort eine Conferenz mit dem Kronprinzen und dem General Moreau zu halten, und wurde erſt in zwei Tagen zurückerwartet. Ich hätte alſo füglich noch einen Tag länger in Giewitz bleiben und das Glück Deines Umganges und Beſitzes einen Tag länger genießen können. Indeſſen kam am andern Tage die Nachricht,

* Nach Prag in die Wohnung der Gräfin von Weſtfalen. S. oben S. 29 Anm. 1.
** Scharnhorſt's Tochter Julie.

Digitized by Google

daß er den folgenden Tag, nämlich den 10. bei Schwerin Revue über die deutsche Legion halten würde. Ich mußte also nach Schwerin, wo ich mich noch vor dem Ausrücken dem Grafen präsentirte. Er empfing mich auf seine gewöhnliche Weise, weder mit Auszeichnung noch zurückstoßend. Wir ritten dann zum Excerciren, wo er mir sagte, er werde mich mit meiner Bestimmung in Grabow bekannt machen. Hier in Grabow habe ich ihn gestern wiedergesehen, wo er mir heute eine Stunde zu bestimmen versprach, in der wir das Nöthige mit einander abmachen wollten. Weiter bin ich in vier Tagen noch nicht gekommen, und Du siehst, es ist nicht meine Schuld, wenn der Feind noch nicht geschlagen ist.

26.

Grabow, 14. August 1813.

Seit ich Dir schrieb, habe ich meine Bestimmung erhalten. Graf Wallmoden hat mich zum Generalquartiermeister seiner nicht unbeträchtlichen Armee ernannt. Seitdem bin ich bis über die Ohren in Papieren, weil mir jetzt noch fast alle Gehülfen fehlen und überhaupt die ganze Composition der Armee noch sehr neu ist. Diese Bestimmung ist unstreitig die wichtigste, die mir in meinem Leben geworden ist; dazu kommt, daß ich mit dem persönlichen Benehmen des Grafen gegen mich ganz zufrieden bin. Allein die Stellung dieser Armee und vieles Andere machen den Posten nicht sehr angenehm. Il faut passer par là!

Die Post von Strelitz nach Grabow geht 8 Tage! was nur in Mecklenburg möglich ist. Uebermorgen gehen wir von hier weg. Meine Einnahme beträgt 47 Friedrichsd'or monatlich, von welchen ich 20 für Dich diesem Briefe beilege. Der Ankauf eines Pferdes hat mir 25 gekostet.

27.

Grabow, 15. August 1813.

Ich schrieb gestern nur ganz flüchtig, weil Geschäfte mir weder Zeit noch Muße zu einem ausführlichen Briefe ließen. Auch heute werde ich flüchtig schreiben, indessen machen zwei eilige Briefe einen

Digitized by Google

vollſtändigen. Meine Adreſſe iſt künftig: „General-Quartiermeiſter der Armee des Gr. Wallmoden“; die ruſſiſch-deutſche Legion könnte einmal detachirt werden und der Brief dadurch aufgehalten, bemerke daher darauf immer: „im Hauptquartier des Gr. Wallmoden“. Von hier gehen wir nach Hagenow; wir ſind zur Obſervationsarmee gegen Marſchall Davouſt und die Dänen beſtimmt, eine Stelle, die weder mir noch meinem General gefällt. Die Begebenheiten im Süden werden ſehr intereſſant. Wie es ſcheint, iſt die ganze ruſſiſche Armee aus Schleſien nach Böhmen abmarſchirt, ſogar der Kaiſer mit den Garden. Das Hauptquartier wird zuerſt Prag ſein; ich halte dieſen Marſch für ſehr gut; wenigſtens wird einmal nun nicht das ganz Gewöhnliche geſchehen.

28.

Wittenburg, 18. Auguſt 1813.

Der Krieg hat angefangen. Marſchall Davouſt mit einigen 30,000 Dänen und Franzoſen iſt im Vordringen begriffen. Es iſt unmöglich, die Begebenheiten vorauszuſagen, da Alles davon abhängt, ob der Feind ſich irgendwo eine Blöße gibt.

29.

Wittenburg, 20. Auguſt 1813.

Am 18. habe ich Dir mit einer Eſtafette geſchrieben; der Brief war an Herrn von Oertzen in Strelitz adreſſirt und hier zur Poſt gegeben; ich hoffe, Du haſt ihn erhalten; für den Fall, daß es nicht wäre, wiederhole ich den kurzen Inhalt, daß Marſchall Davouſt mit einigen 30,000 Dänen und Franzoſen bereits am 17. Auguſt durch das neutrale Gebiet gegangen iſt; den 18. hat er unſeren Vorpoſten bei Lauenburg angegriffen. Die Lützow'ſche Infanterie hatte ihn beſetzt und hat ſich ſehr brav in einigen ſchlechten Schanzen geſchlagen. In der Nacht, die ſehr regneriſch war, überfiel er (unter uns geſagt) die Lützow'ſchen ein wenig, machte einen plötzlichen Ueberfall, die Gewehre waren naß — der Poſten war verloren. Der Feind kann etwa 50 M. Gefangene gemacht haben. Außerdem haben die Lützow'ſchen einige hundert Todte und Bleſſirte. Wir haben den

Digitized by Google

Posten nicht wieder angegriffen, weil es gar nicht unsere Absicht ist, uns an der Stecknitz zu schlagen, sondern am 18. unsere Truppen versammelt. Am 19. und heute glaubten wir eines weiteren Vordringens des Feindes gewiß zu sein; er hat sich aber nur gegen einen anderen Posten gezeigt und sich begnügt, die Stecknitz zu besetzen. Wir haben übrigens heute einen Courier aufgefangen, welcher der Ueberbringer eines Briefes von Napoleon an Davoust war, worin er ihm befiehlt, vorzudringen und sich nicht durch die wenigen Truppen aufhalten zu lassen, die ihm gegenüber ständen; es wäre de la canaille comme les anséatiques et les troupes de Wallmoden.

Mit Gr. Wallmoden bin ich bis jetzt außerordentlich zufrieden; ich habe sogar seine Persönlichkeit lieb gewonnen; es ist äußerst angenehm, mit ihm zu leben, und unter einer kalten Asche, unter dem Anschein eines völligen Weltüberdrusses glüht ein edles Feuer. Als Offizier kann ich ihn noch gar nicht beurtheilen.

30.

Grabow, 27. August 1813.

Wir bleiben in Folge des glücklichen Gefechtes, welches der Kronprinz gehabt hat, in Mecklenburg und werden wohl vor der Hand in der Gegend von Neustadt oder Schwerin bleiben. Der Marschall Davoust wird seine Operationen schwerlich weiter als bis Wismar fortsetzen; ein Marsch bis an die Schwedisch-Pommer'sche Gränze würde ihn zum Untergange führen. Schon jetzt hat er nur noch die Communication längs der Küste über Lübeck und täglich bringt man Gefangene und Transporte ein. Bis jetzt hat der Feldzug hier in bloßem Manövriren bestanden und wir können mit dem Resultate zufrieden sein, da wir viel schwächer sind und ein entschiedeneres Betragen des Feindes uns jetzt schon hätte nach Berlin bringen müssen. Ueberhaupt scheinen mir die Anordnungen Napoleons in diesem Feldzuge nicht meisterhaft und ich bin voll guter Hoffnung. Ein paar kleine, höchst unbedeutende Gefechte haben wir gehabt. In einem derselben habe ich den General Wallmoden bewundert; ich habe kaum je eine ähnliche Bravour gesehen. Er ritt dreimal die Fronte eines feindlichen Bataillons hinunter, was

Digitized by Google

auf uns ſchoß, in einer Entfernung von 80 Schritt, ſo daß jeder von uns das Bataillon hätte commandiren können. Ich werde die ſtolze Ruhe, mit der er in den Kugelregen hineinſah, nie vergeſſen. Auch in allen anderen Stücken bin ich bis jetzt ſehr mit ihm zufrieden. Beſonders kann ich die Leichtigkeit des Umganges nicht genug loben. Der Feind findet in Mecklenburg viele Spione. Neulich hat man uns 5 mit einem Male eingebracht, die von Schwerin abgeſchickt waren, den Stand unſerer Truppen zu erforſchen. Wir haben den einen davon, welcher ſeine Abſicht ſogleich eingeſtand, auf der ungeheuren Ebene bei den drei Krügen auf einem kleinen Hügel aufhängen laſſen, welches Geſchäft die vier anderen haben vollziehen müſſen.

Mein altes Uebel, die Gicht, hat mich letzter Zeit wieder in hohem Grade incommodirt.

31.

Wöbbelin bei Neuſtadt (Mecklenburg-Schwerin),
1. September 1813.

Unſere Lage iſt hier noch die nämliche und die Sicherheit Mecklenburgs hängt lediglich von dem ab, was in Sachſen geſchieht, wo die bisherigen Einleitungen zu gutem Erfolge berechtigen. Wir haben bis jetzt noch kein einziges ordentliches Gefecht gehabt und wir haben ſie abſichtlich vermieden, da wir die Mittel gefunden haben, den Feind ohnedem zum Stehen zu bringen oder wenigſtens ſeinen Entwürfen ein Bleigewicht anzuhängen. Das Machtverhältniß und andere Umſtände machten ein ſolches Verfahren zur Pflicht, und wenn es Jemand gibt, der uns unthätig oder unentſchloſſen nennt, und die Urſache davon in dem Charakter des Grafen Wallmoden zu finden glaubt, ſo darfſt Du dreiſt glauben, daß er kein competenter Richter iſt; wenigſtens können wir, nach dem, was ich von der Sache verſtehe, nicht anders handeln, und was bis jetzt geſchehen iſt, iſt durchaus in meinen Anſichten und größtentheils auf meine Veranlaſſung geſchehen. Wie General Wallmoden bei großen Unternehmungen ſein wird, kann ich noch nicht beurtheilen; bis jetzt habe ich nur Urſache mit ihm zufrieden zu ſein, und ich kann mir den perſönlichen Rückſichten nach kaum ein angenehmeres Verhältniß denken.

Geſtern war ich ſehr krank; die Gicht quälte mich in einem ſo

Digitized by Google

entſetzlichen Grade, daß ich die heftigſten Krämpfe bekam. Ein geſchickter Arzt gab mir Opium und Aether, wodurch ſich die Krämpfe verloren und die Schmerzen geſtillt wurden. Kohlrauſch, unſer oberſter Feldarzt, verſicherte mir, daß ich das Mittel ohne Gefahr fortgebrauchen könne, und ich bin recht froh, dieſe augenblickliche Erleichterung gefunden zu haben. Das alte Hauptübel hat ſich nur einen Tag gezeigt. Dohna, der gerade bei mir war und mich gepflegt hat, glaubte, ich würde verſcheiden; ſo ſchlimm war es aber nicht, wie denn Krämpfe gewöhnlich äußerlich ein ſchlimmeres Anſehen haben.

Wir haben einen Mecklenburg-Schwerin'ſchen Beamten, den Amtshauptmann v. St., arretiren laſſen; das wird vermuthlich einiges Aufſehen im Lande geben. Er war der Verpflegungscommiſſar, und nachdem er mich zwei- bis dreimal mit den leichtſinnigſten Berichten über die vorhandenen Vorräthe hintergangen hatte, reiſte er sans façon ab und ließ uns ganz in Stich. In Neuſtadt verſicherte er mir am Abend, es wären die von mir geforderten 60,000 Portionen reichlich da, und am andern Morgen waren nicht mehr als 6000 vorhanden. Herr v. St. hatte das Reißaus genommen. Es iſt übrigens nur geſchehen, um den Mecklenburger Herren zu zeigen, daß wir keinen Spaß verſtehen. Hätten wir nicht dringend auf Verpflegungscommiſſare angetragen, ſo hätten ſie das ganze Land der Plünderung preisgegeben.

32.

Hauptquartier Schwerin, 4. September 1813.

Der Marſchall Davouſt hat ſich ſkiſirt. Vermuthlich geht er über die Elbe, um ſeinen Marſch nach Sachſen anzutreten und die dortige Armee zu verſtärken. Da er überhaupt nur zwei Märſche über die Stecknitz vorgethan hatte, ſo können wir ihm nichts anhaben. Wir waren eben auf dem Marſch gegen Wismar begriffen, um den General Loiſon anzugreifen, als wir dieſe Nachricht bei Criewitz und Sternberg erfuhren. Hätten wir uns noch in unſerer alten Stellung bei Neuſtadt befunden, ſo hätten wir ihm noch etwas anhaben können; jetzt haben wir keine Zeit zu verlieren, um mit dem Ganzen über die Elbe zu gehen und die Vereinigung Davouſt's mit der franzöſiſchen Hauptarmee zu verhindern. Wenn wir nicht andere Befehle vom

Kronprinzen erhalten, ſo bekommſt Du meinen nächſten Brief von jenſeits der Elbe.

Von den letzten Begebenheiten in Sachſen wiſſen wir noch nichts hier. Ein Courier, der aus dem Hauptquartier Treuenbrietzen am 1. abgegangen war, brachte die guten Nachrichten, daß Blücher ſiegreich geweſen und ſchon bis Bautzen vorgedrungen wäre, und daß Napoleon einen vergeblichen Verſuch gemacht hätte, aus Dresden hervorzubrechen. Nun finden wir alle feindlichen Zeitungen voll von großen Siegen, die Napoleon am 26. und 27. Auguſt gegen die alliirte Armee in Sachſen erfochten haben ſoll.*) Alle dieſe Artikel aber haben quelque chose de touche, und es iſt nicht möglich, daß der Kronprinz, der am 1. September in Treuenbrietzen war, nicht gewußt haben ſollte, was fünf Tage vorher ſich fünfzehn Meilen von ihm zugetragen hatte. Außerdem iſt der Abmarſch Davouſt's ein Zeichen, daß es ihm nicht gut geht. Marſchall Davouſt und die Dänen ſind, wie wir ſchon mit Sicherheit wiſſen, 33,000 M. und 100 Kanonen und 3 — 4000 M. Cavalerie ſtark geweſen. So wie die Umſtände waren, konnten wir ihnen anfangs nicht mehr als 14 — 15,000 M. und nur 14 Kanonen entgegenſtellen. Marwitz**) iſt mit ſeiner Landwehrbrigade vom Kronprinzen zu uns detachirt worden und wird ſich morgen mit uns vereinigen. Die kleine Broſchüre, die ich auf Gneiſenau's Verlangen in wenigen Tagen in Schleſien ſchrieb, iſt wirklich im Druck erſchienen unter dem Titel „Feldzug von 1813 bis zum Waffenſtillſtand;“***) ich habe nur ein Exemplar, ſonſt hätte ich die Eitelkeit, es Dir zu ſchicken.

33.

Hauptquartier Dömitz, 9. September 1813.

Im Ganzen ſind die großen Angelegenheiten vortrefflich gegangen, allein die Kriſis iſt noch nicht vorüber. Das Schickſal ſtellt dieſe

* An beiden Tagen war die Schlacht bei Dresden, in welcher Napoleon ſeinen letzten Sieg auf deutſchem Boden erfocht.

** Der oft erwähnte Schwager der Frau v. Clauſewitz, damals Oberſtlieutenant, hatte am 27. Auguſt mit Auszeichnung an dem Treffen bei Hagelberg Theil genommen und vereinigte ſich am 6. September bei Dömitz mit Wallmoden.

*** Erſchien 1813, Glatz, bei Pompejus Erben, neu aufgelegt Leipzig 1814, in den „Hinterlaſſenen Werken“ Bd. VII, S. 251 ff.

Digitized by Google

Entſcheidung ſo lange hinaus, daß, wenn ſie zum Nachtheile Napoleon's ausfällt, auch ſein gänzlicher Untergang darin enthalten ſein wird — oder vielmehr er ſelbſt, der Teufelskerl, ſpielt dies verzweifelte Spiel, wo er mit ſeiner letzten Geldrolle die Bank ſprengen will. Nach den letzten Nachrichten iſt er von Dresden mit einem großen Theile ſeiner Truppen gegen Blücher aufgebrochen; ich fürchte ſehr, daß die böhmiſche große Armee indeſſen müßig bleibt. Marſchall Davouſt iſt eiligſt von Schwerin weg, wie wir glaubten, um über die Elbe zu gehen; jetzt ſteht er mit einem Male wieder feſt, und es ſcheint nicht die Rede von einem Elbübergange. Doch halte ich ihn immer noch für wahrſcheinlich. Marwitz, der mit ſeiner Brigade uns zur Verſtärkung geſchickt war, iſt uns wieder genommen. Der Kronprinz hat ihn nach der letzten Schlacht*) zur Verſtärkung abgerufen, was auch ganz vernünftig iſt, weil in der Natur unſerer Rolle liegt, daß wir nie wichtig werden können; ich habe es für eine Thorheit gehalten, uns Verſtärkungen zu ſchicken. Indeſſen ſind wir durch alle dieſe Umſtände in unſere alte Lage der Unthätigkeit zurückverſetzt; ich glaube nicht, daß wir zu etwas kommen, wiewohl der Graf die Sache von neuem verſuchen will. Endlich habe ich einmal ein paar Zeilen von Gneiſenau ſelbſt, der mich in ſeinem Siegestaumel doch nicht vergeſſen hat. Einliegende Proclamation iſt von ihm.

34.

Hagenow, 12. September 1813.

Seit zwei Tagen ſtehen wir wieder auf dem nämlichen Flecke, wo der Feldzug eröffnet wurde, und ungefähr unter den nämlichen Verhältniſſen, nur daß die vier an der Elbe gewonnenen Schlachten*) unſerem Feinde andere Abſichten und Vorſätze eingeben werden, als er damals hatte. Da Marſchall Davouſt nicht eiligſt über die Elbe gegangen iſt, um der Armee in Sachſen zu Hülfe zu eilen, ſo iſt ſein plötzlicher Rückzug von Schwerin ganz unbegreiflich, und deswegen auch gar nicht zu calculiren, was er ferner thun wird. Wir ſind

* Bei Dennewitz (6. September).

** Schlacht bei Groß-Beeren (23. Auguſt), Treffen bei Hagelberg (27. Auguſt), Schlacht bei Dennewitz (6. September), Gefecht bei Dahme (7. September).

Digitized by Google

auf alle Fälle gefaßt. Die Begebenheiten an der oberen Elbe müssen übrigens auch hier die Sachen in Gang bringen. Gott gebe nur einen einzigen Sieg über Napoleon selbst! Es ist wahr, das bisherige Benehmen der französischen Truppen und die bedeutenden Erfolge, die man von allen Seiten gehabt hat, berechtigen auch zu dieser Hoffnung; indessen kann man sich nicht enthalten, besorgt zu sein, so lange diese Hoffnung nicht erfüllt und die feindliche Macht von der Elbe vertrieben ist. Die letzte Nachricht, die wir von dieser Armee gehabt, war aus dem Hauptquartier des Kronprinzen vom 8. und diese habt Ihr schon in den Berliner Zeitungen. Neu wird Euch dagegen der Sieg Wellington's sein, den er auf französischem Grund und Boden gegen Suchet erfochten hat. Bonaparte hatte diesem den Oberbefehl über alle dort vorhandenen Streitkräfte gegeben und ihm befohlen, Wellington mit Allem, was er zusammenbringen könnte, anzugreifen. Dies ist geschehen; die Schlacht ist sehr hartnäckig gewesen; die Engländer haben 6000 Mann Todte und Verwundete gehabt, Suchet aber ist total geschlagen worden und sein Verlust wird auf 16,000 Mann geschätzt. General Lyon, der eine unserer Divisionen commandirt, hat gestern diese Nachricht*) aus England erhalten. Mir scheint diese Nachricht von unendlicher Wichtigkeit zu sein, denn die moralische und physische Macht Napoleon's muß dort untergraben werden, und die Schläge, welche in Sachsen geschehen, müssen das Fundament seiner hohlen Macht mit eins durchbrechen. Daß Fritz Arnim, welcher Commandeur vom hanseatischen Cavalerie-Regiment war, bei Lübeck erschossen worden ist durch eine Kanonenkugel, weißt Du wohl schon; er ist in Schöneberg feierlich beerdigt worden. Man hat hier die Geschichte, daß Fritz Moltke, der von den Gensdarmen, welcher mit Rühle und dann Adjutant von Blücher war, zur großen böhmischen Armee geschickt worden wäre und dort es übernommen habe, dem Kronprinzen eine Nachricht

* Die Nachricht war unrichtig, da Wellington damals auf französischem Boden keinen Sieg über Suchet erfochten hat. Letzterer besiegte vielmehr Bentink, der mit einem englisch-spanischen Heere Tarragona belagerte, am 15. August 1813 bei Villafranca, entsetzte den Platz, vereinigte dann seine Armee am Lobregat und siegte über Bentink nochmals am 14. September bei Ordal. Im December vereinigte er sein Corps bei Gerona und behauptete sich in Katalonien bis Ende März 1814.

Digitized by Google

zu bringen, beim Durchſchwimmen der Elbe ertrunken ſei. Es ſollte mir entſetzlich leid thun; ich hoffe noch, es iſt nicht wahr.*)

35.

Dannenberg, 19. September 1813.

Endlich iſt es uns nach vielem Hin- und Hermanövriren gelungen, dem Marſchall Davouſt einen Streich zu ſpielen. Wir waren durch die Menge der aufgefangenen officiellen Briefe ſehr genau unterrichtet von den Abſichten des Feindes. Ein Corps von 9—10,000 Mann ſollte nach Magdeburg gehen, um die Garniſon zu verſtärken, zugleich aber balayer la rive gauche des parties ennemies. In drei Tagen war eine Schiffbrücke, ſtattlich wie der Pont neuf zu Paris, über die Elbe bei Dömitz geſchlagen; wir gingen in der Nacht vom 13. zum 14. über und griffen den 15. den General Pecheux bei der Göhrde an.**) Nach einigen Stunden eines ſehr heftigen Gefechtes war ſein Corps auseinandergeſprengt und nach allen Richtungen auf dem Rückzuge begriffen. Es ſcheint nicht die beabſichtigte Stärke gehabt zu haben, ſondern es waren nur 8 Bataillone, 10 Kanonen und 4 Schwadronen. Wir haben 8 Kanonen genommen, 1500 Gefangene gemacht, worunter der Brigadegeneral Milczinski, 1 Oberſt, 2 Adjutanten des Generals Pecheux und mehrere Stabsoffiziere. Der Feind hat 2000 Todte und Bleſſirte. Ich kann mit Ueberzeugung ſagen, wie Gneiſenau, der ſich Dir herzlich empfiehlt, mir von der Schlacht an der Katzbach ſchreibt: Wären meine Dispoſitionen ganz angenommen worden, ſo hätte vom feindlichen Corps nichts, aber auch gar nichts, entkommen müſſen. Auch würden wir den Diviſionsgeneral Pecheux ſelbſt bekommen und 800—1000 Gefangene mehr gemacht haben, wäre der Graf zu perſuadiren geweſen, die Cavalerie noch eine Stunde weiter verfolgen zu laſſen; denn es war noch nicht völlig dunkel. Uebrigens erlauben es die allgemeinen Umſtände

* Die Hoffnung erfüllte ſich, da jene Nachricht ſich als unbegründet zeigte.

** Sie gingen in der Nacht zum 15. September bei Dömitz über die Elbe, marſchirten nach Dannenberg und warteten am 16. morgens in einer verdeckten Aufſtellung beim Vorwerke Wrechau auf das Hervorbrechen der Franzoſen aus dem „die Göhrde" genannten Walde.

Digitized by Google

durchaus nicht, daß wir jenseit der Elbe Eroberungen machen. Wir haben hierher zurückkehren müssen, wo wir ferner auf der Lauer liegen. Der Graf ist, unter uns gesagt, nicht unternehmend, nicht feurig genug im Gefecht, sonst vortrefflich.

Voß ist, wie sich versteht, wohl, hat aber das Pfeifen und Heulen der Kanonenkugeln und Bomben, was er zum ersten Mal hier gehört hat, doch etwas nervenangreifend gefunden. Unsere kleine Armee war 10,000 Mann stark*) und für diesen Maßstab sind die Trophäen nicht übel, denn wenn Du Alles mit zehn multiplizirst für eine Armee von 100,000 Mann, so wird ein ähnliches Resultat herauskommen wie beim Kronprinzen und Blücher, da wir doch durchaus nicht im Stande waren, unseren Sieg zu benutzen, sondern nur einen kurzen, kräftigen Ausfall wie aus einer Festung thun konnten. Während wir zum Angriffe vorrückten, hörte man bei Boitzenburg, auf dem rechten Ufer kanoniren und wir hörten von den Gefangenen, daß Marschall Davoust uns auf dem rechten Elbufer angreifen würde. Wir hatten nur 200 Mann auf dieser Seite und die ungarnirte halb zerstörte Festung Dömitz. Wir mußten also unsere Absicht eiligst ausführen, um bereit zu sein, schnell in der Nacht noch nach Dömitz zurückzukehren. Heute haben wir erfahren, daß es eine bloße Demonstration war.

. . . . Der arme Lützow**) ist zwar nicht tödlich, wie ich glaube, aber doch auf eine sehr unangenehme Art blessirt worden, die sich nicht schreiben läßt. Ich habe ihn übrigens heute ganz munter gesehen.

36.

Dömitz, 20. September 1813.

Du hast wohl Recht, daß man nicht ohne Besorgnisse sein kann, wenn man diesen Stillstand aller Begebenheiten in einem Augenblicke sieht, wo die ganze Maschine aufgezogen ist und Alles den Gipfel der Spannung und Anstrengung erreicht hat. Wenn man jetzt nichts

* Sie bestand aus ungefähr 13,000 Mann mit 28 Geschützen.

** Er wurde im Treffen an der Göhrde, als er an der Spitze seiner Reiter auf die feindliche Infanterie heransprengte, durch eine Kugel schwer im Unterleibe verwundet.

Digitized by Google

thun kann, wann meint man dann etwas zu thun? Alles taſtet furchtſam um ſich her und thut kleine, ängſtliche und ungewiſſe Schritte oder ſteht gar ſtill. Wir marſchiren über Peterswalde gegen Dresden, hört man von Töplitz aus ſeit vierzehn Tagen, als ob Peterswalde 50 Meilen von Dresden wäre. Die Armeen kommen mir vor wie Hühnerhunde, die vor einem Volk Hühner ſtehen. Wenn der Jäger nicht kommt, ſo können die Hühner ganz ruhig ſein und es könnte hier leicht begegnen, was Münchhauſen erzählt, daß Hunde und Hühner ſo lange geſtanden und geſeſſen haben, daß er beide im folgenden Jahre noch als Gerippe gegen einander aufmarſchirt fand. Wer ſoll der Jäger ſein? Etwa der ſpaniſche Wellington? Der möchte doch zu ſpät kommen, wenn man ihm nicht entgegengeht. Dieſer Krieg muß aber wie die heftigen Schwingungen eines Feuerrades durch einen Stoß von Innen entſchieden werden, der die Flammen mit einem Schlage auslöſcht. Dieſer kann nur kommen, wenn man ſich von allen Seiten den Gränzen Frankreichs nähert und den Leuten den Wahn benimmt, daß Bonaparte nächſtens in Berlin, Breslau, Königsberg einziehen werde, den ſie jenſeit des Rheins haben.

37.

Dömitz, 21. September 1813.

Die Franzoſen ſind von dem Schlage bei der Göhrde ſo erſchrocken, daß ſie eiligſt das ganze linke Elbufer geräumt haben und hier auf dem rechten es bei einigen furchtſamen Demonſtrationen bewenden laſſen. Man ſagt uns, es wären nur 5 — 600 Mann über die Elbe gekommen. Nach dem gewöhnlichen Maßſtabe der Ruſſen würde ich für dieſe Affaire Oberſt werden — was der Graf dabei für mich thun wird, weiß ich nicht; nach ſeiner Art zu ſein und zu denken, vermuthe ich aber nicht viel. Wahrſcheinlich ſpeiſt man mich mit dem Annenorden ab, welches mich ſehr ärgern würde. Oberſt zu werden, iſt ein großer Gegenſtand meiner Ambition; vor vier Wochen kann die Sache, welche durch den Herzog von Oldenburg geht, nicht zurück ſein. —

Digitized by Google

Ich hoffe, daß Voßens Anſtellung gelingen wird, er hat an den Grafen geſchrieben. Der Anblick des Schlachtfeldes bei der Göhrde hat ihm einen ſolchen Ekel vor dem Kriege beigebracht, daß er meint, dies ſei der erſte und letzte, den er mitmachen würde. Mich quälte die Gicht wieder furchtbar und ich muß jeden Abend Opium nehmen, was mir Ruhe verſchafft; Kohlrauſch iſt mit Amputiren ſo beſchäftigt, daß man ihn gar nicht zu ſehen bekommt . . . .

So eben erhält Graf Wallmoden den großen Schwerterorden I. Claſſe für das Gefecht an der Göhrde, mit vielen Complimenten des Kronprinzen. . . Die Sachen ſcheinen an der Elbe doch im Ganzen gut zu gehen. Napoleon hat den 14. wieder einen Verſuch von Dresden aus gegen die große böhmiſche Armee gemacht und die Vorpoſten zurückgedrängt, iſt aber den folgenden Tag wieder bis auf ſeine Stellung von Dippoldswalde zurückgeworfen worden. Den 16. ſollte Blücher, mit welchem Tauentzien in Verbindung ſteht, die noch auf dem rechten Elbufer befindliche feindliche Macht angreifen; Bennigſen mit der großen Reſervearmee ſoll wirklich ſchon an der Katzbach ſein. Ganz Sachſen iſt jetzt von unſeren Parteien durchzogen; die des Kronprinzen und der großen böhmiſchen Armee ſtehen in Verbindung . . . Grüße Louiſe und Frau von Berg.

38.

Dammerow, 16. November 1813.

Die Begebenheiten hier an der Stecknitz ſind nicht, wie wir ſie geglaubt haben. Die Franzoſen haben bis jetzt nur das Lager von Ratzeburg ſowie dieſe Stadt verlaſſen, ſind aber hinter der Stecknitz von Lübeck bis Lauenburg ſtehen geblieben. Wir haben daher nichts gethan, als die Vorpoſten unſeres rechten Flügels ein wenig vorzuſchieben und das Hauptquartier hierher zu verlegen, wo ich mit ſechs Offizieren in einem Zimmer liege. Es ſcheint, daß Marſchall Davouſt, was ich früher bloß als möglich, aber nicht wahrſcheinlich vorausſetzte, wirklich zu ſeinem Plan gemacht hat: Die Stecknitz ohne das Lager von Ratzeburg zu vertheidigen. Graf Wallmoden iſt noch nicht zurück. Der Uebergang der ſchwediſchen Truppen über die Elbe iſt ein Irrthum, welchem Du dreiſt widerſprechen darfſt.

Digitized by Google

39.

Cammin, 30. November 1813.

Den Brief von Gneiſenau ſchicke ich Dir hiermit zurück; ich habe ſeitdem einen ziemlich langen Brief von ihm gehabt, worin er mir ſagt, daß .... nach wie vor die Leute, die er nicht mag, über die Schulter anſieht und ſpricht, warum man denn jetzt mit einem Male über den Rhein gehen wolle, da doch vorher nie die Rede davon geweſen ſei. Der Rhein ſei ja der natürliche Abſchnitt; man werde doch nicht die lächerliche Idee haben wollen, nach Paris zu gehen? — Es geht hieraus hervor, daß Gneiſenau ungefähr nicht mehr gilt als vorher. Sein Feldzugsplan iſt verworfen, der von Kneſebeck angenommen. — Indeſſen will auch dieſer, oder vielmehr er hauptſächlich, auf Paris operiren, und von der Schweiz aus, worüber man die Zeit verlieren wird. Unſer Oberfeldherr*) iſt in Boitzenburg angekommen und ſeine Armee in der Nähe; noch iſt aber die Maus nicht zur Welt, die der Berg gebären wird. — Marſchall Davouſt hat ſich, wie es ſcheint, vorgenommen, die Stecknitz bis auf's Aeußerſte zu vertheidigen; indeſſen wird er uns doch nicht hindern, ſie zu paſſiren, und dann mit einigen Verluſten abziehen. Was auf die Stecknitz-Campagne folgen wird, weiß ich nicht; vermuthlich nichts als die Einſchließung von Hamburg und die Belagerung von Lübeck, wenn der Feind thöricht genug iſt, das letztere vertheidigen zu wollen.

40.

Culpin bei Ratzeburg, 4. December 1813.

Wir (Wallmoden) marſchiren gegen Olslohe, um die Dänen von der Trave zu vertreiben; dieſe werden es aber wahrſcheinlich nicht abwarten. Wir erwarten jeden Augenblick die Nachricht, daß Lübeck vom Feinde verlaſſen wird. Endlich kommen wir von der verdammten Stecknitz los; mein Glauben iſt, daß wir uns etwa gegen Rendsburg bewegen und dort das Ziel unſerer Siege erreichen würden.

* Der Kronprinz von Schweden.

Digitized by Google

41.

Gr. Schirrensee,*) 13. December 1813.

Wir marschirten von Ratzeburg ab, um den General Vegesack an uns zu ziehen und dann den Dänen so schnell als möglich zu folgen und sie von Rendsburg, wo möglich, abzuschneiden. Wie wir die Stecknitz passirt hatten, ließ uns der Kronprinz einen Tag vergeblich auf die Division Vegesack warten, der er Contreordre gegeben hatte. Wir mußten ohne sie abmarschiren, wenn wir unseren Zweck nicht ganz verfehlen wollten. Wir marschirten Tag und Nacht in den unglaublichsten Wegen gerade auf Rendsburg. Der Prinz von Hessen**) sah, daß er auf diesem Ufer der Eider Rendsburg nicht mehr erreichen könnte, ohne mit uns zu schlagen, und marschirte auf Kiel. Wir wollten ihm den Weg von Kiel nach Rendsburg jenseits der Eider gleichfalls abschneiden und, wo möglich, auch nach Schleswig, so daß er zur Capitulation gezwungen gewesen wäre. Mit unendlicher Anstrengung der Truppen brachten wir es dahin, daß die Avantgarde unter General Dörnberg den 9. die Eider erreichte. Die Brücke bei Cluvensik wurde forcirt, 7 Kanonen genommen und einige hundert Gefangene gemacht. General Dörnberg marschirte den 10. mit Anbruch des Tages nach Wittensee auf die Straße, welche von Eckernförde nach Rendsburg führt, weil ein am Morgen aufgefangener Brief uns sagte, daß die dänische Armee den 9. um 7 Uhr morgens Kiel verlassen habe, um nach Eckernförde zu gehen. Unsere übrigen Truppen waren im Marsch, um die Brücke bei Cluvensik zu passiren. Aber schon morgens 8 Uhr, wie wir erst mit einigen Bataillonen das Dorf Seestädt besetzt hatten, erschien die ganze dänische Armee 8 — 9000 Mann stark — vor Seestädt. Sie hatte sich von Gottorp plötzlich links gewendet nach Rendsburg und war im Begriff, zwischen Dörnberg und uns durchzubrechen. Trotz aller Anstrengungen kamen unsere Truppen zu spät an; der Feind nahm Seestädt, auf dessen Besitz die Entscheidung des Tages beruhte. Ein Defilee von einer Viertelmeile Länge verhinderte uns, die Truppen

* Bei Rendsburg.

** Prinz Friedrich von Hessen, welcher das etwas über 10,000 M. (13 Bataillone und 10 Schwadronen) zählende Dänische Hülfscorps befehligte.

Digitized by Google

ſchnell genug heranzubringen; ein Theil kam ohnehin erſt gegen Mittag bei der Brücke an, die Diviſion Vegeſack, die uns endlich gefolgt war, gar erſt am Abend. Nach und nach brachten wir etwa 4 Bataillone und 2 Kanonen in's Feuer, um das Dorf Seeſtädt wiederzunehmen. Allein es war nicht möglich; die Ueberlegenheit des Feindes entſchied in einem Terrain, wo es nicht nur ganz unmöglich war, Cavalerie zu gebrauchen, ſondern auch irgend eine ſchnelle Bewegung mit der Infanterie zu machen; wir mußten das Vorgeſchobene wieder bis zur Brücke zurückziehen und dem Feinde Seeſtädt überlaſſen. Hierbei verloren wir 2 Kanonen, die zwiſchen den unendlich vielen Gräben und Hecken nicht fortkonnten. Der Feind marſchirte nach Rendsburg. Dörnberg war, wie es ſcheint, zu entfernt, um Theil am Gefechte zu nehmen; wir hofften in jedem Augenblicke, er werde uns Luft machen, aber vergebens. War es möglich, die Brücke bei Cluvenſik mit dem Hauptcorps ſechs Stunden früher zu erreichen, ſo war die däniſche Armee vernichtet, denn gleich hinter Seeſtädt öffnet ſich das Terrain zum vortheilhaften Gebrauche für Cavalerie und Artillerie; dort wären wir mit dem Ganzen aufmarſchirt und dabei Dörnberg ſo viel näher geweſen, daß wir mit ihm gemeinſchaftlich ſchlagen konnten. Dann waren wir dem Feinde einigermaßen gewachſen; er hätte vor unſeren Augen ſich wieder nach Kiel zurückziehen müſſen, wo die Schweden ſchon waren. Ich möchte verzweifeln, wenn ich bedenke, welches brillante Gefecht uns da entgangen iſt. Wären nur die Schweden von Kiel uns gefolgt, ſo hätten wir Hoffnung gehabt, mit dem Wenigen, was wir vorgeſchoben hatten, den Feind ſo lange aufzuhalten, bis er von den Schweden von hinten angefallen worden wäre; darauf mußten wir rechnen, ſo aber verließ uns Alles, und die Dreiſtigkeit, mit der wir unſeren großen Zweck verfolgten, koſtet uns 2 Kanonen und 6 — 800 M. Die däniſche Cavalerie (Holſtein-Dragoner) hat ſehr brav gefochten; ſie hat mit einer Schwadron in engem Wege eine brillante Charge mitten durch unſere Infanterie gemacht; eine Schwadron vom 1. Huſaren-Regiment der deutſchen Legion und eine von den Mecklenburgiſchen Jägern zu Pferde haben daſſelbe gegen die Dänen gethan, ſo daß der Weg, das einzige Terrain, in dem Cavalerie reiten konnte, mit Menſchen und Pferden beider Theile überſät iſt und ein

Digitized by Google

grauſenhaftes Anſehen hat. Es iſt ein abſcheuliches Gefühl, einem ſo glänzenden Erfolge ganz nahe geweſen zu ſein und ihn verfehlt zu haben. Zwar hat uns der Kronprinz mit Lobſprüchen überhäuft, aber was iſt das für ein Erſatz! Manches andere unangenehme Gefühl habe ich außerdem noch dabei, wovon ich Dir mündlich erzählen will, ſo daß ich nicht in der beſten Laune jetzt bin. Die Dänen haben 800 Mann und eine Kanone verloren.

Es wird noch immer um Waffenſtillſtand und Frieden unterhandelt. Der König von Dänemark hat das Stift Drontheim abgetreten und will der Coalition mit 30,000 Mann beitreten. Ich fürchte Alles von dem Egoismus des Kronprinzen, der die Sache noch hinzuhalten ſcheint. Wenn das Unglück nicht will, daß ſich dieſe Unterhandlungen wieder zerſchlagen, ſo gibt der Waffenſtillſtand uns Hoffnung zum Wiederſehen entweder hier oder in Hannover, wohin wir vielleicht marſchiren, um uns zu verſtärken oder neu zu organiſiren. Daß wir förmliche Winterquartiere länger als auf einige Wochen beziehen, bezweifle ich.

42.

Nordtorf, 8. Januar 1814.

Graf Wallmoden hat den Befehl über die ganze Einſchließungsarmee bei Rendsburg bekommen; dies hat mir geſtern viel zu thun gegeben. Die Hoffnung auf Friede ſcheint immer geringer zu werden, obgleich Graf Woronzow vorgeſtern ziemlich davon überzeugt war. Der General Vincent, der bekanntlich als öſterreichiſcher General im Hauptquartier des Kronprinzen iſt, wird neue Inſtructionen vom Kaiſer Franz erhalten und dann ſelbſt mit dem Ultimatum nach Kühnen gehen. Dies iſt die letzte Hoffnung. Graf Wallmoden ſagt, daß auch er gefunden habe, der König von Dänemark benehme ſich höchſt zweideutig und gar nicht loyal in der Sache.

43.

Bremen, 27. Februar 1814.

Ich lege Dir zwei Briefe ein, die Dohna mitgebracht hat, davon ich den von Prinzeß Louiſe erbrochen habe, weil Dohna mir ſagte,

Digitized by Google

daß er Nachrichten über die Verwundung meines älteſten Bruders vor Antwerpen enthielte. In dieſer Hinſicht verzeihſt Du wohl die Verletzung des Völkerrechts. Es ſcheint, daß die Wunde von geringer Bedeutung iſt und daher bin ich beruhigt. Wallmoden iſt krank, aber doch mit dem Herzog von Cambridge nach Hannover gereiſt. Hier hat man ſich ſeit einigen Tagen, beſonders auf Veranlaſſung des Londoner Artikels in den Zeitungen, mit vielen Beſorgniſſen über die Angelegenheiten bei den Armeen herumgetragen, die ich aber nicht recht getheilt habe, ſo daß ich meine Prophezeiung noch nicht zurücknehme. Morgen tritt das Hauptquartier ſeinen Marſch an. Es iſt ſehr gelichtet, denn Stülpnagel und Arentſchild ſind weg und kommen erſt ſpäter wieder zum Corps; ich werde ziemlich auf mich angewieſen ſein.

44.

Münſter, 6. März 1814.

Die Nachrichten, welche wir hier von der Armee haben, ſind ziemlich negativ; ich fürchte Alles von der Kleinmüthigkeit Schwarzenberg's und der alliirten Häupter, wenn nicht Blücher mit ſeiner Energie noch einmal ſiegt. Schon die Schlacht bei Brienne hatte Niemand liefern wollen und es ſcheint, daß ſchon damals die Rede von einem Rückzuge geweſen. — Blücher und Gneiſenau haben die alliirten Fürſten überredet, die Schlacht zu wagen. Schwarzenberg iſt durchaus dagegen geweſen und hat erklärt, er könne die Verantwortlichkeit nicht auf ſich nehmen; Alles, was er thun könne, ſei, die Corps von Wrede, Giulay und Prinz von Würtemberg zu Blücher's Dispoſition zu ſtellen und ſich ſelbſt als Reſerve aufzuſtellen. So erklärt ſich völlig natürlich, aber auf eine höchſt niedrige Art, was ich gutmüthig für hingebende Großmuth gehalten habe. Ich muß jetzt ſelbſt über mich lachen, da ich doch die Erbärmlichkeit der vornehmen Staatsdiener in großen Weltverhältniſſen hinreichend kenne, um mir nicht einen ſo ſchülerhaften Glauben zu bewahren. So leicht wird Keiner mich auf einem ähnlichen Irrthume ertappen, Du aber wirſt nun den ſchneidenden Zweifel begreiflich finden, womit ich ſo oft die Handlungen der Menſchen zerlege und Deinem Herzen wehe thue. — Nach den letzten Nachrichten ſollte ſich Alles bei Troyes concentriren,

Digitized by Google

um von neuem die Offenſive zu ergreifen d. h. man wollte mit einem Rückzuge von mehreren Tagemärſchen anfangen, um dann nach Paris zu kommen. Viel eher an den Rhein u. ſ. w., wenn nicht Blücher's und Gneiſenau's Energie noch einmal ſiegen und die Welt retten. — Meine Prophezeiung gebe ich auf, aber hoffnungslos und niedergeſchlagen bin ich nicht. Oberſtlieutenant Pallavicini iſt aus dem Haag zurückgekehrt. Der Prinz von Oranien hat ihm erklärt, daß bei ihm Alles von Offizieren wimmele und an eine Anſtellung für einen Fremden nicht zu denken ſei. Außerdem behauptet Pallavicini, daß der Prinz ſich den Grundſatz gemacht habe, die Offiziere zuerſt anzuſtellen, die gegen ihn gedient haben. Mehrere franzöſiſche Generale waren bereits angeſtellt, unter Anderen einer als Chef der Artillerie, ein franzöſiſcher Oberſt als Adjutant des Prinzen. Der Prinz hat erklärt, er wolle vergeben und vergeſſen und das legt man ſo aus, daß er den Feinden vergibt und der Freunde vergißt.

45.

Düſſeldorf, 15. März 1814.

. . . Was Du mir von der Art ſagſt, mit der die letzten Nachrichten in Berlin aufgenommen worden ſind, kann ich mir lebhaft denken; denn es fehlt auch hier nicht an Beiſpielen ähnlichen Kleinmuths und völliger Schwarzſeherei. Wahr ſcheint es zu ſein, daß Blüchers Trennung von Schwarzenberg die Wirkung des Zwiſtes mit ſeinem ganzen Gefolge iſt; was ſich militäriſch aus dieſer höchſt unmilitäriſchen Trennung folgern läßt, iſt nicht erfreulich. Nur Blücher's kühner Muth und ſein Glück laſſen noch einen ſchwachen Schimmer von Hoffnung. Vielleicht überraſcht uns Blücher mit einem glänzenden Siege, wie er es bisher gethan hat.

An dem gänzlichen Sturze Bonaparte's zweifle ich jetzt ſehr; das Wahrſcheinlichſte iſt wohl, daß bald ein Friede mit ihm zu Stande kommt. Wir haben vor der Hand die Beſtimmung, nach Maſeyk in der Gegend von Maſtricht zu marſchiren, wohin ich morgen abgehe. Graf Wallmoden iſt geſtern angekommen und bleibt nun bei uns. Der Kaiſer Alexander hat geſagt, für die Dauer des Krieges bliebe die Legion in ihren jetzigen Verhältniſſen und nach

Digitized by Google

dem Frieden werde er dafür ſorgen, daß ſie in die Dienſte irgend eines deutſchen Fürſten treten könnte. Im Grunde iſt dies genug, um ſich nicht über das Schickſal der Legion zu beunruhigen; wo die Legion bleibt, kann ich ja auch bleiben.

46.

Maſeyk, 17. März 1814.

Ich bin ein ſonderbarer Menſch in Beziehung auf die Vergangenheit. Ich hänge mit Liebe an ihr, ſelbſt wenn ſie nicht viel taugte. Frankreich, mit dem ich doch wahrlich zur Zeit nicht zufrieden war, noch zu ſein Urſache hatte, da ich daſſelbe kennen lernte, hat mir gleichwohl immer angenehme Erinnerungen gegeben. Das Fremdartige der Sitten hat im Ganzen, wenn man es als Reiſender (nicht als Verbannter) beobachten darf, viel Anziehendes und dies ſowie manche kleine Vorzüge ſind meinem dankbaren Gedächtniſſe geblieben, während die unangenehmen Eindrücke verſchwunden ſind. Ich komme zu dieſer Bemerkung, weil dieſe Gegenden mich ſo ſehr an manchen Theil von Frankreich erinnern. Roermonde ſieht gerade ſo aus wie das jetzt durch wiederholte blutige Stürme ernſt und finſter gewordene ſonſt ſtille und freundliche Soiſſons. Dieſelben närriſchen Häuſer, von denen man nicht weiß, was man daraus machen ſoll, dieſelben ſtillen, reinlichen Straßen, dieſelben hôtels en miniature kleiner Edelleute, dann dieſelbe Bequemlichkeit im Wohnen, der Betten, die Menge der Schüſſeln, die Redſeligkeit von Wirth und Wirthin, die ein pudelnärriſches Deutſch und paſſables Franzöſiſch ſprechen. So war es vorzüglich in Roermonde. Hier in Maſeyk dagegen ſitze ich, was auch echt franzöſiſch iſt, in einem ungeheuren Zimmer, wo außer einem unendlich großen Bette nur ein paar alte Stühle ſind, und ein portativer Ofen es verſucht, das Zimmer mit Rauch zu heizen. Dabei ein Diner von 8 Schüſſeln aus echter franzöſiſcher Sudelküche; was ſüß ſein ſollte, war ſauer, und was keines von beiden ſein ſollte, war beides zugleich. Ein alter, trockener Mynheer macht den Wirth und hinten in einem Flügel der alten Rummelei ſchreit unaufhörlich ein Toller, daß man ihn loslaſſen ſolle — ein Kind des Hauſes, ein junger, kräftiger Menſch von ſiebzehn Jahren,

Digitized by Google

der mit einem Zwillingsbruder toll auf die Welt kam, weil die Mutter in der Schwangerſchaft über einen großen Diebſtahl heftig erſchrocken war; der andere Unglückliche ſtarb im ſiebenten Jahre und dieſer iſt geſund und ſtark. Welch eine Ausſicht für die Eltern, welch ein Leben!

47.

Maſeyk, 22. März 1814.

Nachdem wir hier einige Tage ausgeruht haben, iſt uns unſere Beſtimmung gegeben. Wir ſollen zu Graham ſtoßen und brechen daher morgen nach der Gegend von Antwerpen und Mecheln auf, wo wir den 28. ankommen. Daß dies nicht ſehr nach unſerem Geſchmacke iſt, kannſt Du denken, da wir die mehr als wahrſcheinliche Ausſicht haben, vor Antwerpen ſtehen zu bleiben, während wir doch ſo gern dem Blücher geholfen hätten. — Die Angelegenheiten bei der großen Armee ſtehen, man kann ſagen zweifelhaft. Blücher's Sieg am 9.*) hat wieder keine großen Folgen gehabt. Zwar ſcheint, ſo lange man ein ſolches Uebergewicht in dem Erfolge der Gefechte hat, wie dies im Ganzen bei uns der Fall geweſen iſt, noch nichts zu befürchten, da der Feind ſeine Kräfte auch conſumirt und trotz der Nähe ſeiner Hülfsquellen im Ganzen wohl nicht im Stande ſein wird, aus den erſchöpften Provinzen mehr an Streitkräften heranzubringen als bei uns nachgeſchoben wird. Allein Mangel an Lebensmitteln, Uneinigkeit der Generale und Häupter ſind zwei Dinge, die ich jeden Augenblick außerordentlich fürchte. Nachdem ich nun ſchon von mehreren Seiten die Nachricht gehört habe, daß Oeſterreich erklärt habe, es werde nicht in die Abſetzung Napoleon's willigen, fange ich an, dieſe unglückliche Schwäche für möglich zu halten, und ſo wäre denn jede Möglichkeit zur vollſtändigen Beendigung des Krieges verſchwunden. In der Lütticher Zeitung ſteht darüber aus den engliſchen Blättern ein großer Artikel, von dem ich indeſſen noch hoffe, daß er aus den Oppoſitionsblättern iſt. Es wäre wahrlich zu toll, wenn Oeſterreich eine ſolche Erklärung gegeben hätte.

* Bei Laon.

Digitized by Google

Der Kronprinz von Schweden ist wüthend darüber, daß man ihm die Corps von Wintzingerode und Bülow genommen hat, und hat erklärt, daß, wenn man sie ihm nicht wiedergäbe, er weggehen würde. Ungeachtet nun an ihm und seinen Schweden wenig gelegen ist, so würde es doch auf die öffentliche Meinung, besonders in Frankreich, eine uns sehr nachtheilige Wirkung hervorbringen, weil man es als den ersten Schritt einer gänzlichen Auflösung des Bündnisses betrachten würde. So kann ich Dir nichts als Unannehmlichkeiten schreiben, arme Marie, und mein Brief wird Dir also keine wohlthuende Erholung gewähren. Indessen wäre es thöricht, alle Befürchtungen unseres ängstlichen Verstandes für Gewißheit zu halten. Wie selten kommen die Dinge in der Welt so wie man sie sich vorstellt, und in dem allgemeinen Fortgange, welchen die gute Sache bis jetzt gehabt hat, liegt auch außerdem noch ein reeller Grund guter Hoffnung; denn solche Erfolge sind nicht das Product von bloßen Zufälligkeiten; ein allgemeines Princip, tief in der Natur der Verhältnisse gegründet, hat den allgemeinen Erfolg gegeben und es ist kein Grund, die Wirkungen dieses Princips mit einem Male null zu glauben.

Den 23. März 1814.

Deinen nächsten Brief schreibe poste restante nach Mecheln. Die Briefe an Sack zu schicken, geht wohl an, es wird aber auch nicht viel helfen, da er nicht immer wissen wird, wo Wallmoden's Hauptquartier ist. Du wirst indeß meinen zweiten Brief aus Münster und meinen dritten aus Düsseldorf erhalten haben. Lebe wohl, liebe Marie! Ich umarme Dich im Geiste und sehe Dir in das liebe, freundliche blaue Auge. Grüße die Mutter u. s. w.

48.

Hasselt, den 25. (März 1814).

Die Gichtschmerzen haben mit dem Eintritte des schönen Frühlingswetters mächtig nachgelassen, so daß ich bei Tage gar nicht daran leide und nachts nur wenig, daher ich denn auch jetzt wenig oder gar kein Opium nehme, dem ich aber in dieser letzten Zeit sehr viel verdanke. Du glaubst nicht, wie wohl es mir gethan hat. Bis

Digitized by Google

jetzt ſind wir die traurigſten Haidegegenden durchzogen, nun aber kommen wir in die reichen Niederlande. Die Adreſſe nach Mecheln poste restante gefällt mir nicht; ſchicke alſo Deine Briefe lieber an Prinz Solms nach Düſſeldorf; ich werde dem Prinzen ſchreiben, wohin er mir die Briefe ſchicken kann. Unſere Nachrichten von der Armee gehen bis zum 18., was Blücher betrifft, bis zum 10. bei Schwarzenberg. Militäriſch ſtehen die Sachen nicht ſchlecht; heute ſpricht man wieder von Siegen.

49.

Sotteghem bei Oudenarde, 2. April 1814.

Wir ſind ſeit zwölf Tagen in beſtändiger Bewegung; denn kaum waren wir in Löwen angekommen, als der General Maiſon mit 12,000 Mann nach Gent rückte und Brüſſel bedrohte. Wir mußten alſo, ob es gleich nicht unſere Beſtimmung war, eiligſt über Brüſſel gegen Gent vorrücken. Wir haben dadurch oder vielmehr durch das bloße Gerücht von unſerer Ankunft Brüſſel vor einem feindlichen Beſuche bewahrt, welches auch militäriſch von der höchſten Wichtigkeit iſt. Wir haben uns dabei in unangenehmer Lage befunden; die Hälfte unſerer Legion (das einzige Corps, was Wallmoden jetzt hat) befand ſich ſchon vor Antwerpen; mit vier Bataillonen, ein paar Batterieen, und einem Huſaren-Regimente ſollten wir Brüſſel decken; wären wir in den Fall gekommen, uns ſchlagen zu müſſen, und wären von den 12,000 Mann erdrückt worden, ſo würde es wieder geheißen haben: „Das Wallmoden'ſche Armeecorps hat eine Schlacht verloren.“ Nachdem der Feind nicht gegen Brüſſel weiter vorrückte, wurden mehr Truppen verſammelt, um ihn in Gent anzugreifen. Der Graf bekam Sachſen, Preußen, Ruſſen und Gott weiß was Alles unter ſein Commando (eine echte Reichsarmee der alten Zeit) und marſchirte mit dieſem Simmel-Sammel-Surium über Oudenarde auf Courtray, wohin der Feind von Gent aus marſchirt war. General Thielmann war vor uns mit etwa 6000 M. in Oudenarde geweſen und einen Tag vor uns gegen Courtray marſchirt. Er engagirte ſich leichtſinniger Weiſe den 31. mit dem Feinde morgens fünf Uhr, als wir noch viel Meilen von ihm waren. Der Feind rückte gegen ihn, vor und anſtatt ſich auf uns zurückzuziehen, lieferte er ihm, wahrſcheinlich

Digitized by Google

aus Eitelkeit, nicht unter Wallmoden ſtehen zu wollen, ſeine eigene kleine Schlacht. Die Truppen ſchlugen ſich meiſtens ſehr ſchlecht, er verlor eine Kanone und 12 — 1500 Mann und kam in ziemlicher Auflöſung mit uns zugleich nach Oudenarde, ſo daß wir eben Zeit hatten, unſere Truppen jenſeit der Stadt aufzuſtellen, um ſeinen Rückzug durch die Stadt zu decken. Zum Glücke verfolgte General Maiſon nur bis auf halben Weg und wandte ſich dann gegen Tournay; ſonſt hätten wir wieder das Schickſal gehabt, in ein nachtheiliges Gefecht verwickelt zu werden, weil wir in dem Augenblicke nur 6 Bataillone hatten und der Eindruck einer geſchlagenen Truppe ſchon eine ſehr ſchlechte Einleitung zum Gefechte iſt. Noch denſelben Abend griff der Feind Tournay an, that mehrere vergebliche Stürme, wobei er viele Leute verloren hat, und zog ſich den folgenden Tag wieder nach Lille zurück. Hier haſt Du einen nothdürftigen Bericht von dem Anfange unſerer neuen Campagne, bei der noch wenig Blut gefloſſen iſt; nur Helvetius Dohna hat ſich mit ſeiner Schwadron tüchtig mit den Franzoſen zwiſchen Gent und Courtray herumgehauen und ſie ſehr brav aus einem Dorfe hinausgeworfen. Ich theile Dir dies mit, nicht weil ich glaubte, es wäre intereſſant, ſondern weil es mir lieb iſt, wenn Du eine einigermaßen klare Vorſtellung von unſeren Begebenheiten haſt, da die Sachen zuweilen von der Art ſind, daß eine falſche oder gar lügenhafte Erzählung ſie in ein ſehr ungünſtiges Licht ſetzen kann. Ich hatte wieder das Unglück, daß der Graf noch abweſend war, als wir in Löwen von dem ſächſiſchen General Gablenz die Aufforderung bekamen, Brüſſel zu Hülfe zu eilen. Nun war ein weiterer Vormarſch abſolut gegen die früheren Beſtimmungen des Generals Graham, unter dem wir eigentlich ſtehen; ich mußte mich alſo entſchließen, auf eigene Verantwortlichkeit zu handeln. Zum Glücke kam Graf Wallmoden den Tag des Abmarſches an und genehmigte Alles.

Dieſer Zug nach den Niederlanden macht mich mit einem neuen, höchſt intereſſanten Lande bekannt. Es gibt wenig Flecke der Erde, die ſo angebaut ſind. Alle drei bis vier Meilen eine Stadt von 20, 40, 60, 80 tauſend Seelen, Dörfer von 2—300 Häuſern und 2—3000 Seelen. Keine Handbreit des Bodens iſt uncultivirt. Dabei die ſchönſten Chauſſeen mit majeſtätiſchen Alleen eingefaßt. So geht man durch Brabant und Flandern und glaubt in einem unermeßlichen Park zwiſchen

Digitized by Google

Schlöſſern zu luſtwandeln. Wie glücklich würde es mich machen, dieſe Provinzen mit Dir zu durchreiſen! Und wie viele ſchöne Städte, wie viele prachtvolle gothiſche Kirchen und Rathhäuſer hätten wir da zu bewundern! Das Rathhaus in Löwen iſt das reichſte Gebäude, was ich je im gothiſchen Stile aufgeführt geſehen habe. Pfuel*) (der Mann der Bölzig), mit dem ich hier wieder zuſammengekommen bin, ſagte ſehr glücklich, es ſähe aus, als wäre es von Kanten aufgebaut; ſo ſauber und zierlich iſt das Detail. In Brüſſel bin ich nur einige ſehr unruhige Stunden geweſen, denn ich mußte gleich weiter, obgleich das Hauptquartier dort blieb. Brüſſel iſt eine der ſchönſten Städte im Geſchmacke der mittleren Zeit, die ich kenne, ein Theil davon aber, nämlich der obere, iſt im neuen oder antiken Geſchmack, wie Du willſt, und meiner Meinung nach das Schönſte, was ich je geſehen habe. Mit dem Brüſſeler Park läßt ſich an prachtvoller und großſtädtiſcher Wirkung nichts vergleichen, wenn ich den jardin des tuileries in Paris ausnehme. Auch von außen iſt der Anblick Brüſſel's ſehr majeſtätiſch.

50.

Leſſines bei Ath, 4. April 1814.

Heute haben wir hier die Nachrichten von der Schlacht bei Paris und der Einnahme dieſer Hauptſtadt. — Obgleich Napoleon jetzt noch allenfalls die Armeen von Soult und Augereau an ſich ziehen kann, um damit einen Schlag gegen die Hauptarmee zu thun, ehe der Prinz von Heſſen-Homburg**) und Wellington herankommen, ſo bezweifle ich doch dieſen Gang der Begebenheiten, und glaube, daß in vier Wochen ſpäteſtens die Sache völlig abgemacht iſt und Napoleon nicht mehr exiſtirt. Der Termin unſeres Wiederſehens iſt alſo nahe; ich denke nämlich, Du kommſt ſo bald als möglich zu mir. — Mit dem holländiſchen Dienſte iſt es nichts; der Prinz von Oranien denkt

* Der hier nach ſeiner Gemahlin, einer geb. von Bölzig bezeichnete Offizier iſt nicht der nachmalige Generallieutenant und Commandeur des 7. Armeecorps (auch Gouverneur v. Neufchatel und Valengin), ſondern wahrſcheinlich deſſen jüngerer Bruder, der 1829 Commandant von Saarlouis, nachher von Spandau war.

** Der tapfere Erbprinz Friedrich von Heſſen-Homburg, der Eroberer von Lyon, in welches er am 22. März 1814, nach der Beſiegung Augereaus, ſeinen Einzug hielt.

Digitized by Google

wirklich so elend, seinen Feinden auf die niedrigste Art zu schmeicheln, indem er sie vor allen Anderen auszeichnet und anstellt und einen Widerwillen zeigt gegen Alles, was antifranzösisch ist. Daher ist das Project mit der Legion in der Geburt erstickt und keine Rede davon. Mit mir ist es natürlich nicht anders, und wäre es anders, ich würde mich wahrhaftig besinnen, einem Fürsten zu dienen, der diese Niedrigkeit der Gesinnung zeigt. Heißt es etwas Anderes, als Jemand, von dem man beraubt, beleidigt, verhöhnt worden ist, durch Kriecherei und Schmeichelei wieder zu gewinnen? Wahrlich, man muß ungeheuer beschränkt von Verstand sein, um nicht zu fühlen, wie unpolitisch diese verachtungswürdige Politik ist! Also kein Wort von Holland mehr!*) — Wie es mit Preußen steht, weißt Du selbst. Die neuesten Nachrichten von Stein sagen, daß Preußen sich wohl entschließen würde, die Legion zu nehmen; dann ist mein Schicksal noch unbestimmt. Denn obgleich ich trotz aller damit verbundenen Unannehmlichkeiten doch gern wieder in den preußischen Dienst zurückträte, so kann ich es doch nicht, ohne dem Könige die freie Wahl meiner Dienste oder meiner Entlassung gestellt zu haben, und darauf kann leicht die letztere erfolgen. So ungewiß das Alles ist, so bin ich doch immer noch nicht wegen meiner Zukunft besorgt; ich weiß nicht, ist das Leichtsinn oder Vernunft, aber es hat das stolze Bewußtsein einigen Antheil daran, daß ich es wohl noch nicht verdient habe, von allen Armeen verstoßen und zurückgewiesen zu werden.

Um auf unsere baldige Wiedervereinigung zurückzukommen, so denke ich, Du wartest das bessere Wetter und bessere Wege ab. In einigen Wochen wird sich beurtheilen lassen, ob der verschlungene Faden sich ganz löst oder ein neuer Knoten sich schürzt. Bis dahin schreibe ich Dir, wohin Du Deine Reise zu richten hast; ich hoffe, nach Frankfurt a. M. und denke Dir dorthin entgegen zu kommen, und dann mit Dir das schöne Rheinthal zu befahren.

* Man muß es bedauern, den Prinzen Wilhelm von Oranien, der persönlich so viele achtungswerthe Eigenschaften besaß, hier in der fraglichen Richtung so ungünstig beurtheilt zu sehen. Wir verweisen übrigens in Bezug auf das Benehmen des Prinzen und seiner Beamten gegen die preußischen Truppen auf das sehr gründliche und zuverlässige Werk von Cosel, „Geschichte des preuß. Staates ꝛc.", Bd. VII., S. 352.

Digitized by Google

51.

Bei Tournay, 11. April 1814.

Alle Welt iſt erſtaunt über den Ausgang der Kataſtrophe. Bonaparte iſt zähe wie ein Jude und ebenſo ſchamlos. Man hat aber im Allgemeinen gewiß Unrecht, ihm perſönlich nicht den letzten Stoß gegeben zu haben. Jährlich ſechs Millionen Franken geben ihm Mittel, ſich in Frankreich eine bedeutende Partei zu erhalten. Alle Marſchälle und Generale, ein großer Theil der Armee ſind ſeine Anhänger; es wird dem neuen Könige unmöglich ſein, jedermann zu befriedigen; was iſt natürlicher, als daß die Partei der Unzufriedenen ihr Augenmerk auf ihn wirft; wie leicht wird es ihm unter dieſen Umſtänden werden, bei einer Spaltung plötzlich an die Spitze einer mächtigen Partei zu treten. Man wird alſo in einer beſtändigen Spannung ſein und bei jedem inneren Zwiſte Frankreichs die Hände im Spiele haben müſſen.

Dieſe Beſorgniſſe hätte man ſich erſparen können, wenn man nicht aus Schwäche eine unzeitige Großmuth geübt hätte und ihn anſtatt mit ſechs Millionen Francs mit einem Steckbriefe für ſeine Gräuelthaten belohnt hätte. Doch das Prophezeien iſt heutzutage eine mißliche Sache — wer weiß, trifft von dieſen Beſorgniſſen keine einzige ein und begnügt ſich Bonaparte, ſeine ſechs Millionen ruhig zu verzehren und zu verſchwelgen. Indeſſen wäre man Europa dieſe Vorſicht immer ſchuldig geweſen. — Jetzt ſitzt er mutterſeelenallein in Fontainebleau, nichts umgibt ihn als eine Wache.

Was die Legion betrifft, ſo hat Herr vom Stein an Gruner geſchrieben, Preußen habe ſie übernommen, d. h. es ſind die nöthigen Verabredungen getroffen, aber noch nicht offiziell beſtimmt. Graf Wallmoden wird in ſechs Tagen nach Paris gehen, um die Sache zur völligen Entſcheidung zu bringen; ich bleibe bei meinem Entſchluſſe, obwohl ich nicht weiß, wohin, wenn der König mich wegſchickt. Da ich die Entſcheidung aus Paris abwarten muß, ehe ich Urlaub nehme, und fünf bis ſechs Tage zur Reiſe brauche, ſo werde ich vor Mitte Mai nicht in Frankfurt ſein können. Ich bitte Dich daher, Deine Reiſe ſo einzurichten, daß Du gegen

Digitized by Google

den 8. oder 10. Mai in Caſſel bei der Prinzeß von Heſſen ſein kannſt. Dorthin ſchicke ich Dir eine Eſtafette. Es kann ſein, daß Du dort einige Tage verweilen mußt. — Wahrſcheinlich werden wir bald nach Brügge marſchiren und dort auf unſere Beſtimmung warten.

Den 12. April 1814.

Mit dieſem Briefe habe ich das Unglück, daß ſeine Abſendung ſich immer verzögert. Ich ſollte geſtern nach Brüſſel, es wurde nichts daraus; ſo iſt wieder ein Tag verloren. Die officielle Nachricht von der „Abdication pure et simple de Bonaparte“, die wir hier hatten, iſt falſch geweſen. Jetzt ſagt man, er ſei verſchwunden, und man glaubt, er ſei, begleitet von den polniſchen Lanciers, zu Soult gegangen. Indeſſen betrachtet man doch in Paris die Sache als beendet und zwar mit Recht. Die Armee wird Kantonnements beziehen von Calais bis Lyon und die franzöſiſchen Truppen von Rouen bis Lyon. Unſere Verabredung wegen der Reiſe bleibt. — Ich füge hier die Abſchrift des Briefes bei, den ich an den König ſchreiben werde, wenn die Legion in preußiſche Dienſte tritt:

„Die ruſſiſch-deutſche Legion hat das Glück, in den Dienſt Ew. Königlichen Majeſtät aufgenommen zu ſein; ich würde mich als Mitglied der Legion berechtigt fühlen, an dieſem Glücke Theil zu nehmen, wenn ich nicht, eingedenk der von Ew. Königlichen Majeſtät mir im vorigen Jahre gewordenen Entſcheidung, es für meine Pflicht hielte, in Rückſicht meiner Perſon Ew. Königliche Majeſtät um eine beſondere Entſcheidung zu bitten. Es iſt gegen meine Gefühle, mich mit einem ganzen Corps in Ew. Königlichen Majeſtät Armee einzuſchleichen, und bin ich nicht ſo glücklich, von Ew. Königlichen Majeſtät würdig gehalten zu werden, in Allerhöchſtdero Armee zu dienen, ſo werde ich den Austritt aus der Legion als ein unvermeidliches Uebel betrachten, dem ich mich lieber unterwerfe, als unter Ew. Königlichen Majeſtät Augen zu dienen, ohne wenigſtens die Anſprüche auf Ew. Königlichen Majeſtät Gnade und Wohlwollen zu haben, deren ſich jeder andere Offizier erfreut.“

Digitized by Google

52.

Aloſt,*) 17. April 1814.

Ich hoffe, Du haſt meinen Brief erhalten, in dem ich Dich bitte, nach Caſſel zu reiſen und dort bei der Kurprinzeſſin zu warten, bis ich Dir eine Eſtafette von Frankfurt aus ſchicke. Meine Abſicht war, zu eben der Zeit nach Frankfurt zu kommen und mit Dir zuſammen die angenehme Reiſe den Rhein entlang und durch die Niederlande hierher zu machen. Jetzt fürchte ich, dieſer ſchöne Plan wird nicht realiſirt werden; denn da der Graf nach Paris und London geht und Stülpnagel den Grafen nothwendig begleiten muß, und General Dörnberg, der jetzt wieder bei uns iſt, auch nach Paris gehen wird, ſo werde ich ſchwerlich zu dieſer Zeit Urlaub erhalten; ich ändere alſo den Plan dahin ab und bitte Dich, je eher je lieber hierher zu kommen, denn Aloſt wird unſere Beſtimmung auf lange Zeit ſein. Dieſer Brief kann Ende des Monats in Deinen Händen ſein; reiſeſt Du in den erſten Tagen des Mai ab, ſo kannſt Du Mitte des Monats hier ſein; ich erwarte Dich mit Sehnſucht!

53.

Aloſt, 19. April 1814.

Da Aloſt vorausſichtlich auf längere Zeit mein Beſtimmungsort bleiben wird, ſo würde es mich ſehr glücklich machen, hier Deinen Beſuch zu erhalten. Willſt Du in Caſſel vorher die Kurprinzeſſin von Heſſen beſuchen, ſo kannſt Du von dort aus wegen der unglaublich ſchlechten Wege und aus Mangel einer Poſtſtraße nicht geradezu nach Düſſeldorf oder Köln reiſen, ſondern mußt Deinen Weg über Coblenz nehmen. Von Berlin iſt der Weg über Frankfurt ſo ziemlich der kürzeſte und in jedem Falle der beſte. Haſt Du alſo der Kurprinzeſſin nicht ſchon geſchrieben und keinen beſonderen Wunſch, nach Caſſel zu reiſen, ſo rathe ich Dir, den Weg über Frankfurt zu nehmen.

* Stadt und Feſtung in der belgiſchen Provinz Oſtflandern, auch Aalſt oder Aelſt geſchrieben.

Digitized by Google

Hier in Aloſt kann ich Dir zwar nicht viel Vergnügen verſprechen, denn der Ort iſt klein und ſtill, indeſſen bin ich ja ſchon gewohnt, daß Du gern die Einſamkeit mit mir theilſt, und wenn unſer Schickſal erſt entſchieden iſt, ſo kann mir ein Urlaub auf längere Zeit zu einer Badereiſe nicht verſagt werden. Wenn es irgend möglich iſt, werde ich Dir entgegenkommen, wenigſtens bis Aachen, wo wir uns bei Sack*) einander ausfragen können.

* War 1814 Generalgouverneur der proviſoriſchen Regierung am Niederrhein, 1815 auch am Mittelrhein.

XII.

Clauſewitz Generalſtabschef des dritten Armeecorps unter Thielmann für den Feldzug von 1815. — Die Perſönlichkeiten des Hauptquartiers und das Leben in demſelben vor dem Ausbruche des Krieges. — Hauptmann Karl v. Röder. — Eine Stelle aus ſeinen Lebenserinnerungen. — Frau v. Clauſewitz in Belgien. — Ihre und der Gräfin Dohna Thätigkeit in den Lazarethen zu Düſſeldorf. — Die Kämpfe in Belgien. — Das dritte Armeecorps bei Ligny und Wawre. — Das Entkommen des Corps von Grouchy und die Kritik dieſes Ereigniſſes in Reiche's Memoiren. — Bemerkungen über Thielmann und Clauſewitz in Bezug auf dieſe Kritik. — Marſch auf Paris. — Napoleon's Abdankung. — Capitulation von Paris. — Einzug des erſten und dritten Armeecorps. — Rückkehr Ludwig's XVIII. — Ankunft Friedrich Wilhelm's und Alexander's. — Abmarſch des dritten Armeecorps nach Fontainebleau. — Clauſewitz im Schloſſe daſelbſt. — Das Hauptquartier Thielmann's kommt auf längere Zeit nach Le Mans. — Frau von Clauſewitz theilt den Aufenthalt daſelbſt und in Paris mit ihrem Gatten. — Clauſewitz erhält ſeine künftige Beſtimmung bei'm Generalcommando in Coblenz. — Rückkehr nach Deutſchland.

Clauſewitz, der, wie oben erwähnt, durch Patent vom 11. April 1814 als Oberſt der Infanterie in den preußiſchen Dienſt zurückgetreten war, wurde am 30. März 1815 dem Generalſtabe zugewieſen und am 22. April zum Generalſtabschef des von dem Generallieutenant von Thielmann befehligten dritten Corps der Armee ernannt, welche im Frühjahre 1815 unter Blücher's Oberbefehle zum Kriege gegen Napoleon zuſammengezogen wurde.

Dieſer hatte, bevor noch die Verhandlungen des Wiener Congreſſes zum Abſchluſſe gelangt waren, die Inſel Elba verlaſſen, war am 1. März in der Nähe von Cannes gelandet und zog am 20. März, nachdem die gegen ihn geſandten Truppen zu ihm übergegangen waren, als Kaiſer in die Tuilerieen ein. Allein ſchon am 13. März erklärten ihn die verbündeten Monarchen als Friedensſtörer in die Acht, erneuerten ihre Allianz zu Gunſten Ludwig's XVIII., der

Digitized by Google

nach Gent entflohen war, und boten vier große Armeen gegen ihn auf, welche an der Oſt- und Nordgränze Frankreichs, von der Schweiz bis zur Nordſee, zuſammengezogen wurden. Zwei dieſer Armeen, eine engliſch-niederländiſch-deutſche unter Wellington und eine preußiſche unter Blücher, ſammelten ſich in Belgien. Letztere beſtand aus vier Armeecorps, welche von den Generallieutenants von Zieten, von Pirch I, von Thielmann und dem General der der Infanterie Grafen Bülow von Dennewitz befehligt wurden. Der Generallieutenannt Graf von Gneiſenau war Generalſtabschef, der Generalmajor von Grolmann Generalquartiermeiſter der Armee; im Generalſtabe befanden ſich die Oberſten von Pfuel und von Thiele, Major Leo (Leopold) von Lützow und Hauptmann du Vigny; die Generalſtabschefs der vier Armeecorps waren Oberſtlieutenant von Reiche, Oberſt Aſter, Oberſt von Clauſewitz und Generalmajor von Valentini.

Der neue Wirkungskreis, in welchen Clauſewitz ſich verſetzt ſah, entſprach in jeder Beziehung ſeinen Wünſchen; er fühlte ſich glücklich, wieder mit Blücher, Gneiſenau, Grolmann, Stülpnagel, Friedrich Dohna, der aber während des Feldzugs eine Brigade im vierten Armeecorps erhielt, Leo von Lützow und anderen von ihm hoch verehrten und ihm innig befreundeten Männern verbunden zu ſein; ſein unmittelbarer Vorgeſetzter, General von Thielmann, flößte ihm durch ſeine höchſt bedeutende Perſönlichkeit, ſeine geiſtige Begabung, vielſeitige Bildung*) und hohe militäriſche Befähigung in gleichem Grade Hochachtung ein, wie er ihn durch die Liebenswürdigkeit ſeines Weſens gewann, und er ſah ſich von ihm mit entgegenkommender Freundlichkeit behandelt. An geiſtreicher und erheiternder Unterhaltung fehlte es im Hauptquartiere nicht, wenn er auch in dieſer Beziehung dem Wallmoden'ſchen Hauptquartiere bei weitem den Vorzug geben mußte. Der von Witz und Humor ſprudelnde Hauptmann v. Gerlach, „der kleine Gerlach", belebte vor Allen durch ſeine unerſchöpfliche

* Thielmann, ein Zögling der Fürſtenſchule St. Afra in Meißen, war für eine wiſſenſchaftliche Laufbahn beſtimmt geweſen; er beſaß auch ein nicht gewöhnliches muſikaliſches Talent, obgleich er in letzterer Beziehung Bülow nachſtand.

Digitized by Google

Unterhaltungsgabe den Verkehr und er wurde schmerzlich vermißt, als er das Hauptquartier verließ, um zu seiner Brigade zurückzukehren. Der vortreffliche Feldprediger Schulz, der wegen seiner ausgezeichneten Rednergabe, seiner gediegenen Bildung und seiner edlen persönlichen Eigenschaften in der Armee die größte Verehrung genoß, trug ebenfalls dazu bei, einen lebhaften geistigen Verkehr, bei welchem es auch an philosophischen Erörterungen nicht fehlte, im Thielmann'schen Hauptquartiere zu unterhalten. Besonders aber machte er durch herrliche Reden auf Alle einen tiefen und ergreifenden Eindruck, und als er vor der Eidesabnahme im Hauptquartiere zu den neu eingetretenen Soldaten geredet hatte, sprach Clausewitz sich dahin aus, daß er nie in seinem Leben eine bessere Rede vernommen, niemals die Bürger- und Soldatenpflichten so innig verschmelzen, niemals eine solche Darstellung des Eides gehört habe. Mit Freude erfüllte es ihn, in der jetzigen preußischen Armee alles das verwirklicht zu sehen, was einst Gegenstand seiner Pläne und Wünsche gewesen, und ihre Tüchtigkeit, Jugendlichkeit und Freudigkeit mit dem Zustande der Armee von 1794 zu vergleichen, die ihm so kümmerlich, verdrießlich und abgelebt vorgekommen war. „Ich weiß nicht," schrieb er, „wie weit wir in allen diesen Dingen ohne Scharnhorst gekommen wären, aber man kann das Alles nicht sehen, ohne unaufhörlich an ihn zu denken." Auch billigte er es sehr, als wohlthuend und erhebend, daß regelmäßig Morgen- und Abendgottesdienst im Lager gehalten wurde, und die Aeußerung eines seiner Kriegsgefährten über den letzteren: „Es hat etwas sehr Feierliches, wenn die letzten Töne des Chorals verhallen; sie klingen wie Grüße der Vorangegangenen aus der Heimat" mochte wol auch ihm aus der Seele gesprochen sein.

Zu den jüngeren Freunden, mit welchen Clausewitz durch seine neue Dienststellung wieder zusammengeführt wurde, gehörte auch der Hauptmann Karl von Röder, Generalstabsoffizier der zum dritten Armeecorps gehörenden elften Division, welche Oberst von Luck befehligte. Da der sehr talentvolle und kenntnißreiche, auch durch die edelsten Eigenschaften des Charakters ausgezeichnete Offizier zu Clausewitz und seiner Gattin zeitlebens in nahen Beziehungen stand, welche durch seine Vermählung mit der Gräfin Henriette von Bernstorff, deren Familie mit Jenen eng befreundet war, an Innigkeit

Digitized by Google

noch gewannen, so lassen wir einige Lebensnachrichten über ihn hier folgen.

Karl von Röder gehörte einer Familie an, welche durch zahlreiche Mitglieder in der Geschichte der preußischen Armee in ehrenvollster Weise vertreten ist, und wurde am 23. Juli 1787 zu Pampitz bei Brieg geboren, wo sein Vater, der nachmalige Generalmajor Heinrich von Röder, damals in Kantonirung stand und seine Mutter zum Besuche des Gatten verweilte. Das erste Lager des Neugebornen war ein Cüraß, und in einem großen Zelte empfing er in Gegenwart der Offiziere des Regiments die Taufe. Wie fast alle seine Brüder widmete er sich dem Militärstande, gehörte zu Scharnhorst's begabtesten und strebsamsten Schülern, nahm an dem Feldzuge von 1806 als Lieutenant Theil und trat 1807 in das v. d. Marwitz'sche Freicorps, in welchem auch Graf Friedrich v. Brühl, der Bruder der Frau von Clausewitz, diente, mit dem er sich auf's engste befreundete. Nach der Auflösung des Corps kehrte er zur Armee zurück und begab sich im Jahre 1809 nach Oesterreich, um hier gegen Napoleon zu fechten; doch wurde ihm dieser Wunsch nicht erfüllt, da bald nach seiner Ankunft der Waffenstillstand eintrat. Nach seiner Rückkehr in die Heimat beschloß er, sich einer wissenschaftlichen Laufbahn zuzuwenden, und widmete sich seit Herbst 1809 auf der Universität Frankfurt a. d. Oder, seit Frühjahr 1811 auf der zu Berlin dem Studium der Rechtswissenschaft, neben welchem auch geschichtliche und philosophische Studien von ihm mit großem Eifer betrieben wurden. Zu den Männern, welche auf seine Bildung großen Einfluß übten, gehörten außer Fichte, Schleiermacher und vielen anderen namentlich auch Niebuhr, der mit dem um elf Jahre jüngeren Manne Freundschaft schloß und diese durch inhaltsreiche und herzliche Briefe bekundete. Im Frühjahr 1812 folgte Karl von Röder einer von Wilhelm von Humboldt, dem damaligen preußischen Gesandten in Wien, an ihn ergangenen Einladung, dessen Sohn auf die Universität Heidelberg zu begleiten, welchen er auch im Jahre 1810 den Eltern auf deren Wunsch von Berlin nach Wien zugeführt hatte. Hier sah er seinen früheren Waffengenossen Fritz Brühl, der in der österreichischen Armee diente und im letzten Kriege sich durch große Tapferkeit ausgezeichnet hatte, schloß mit Theodor Körner, der ihn ungemein liebgewann, einen

Digitized by Google

innigen Freundſchaftsbund und lernte im Humboldt'ſchen Hauſe viele bedeutende Perſönlichkeiten kennen. In Heidelberg ließ er ſich neben Leitung der Studien ſeines Zöglings auch ſeine eigene Weiterbildung eifrig angelegen ſein, in welcher er beſonders durch den Verkehr mit Johann Heinrich Voß, Schwarz, Dittenberger und anderen gelehrten und geiſtvollen Männern gefördert wurde. Als im Frühjahre der Ruf des Königs erſcholl, eilte er ſofort in die Reihen der Krieger zurück und nahm als Adjutant York's an dem ruhmvollen Befreiungskampfe Theil, in welchem er bei Großgörſchen verwundet wurde. Der edle Scharnhorſt richtete damals von ſeinem Schmerzenslager an ihn einige mit zitternder Hand geſchriebene herzliche Zeilen, in welchen er der Tapferkeit ſeines geliebten Schülers die freudigſte Anerkennung zollte. Im Feldzuge von 1815 focht er mit gleicher Auszeichnung und erwarb in der Schlacht bei Ligny das eiſerne Kreuz erſter Claſſe. In derſelben blieb ſein geliebter Freund, der Graf Chriſtian von Stolberg, der bei dem 12. Brandenburgiſchen Infanterie-Regimente eingetreten war, des Dichters Friedrich Leopold hoffnungsvoller Sohn, deſſen Herz ſo warm wie das des Freundes für Deutſchlands Ehre und Unabhängigkeit begeiſtert war. Drei treffliche Brüder Karl von Röder's waren den Tod für's Vaterland geſtorben: Heinrich, der am 2. Juli 1807 einer ſchweren Wunde erlag, welche er am Tage vorher als Hauptmann bei der heldenmüthigen Vertheidigung von Colberg erhalten hatte; Ferdinand, ein an Geiſt und Herz reichbegabter Jüngling, der im ruſſiſchen Feldzuge den Orden pour le mérite erwarb,*) am 26. Auguſt 1813 als Premierlieutenant und Adjutant des Majors von Jagow ſchwer verwundet wurde und am 23. September verſchied, bevor er noch das zwanzigſte Lebensjahr vollendet; Wilhelm, der am 30. Auguſt 1813 als Major und Adjutant des General von Kleiſt in der Schlacht bei Kulm den Heldentod ſtarb. Wir haben ſeiner in dieſer Schrift wiederholt zu

* Ferdinand v. Röder, der Clauſewitz's Vorträge in Berlin gehört hatte, ſpricht in ſeinen im Familienbeſitze befindlichen Aufzeichnungen wiederholt mit begeiſterungsvoller Verehrung von ſeinem ehemaligen Lehrer, und ſagt insbeſondere, nur dem bei Clauſewitz genoſſenen Unterrichte verdanke er es, daß er bei dem ruſſiſchen Feldzuge ſchon als ganz junger Offizier mit voller Sicherheit und Selbſtſtändigkeit habe handeln können.

Digitized by Google

gedenken Veranlassung gehabt, da er und seine durch Geistesbildung und edle Gesinnung ausgezeichnete Gattin Philippine geb. von Kahle (von den Familiengliedern „Pinette“ genannt) zu dem engeren Freundeskreise Clausewitz's und seiner Frau gehörten.

Karl von Röder hinterließ „Lebenserinnerungen,“ welche nur für seine Kinder als Manuscript gedruckt worden sind und durch sehr werthvolle Nachrichten über Leben und Charakter bedeutender Persönlichkeiten sowie durch Mittheilung von Briefen, Aufzeichnungen und Tagebüchern eine ergiebige Quelle für die Zeitgeschichte darbieten, zugleich aber auch von dem gebildeten, strebsamen Geiste, der edlen patriotischen Gesinnung, der Gemüthstiefe und feinen Beobachtungsgabe des Verfassers ein rühmliches Zeugniß ablegen.

In diesen „Lebenserinnerungen“*) werden Clausewitz und seine Gattin an mehreren Stellen erwähnt, von welchen wir die nachfolgende, die sich auf den Aufenthalt Karl von Röder's im Thielmann'schen Hauptquartiere bezieht, hier aufnehmen:

„Ich meldete mich noch Vormittag (den 29. April 1815) bei General Thielmann und aß bei demselben zu Mittag. Er war bekanntlich ein sehr lebendiger, geistreicher Mann und liebenswürdiger Gesellschafter; er war mir ein angenehmer und gütiger Vorgesetzter. Chef des Generalstabes war Clausewitz; seine ausgezeichneten Eigenschaften sind bekannt; es war mir sehr angenehm, unter ihm zu stehen; er blieb mir immer gütig und freundlich gesonnen bis zu seinem Tode. Er unterstützte mich später in Berlin mit seinem Rathe bei meiner militärischen Ausbildung, er beurtheilte Arbeiten, die ich ihm gab. Ich habe noch solche, sehr ausführliche, interessante Beurtheilungen über strategische Aufgaben.**) Er nahm auch als Freund

---

* „Für Euch, meine Kinder“ S. 306. — Karl von Röder war später Oberst im Generalstabe, Adjutant des Kronprinzen, General à la suite Friedrich Wilhelm's IV, trat 1842 in den Ruhestand, erhielt 1848 den Charakter als Generallieutenant und starb am 19. Juli 1856 als Erbherr auf (dem in Schlesien auf dem Leuthener Schlachtfelde gelegenen) Golau.

** Dahin gehörten Aufgaben über mögliche Operationen gegen Oesterreich, welche Müffling im Jahre 1827 als Chef des Generalstabes seinen Offizieren gestellt hatte. Karl von Röder, damals Major im Generalstabe, schickte eine dieser Auf-

Digitized by Google

des Bernſtorff'ſchen Hauſes ſpäter ſehr liebreich und innig Theil an meiner Neigung für, und Verbindung mit meiner geliebten Henriette."

Frau von Clauſewitz nahm, um bei ihrem Gatten oder in deſſen Nähe zu ſein, ihren Aufenthalt ebenfalls in Belgien und blieb hier bis zum Ausbruche des Krieges. Am 23. April befand ſie ſich in Lüttich, wo damals das Hauptquartier Blücher's war, und Karl v. Röder berichtet von einem angenehmen Abende, welchen er und andere Offiziere bei Clauſewitz und ſeiner Frau verlebten. Letztere folgte ihrem Gatten auch nach Dickirch im Luxemburgiſchen, wo das Hauptquartier des dritten Armeecorps war, und verließ ihn, wie Röder angibt, erſt vor Eröffnung der Feindſeligkeiten. Da Clauſewitz's erſter aus Belgien an ſie gerichteter Brief am 14. Mai geſchrieben iſt, ſo dürfte bald nach den erſten Tagen dieſes Monats ihre Abreiſe erfolgt ſein. Sie begab ſich zunächſt nach Düſſeldorf zu ihrer Freundin, der Gräfin Dohna, und widmete gemeinſchaftlich mit derſelben den dort eingerichteten Lazarethen eine eifrige und aufopfernde Thätigkeit. Helmina von Chezy, welche am 14. Juni ihre zum Beſuche der Lazarethe in Belgien und am Niederrhein unternommene Reiſe antrat, berichtet:*) „Ich beſuchte auch die Frau von Clauſewitz und ihre Freundin, die Gräfin Dohna, Scharnhorſt's Tochter, Beide feurige Wohlthäterinnen der Verwundeten und Kranken. Auch Hofrath Dr. Biſchoff lernte ich kennen. Nie werde ich das geliebte Düſſeldorf vergeſſen."

Napoleon entſchied ſich für den Angriffskrieg in Belgien, bevor die Verbündeten vom Mittel- und Oberrheine anrücken konnten, und ſuchte zunächſt die Vereinigung der Heere Wellington's und Blücher's zu verhindern, weil er jedem einzelnen derſelben überlegen war. Durch plötzlichen Angriff warf er am 15. Juni Zieten bei Charleroi zurück und beſiegte am folgenden Tage das Heer Blücher's, mit

gaben mit zwei von ihm verſuchten Löſungen an Clauſewitz und erbat ſich deſſen Urtheil. Clauſewitz entſprach dieſer Bitte durch einen Brief an Röder, welcher beſonders deshalb merkwürdig iſt, weil er in demſelben die Grundgedanken ſeiner erſt nach ſeinem Tode veröffentlichten Werke mit größter Klarheit und Präciſion ausſpricht. Oberſt von Meerheimb hat dieſen Brief in ſeinem „Vortrage" über Clauſewitz (Berlin 1875) im Auszuge mitgetheilt (S. 28 ff.).

* „Unvergeſſenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Helmina v. Chezy. Von ihr ſelbſt erzählt." Thl. II., S. 127.

Digitized by Google

welchem ſich das etwa 30,000 Mann ſtarke Armeecorps Bülow's noch nicht vereinigt hatte, in der blutigen Schlacht bei Ligny und St. Amand, während an demſelben Tage Ney mit dem linken Flügel nördlich bis Quatrebras vorrückte und hier von einem zur Unterſtützung der Preußen anrückenden Theile der Armee Wellington's, nach hartnäckigem Kampfe, in welchem der ritterliche Herzog Wilhelm von Braunſchweig fiel, zurückgedrängt wurde.

Clauſewitz hat über die Schlacht bei Ligny und das Treffen bei Wawre, ſowie über den Marſch des dritten Armeecorps bis vor Paris, ſeiner Frau, da dieſe ihm vorgeworfen hatte, daß ſeine Briefe ſich über Militäriſches zu wenig verbreiteten, ſehr ausführlich berichtet, ihr auch ein genaues Tagebuch mitgetheilt. Wir können uns daher, indem wir auf die beiden unten folgenden reichhaltigen Briefe*) Bezug nehmen, auf eine ganz kurze Darſtellung dieſer Begebenheiten beſchränken.

In der Schlacht bei Ligny, welche gegen drei Uhr nachmittags begann und bis zehn Uhr abends dauerte, war dem dritten Armeecorps ſeine Stellung auf den Höhen zwiſchen Sombref und Tongrines angewieſen und es hatte an dem Kampfe nur einen unbedeutenden Antheil. Noch am ſpäten Abende hatte es ein unglückliches Cavaleriegefecht, bei welchem Clauſewitz nur mit Mühe den franzöſiſchen Cüraſſieren entkam.

Der greiſe Feldmarſchall Blücher hatte ſich, um noch zuletzt eine günſtige Wendung des Kampfes gegen den überlegenen Feind zu erringen, an der Spitze einiger Regimenter, der franzöſiſchen Reiterei entgegengeworfen und gerieth in die größte Gefahr, aus welcher er nur durch die Geiſtesgegenwart und die Aufopferung ſeines Adjutanten, des Grafen Noſtitz, gerettet wurde. Sein arabiſcher Schimmelhengſt, ein Geſchenk des Prinz-Regenten von England, brach, von einer Kugel tödtlich getroffen, unter ihm zuſammen und er lag, der Beſinnung einige Zeit völlig beraubt, unter der Wucht des ſterbenden Pferdes. Noſtitz ſtieg vom Pferde und ſtellte ſich mit gezogenem Degen vor ſeinen Feldherrn, um ihn in dieſer höchſten Noth zu beſchützen; zweimal brauſten feindliche Reiterſchwärme vorüber, ohne in der Dunkelheit ihrer zu gewahren; endlich gelang es Noſtitz, bei einem nochmaligen Vorgehen der Ulanen, die Aufmerkſamkeit des

* Abſchn. XIII., Brief 11 und 12.

Digitized by Google

Unteroffiziers Schneider auf ſich zu ziehen; mit ſeiner Hülfe, der ſpäter von dem Geretteten ſehr reichlich belohnt wurde, zog Noſtitz den Feldherrn, der bald wieder zur Beſinnung kam, unter dem Pferde hervor und brachte ihn auf dem mit Freuden hergegebenen Ulanenpferde in Sicherheit.

Von der größten Bedeutung für die weitere Entwickelung des Krieges war es, daß Gneiſenau nach der Schlacht bei Ligny der Armee den Befehl ertheilte, ſich nicht über Namur nach dem Rheine, ſondern über Tilly auf Wawre zurückzuziehen. Zwar wurde dadurch die Verbindung mit dem Rheine und dem Heimatlande zunächſt aufgegeben; aber nur bei dieſer Richtung des Rückzuges konnte die preußiſche Armee der engliſchen, wenn dieſe, wie ſich vorausſehen ließ, auf der Straße nach Brüſſel zurückwich, zur Seite bleiben und beiden Armeen die Möglichkeit gegenſeitiger Unterſtützung geboten werden. Durch dieſen kühnen Entſchluß Gneiſenau's, welchen in der Folge Napoleon ſelbſt auf St. Helena einen jener „Geiſtesblitze“ genannt hat, welche zuweilen ein Genie ausſtrahle, verlor dieſer die Frucht des bei Ligny erfochtenen Sieges, und ohne dieſen Entſchluß hätte der Hauptſchlag nicht erfolgen können, durch welchen in der großen Entſcheidungsſchlacht vom 18. Juni die Macht Napoleon's auf immer zertrümmert wurde.

Das dritte Armeecorps, welches von dem Feldmarſchall ganz abgeſchnitten war, hatte einen äußerſt beſchwerlichen Rückzug, der auf einem kleinen Nebenwege über Gembloux nach Wawre führte. Nur mit der größten Mühe gelang es, die in einer weitläufigen Stellung zerſtreuten Truppen in der Dunkelheit zu ſammeln; Clauſewitz, der „in dieſer Nacht graue Haare zu bekommen glaubte“, kam, den Augenblick ausgenommen, wo er den Bericht an den Feldmarſchall ſchrieb, nicht vom Pferde. Am 17. mittags kamen die ermüdeten Truppen bei dem abſcheulichſten Regenwetter, nachdem ſie in einem Defilé eine halbe Stunde lang bis über die Knöchel in Waſſer gewatet hatten, bei Gembloux an und erreichten bei gleichem Wetter und unter den größten Beſchwerden um ein Uhr nachts die Gegend von Wawre, wo nun Blücher's ganze Armee verſammelt war.

Napoleon ſandte den nach ſeiner Meinung gänzlich geſchlagenen Preußen ein Corps unter Grouchy nach und wandte ſich mit ſeiner

Digitized by Google

Hauptmacht gegen Wellington, der in der Schlacht bei Belle-Alliance (18. Juni)*) den Kampf mit dem überlegenen Feinde annahm und aushielt, bis gegen vier Uhr nachmittags, als die englische Schlachtlinie zu wanken begann, im Augenblicke der höchsten Gefahr Blücher auf dem Schlachtfelde erschien und nun der Sieg durch einen vereinten Angriff beider Heere entschieden wurde. Napoleon floh nach Paris; ebendahin eilte das in völliger Auflösung fliehende französische Heer, unaufhaltsam verfolgt von Blücher und Gneisenau, welche ihm nirgends Ruhe ließen, sich wieder zu sammeln.

An demselben Tage, an welchem Blücher mit den drei Armeecorps Bülow's, Pirch's und Zieten's den Sieg bei Belle-Alliance entschied, hatte das Armeecorps Thielmann's bei Wawre an den Dyle-Defiléen einen hartnäckigen Kampf gegen die weit überlegenen Streitkräfte des Marschalls Grouchy zu bestehen und deckte dadurch dem preußischen Hauptheere auf seinem Marsche in Napoleon's rechte Flanke den Rücken. Die Preußen leisteten am 18. den Angriffen der Franzosen den tapfersten Widerstand und erst am Abende konnte sich Grouchy eines Dyle-Ueberganges bemächtigen. Am 19. in der Frühe erneuerte er den Angriff, und da gerade die stärkste Brigade des dritten Corps, die neunte, welche Generalmajor v. Borcke befehligte, in Folge eines unerklärlichen Versehens zur Hauptarmee abmarschirt war, so hatte Thielmann dem 32,000 Mann starken französischen Heere kaum noch 15,000 Mann entgegenzustellen und mußte nach tapferem Widerstande, um nicht endlich der Uebermacht zu erliegen, gegen elf Uhr den Rückzug in der Richtung auf Löwen antreten. Er ließ weder Gefangene noch Trophäen in den Händen des Feindes, der ihn nur schwach und vorsichtig verfolgte, und setzte seinen Rückzug in nördlicher Richtung von Wawre nach dem eine Meile entfernten Achtenrode (Rhode St. Agathe) fort, um hier die äußerst ermatteten Truppen zu sammeln.

Da General Thielmann etwa eine Stunde vor dem Antritte seines Rückzugs die Nachricht von dem bei Belle-Alliance erfochtenen großen Siege erhalten hatte, so rückte er, in der Hoffnung, nunmehr

* Auch Schlacht bei Mont St. Jean (von den Franzosen) oder Schlacht bei Waterloo (von den Engländern u. A.) genannt.

Digitized by Google

von der Hauptarmee unterſtützt zu werden, am 20. um fünf Uhr morgens von neuem gegen Grouchy vor, allein dieſer war bereits am 19. nachmittags in der Richtung auf Namur abmarſchirt, nachdem er nach elf Uhr vormittags ebenfalls von Napoleon's Niederlage benachrichtigt worden war. Thielmann folgte nun dem Feinde; ſeine und Pirch's Vortruppen ſtießen ziemlich gleichzeitig, die erſteren bei Rhisnes auf die Nachhut Vandamme's, die anderen bei le Bosquet auf die Nachhut Gérard's; an beiden Orten kam es zum Gefechte; die Preußen nahmen einige Kanonen und Gefangene, aber Grouchy erreichte nach vier Uhr nachmittags Namur; Pirch ließ die Stadt angreifen und die Preußen drangen nach einem blutigen Kampfe mit Einbruch der Dunkelheit ein; allein Grouchy war über die Maas entkommen und es gelang ihm, ſein Corps noch in ziemlich gutem Zuſtande nach Paris zu bringen, wo er am 29. Juni kurz vor den Preußen anlangte.

Das Entkommen Grouchy's hat bekanntlich in der Folge mehreren militäriſchen Beurtheilern Veranlaſſung gegeben, gegen die Befehlshaber des erſten und zweiten Armeecorps, die Generale Zieten und Pirch, den Tadel auszuſprechen, daß das Entkommen Grouchy's durch Unterlaſſung einer eifrigen Verfolgung verſchuldet worden ſei. Wir erwähnen nur den Generallieutenant Ludwig von Reiche, der 1815 als Oberſtlieutenant Generalſtabschef des erſten Armeecorps war und die Geſchichte dieſes Feldzuges ausführlich beleuchtet hat. Er ſagt in ſeinen Memoiren*): von einer ähnlichen Begünſtigung des Glückes, wie ſie Grouchy zu Theil geworden ſei, könne in der Geſchichte wol kein zweites Beiſpiel aufgefunden werden; man habe vorausſetzen können, daß Grouchy ſeinen Rückzug über Namur nehmen werde; Zieten aber habe bei Quatrebras, alſo näher bei Namur und noch näher habe Pirch dieſer Stadt geſtanden, der bei Melioreux (Mellery) ſeine Stellung gehabt habe; beide hätten alſo vor Grouchy einen Vorſprung gehabt, und wenn ſie dieſen angegriffen und dabei durch Thielmann's raſches Nachdrängen unterſtützt worden wären, ſo würde an ein Entkommen Grouchy's nicht zu denken geweſen, vielmehr „mit ihm der letzte Reſt der franzöſiſchen Armee vernichtet und Frankreich ſchon an den Ufern der Sambre bezwungen worden ſein.“

* „Memoiren des Generals Ludwig v. Reiche“, 2. Thl., S. 222 ff.

Digitized by Google

Die in Reiche's Erörterung enthaltene Stelle, in welcher er ſich über Thielmann's und Clauſewitz's Verhalten ausſpricht, nehmen wir hier wörtlich auf: „Merkwürdig wird es immer bleiben, wie Thielmann am Morgen des 19., nachdem er der Uebermacht des Feindes nicht mehr widerſtehen konnte, ſich, ungeachtet ihm die beſtimmte Nachricht von der am Tage vorher gewonnenen Schlacht zugekommen war, bis über St. Aldegonde hinaus, auf den halben Weg von Wawre nach Löwen, zurückziehen und den Feind ganz aus dem Auge laſſen konnte, der daher auch, ohne daß er vom dritten Corps bemerkt wurde, ſeinen Rückzug antrat und auf dieſe Weiſe einen mehrſtündigen Vorſprung gewann."

„Ich konnte nicht widerſtehen, den General Thielmann bei Gelegenheit zu veranlaſſen, ſich über dieſen Umſtand näher zu äußern. Das Geſchehene konnte er natürlich nicht in Abrede ſtellen, ſchob aber die meiſte Schuld auf den damaligen Oberſt C . . . . . tz, ſeinen Chef des Generalſtabes, indem er behauptete, daß derſelbe immer ſehr ſchwarz geſehen und in dem vorliegenden Falle nicht eher geruht, bis er eine Stellung gefunden habe, das weitere Nachdringen des Feindes abwarten zu können. Eine ſolche Stellung ſei die in Rede ſtehende geweſen."

„Nicht weniger merkwürdig iſt es, daß Grouchy in der Nacht vom 19. zum 20. ganz nahe vor den Bivouaks des 2. Armeecorps, von dieſem unbemerkt vorbeiziehen konnte, zumal daſſelbe den beſtimmten Befehl erhalten hatte, Grouchy auf ſeinem Rückzuge gegen die Sambre abzuſchneiden. Nachher beeilte es ſich, Grouchy einzuholen, was den unnöthigerweiſe unternommenen Angriff auf Namur zur Folge hatte, der uns ſo viele brave Soldaten koſtete."

„Nachdem es ſich nun auch ſo fügen mußte, daß das erſte Armeecorps Grouchy ruhig ziehen ließ, wird man das Räthſel gelöſt finden, wie deſſen Entkommen hat möglich ſein können."*)

* Sehr treffende Erörterungen über die Schlachten bei Ligny und Waterloo und das Treffen bei Wawre gibt Theodor v. Bernhardi „Geſchichte Rußlands und der europäiſchen Politik in den Jahren 1814 bis 1831", Thl. I., S. 275, 285, 326, 351. — Die Bemerkungen Reiche's über Thielmann und Clauſewitz hat auch Köniğer („Der Krieg von 1815", S. 351) aufgenommen und ſagt über Thielmann's Rückzug nach Achtenrhode: „Es ſtimmte dies wenig mit ſeinem bisherigen entſchloſſenen Verhalten, denn gerade jetzt war es wichtig, die Fühlung mit dem Feinde nicht zu verlieren."

Digitized by Google

Wir glaubten die vorstehende Stelle nicht übergehen zu dürfen, da in derselben von einem geachteten und competenten Beurtheiler, der zu den besprochenen Verhältnissen in unmittelbarer Beziehung stand, ein Tadel über Thielmann und Clausewitz ausgesprochen wird. Wir sind zwar weit entfernt, militärische Operationen einer Kritik unterziehen zu wollen, möchten aber doch sehr bezweifeln, daß den beiden genannten Männern an dem allerdings sehr auffallenden Entkommen Grouchy's irgend eine Schuld beigemessen werden könne. Beide besaßen einen hohen Grad von Muth, Energie und Entschlossenheit, und hatten bei vielen Anlässen glänzende Proben ihrer persönlichen Tapferkeit gegeben, Thielmann namentlich in der Schlacht an der Moskwa, wo er die große Schanze bei Borodino erstürmte,*) Clausewitz besonders bei Witepsk, Borodino und Großgörschen; sie waren aber auch besonnen genug, den ihnen anvertrauten Heerestheil nicht der Gefahr der Vernichtung durch einen so sehr überlegenen Feind auszusetzen, und überdies lag für Beide in ihrem persönlichen Verhältnisse, da ihnen zum ersten Male in der preußischen Armee so wichtige Stellungen übertragen worden waren, eine Aufforderung, das in sie gesetzte Vertrauen nicht durch ein bedenkliches Wagniß zu verscherzen. Beiden wurde für ihre Leistungen im Kriege von 1815 die verdiente Anerkennung zu Theil, Thielmann empfing preußische und russische Orden und nach dem Frieden wurde ihm das Generalcommando des 7. Armeecorps in Münster übertragen, Clausewitz aber erhielt einen Wirkungskreis, welcher wie kein anderer seinen Wünschen entsprach. Letzterer war ohne Zweifel der festen Ueberzeugung, daß der Rückzug nach Achtenrhode durch die Verhältnisse geboten und eine Maßregel pflichtmäßiger Vorsicht, nicht aber übertriebener Aengstlichkeit sei, und sicher hat er nie eine Ahnung davon gehabt, daß aus seinem Verfahren jemals ein Vorwurf gegen ihn würde abgeleitet werden können. Wäre dieses der Fall gewesen, so würde er nicht unterlassen haben, seine Handlungsweise zu rechtfertigen; und hätte er selbst später erkannt, daß er einen Mißgriff begangen, so würde er dieses mit der ihm eigenen

* Für diese That erhielt er von Napoleon das Commandeurkreuz der Ehrenlegion, von seinem Könige das des Heinrichsordens und wurde in den Freiherrnstand erhoben.

Digitized by Google

Offenheit freiwillig eingeräumt haben. Er hat in seiner Geschichte des Feldzugs von 1815,*) welche er zu einer Zeit verfaßte, wo er alle Verhältnisse vollständig übersehen konnte, des von Reiche besprochenen Punktes mit keinem Worte erwähnt.

Das zweite Corps unter Pirch brachte bei Namur, das dritte Corps zwischen Namur und Gembloux die Nacht zum 21. Juni zu; letzteres nahm den weiteren Marsch auf Paris über Beaumont, Avesnes, Guiscard, Compiègne und traf am 28. abends in Crespy ein. Am 29. war die ganze preußische Armee vor der französischen Hauptstadt versammelt, zu deren Vertheidigung, da kurz vorher an demselben Tage die Schaaren Grouchy's eingezogen waren, eine ansehnliche Streitkraft vorhanden war.

Napoleon hatte schon am 22. Juni, von den Kammern genöthigt, zu Gunsten seines Sohnes abgedankt und sich nach Rochefort begeben, um sich nach Amerika einzuschiffen; allein da er nicht auslaufen konnte, ohne auf englische Schiffe zu stoßen, so vertraute er sich der Großmuth der englischen Regierung an, welche ihn, einer Bestimmung der verbündeten Mächte gemäß, als Kriegsgefangenen nach St. Helena abführen ließ.

Noch am 29. Juni wurde auf Gneisenau's Vorschlag der Beschluß gefaßt, die Armee bei St. Germain auf das linke Seineufer zu führen und Paris von der Südseite anzugreifen, wo die Franzosen mit der Anlage von Verschanzungen kaum begonnen hatten.

Das dritte Corps, dessen Reiterei am 29. Juni bei le Tremblay lagerte, während der übrige Theil zwischen Villeneuve und Dammartin stand, trat am 30. um fünf Uhr morgens seinen Marsch an, erreichte gegen Mittag Gonesse, am Abend Montmorency, während der Nacht Argenteuil, wo die Reiterei stehen blieb, und langte am 1. Juli morgens bei St. Germain an.

An diesem Tage waren bei Versailles nur unbedeutende Gefechte; doch erlitt die Husarenbrigade des Oberstlieutenants v. Sohr eine beklagenswerthe Niederlage, bei welcher der tapfere Führer schwer ver-

* Bd. VIII. der Werke.

Digitized by Google

wundet den Franzoſen in die Hände fiel und York's Sohn Heinrich ſeinen Tod fand.*)

Blücher ließ am 2. Juli die Stellung der Franzoſen bei Iſſy, Vanvres, und Montrouge angreifen, wobei er von Wellington wenigſtens durch Demonſtrationen in der Ebene von St. Denys unterſtützt wurde. Am Abende dieſes Tages ſtand das zweite preußiſche Armeecorps unmittelbar vor der offenen Südſeite von Paris, das erſte auf den Höhen bei Clamart, Meudon und mit dem linken Flügel in Moulineau, rechts daneben das dritte Corps in und hinter Chatillon, das vierte endlich als Reſerve in und bei Verſailles, wo auch Blücher ſein Hauptquartier nahm. In der Frühe des 3. Juli wurde ein letzter Angriff der Franzoſen zurückgeſchlagen, und noch an demſelben Tage erfolgte die Capitulation von Paris, deren Bedingungen im Schloſſe zu St. Cloud feſtgeſtellt wurden.

Dieſen Bedingungen gemäß ſollte die franzöſiſche Armee am 4. Juli mittags die von ihr beſetzten Punkte St. Denys, St. Ouen, Clichy und Neuilly, am 5. zu derſelben Stunde den Montmartre, am 6. endlich ſämmtliche Barrièren von Paris den Truppen der Verbündeten einräumen und ſich hinter die Loire zurückziehen, welche ſie binnen acht Tagen überſchritten haben mußte.

Am 8. Juli zog das erſte Corps unter General Zieten, ſtill und kalt von der Bevölkerung empfangen, in Paris ein und beſetzte ſofort die Tuilerieen, den Luxembourg- und einige andere Plätze mit Infanterie und Kanonen; am folgenden Tage kehrte Ludwig XVIII. nach Paris zurück. An demſelben Tage, dem 9. Juli, rückte das dritte Armeecorps in Paris ein, marſchirte über die Brücken von Jena und Auſterlitz und über den ganzen Boulevard, ein Triumphzug, der von acht Uhr morgens bis drei Uhr nachmittags dauerte, und wurde auf dem linken Seine-Ufer einquartiert. Der König Friedrich Wilhelm und der Kaiſer Alexander kamen am 10. Juli abends in Paris an.

Von den preußiſchen Truppen folgte allein das dritte Armeecorps, welches nur eine Nacht in Paris zubrachte, der nach der Loire abziehenden franzöſiſchen Armee, und zwar mit der Reiterei bis Neuville und Beaumont, mit der Infanterie bis Pithiviers, Malesherbes, Nemours und Fontainebleau.

* Abſchn. XIII., Brief 12.

Digitized by Google

Seit dem 12. Juli befand ſich Clauſewitz mit dem Hauptquartiere in dem prachtvollen, mit allem Luxus ausgeſtatteten und von einem herrlichen Parke umgebenen Kaiſerlichen Luſtſchloſſe zu Fontainebleau. Nicht lange nachher rückte auch die öſterreichiſche Armee in Eilmärſchen heran und Fürſt Schwarzenberg nahm mit den Erzherzogen Ferdinand und Maximilian ebenfalls ſein Hauptquartier im Schloſſe zu Fontainebleau, welches eine ſo ungeheure Ausdehnung hatte, daß vier Hauptquartiere in demſelben hinreichend Platz fanden und Clauſewitz keines ſeiner fünf Zimmer herzugeben brauchte. Er war nun auf einmal, wie er ſchrieb, unter die guten Oeſterreicher gerathen, welchen das preußiſche Commando aufs bereitwilligſte die Quartiere zweier Brigaden abtrat. Auch in dem Schloſſe verſtändigten ſich die preußiſchen Offiziere aufs freundlichſte mit ihren öſterreichiſchen Kameraden, mit welchen ſie den angenehmſten Verkehr unterhielten. Clauſewitz hatte auch ſeinen Schwager, den Grafen Friedrich von Brühl, wiederzuſehen gehofft, erfuhr jedoch von den öſterreichiſchen Offizieren, daß das Ulanen-Regiment Erzherzog Karl, bei welchem derſelbe ſtand, ſich bei der Schwarzenberg'ſchen Hauptarmee befinde, von welcher nur die Avantgarde bis in die Gegend von Fontainebleau gelangt war.

Am 21. Juli verließ das dritte Armeecorps Fontainebleau, um den Oeſterreichern Platz zu machen, deren übrigen Hauptquartieren, welche erwartet wurden, das Schloß eingeräumt werden mußte. Das Armeecorps marſchirte zunächſt nach Estampes, einer kleinen Stadt auf dem Wege von Paris nach Orleans, und brach von dort am 29. Juli nach dem Sarthe-Departement auf, wo Le Mans zum Sitze des Hauptquartiers beſtimmt war. Hier befand ſich Clauſewitz, für welchen alle kriegeriſchen Begebenheiten ein ſo großes Intereſſe hatten, auf dem Schauplatze, wo der an denkwürdigen Ereigniſſen und ergreifenden Scenen ſo reiche Vendeerkrieg einen ſo blutigen Ausgang gefunden hatte; denn bei Le Mans war der einundzwanzigjährige heldenmüthige La Rochejacquelin, welchen die Vendeer nach dem Tode Bonchamp's und Lescure's zu ihrem Oberbefehlshaber gewählt hatten, von Weſtermann, der die ehemalige Beſatzung von Mainz befehligte, am 12. December 1793 geſchlagen und die todesmuthige Schaar der Vendeer nach verzweifeltem Kampfe zerſprengt

Digitized by Google

worden; einen vollen Tag hatten die grauſamen Sieger auf die Ermordung aller Gefangenen verwandt; nur einzelne Vendeer hatten das linke Ufer der Loire erreicht und keiner der Ergriffenen Schonung gefunden. In der Umgebung von Le Mans und in der Stadt ſelbſt erinnerte Vieles an dieſen entſetzlichen Vertilgungskrieg; in dem Zimmer, welches Clauſewitz bewohnte, hatte einſt der tapfere Bonchamp gewohnt, und eine Kanonenkugel, welche durch den Spiegel gegangen war, zeigte noch die Spuren des letzten Kampfes. Mit dem lebhafteſten Intereſſe las Clauſewitz die eben erſchienenen Memoiren der Marquiſe La Rochejacquelin, jener berühmten Heldin, welche, erſt zwanzig Jahre alt, ihren erſten Gatten, den Marquis Lescure nach der Vendee begleitete, hier die erſten weißen Kokarden austheilte, ihrem Gatten als Secretair und Aide-de-Camp diente, Depeſchen expedirte und ſelbſt beſorgte und überall war, wo eine Gefahr beſtanden werden mußte oder Ruhm geerntet werden konnte, die endlich, ein Kind unter ihrem Herzen, ein anderes im Arme tragend, dem tödlich verwundeten Gatten zu ſeiner letzten Zufluchtsſtätte folgte, wo er ſein Leben verhauchte.

Da Clauſewitz vorausſah, daß ſein Aufenthalt in Le Mans einige Monate dauern werde, ſo bat er ſeine Frau, denſelben zu theilen und ſandte ihr am 5. Auguſt einen von Gneiſenau beſorgten Armeepaß, wobei er ihr der Sicherheit wegen die Militairſtraße über Compiègne vorſchrieb, auf welcher er ihr, ſobald ſie ihm den Tag ihrer Ankunft angezeigt haben würde, entgegenkommen wollte; auf pikante Naturſcenen ſolle ſie ſich, ſchrieb er, nicht gefaßt machen, da das Land zwiſchen Seine und Loire im Ganzen nichts weniger als ſchön oder reich ſei.

Frau von Clauſewitz benutzte ihre Anweſenheit in Le Mans auch zu einer Reiſe nach Paris, welche ſie in Begleitung ihres Gatten machte, und ihr von dem Maler Kinſon dort gemaltes ſehr ſchönes Oelbild, welches ſich noch im Beſitz der Familie befindet, erinnert an ihren Aufenthalt in der franzöſiſchen Hauptſtadt.

Der zweite Pariſer Frieden wurde am 2. October vorläufig, am 20. November definitiv abgeſchloſſen und, mit Ausnahme der zufolge deſſelben in Frankreich zurückbleibenden 150,000 Mann Occupationstruppen, verließen die Heere der Verbündeten den franzöſiſchen Boden

Digitized by Google

und zogen der Heimat zu. Von den preußiſchen Truppen blieb das erſte Armeecorps unter Generallieutenant v. Zieten in Frankreich zurück, welches Mézières, Sédan, Montmedy und Longwy beſetzte und Sédan zum Hauptquartiere erhielt.

So wurde endlich Clauſewitz's ſehnlicher Wunſch, nach Deutſchland zurückkehren zu können, erfüllt; ſchon am 3. October 1815 war er bei dem Generalcommando am Rhein zum erſten Generalſtabsoffizier ernannt worden, wodurch er Coblenz zu ſeinem künftigen Wohnorte erhielt. Seitdem blieb er, von den durch Dienſtreiſen herbeigeführten kürzeren Trennungen abgeſehen, bis zum Jahre 1831 ſtets mit ſeiner Gattin vereinigt.

Digitized by Google

XIII.

Briefe von Clauſewitz an ſeine Frau aus der Zeit vom 14. Mai (Baſtogne) bis zum 5. Auguſt 1815 (Le Mans).

1.

Baſtogne im Luxemburgiſchen,
14. Mai 1815.

Wir hatten den 12. ſchon ein kleines Gefecht mit den Franzoſen. Horſt hat ſich eine Stunde mit ihnen zwiſchen Arlon und Bouillon herumgeſchoſſen. Am Ende war Alles Irrthum und beide Theile zogen ſich beruhigt zurück. — General Thielmann iſt ausnehmend freundlich gegen mich, und da es nicht an einigen pikanten Menſchen fehlt, wie Gerlach*) und ein Feldprediger Schulz,**) der ſehr geſcheut und ausgezeichnet iſt, ſo lachen wir viel und ſind paſſabel luſtig. Ich ſage paſſabel, denn mit Wallmoden's Hauptquartier läßt es ſich nicht vergleichen. — Es iſt beim Feinde bis heute Alles ruhig, indeſſen muß man den Ausbruch der Feindſeligkeiten mit jedem Tage erwarten. Blücher's Hauptquartier iſt jetzt in Namur, wo ich morgen hingehen werde, weil wir nur ſechs Stunden davon ſind.

* Der nachmalige Generaladjutant Friedrich Wilhelm's IV, bekannt durch ſeinen Witz und ſein geiſtreiches Weſen (Bruder des Präſidenten v. Gerlach in Magdeburg).

** War 1813 im York'ſchen Corps und hielt vor dem Ausmarſche deſſelben am 27. März auf dem Platze vor dem Königlichen Schloſſe zu Berlin eine der Begeiſterung des Augenblicks entſprechende ergreifende Rede. (Coſel, VI, 16). Er war ein durch Geiſtesbildung und Charakter ausgezeichneter Mann und ein höchſt begabter Redner.

Digitized by Google

2.

Ciney,*) 17. Mai 1815.

Vorgestern war ich in Namur, wo ich Gneisenau und die übrigen Herren, auch meinen Bruder**) sah. Gestern wurde im Lager den neuen Leuten von Stülpnagel's Regiment der Eid abgenommen und der Feldprediger Schulz, der hier in unserem Hauptquartier ist, hielt eine Rede, wie ich sie nie in meinem Leben besser gehört habe. Nie habe ich die Bürger- und Soldatenpflichten so innig verschmelzen hören wie da, nie eine solche Darstellung des Eides.

3.

Ciney, 20. Mai 1815.

Diesen Brief sende ich nach Düsseldorf an die Dohna, da ich Dich dort vermuthe, will aber in den nächsten Tagen auch einen Brief nach Cassel an die Stockhausen***) schicken, so daß Du auf jeden Fall Nachricht von mir bekommen wirst.

Auf der Gränze ist bis jetzt Alles ruhig und der Gedanke, daß Bonaparte offensiv verfahren werde, verliert immer mehr an Wahrscheinlichkeit; daher ist es leicht möglich, daß dieser Zustand noch vier Wochen dauert. Man glaubt jetzt, daß er von Hüningen bis Dünkirchen nicht über 200,000 Mann hat. Alle Nachrichten von Paris sprechen übrigens von seiner nahen Abreise. — Unser Corps ist jetzt bis auf 2 Infanterie-Regimenter und 1 Cavalerie-Regiment zu der ihm bestimmten Stärke herangewachsen. Doch ist Marwitz†) mit seiner Landwehr-Cavalerie auch noch nicht da.

Wir haben hier ein Lager von 9 Bataillonen, was sehr hübsch ist und worin uns gestern das Leibregiment eine sehr schöne Punsch-

* Städtchen bei Dinant (südöstlich von Namur).

** Wilhelm.

*** Marie von Stockhausen war Hofdame bei der Kurprinzessin, nachherigen Kurfürstin Auguste von Hessen, (1840 war sie Schlüsseldame derselben). Nach dem Tode der Kurfürstin (19. Februar 1841), lebte sie bei ihrer unverheiratheten Schwester in Cassel, wo sie auch gestorben ist.

† Der älteste der drei oben erwähnten Brüder (Friedrich August Ludwig), damals Oberst.

Digitized by Google

fête gegeben hat. Nachdem Oberſt Zepelin*) des Generals Geſundheit in zierlich geſetzten Worten ausgebracht, ließ er mir in ebenſo zierlichen und ſchmeichelhaften Ausdrücken dieſelbe Ehre widerfahren, worauf ich denn vor dem Volke habe ſprechen und mit ein paar Worten habe danken müſſen. Ich dachte dabei an Dich und bloß weil Du einen ſo unbändigen Spaß an Scenen der Art haſt, erzähle ich Dir dieſe Comödie. Auch Freund St. (Stülpnagel) hat eine Rede halten müſſen, um ſich für die Geſundheit des 30. und 31. Regiments zu bedanken, welche Zepelin gleichfalls ausgebracht hatte. Sie war, wie Du denken kannſt, ſehr pathetiſch. Bis jetzt geht es in meinem Verhältniſſe recht gut und ich fühle mich etwas nüchtern, aber ſonſt ganz zufrieden. Der General iſt fortwährend ausgezeichnet freundlich gegen mich und Jedermann, ſo daß wir von Verdruß nichts wiſſen.

Mit meiner Geſundheit geht es auch recht gut; ein einziges Mal habe ich Opium genommen, eine viel kleinere Quantität als gewöhnlich, und doch war die Wirkung viel ſtärker, ein Beweis, daß ſich der Körper ſchon wieder davon entwöhnt hatte. Was das Beſte iſt, ich habe, ob ich gleich nicht ohne Gichtſchmerzen des Nachts und beſonders des Morgens bin, doch einen Widerwillen gegen das Opium, ein mir ſchon bekanntes Zeichen von allgemeinem Beſſerbefinden. Wenn man die preußiſche Armee jetzt ſieht, ſo kann man nicht von dem Erſtaunen zurückkommen über ihre Veränderung ſeit 1794. Wenn ich an jene Lager denke, an die mich alle die Lager-Ceremonien wieder erinnern, die ich ſeit ein und zwanzig Jahren nicht geſehen habe, ſo freue ich mich, jetzt bei der Armee realiſirt zu ſehen, was damals Gegenſtand meiner jugendlichen Pläne und Wünſche war. Welche Tüchtigkeit und welche Freudigkeit und Jugendlichkeit iſt in der jetzigen Armee und wie kümmerlich, verdrießlich und abgelebt war die alte! Ich weiß nicht, wie weit wir in allen dieſen Dingen ohne Scharnhorſt gekommen wären, aber man kann das Alles nicht ſehen, ohne unaufhörlich an ihn zu denken. — Unter anderem Neuen wird Dir beſonders gefallen, daß jetzt regelmäßig Morgen- und Abendgebet gehalten wird, was ſehr feierlich und keineswegs eine leere

* Conſtantin von Zepelin (aus Mecklenburg) war 1815 Brigadecommandeur im 3. Armeecorps, wurde 1818 Generalmajor und Commandant von Stettin und 1831 Generallieutenant.

Digitized by Google

Ceremonie ist. Wenn ich so etwas loben soll, so muß es schon einen gründlichen Gehalt haben.

Noch muß ich Dir sagen, daß mir Namur viel weniger gefallen hat als Lüttich, obgleich es pikant liegt und die Spaziergänge an der Maas sehr schön sein mögen.

Mit fünf Reitpferden und drei Kleppern bin ich jetzt vortrefflich beritten. . . . Dein armer Bruder Fritz hat ein entschiedenes Unglück. Im vorigen Jahre war er in Italien, wo es in Deutschland so gut ging, und in diesem Jahre, wo es in Italien so brillant gegangen ist (denn Alles ist ja zu Ende) muß er in Deutschland sein. Grüße ihn und Mama.

4.

Ciney, 23. Mai 1815.*)

Mit General T. (Thielemann) bin ich sehr zufrieden d. h. er ist von einer wahrhaft liebenswürdigen Freundlichkeit, die, wenn sie dauert, nothwendig anziehen muß. Wie ich mit ihm in großen und ernsten Augenblicken zufrieden sein werde, wollen wir noch sehen. Da auf Gneisenau's Antrag wegen meiner längst eine Entscheidung aus Wien zurück sein muß, so rechne ich nicht mehr auf eine Veränderung meiner Bestimmung während dieses Feldzuges.

Leider habe ich jetzt meinen Gerlach zu seiner Brigade schicken müssen. Welch ein Verlust mir das ist, glaubst Du nicht. Ich habe ihn täglich lieber gewonnen und kann mich nur damit trösten, daß, wenn der Krieg erst wirklich ausgebrochen ist, Alles mehr zusammen sein wird, so daß wir ihn dann oft wieder haben werden. Er war die Seele der Opposition in unserem kleinen Hauptquartier; alle lustigen Dispute über alte und neue Schule wurden nur durch ihn möglich. Außerdem ritten wir täglich zweimal drei bis vier Stunden in der Gegend umher.

Für die Folge muß ich mich sehr auf mich selbst beschränken; denn de Groote**) ist theils zu blöde, theils ist er, wenn ich mich

* Auch dieser Brief ist wie der vorhergehende an die Gräfin Dohna in Düsseldorf adressirt.

** Everhard de Groote, Volontairoffizier, einer angesehenen Kölner Familie angehörig, der später dem Kronprinzen als Adjutant zugegeben wurde, ein Schüler

ſo ausdrücken darf, zu ſehr zugeritten, zu geregelt in ſeinen neuphiloſophiſchen Anſichten. Man müßte ſelbſt Profeſſor der Philoſophie ſein, um mit oder gegen ihn auftreten zu können, und bei meiner Scheu vor dem Disputiren komme ich nur ins Feld, wenn mich einer mit den dreiſteſten Paradoxen agacirt, wie Gerlach that. Es wird alſo fortan ſehr ſtill bei uns ſein. Der Prediger Schulz, von dem ich Dir ſchrieb, iſt zwar auch ein großer Anhänger der neuen Schule, aber mit Paſtoren habe ich nicht gern etwas zu thun.

Bei meinen Spazierritten in die hieſige Gegend habe ich Deiner unendlich oft gedacht. Die Gegend iſt hier zwar nicht ganz ſo reich wie in den Niederlanden, aber dafür mit Hügeln und Wäldern abwechſelnd und beſäet mit pikanten Schlöſſern. Hier iſt kein Edelhof, deren es unzählige gibt, welcher nicht, mit drei bis vier runden Thürmen und einem Waſſergraben verſehen, das Anſehen einer kleinen Burg hätte, dabei herrſcht hier die Mode, auf den Wieſen Boskets von dunkeln Tannen zu pflanzen. Es iſt ſo maleriſch, daß ich viel darum gäbe, einen einzigen ſolchen Hof in Deinem Zeichenbuche zu wiſſen. Wenn ich rechte Muße hätte, ſo verſuchte ich ſelbſt einen zu zeichnen.

Den 24. Mai.

Noch iſt hier alles ruhig, und da das Maifeld nahe iſt, ſo können wir wohl mit Gewißheit vorher ſehen, daß in dieſem Monat auch noch Alles ruhig bleiben wird. Ich war geſtern nach Dinant geritten, wo unſer Vorpoſten ſteht. Die Gegend iſt ſo, wie wir ſie noch nicht mit einander geſehen haben. Das Thal der Maas iſt ſo ſteil und eng, daß die Chauſſee von Dinant nach Givet durch eine Felſenwand durchgeht, die 4 bis 500 Fuß hoch und ganz ſenkrecht iſt. Dinant ſelbſt liegt höchſt pittoresk, überhaupt gäbe es da ein ganzes Buch voll zu zeichnen. Nach dem Kriege beſehen wir das Alles einmal mit einander.

und Freund Wallraf's. Auf ſeine Anregung wurde, nach der Einnahme von Paris, von Blücher unter dem Vorſitze des General-Intendanten Staatsrath Ribbentrop eine Commiſſion niedergeſetzt, welche die Rücklieferung der aus den preußiſchen Staaten geraubten Schätze der Kunſt und Literatur beſorgen ſollte.

Digitized by Google

5.

Ciney, 10. Juni 1815.

Seit ein paar Tagen ist wieder häufig die Rede von Bewegungen der französischen Armee, von Ankunft des Kaisers und von Angriff; mir scheint es bloß eine Folge der Bewegungen zu sein, in welchen sie uns glauben. Indessen giebt es doch eine Art von Spannung und Thätigkeit.

6.

Ciney, 15. Juni 1815.

. . In der Nacht ist die ziemlich sichere Nachricht von der Ankunft Bonaparte's in Maubeuge am 9. abends angekommen. Dies giebt den Nachrichten der nahen Offensive einige Wahrscheinlichkeit. Ist das, so schlägt man sich vermuthlich schon in dem Augenblicke, in dem Du diese Zeilen lieseſt. Wir stehen daher auf dem Sprunge. Das Schlimme ist, daß uns noch immer drei Regimenter und der größte Theil unserer Artillerie, nämlich sechzig Kanonen, fehlen. Uebrigens ist es mir sehr angenehm, wenn Bonaparte kommt, uns anzugreifen; denn wiewohl dies ihm im Großen bedeutende Vortheile gewährt, weil die Oesterreicher und Russen noch nicht fertig zu sein scheinen, so haben wir selbst dabei eine weniger unbequeme Rolle, weil wir uns dann mit ungetheilter Macht schlagen können und nicht die Menge Festungen hinter uns haben. — Da wir nur den größten Theil der feindlichen Macht vor uns haben und die Oesterreicher und Russen auch im Falle unserer Offensive so langsam und träge zu Werke gehen werden, daß für uns keine eigentliche Diversion aus ihren Unternehmungen wird, so muß Jeder von uns wünschen, sich wenigstens unter den vortheilhaftesten Umständen mit dem Feinde zu schlagen.

7.

Wawre bei Brüssel, 17. Juni 1815.

Ich bin gesund und alle näheren Bekannten, theuerste Marie. Bei uns war die Schlacht am wenigsten heftig, doch hat Stülpnagel

Digitized by Google

von ſeiner Brigade allein 1200 Mann verloren. Die Schlacht iſt nicht ganz entſcheidend, ich hoffe, es kommt noch zu einer glücklicheren — aber ich bin aus vielen Gründen ſehr betrübt; der Herzog von Braunſchweig iſt geblieben.

Statt 190,000 Mann, die wir mit den Engländern zuſammen in's Gefecht bringen konnten, haben wir uns ohne Bülow, und nur unterſtützt von 15,000 Engländern, alſo mit einer ſchwächeren Macht gegen Bonaparte geſchlagen und das iſt die Urſache des Verluſtes; 20 Kanonen ſind verloren, deren wir 6 auf unſerem Gewiſſen haben.

8.

Gembloux bei Namur, 21. Juni 1815.

Ich bin wohl und alle Freunde und nähere Bekannte, mit Ausnahme von Tiedemann,*) der leicht verwundet iſt. Seit fünf Tagen haben wir uns viermal geſchlagen; die großen Erfolge wirſt Du auf anderen Wegen bereits erfahren haben; 200 Kanonen ſind Bürgen der gänzlichen Niederlage des Feindes. Was nun geſchehen wird, weiß ich nicht. Am 19., nach der zweiten Schlacht, griff Marſchall Grouchy das dritte Armeecorps mit einer überlegenen Macht an, die nicht bei Waterloo gegen die Engländer und bei St. Amand gegen Blücher gefochten hatte; er drückte uns bis über die Brüſſeler Straße gegen Löwen zurück; am anderen Tage zog er ſich nach Namur zurück, weil ihm die anderen Wege abgeſchnitten waren. Wir ſind ihm dahin gefolgt, haben aber einen Befehl, der Armee, von der wir ſo lange getrennt waren, über Charleroi zu folgen. Daher kommt es, daß wir noch ſo weit zurück ſind und daß ich nichts von dem weiß, was geſchehen wird. Unter dieſen Umſtänden bleib ja am Rhein; die Sache kann nicht mehr lange dauern.

Der Dohna kannſt Du die Freude machen, zu ſagen, daß ihr Fritz geſtern eine ſchöne Cavalerie-Charge auf ein franzöſiſches Dragoner-Regiment gemacht, es geworfen und einige Kanonen erobert hat. Gerlach hat einen Streifſchuß am Halſe.

* Hauptmann von Tiedemann, ein jüngerer Bruder des Oberſtlieutenants von Tiedemann, der vor Riga blieb.

Digitized by Google

9.

Avesne, 23. Juni 1815.

Wir ſind im vollen Marſche auf Paris. Nie hat es eine ähnliche débâcle gegeben; ich glaube, daß Bonaparte nicht mehr im Stande iſt, ein einziges Gefecht zu liefern. Avesne hat ſich ergeben, weil ein Pulvermagazin in die Luft geflogen iſt — in meinem Leben habe ich keine ſolche Stadt der Trümmer geſehen. Große Haufen von Leichen verunglückter Einwohner wurden in große Gruben gethan, hunderte von Dächern lagen zuſammengeſtürzt, kaum ein ganzes Fenſter in der Stadt. — Ich wohne in einem Zimmer ohne Thüren; Du haſt keinen Begriff von dieſer erdbebenartigen Zerſtörung. Die Gegend iſt von den Einwohnern verlaſſen, aber nicht verwüſtet; jene haben ſich nur aus Furcht mit ihrem Vieh in die Wälder geflüchtet. — Vom Landſturm iſt bis jetzt nichts wahrzunehmen, als die unbeſetzten Schanzen, Straßenabſchnitte u. ſ. w.

Wir haben viel Lebensmittel gefunden, die wir ſeit Anfang des Krieges ſehr entbehrten und ein ungeheures Pulvermagazin. Das zweite Armeecorps bleibt zurück zur Einſchließung von Landrecy, Maubeuge, Philippeville, Marienburg und Givet, das erſte, dritte und vierte, 60,000 Mann zuſammen ſtark, verfolgt die Offenſive. Die Engländer machen es ebenſo. Dieſe Umſtände geben Ausſicht zu einem baldigen Wiederſehen.

10.

Dammartin bei Paris, 29. Juni 1815.

Da ſitze ich und ſchreibe Dir aus einem ſehr hübſchen Cabinet eines Landhauſes, im Angeſichte der großen Stadt, die jetzt wohl nicht in der beſten Stimmung den morgenden Tag erwartet. Die beiden Corps von Vandamme und Gérard, welche unter Grouchy's Oberbefehle ſich am 19. mit uns (dem dritten Corps) geſchlagen haben, hatten an der Schlacht am 18. wenig Antheil genommen und waren daher den 20. noch in einem ziemlich guten Zuſtande zwiſchen 30 und 40 tauſend Mann. Der gerade Rückzug war ihnen zwar abgeſchnitten, allein bei der Nähe der Gränze und der vielen Feſtungen

Digitized by Google

war es nicht möglich, ſie ganz von Soiſſons und Paris abzuſchneiden. Die unerhörte Geſchwindigkeit aber, mit der wir auf Paris marſchirt ſind, hat auch dieſe Corps ſo aufgelöſt, daß ſie heute zwar Paris kurz vor uns erreicht haben, aber in einer ſehr traurigen Verfaſſung. Dies macht eine Vertheidigung von Paris um ſo unwahrſcheinlicher und wir werden alſo morgen wohl, anſtatt den Montmartre zu ſtürmen, ruhig einziehen. Ganz kann man aber auch dies nicht verbürgen, da in dieſer tollen Stadt fünf tolle Jakobiner*) jetzt das Ruder in den Händen haben. Wehrt ſich Paris, ſo wird die Welt ein gräuliches Schauſpiel ſehen.

Unſer Zug durch Frankreich iſt mit unendlichen Anſtrengungen des armen Soldaten geſchehen. Seit dem 20. ſind wir fünfzig Meilen marſchirt; das will bei einem gänzlichen Mangel an Brod, beſtändigem Bivakiren und unaufhörlichem Regen ſehr viel ſagen.

Die Straße, wo wir gezogen ſind, hat durch die Corps ſelbſt im Grunde nur wenig gelitten; die Häuſer, welche geplündert wurden, ſind ſehr einzeln; aber freilich die Trains und Traîneurs, welche uns nachziehen, ſollen fürchterlich wirthſchaften.

Die Stimmung der Einwohner habe ich völlig dumpf gefunden. Keine Spur eines entſchiedenen Haſſes gegen Bonaparte, und noch weniger von Anhänglichkeit für die Bourbons. Am liebſten hätten ſie eine republikaniſche Verfaſſung oder den Sohn Bonaparte's oder allenfalls auch einen Orleans (der Theilnahme an der Revolution wegen). Mir iſt dieſe Verſtocktheit der Anſicht wahrhaft ekelhaft geweſen.

Unſer Weg ging über Charleroi, Beaumont, Avesnes, la Capelle, Guiſe, St. Quentin, Ham, Compiègne, Crespy hierher. Die Gegend iſt größtentheils ſchön und im niederländiſchen Stil, doch weniger reich. Nur von Crespy bis hieher war die Gegend wahrhaft öde und man merkt keineswegs an den kleinen Städten, daß man ſich der reichen Hauptſtadt nähert; denn ſie ſind ſehr arm. Hier iſt man auf einer Höhe, wo man das breite, fruchtreiche, recht ſchöne Thal der Marne vor ſich und Paris mit der goldenen Zinne des Invaliden-

* Die von beiden Kammern ernannte Regierungscommiſſion von fünf Mitgliedern: Carnot, Fouché, Grenier, Quinette und Caulincourt, deren Präſident Fouché war.

Digitized by Google

doms im Hintergrunde zur Seite hat. Der Anblick von meinem Fenſter aus iſt überraſchend ſchön.

In Compiègne haben wir die innere Einrichtung des Schloſſes beſehen, die von einer Eleganz und einem Reichthume iſt, wie ich wenig der Art geſehen habe. Auch manche hübſche Kunſtſachen ſind da, einige Gruppen von Canova und, mich dünkt, manche ſchöne Landſchaft. Ich habe das Alles aber ohne Aufmerkſamkeit und Muße angeſehen, bloß weil Du nicht dabei warſt. Nirgends und nie vermiſſe ich Deinen Umgang ſo als bei ſolcher Gelegenheit; es iſt als wäre meine Seele dann nur halb, als fehlte mir die andere Hälfte — ich fühle mich ſtatt aller anderen Empfindungen nur von Wehmuth ergriffen. Mit Entzücken denke ich an das ſich nahende Wiederſehen.

Fritz Dohna iſt in Folge der Schlachten, wo Watzdorf, Schwerin und noch ein Brigadier der Cavalerie geblieben iſt, Brigade-Commandeur von vier Regimentern beim 4. Armeecorps geworden, welches ihm, ſo ungern er ſich von uns und ſeinem Regimente trennte, doch große Freude gemacht hat. Marwitz, der bisher ſein Brigade-Commandeur war, iſt ganz entzückt von ihm. Jetzt commandirt Preußer das Regiment.

Die Gicht quält mich wieder ſehr und ich muß wieder viel Opium nehmen, um ſchlafen zu können.

II.

Le Pleſſis-Piquet bei Paris,
3. Juli 1815.*)

Im Angeſichte der großen Stadt, auf die jetzt wieder der Blick einer halben Welt gerichtet iſt, ſetze ich mich nieder, um Dir in ein paar Worten die Geſchichte unſerer dreiwöchentlichen Anſtrengungen zu erzählen. Es iſt ein ganz angenehmes Geſchäft, in einem herrlichen Landhauſe, vom ſchönſten Park umgeben, zu den Füßen die ſchimmernden Zinnen der gedemüthigten Weltbeherrſcherin, nach vollendeter Arbeit einer geliebten Freundin Nachricht von ſich zu geben.

* Adreſſirt an Gräfin Dohna in Düſſeldorf.

Digitized by Google

Den 15. Juni marſchirten wir in Eilmärſchen nach Namur, kamen in der Nacht an, brachen um zwei Uhr wieder auf und zogen nach Sombref, einige Stunden von dem berühmten Schlachtfelde von Fleurus. Hier war die preußiſche Armee verſammelt, aber leider blieb durch fehlerhafte Anſtalten das 4., alſo gerade das ſtärkſte Corps aus. Wir kamen morgens um zehn Uhr an und erhielten unſere Stellung auf dem linken Flügel. Um drei Uhr ging die Schlacht an*) und dauerte bis nach zehn Uhr abends. Wir hatten nur einen mäßigen Antheil, befanden uns aber am Abend, als Thiele die Nachricht brachte, der Rückzug wäre beſchloſſen und ginge auf Wawre, alſo nicht nach der Maas, ſondern nach Brüſſel hin, in einer traurigen Verfaſſung. Wir waren vom Feldmarſchall abgeſchnitten und mußten einen eigenen Weg gehen. Unſer Gefecht hatte ſich mit einer unglücklichen Cavalerie-Affaire geendigt, in der ich mit Mühe den franzöſiſchen Cüraſſieren entkam; alle unſere Truppen waren in einer weitläufigen Stellung zerſtreut, aus der man ſie nur mit Mühe wieder herausfinden konnte. Die ſtärkſte Brigade war dem 2. Corps zu Hülfe geſchickt und wir hatten keine einzige Reſerve mehr disponibel. Die Straße nach Namur, längs der wir ſtanden, war mit unzähligen Fuhrwerken der anderen Armeecorps angefüllt und verſperrt, die dieſe Straße für den Rückzugsweg hielten, weil die Armee von daher gekommen war; die feindliche Cavalerie war dreiſt gemacht und machte noch in der Nacht eine Charge, die nur durch die gute Haltung des Bataillons Pochhammer abgewieſen wurde. Die Dunkelheit war groß, an einen Boten nicht zu denken und unſer Rückzugsweg nach Gembloux ein kleiner Nebenweg. Ich glaubte in dieſer Nacht graue Haare zu bekommen und bin, den Augenblick ausgenommen, wo ich den Bericht an den Feldmarſchall ſchrieb, nicht vom Pferde geſtiegen. Wie aber immer in ſolchen Fällen das Schlimmſte nicht geſchieht, gelang es auch uns, das Häuflein noch vor völligem Tageslichte zu ſammeln und nach Gembloux in Marſch zu ſetzen. Der Feind folgte nur ſchwach.

Den 17. mittags kamen die ermüdeten Truppen bei abſcheulichem Regenwetter und nach einem Defilee, wo ſie eine halbe Stunde lang bis über die Knöchel im Waſſer waten mußten, bei Gembloux an.

*) Bei Ligny und St. Amand.

Digitized by Google

Was eine kleine Stadt von 2000 Einwohnern einem Corps von 20,000 Mann geben kann, war die einzige Nahrung seit vierundzwanzig Stunden. Um zwei Uhr wurde schon wieder aufgebrochen und nach Wawre marschirt, weil wir die Armee des Feldmarschalls auf einem Umwege wiedergewinnen mußten. Wieder der fürchterlichste Gewitterregen, wieder ein Defilee, wo der ermüdete Soldat zwei Stunden lang durch einen tiefen Hohlweg bergan, im schlüpfrigen Wege, mit unendlicher Anstrengung marschiren mußte. Das halbe Corps ging noch durch das Städtchen Wawre und langte um ein Uhr nachts in der Stellung an; die andere Hälfte blieb jenseits im Wege liegen, weil der Zug sich alle Augenblick stopfte, die ganze Nacht unter dem heftigsten Regen. Morgens erst konnte die letzte Infanterie defiliren, die Cavalerie erst kurz vor dem Anfange der Schlacht.

Den 18. Die Truppen hatten keine anderen Lebensmittel als Fleisch, aber kaum Zeit zum Schlachten und Kochen. Denke Dir, nach einem solchen Marsche noch Holz und Wasser Viertelmeilen weit zu holen, dann sein eigener Koch zu sein. Das Hauptquartier unseres Corps war in einem sehr schönen Schlosse La Bavette. Mittags ging die Schlacht bei Wellington an. Die preußische Armee hatte sich schon morgens in Bewegung gesetzt und kam um vier Uhr nachmittags auf dem linken Flügel Wellington's an, der seine Stellung vor dem Bois de Soignie genommen hatte. Unser Corps blieb zur Beobachtung der Position von Wawre d. h. zur Vertheidigung der Dyle zurück, wodurch die Straße nach Löwen gedeckt wurde, auf der die preußische Armee im unglücklichen Falle sich zurückziehen wollte. Anfangs zeigte sich nicht viel bei Wawre und wir waren schon auf dem Marsch zur großen Armee als Reserve, als uns die Erscheinung eines starken Corps vor Wawre umzukehren nöthigte. Um vier Uhr ging unser Gefecht an. Der Feind wollte das Defilee forciren, unsere Stellung war aber so stark, daß er nicht damit zu Stande kam. Um acht Uhr war die große Schlacht schon entschieden, ohne daß wir es jedoch wußten; bei uns dauerte das Gefecht bis tief in die Nacht. Nämlich um zehn Uhr abends war eines der Defileen, welches noch von einigen Bataillonen des 2. Armeecorps vertheidigt werden sollte, von diesen verlassen, ohne uns zu benachrichtigen. Dadurch

Digitized by Google

kam der Feind in unſere Stellung und bedrohte unſere rechte Flanke. Stülpnagel mußte ſogleich mit ſeiner Brigade*) ein Hurrah auf dieſen Punkt machen (wobei Tiedemann bleſſirt worden iſt), allein es mißlang. Der Feind hielt Stand und wir kamen in Unordnung; wir hatten alle Mühe, die Ordnung herzuſtellen. So dauerte es bis zwölf Uhr in der Nacht. Wir hatten immer noch keine ſichere Nachricht von der gewonnenen Schlacht. Um zwei Uhr morgens (den 19.) mit dem erſten Tagesſchimmer wurde Stülpnagel von dem herübergekommenen Corps angegriffen. Ich eilte hin und ſammelte hier ſo viele Truppen, als wir anderswo entbehren konnten. Das Gefecht wurde gleich ſehr heftig und dauerte bis gegen elf Uhr mittags fort. Um zehn Uhr erhielten wir ein Schreiben des Generals von Pirch I., der uns Nachricht von dem glänzenden Siege gab und daß er im Begriff ſei, das gegen uns ſtehende Corps abzuſchneiden. Aber die Punkte, auf welchen er es abſchneiden wollte, waren ſo entfernt, daß daraus für uns keine Hülfe entſpringen konnte. Von der großen Armee durch die Ueberflügelung des Feindes wieder abgeſchnitten, waren wir uns ſelbſt überlaſſen und hatten 45,000 M.**) unter Vandamme und Grouchy gegen uns. Eine Stunde konnten wir uns nur noch halten und immer erſchien kein General Pirch. Dazu kam, daß durch einen mir noch ganz unerklärlichen Irrthum der General Borcke mit unſerer ſtärkſten Brigade,***) alſo mit einem Viertel des Corps, zur großen Armee abmarſchirt und gar nicht wieder zu bekommen war. Um elf Uhr traten wir den Rückzug nach Löwen an, ohne etwas Anderes zu verlieren, als viele Todte und Verwundete. Wir gingen nur zwei Stunden auf der Straße nach Löwen zurück und blieben dann ſtehen, um die äußerſt ermatteten Truppen zu ſammeln. Der Feind folgte nicht.

Den 20. mit Tagesanbruch wurde wieder aufgebrochen, um den uns gegenüberſtehenden Feind anzugreifen, weil wir hoffen durften, daß der General von Pirch nun angekommen ſein würde. Der Feind aber war ſchon abends abmarſchirt; wir erreichten durch einen uner-

* Der 12ten des 3. Armeecorps.

** Die Zahl iſt zu hoch gegriffen; es ſtanden 32,000 Franzoſen 15,000 Preußen gegenüber.

*** Generalmajor von Borcke commandirte die 9. Brigade.

Digitized by Google

hört ſchnellen Marſch mit der Cavalerie ſeine Arrieregarde bei Namur und nahmen ihr durch eine brave Attake des 8. Ulanen-Regiments 4 Kanonen ab. Von Namur aus eilten wir der Armee, die ſeit dem 18. im Verfolgen geblieben war, den 21. nach und erreichten ſie zwiſchen Avesnes und St. Quentin. Von da ging es unaufhörlich in ſtarken Märſchen über Ham, Compiègne, Dammartin, Argenteuil, St. Germain, um Paris herum, Tag und Nacht bis hierher. Die Anſtrengungen waren ſo ungeheuer, daß mehrere Leute ſich aus Verzweiflung erſchoſſen, andere todt liegen blieben. Hier auf der Südſeite von Paris, die nicht verſchanzt iſt, ſtellte ſich uns die franzöſiſche Armee entgegen, während Wellington vor Montmartre rückte. Es waren hier zwei Tage hindurch ziemlich heftige Gefechte mit dem 1. Armeecorps um den Beſitz des Dorfes Iſſy, welches von uns genommen und behauptet wurde. Geſtern haben ſich Unterhandlungen angeknüpft; die franzöſiſche Armee wird wahrſcheinlich über die Loire zurückgehen und Paris von uns beſetzt werden.

Hiermit endige ich meine faſt zu militäriſche Reiſebeſchreibung, die mehr das Corps ſelbſt als mich betrifft. Ich gebe ſie Dir, weil Du mir zuweilen den Vorwurf gemacht haſt, daß ich Dir dergleichen nie mittheilte. Sollte ſie Dich ennuyirt haben, ſo iſt es nicht meine Schuld. Gneiſenau iſt wohl und im höchſten Triumphe des Glückes, er hat den ſchwarzen Adlerorden bekommen. Die Monarchen werden täglich in Paris erwartet; ſie ſind ſchon alle beiſammen.

Lebe wohl, theuerſte Freundin meiner Seele! Jetzt ſehen wir uns hoffentlich bald wieder. Sobald der Friede abgeſchloſſen iſt, ſchreibe ich Dir und denke jetzt ſchon auf die Einrichtung Deiner Reiſe. Glücklich, unausſprechlich glücklich fühle ich mich, nach einer ſolchen Epoche noch etwas zu beſitzen, was mehr werth iſt als aller Triumph, noch einem Augenblicke entgegenzueilen, der alles Andere übertrifft. Ich liebe dich nie mehr als im höchſten Glücke und im höchſten Unglücke, denn Dein Verdienſt ſteht höher als alle Erſcheinungen des erſteren und füllt jede Lücke aus, die das letztere in meinem Schickſale hervorbringen könnte.

Dohna iſt nicht mehr bei uns; er hat eine Cavalerie-Brigade beim 4. Armeecorps bekommen und iſt wohl.

Digitized by Google

12.

Le Pleſſis-Piquet bei Paris,
7. Juli 1815.

Wir ſind immer noch nicht in Paris. Erſt heute rückt das erſte Armeecorps ein, um es militäriſch zu beſetzen. Morgen folgen wir, bleiben aber nur einen Tag da, um dann weiter nach Fontainebleau verlegt zu werden, welches mir ganz angenehm iſt. Da mein letzter Brief faſt zu militäriſch war, ſo will ich heute mit ein paar Zeilen das Gemüthliche nachholen.

Unſer erſter Marſch von Namur ging bis Charleroi an der Sambre; die Gegend iſt nicht ohne Intereſſe, obgleich mehr arm als reich; Charleroi iſt ein gewöhnlicher Ort, der nicht beſonders anſpricht. Das Thal der Sambre iſt viel weniger ſteil und pittoresk wie das der Maas.

Den 22. nach Beaumont. Die Gegend behält den Charakter gut angebauter Hügel und Thäler. Beaumont ſelbſt iſt ein niedlicher Ort, wo Graf Caraman der Jüngere ein Haus und Garten hat, welches unſer Quartier war. Großer Reichthum war in dieſer Beſitzung nicht ſichtbar, indeſſen hatte der Garten eine recht ſchöne Ausſicht.

Den 23. nach Avesnes. Der Ort iſt eine ziemlich ſtarke Feſtung und nicht unbedeutende Stadt. General Zieten hatte es einige Tage beſchoſſen und der Zufall hatte eine Granate in das Pulvermagazin geführt. Die Exploſion war ſo ungeheuer geweſen, daß zwei Drittheile der Stadt in Trümmern lagen. In meinem Leben habe ich keinen ſolchen Anblick der Zerſtörung gehabt. Wir wohnten in dem Hauſe, was am wenigſten gelitten hatte; gleichwohl war die Thür meines Zimmers aus ihren Angeln gehoben und umgekehrt der Thorweg des Hauſes ſo in daſſelbe hineingetrieben, daß er nicht zu öffnen war. Man gab die Anzahl der dabei verunglückten Einwohner auf mehr als 100 an. Ganze Straßen lagen in Schutt, ſo daß ſie nicht zu paſſiren waren; in anderen fehlten alle Dächer. Der Anblick war höchſt melancholiſch und ich werde den Eindruck nie vergeſſen, den ein blühendes Kind auf mich machte, was in einem ſo zertrümmerten Hauſe aus dem Fenſter ſah und ſich über die vorbeimarſchirenden Truppen freute.

Digitized by Google

Den 24. nach Nouvion. Ein kleiner Ort auf der Straße von Avesnes nach St. Quentin, ein reiches Fabrikdorf. Die Gegend ist sehr waldig und hügelig, aber nicht traurig und recht gut angebaut.

Den 25. über St. Quentin nach Humblier. St. Quentin ist ein ziemlich großer, hübscher Ort mit manchen sehr schönen Häusern und einer recht schönen gothischen Kirche. Es liegt auf einem Berge und sieht sehr stattlich aus. Die Gegend ist sehr gut angebaut und fast in jedem Dorfe ein schönes Schloß. So war denn auch unser Hauptquartier in Humblier in einem ehemaligen Kloster, welches nun, mit einem schönen Garten umgeben, eine angenehme Privatbesitzung war.

Den 26. nach Guiscard über Ham. Dieser letzte Ort hat eine sehr feste Citadelle, die das berühmte Staatsgefängniß in sich faßt, wohin die meisten Deutschen geschickt worden sind. Es war die Absicht, diese Citadelle, wenn man sich ihrer bemeistern könnte, sogleich von Grund aus zu zerstören; allein der Commandant wollte sich auf ein paar Granaten, die wir ihm hineinwarfen, nicht ergeben. Man mußte sich endlich begnügen, eine Convention mit ihm abzuschließen, wonach der Uebergang über die Somme frei blieb und das Schloß von uns mit den Franzosen gemeinschaftlich für das künftige Gouvernement bewacht wurde. Guiscard ist ein überaus grandiöses und schön möblirtes Schloß, welches dem duc d'Osmond gehört.

Den 27. nach Compiègne an der Oise. Hier ist ein königliches Jagdschloß, in welchem das Hauptquartier des Fürsten war. Es ist von Bonaparte, der hier seine Vermählung mit der Marie Louise gefeiert hat, neu eingerichtet worden und eines der prächtigsten Lustschlösser, die ich gesehen habe. Schlaf- und Badegemächer, von lauter Spiegelwänden umgeben, zeigen, daß Marie Louise nicht zu den edleren und reineren Naturen gehört — Alles athmet Sinnlichkeit und weichliche Pracht. Außer der recherchirten Einrichtung des Ameublements machen vorzüglich einige Kunstwerke dies Schloß sehenswerth. Namentlich sind zwei Gruppen, Amor und Psyche, die eine von Canova, hier, auch wohl manche schöne Landschaft. Auch das Aeußere des Schlosses ist recht schön und die Stadt selbst gehört zu den hübschesten Städten.

Den 28. nach Crespy an der Straße von Soissons nach Paris. Die Gegend ist hier sehr reich an großen Dörfern und kleinen Städten,

Digitized by Google

die alle von weißem Quaderſtein erbaut ſind und daher die Landſchaft zieren.

Den 29. nach Dammartin auf der Straße von Soiſſons nach Paris, von letzterer Stadt neun Stunden entfernt. Eine Zeitlang iſt die Gegend faſt öde und traurig, Dammartin ſelbſt aber liegt auf dem Rande eines breiten Thales, welches ſich auf dem halben Wege nach Paris hin mit dem Marne-Thale vereinigt und mit ihm eins zu machen ſcheint, ſo daß man eine Hügelkette, mit Orten, Schlöſſern, Gärten geziert, vor ſich und das ſtolze Paris im Hintergrunde hat, deſſen goldner Invalidendom die Nebel durchbrach, welche die gewühlvolle Stadt umlagerten. Unſer Quartier war auf einem ſehr hübſchen Landhauſe, von deſſen Terraſſe wir dieſen Anblick hatten.

Den 30. nach Goneſſe, vier Stunden von Paris. Die vielen Schlöſſer, die großen ſteinernen Dörfer, die majeſtätiſchen Straßen geben der Gegend ihr Intereſſe. Noch abends marſchirten wir rechts ab, während die beiden anderen Corps im Angeſichte der Verſchanzungen von Montmartre und Belleville ſtehen blieben, und gingen über Montmorency, an St. Denys, welches der Feind hält, weg durch das berühmte Thal Montmorency längs der Seine nach Argenteuil und von da gleich weiter nach St. Germain. Dieſer Weg iſt ausgezeichnet ſchön; man befindet ſich anfangs zwiſchen Hügeln, die reich mit Wein, Obſt und Früchten bepflanzt ſind, und zwiſchen ſchönen Städten, artigen Dörfern und engen Wegen und Schluchten, bis man noch, vor Argenteuil, die Seine erreicht. Hier war es Nacht und man konnte wenig von der Gegend ſehen. Nur ſchimmerten überall ſchöne Landhäuſer hervor. Argenteuil ſelbſt iſt wieder ein ganz hübſcher Ort. An Argenteuil entfernten wir uns wieder etwas von der Seine und es war eben Morgen, eine Stunde vor Sonnenaufgang, als wir bei der reinſten und wärmſten Sommerluft auf der Höhe ankamen, die uns die Brücke von St. Germain und dieſen Ort ſelbſt in lauter Terraſſen, am Abhange des jenſeitigen Thalrandes gelegen, zeigte. Der Thalrand liegt dicht an der Seine und iſt ziemlich ſteil, ſo daß St. Germain mit ſeinen Terraſſen und ſeinen weißen Häuſer-Straßen und ſeinem Alles überhöhenden Schloſſe einen höchſt pittoresken Anblick gewährt. Mit jedem Tritte, den wir in das fruchtbare Thal hinunterthaten, umſtrömte uns eine wärmere

Digitized by Google

Luft, und ganze Roſenfelder, die hier ſehr gewöhnlich ſind, ſchickten uns ihre Wohlgerüche entgegen. Wenige Punkte ſchöner Landſchaften haben auf mich dieſen Eindruck gemacht.

St. Germain ſelbſt iſt eine enorm große Stadt und ziemlich ſchön gebaut; ſehr pittoresk iſt das königliche Luſtſchloß, welches in einem großen Fünfeck gebaut iſt und zwar im gothiſchen Stil, wiewohl nicht in dem gewöhnlichen Geſchmack, wie wir ihn kennen. Es hat an jeder Ecke einen runden Thurm und iſt von einem breiten, tiefen Graben umgeben; das untere Geſchoß ſcheint ſpäter neu verziert und hat einen beſonderen Charakter von Feſtigkeit und ſchönem Ernſt; das obere iſt mehr gothiſch, mit langen ſchmalen und runden Fenſtern; das Ganze überraſcht durch die Ungewöhnlichkeit der Formen. Uebrigens iſt es nicht unterhalten, weil ſeit Ludwig XIII. Niemand mehr da gewohnt hat. Die Gegend von St. Germain iſt höchſt hauptſtädtiſch. In der hügelreichen Gegend ſchließt ſich ein Park, ein Luſtſchloß an das andere an; alle ſind mit Stunden langen Mauern eingefaßt. Dicht bei St. Germain liegt Marly, deſſen Waſſerleitung auf dem höchſten Punkte der Gegend gelegen iſt und ihr etwas Italieniſches gibt. Dann kommt Verſailles mit ſeiner enormen Häuſermaſſe und ſeinen Schlöſſern, worin es Potsdam weit überbietet. Bei Potsdam iſt die Natur an ſich ſchöner, aber bei Verſailles ſtrotzt alles von Luxus und großſtädtiſcher Pracht.

Den 1. blieben unſere ermüdeten Truppen bei St. Germain liegen. Der Oberſtlieutenant Sohr war mit dem brandenburgiſchen und dem pommerſchen Huſaren-Regimente*) an dieſem Tage von St. Germain über Verſailles abmarſchirt, um ſich nach Longjumeau auf der Straße von Paris nach Bleau zu begeben und zu erfahren, ob von dorther etwas Paris zu Hülfe eilte. Das Unglück wollte, daß die Franzoſen, um unſeren Marſch zu beobachten, gerade eine Recognoscirung von St. Cloud und von Paris aus gegen die Gegend von Marly und von Verſailles machten. Sohr ſcheint auch manche Fehler gemacht zu haben, genug er wurde, nachdem er den Feind zwiſchen Verſailles und Paris gefunden, angegriffen und bis auf zwei Stunden von Paris verfolgt hatte, durch eine überlegene Cavalerie angegriffen, zurückgetrieben und fand hinter ſich den Weg ſchon mit Infanterie

* Gehörten zum 2. Armeecorps.

Digitized by Google

beſetzt. Beide Regimenter wurden ſo weit aufgerieben, daß von 800 Pferden 300 gefangen wurden, 170 ſich retteten und die übrigen 330 auf dem Platze blieben. Sohr ſelbſt iſt bleſſirt und gefangen; der Sohn des General York, der als Freiwilliger in dieſem Regimente diente, ſchwer bleſſirt.*) Gneiſenau's Sohn war zum Glück commandirt, ſonſt würde er ſchwerlich einem ähnlichen Schickſale entgangen ſein. Der Feind war bei dieſer Gelegenheit ſo nahe an St. Germain vorgedrungen, daß wir kaum Zeit hatten, ihm unſere 9. Brigade auf der nächſten Höhe entgegenzuſtellen, die ihn dann zurückwies.

Den 2. Juli gingen die anderen beiden Corps gleichfalls bei St. Germain über und wir ſetzten nun unſeren Marſch bis Meudon und Chatillon fort. Meudon iſt wieder ein königliches Luſtſchloß und liegt auf dem Thalrande der Seine, der hier zwei Stunden von den Punkten des Fluſſes entfernt iſt, an welchem Paris ſich lagert. Von der Terraſſe von Meudon, die über das vorliegende breite Thal einige hundert Fuß erhaben iſt, hat man einen überraſchend ſchönen Anblick auf Paris, Paſſy, Sèvres, St. Cloud und die Menge der ſchönen Dörfer und Schlöſſer, die das Thal ausfüllen. Es ſieht aus, als wäre Alles ein ungeheurer Park. Es iſt das Merkwürdigſte, was ich der Art geſehen habe, und ich glaube, daß es außer Conſtantinopel und Neapel keinen Anblick der Art in Europa gibt. St. Cloud, wo das Hauptquartier des Feldmarſchalls iſt, zeichnet ſich durch ſeine ſchönen Alleen und Baumgruppen aus. Das Schloß iſt mehr elegant als grandiös. Grolmann wälzt ſich im Bette der Joſephine umher.

Nun iſt es Zeit, dieſes Tagebuch zu ſchließen, theuerſte Marie. Iſt der Friede unterzeichnet, ſo kommſt Du zu mir und zwar, wie ich mir ausdenke, über Compiègne, denn der Weg iſt nicht viel um und ſehr viel intereſſanter als der gerade über Leon. Ich hoffe Dir dann bis Compiègne entgegen kommen zu können und gemeinſchaftlich

* Von der 800 Mann ſtarken Brigade Sohr wurden 500 Mann, die größtentheils verwundet waren, gefangen, 216 Mann waren todt oder ſchwer verwundet. Oberſtlieutenant von Sohr, der den angebotenen Pardon ausſchlug, fiel ſchwer verwundet den Feinden in die Hände, genas aber von ſeinen Wunden und wurde 1832 Generalmajor und Brigade-Commandeur, 1838 Diviſionscommandeur. Heinrich von York, der Sohn des Feldmarſchalls, erlag wenige Tage nachher ſeiner tödlichen Wunde.

Digitized by Google

genießen wir dann, was ich nur im Fluge geſehen habe, indem wir über St. Germain, Verſailles und Meudon denſelben Weg machen, den wir jetzt genommen haben. So kommen wir von hinten in Paris hinein, aber wir haben dann das Schönſte genoſſen, was Paris darzubieten hat.

. . . . Mein Bild wirſt Du natürlich einer guten Freundin zum Aufheben laſſen. Ich denke mir, wenn Du angekommen biſt, unſere kleine Equipage mit den beiden Schwarzen gleich wieder ſo einzurichten, wie ſie war, und dann je eher je lieber in ein Bad zu gehen, denn (ich weiß nicht, ob ich's Dir geſchrieben habe) die Gicht hat ſich wieder mit einer abſcheulichen Wuth eingefunden und ich ſehne mich nach Etwas, was auch nur die entfernteſte Hoffnung der Erleichterung gibt . . .

Fortſetzung meines Tagebuchs.

Den 7. Juli ſollten die Franzoſen Paris geräumt haben und in acht Tagen über die Loire ſein. Im preußiſchen Hauptquartiere wurde hierauf beſchloſſen, Paris mit einem Corps (dem erſten) militäriſch zu beſetzen, um Furcht und Schrecken zu verbreiten, das dritte Corps den Franzoſen folgen zu laſſen und das vierte bei Verſailles zu behalten. Hundert Millionen Franken Contribution, eine Bekleidung für 100,000 Mann, eine gewiſſe Anzahl Pferde ꝛc. ꝛc. ſollte gefordert, ſämmtliche Nationalgarden ſollten entwaffnet, die Truppen in Paris ganz beſonders gut verpflegt und die Brücke von Jena und der Triumphbogen geſprengt werden. Wie ſich das Alles in ſo kurzer Zeit machen laſſen ſollte, als bis zur Ankunft der Monarchen und der anderen Armeen übrig war, habe ich nie eingeſehen. Noch weniger verſtand ich das Verhältniß, in welchem ſich das preußiſche Armee-Commando zu Ludwig XVIII. dachte. Er war der engliſchen Armee gefolgt und befand ſich ſchon in St. Denys. Die preußiſchen Heerführer hatten einen ſichtbaren Widerwillen gegen Ludwig XVIII. und ſein Haus und ſprachen nur mit Bitterkeit von ihm. Wen aber dachte man an ſeine Stelle zu ſetzen? Ließ man der Nation die freie Wahl eines Monarchen, was doch wegen Mangels an Zeit unmöglich war, ſo konnte dieſe Wahl immer nur auf einem Bourbon

Digitized by Google

(Ludwig XVIII. oder den Herzog von Orleans), auf Napoleon II., auf einen Jakobiner (Carnot ꝛc.) fallen; man konnte alſo unmöglich etwas Anderes auf dem Throne wollen, als den Bourbonen; warum gab man ſich nun nicht das Verdienſt, es de bonne grâce zu thun; warum hetzte man die Engländer an, die Proclamation Ludwig's XVIII. nicht zu dulden u. ſ. w.? Warum verhielt man ſich, im Falle es an Inſtructionen fehlte, für die Bourbons zu handeln, nicht wenigſtens ganz leidend und that freundlich zu ihnen, wie es einem ſtolzen Sieger ſo wohl ſteht? Es iſt ſchwer zu ſagen, was man wollte, und da ich in dieſer Zeit keinen meiner Freunde ausführlich geſprochen habe, ſo weiß ich auch nicht mehr davon, als ein Anderer. Sichtbar und deutlich waren verächtliche Geringſchätzung und Bitterkeit gegen das Haus der Bourbonen und Rache gegen das franzöſiſche Volk. Die Franzoſen haben Beides ſehr ſchnell bemerkt und das Letztere hat ſie verhindert, uns aus dem Erſteren ein Verdienſt zu machen.

Den 8. zog das erſte Corps unter General Zieten ein. Es wurde ſtill und kalt empfangen. Einige Exceſſe, die gegen einzelne Preußen vom Pöbel begangen wurden, ſowie die Beſchimpfung unſerer am 2. gefangenen Huſaren (à la rivière avec ces coquins), welche einige Tage vorhergegangen war, überzeugte uns, daß wenigſtens der Pöbel nicht für uns ſei. Noch waren die Kammern beiſammen, noch declarirten ſie, daß ſie ſich durch keine Gewalt vertreiben laſſen würden, noch wehte die tricolore Fahne von den Thürmen. Aber die Preußen wollten ja die Kammern nicht vertreiben, die Preußen wollten ja die weiße Fahne nicht aufſtecken, die Preußen wollten imponiren, wollten ſich bereichern und durch einige Trümmer ihre Siegesbogen rächen! War das gegen Ludwig XVIII., war es gegen die proviſoriſche Regierung, war es gegen das Volk? Kein Menſch konnte darauf eine beſtimmte Antwort geben.

Zieten hatte kaum die Tuilerieen, den Luxembourg und einige andere Plätze mit Infanterie und Kanonen ſtark beſetzt, ſo erklärte Sebaſtiani in den Kammern, jetzt, umgeben von fremden Bajonetten, wären ſie keine freie Verſammlung der National-Repräſentation mehr; ſie müßten jetzt den Bajonetten weichen bis zu einem günſtigeren Zeitpunkt. So löſte ſich die Regierung auf. — Bei allem unſerem mürriſchen Weſen gegen die Bourbons hatten ſie uns doch nicht angemerkt, daß wir noch

Digitized by Google

unentſchloſſen und ungewiß waren über das, was in Frankreich nun geſchehen ſollte; und die frühere Proclamation Blücher's, worin er mehrmals verſichert, es ſei nicht die Abſicht, den Franzoſen irgend einen Souverain aufzudringen, müſſen ſie für bloße Phraſe gehalten haben. Genug, ſie verließen das Schlachtfeld trotz des in der Convention enthaltenen Punktes, daß wir die jetzige Regierung reſpectiren würden tant qu'elle durera. So wie die Jakobiner geräumt hatten, entſtand ein Vacuum und die Bourbonen drangen, wie leicht ſie auch ſein mögen, nach dem bloßen Geſetze der Schwere hinein. Nämlich, obgleich höchſt wahrſcheinlich die große Majorität von Paris gegen die Bourbonen iſt, ſo kann es doch nicht fehlen, daß ſie eine Partei darin hatten, ſelbſt unter der Nationalgarde. Sobald nun dieſe Partei, welcher die andere ſchon durch eine heimlich vorbereitete Revolution gedroht hatte, ſah, daß jene das Schlachtfeld willig räumte, übernahm ſie das Heft, bekümmerte ſich wenig um die ſchläfrige Majorität, zog dem Könige mit einigen tauſend Mann Nationalgarden nach St. Denys entgegen, verſammelte alle übrigen Volkshaufen auf den Straßen, die der König durchziehen mußte, und füllte die Luft mit dem Geſchrei: vive le roi! So zog Ludwig XVIII. den 9. in Paris ein, ohne daß die Preußen es gewollt hatten, ohne daß die Engländer etwas Anderes dafür gethan hatten, als es ganz heimlich zu begünſtigen, und ohne daß Paris ſelbſt es eigentlich wollte. Was den Erfolg dieſes Tages begünſtigte, war das Einrücken des 3. Armeecorps in Paris auf eine Nacht. Wir hatten Befehl, über die Brücken von Jena und Auſterlitz und über den ganzen Boulevard zu marſchiren, und unſer Quartier auf dem linken Seine-Ufer. Dieſer Triumphzug dauerte von morgens 8 Uhr bis nachmittags um 3 Uhr und hatte die Straßen ſchon mit Menſchen gefüllt, die durch den Anblick der vielen Truppen mehr Muth bekamen, Ludwig XVIII. und die Bourbonen leben zu laſſen.

Wir wurden einquartiert, Ludwig XVIII. nahm Beſitz von den Tuilerieen und abends wurde im Palais royal der Saal Montanſier geſtürmt, weil er den Bonapartiſten zum Verſammlungsorte gedient hatte — eine nicht brillante Illumination ſchloß dieſen Tag. Den 10. marſchirten wir aus der Stadt der feindlichen Armee auf Fontainebleau nach. Der König von Preußen und der Kaiſer von

Digitized by Google

Rußland kamen abends an. Ehe dieſe aber noch ankamen, wurde das Project mit der Jenaer Brücke in's Werk gerichtet; drei kleine Minen ſollten drei Bogen ſprengen; ſie leiſteten aber keine Wirkung und die Brücke ſtand unverſehrt, als der König den Befehl gab, dieſes Unternehmen aufzugeben.

Die Forderungen an Contributionen ꝛc. ꝛc., welche Preußen an Paris und die beſetzten Provinzen macht, ſchweben noch, d. h. es iſt noch ſehr wenig davon eingegangen und es fragt ſich, ob die Ankunft der Monarchen und die der bairiſchen, öſterreichiſchen und ruſſiſchen Armee nicht auch dieſes Project größtentheils ſcheitern machen wird.

Die drei Monarchen haben Ludwig XVIII den Beſuch gemacht und mithin ſcheint er von ihnen anerkannt. Mit der Armee unter Davouſt, vielleicht auch mit der unter Suchet wird unterhandelt; ſie hat ſich auf gute Bedingungen unterwerfen wollen, Ludwig XVIII. aber die Unterwerfung auf Discretion verlangt.

13.

Fontainebleau, 12. Juli 1815.

Mit der innigſten Sehnſucht ſchmachte ich nach dem Augenblicke, Dich wieder zu beſitzen, theuerſte Freundin meiner Seele; ich fühle mich ſeit einigen Tagen ſehr unwohl und mir iſt, als würde ich wohler werden an Deinem Herzen. Hier im kaiſerlichen Luſtſchloſſe, wo eine Reihe von Salons, Zimmern und Cabinetten, wo fürſtliche Betten und Sopha's zu meinem Gebote ſtehen, wo mich ein ſchöner Park umgibt, hier wäre es ſchön, zuſammenzuleben und ich gäbe viel darum, wenn ich dieſe Herrlichkeiten mit Dir theilen könnte, die in meiner Einſamkeit mir nur wehmüthige Empfindungen geben.

Leider, fürchte ich, iſt der Augenblick des Friedens und allgemeiner Sicherheit ſo nahe noch nicht. Ich fürchte, wir erleben in Paris einen Wiener Congreß, welcher viel unangenehmere Folgen haben würde, als der in Wien. Außerdem iſt das Land noch nicht überall beruhigt; in der Champagne ſchweifen bewaffnete Bauern umher. Du kannſt leicht denken, daß ich lieber Deinen Beſuch noch eine Zeitlang entbehren als Dich ſolchen Gefahren ausſetzen will, und ich bitte Dich, ja bei dem Vorſatze feſt zu bleiben, nicht ohne meine ausdrückliche Aufforderung die Reiſe anzutreten.

Die französische Armee, welche 50,000 Mann stark unter Davouſt über die Loire gegangen ist, hat bereits ihre Unterwerfung auf gute Bedingungen angeboten, allein Ludwig XVIII. hat jede Bedingung abgelehnt und verlangt völlige Unterwerfung auf Discretion. Es war am 9., als er in Paris einzog, denselben Tag mit unserem Armeecorps. Am 8., wo das erste hineingezogen, hatte es die Straßen und Plätze militärisch besetzt; die Stimmung war am 8. noch sehr gegen uns und die Bourbonen. Am 9. hörte man nichts als Jubel und vive le roi in den Straßen. Indessen kann man sich nicht darüber täuschen: die Majorität in Paris scheint gegen die Bourbonen; diese hätte Napoleon II. am liebsten gehabt. Unser Hauptquartier war eben so sehr gegen Ludwig XVIII., wußte aber selbst nicht, für wen es sei und was es wollte. Der Einzug des Königs, der den Engländern auf dem Fuße gefolgt war, ist beiden gewissermaßen über den Kopf weggenommen. Die Königlichgesinnten zogen nach St. Denys hinaus und holten ihn herein. Die Andersgesinnten und das preußische Hauptquartier wagten nicht, sich öffentlich dagegen zu erklären; beide blieben zu Hause und ließen die Anderen ihren leichtsinnigen Jubel genießen. Dies ist so weit gegangen, daß Blücher und sein Hauptquartier von Ludwig XVIII. auch nicht die entfernteste Notiz genommen haben. Von der anderen Seite wurden Contributionen, Montirungen u. s. w. von Generalen ausgeschrieben und Anstalten gemacht, die Brücke von Jena in die Luft zu sprengen. Welch eine feindliche Stellung wir dadurch gegen die Franzosen und Ludwig XVIII. bekommen, kannst Du leicht beurtheilen, um so mehr, als die Engländer den Einzug des Königs heimlich begünstigt haben, im Lager stehen, keine Contributionen erheben und nicht plündern. Das Schlimmste scheint mir, daß wir uns zwischen zwei Stühle setzen — wir verderben es mit der französischen Regierung und mit dem Volke zu gleicher Zeit — und daß wir eigentlich nicht wissen, was wir wollen. Der König ist vorgestern Abend in Paris angekommen, und da er den Befehl zur Sprengung der Brücke von Jena zurückgenommen hat (nachdem drei kleine Minen wirklich angezündet worden waren, ohne die mindeste Wirkung zu thun), so wird dieses Trauerspiel in eine Farce verwandelt und der Unmuth der Franzosen etwas weniges gegen uns gesteigert. Sei

Digitized by Google

dem wie ihm wolle, ich finde, daß unſer Benehmen nicht den noblen Charakter hat, der Siegern gerade am ſchönſten ſteht, und daß es im Conflux dieſer wunderlichen Gegenwirkungen ſogar etwas Gauches und Lächerliches bekommt.

Wie es nun mit dem Frieden werden wird, weiß der Himmel. Die erſte Frage, wer regieren ſoll, iſt durch die kluge Behendigkeit Ludwigs XVIII. entſchieden — auch Preußen wird jetzt wohl nicht mehr von einer freien Wahl der Nation ſprechen. Die zweite Frage, wie die Nation pacificirt werden ſoll, iſt ſchon ſchwerer zu entſcheiden. Merkt man, daß Frankreich weniger großmüthig als 1814 behandelt werden ſoll, daß es Abtretungen machen ſoll, ſo wird noch eine gewaltige Stimme in der Nation gegen dieſe Stipulation und gegen die Regierung, welche ſie eingehen will, ſich erheben, und der Widerwille gegen die Bourbons, der, wenn er auch im ganzen Reiche nicht die wirkliche Majorität ausmacht, doch viel allgemeiner iſt, als wir uns einbilden, ich ſage, dieſer Widerwille wird einen neuen Attractionspunkt bekommen, an dem er ſich zu einem Kerne vereinigen kann. In dieſem Falle muß der Krieg fortgeſetzt werden d. h. die Armeen, die alle auf der halben Höhe von Frankreich Halt gemacht haben, müſſen von neuem vordringen, bis gegen die Küſten, Alles, was ſich noch an Armeen findet, zerſtreuen und das ganze Land entwaffnen. Dies kann keine Schwierigkeiten haben, nur würde es immer einige Wochen Zeit mehr erfordern und die Spannung für die neu zu erſchaffenden Verhältniſſe vergrößern. Iſt man klug genug, nicht zu früh von den Garantieen zu ſprechen, ſondern die Bourbons erſt völlig einzuſetzen und ihnen Zeit zu laſſen, die Armeen aufzulöſen und ſich ſelbſt eine neue kleine Armee zu bilden, ſo wird jenes Stück Krieg nicht mehr nöthig werden, die Bourbons werden uns ſelbſt das beruhigte Reich in die Hände liefern, freilich nicht gutmüthig, aber was wollen ſie machen, wenn wir mit einer halben Million im Lande bleiben? Selbſt wenn ſie unſere Abſicht klar vorherſehen und den Preis fürchten, den ſie uns zahlen müſſen, können ſie doch ihr Geſchäft, die allgemeine Beruhigung des Landes, das Auflöſen aller revolutionären Stoffe, welches noch die einzigen kräftigen im Lande ſind, nicht aufſchieben, denn ſie, die Bourbons, können mit dieſem revolutionären Sauerteig nichts anfangen. Meine Konclusion iſt, daß

Digitized by Google

es sehr dumm gemacht ist, wenn wir nicht durch Ludwig XVIII. einen Präliminarfrieden abschließen mit der Nation, um ihr so die Waffen und den Geist aus den Händen zu winden.

Die dritte Frage endlich ist die wichtigste: Welche Garantieen wird man fordern, wie sich unter einander über diesen Punkt verständigen, ohne in eine Lage, wie die in Wien war, zu gerathen? Hier sehe ich kein Ende. Indessen geschieht das Wenigste in der Welt von dem, was man fürchtet, und so wird auch hier vielleicht ein unvermuthet leichter Ausgang gefunden.

Mein sehnlichster Wunsch ist, daß dieses Nachspiel ein baldiges Ende nehmen möge, denn eine Stellung mit dem Fuße auf dem Nacken eines Andern ist meinen Empfindungen zuwider und der unendliche Conflict von Interessen und Parteiungen meinem Verstande.

Geschichtlich werden die Engländer die schönste Rolle in dieser Katastrophe spielen, denn sie scheinen nicht wie wir hergekommen zu sein mit der Leidenschaft der Rache und Wiedervergeltung, sondern wie ein züchtigender Meister mit stolzer Kälte und tadelloser Reinheit — kurz vornehmer als wir.

Die großen Märsche, welche wir gemacht haben, haben es unmöglich gemacht, überall strenge Disciplin zu halten, aber auch außerdem hat sich unter unseren Offizieren häufig ein Geist der Habsucht gezeigt, über den wir so oft bei den Franzosen ausgespuckt haben — ich kann nicht sagen, wie mich das betrübt. — Aber das liegt in der ganzen Rolle, die wir übernommen haben und die ich mir hätte schöner denken können.

14.

Fontainebleau, 14. Juli 1815.

Noch läßt sich der Gang der künftigen Unterhandlungen nicht übersehen, denn sie haben noch nicht angefangen. Bis jetzt ist noch nichts geschehen, als daß sich der Haß gegen Preußen von Seiten des jetzigen Gouvernements und des Volks mehr ausbildet, wobei die übrigen Mächte unser Benehmen mißbilligen und in der eigenen Armee Stimmen dagegen sind. Das wird indessen bald durch die eigentlichen Gegenstände der Unterhandlungen, durch die Stipulation

Digitized by Google

der Garantieen verdrängt werden; der Streit darüber wird Parteien bilden und wir werden hoffentlich dann nicht so allein stehen. Gebe der Himmel, daß die drei Monarchen ebenso von der Gefahr lebhaft erfüllt sein mögen, die aus einer Uneinigkeit zwischen ihnen hervorgehen muß, und daß sie sich darum entschließen, die Sache so viel als möglich unter einander kurz und bündig abzumachen, nicht diplomatisch. Ich rechne auf unser Glück und auf den ewig einwirkenden Zufall, der die Dinge immer anders treibt, als man erwartet hat. Langweilig aber wird es sein, hier in Frankreich viele Monate zu sitzen und sich mit Stroh, Hafer, Brod und Fleisch herumzuquälen. — Wir sind den Franzosen nachgezogen nnd stehen hier bis Orleans. Mithin werde ich noch Gelegenheit haben, mein Roß aus der Loire trinken zu lassen. Plötzlich fallen uns die guten „Holters" in Eilmärschen in unsere Quartiere und Fürst Schwarzenberg hat mit den Erzherzogen Ferdinand und Maximilian*) sein Hauptquartier hier im Schlosse. Obgleich diese Eile einige Wochen früher mehr am Platze gewesen wäre, so haben wir uns doch mit ihnen verständigt und ihnen die Quartiere zweier Brigaden eingeräumt. Auch im Schlosse bleiben wir mit ihnen zusammen und Du kannst Dir eine Vorstellung von der Größe des Schlosses machen, wenn ich Dir sage, daß diese vier Hauptquartiere darin Platz haben, ohne daß ich eines von meinen fünf Zimmern herzugeben brauche. Da sind wir mit einem Male unter die guten Oesterreicher gerathen. Es ist indessen außer dem Erzherzog Maximilian noch Niemand hier, dessen Bekanntschaft wir gemacht hätten. Er sieht gutmüthig und nicht dumm aus, aber sehr unkriegerisch. Noch habe ich keine Nachricht von Erzherzog Carl**); es soll aber in der Gegend von Belfort sein, was mir sehr leid thun würde, denn ich würde mich sehr freuen, Deinen Bruder zu sehen. Wir plündern das Museum und die Schlösser mit bestem Erfolge, eine Maßregel, die allein einen guten Fortgang hat, weil der König sie gehörig unterstützt. Anfangs hat Herr Denois besondere Sprünge

* Erzherzog Ferdinand von Este (geb. 25. April 1781, gest. 5. November 1850), Herzog von Modena, befehligte die österreichischen Reserven. Sein Bruder Maximilian (geb. 14. Juli 1782, gest. 1. Juni 1863) wurde nachmals (22. April 1835) Hochmeister des deutschen Ordens. Die beiden Erzherzoge waren Neffen Kaiser Leopold's II.

** Dem Regimente, bei welchem der Bruder der Frau v. Clausewitz stand.

Digitized by Google

gemacht, allein Seine Majeſtät Louis (biscuit, wie ihn die Pariſer witzig nannten) hat den Befehl gegeben, Alles zu verabfolgen, was die preußiſchen Commiſſarien fordern würden. De Groote hat die kölniſchen und rheiniſchen Sachen ausgeſucht. Auch hier in Fontainebleau ſind fünfzehn Stück preußiſches Eigenthum geweſen, die man jetzt eben abnimmt, unter anderen eine ganz hübſche Venus aus meiner Stube. Es wird mir Spaß machen, die Bilder einmal wieder in Potsdam oder Berlin zu ſehen. Gegen dieſen Act der Gerechtigkeit wiſſen die Franzoſen nichts zu ſagen, als: wir hätten es doch das erſte Mal nicht gethan! Une bonne raison!

15.

Estampes, 21. Juli 1815.

Wir haben Fontainebleau verlaſſen, um den Oeſterreichern Platz zu machen, und ſind hierher gezogen nach einer kleinen Stadt von 8000 Einwohnern, auf dem Wege von Paris nach Orleans. Da die anderen öſterreichiſchen Hauptquartiere noch nicht angekommen waren, habe ich gar keine Bekanntſchaften machen können, ja ich habe unter Denen, die da waren, nicht einmal erfahren können, wo das Regiment Deines Bruders ſteht. Die Armee war noch zwei Tagemärſche zurück, und bei der Avantgarde wußte man nur, daß Erzherzog Carl Ulanen bei'm Schwarzenberg'ſchen Corps ſei. — Wir ſtehen hier in einem zwar nicht kleinen, aber äußerſt langweiligen Orte, haben eine Menge unangenehmer Colliſionen, weil die Verhältniſſe ſo verwirrt ſind, daß die Begriffe von Freund und Feind ſich kaum mehr unterſcheiden. — Ich bin nichts weniger als beruhigt über die Zukunft, nichts weniger als erfüllt von dem Stolze und der Selbſtgenügſamkeit, womit wir hier auftreten — mit Schrecken denke ich daran, daß wir den ganzen Sommer in dieſer Lage zubringen ſollen. Gneiſenau iſt General der Infanterie und Ritter des ſchwarzen Adlerordens, das wirſt Du ſchon wiſſen. Er iſt zum Geſandten bei'm künftigen Congreß ernannt und deshalb ſchon in Paris. — Hierüber iſt die Armee erfreut und mit Recht; ich will froh ſein, wenn die Unterhandlungen erſt angefangen haben werden und die Aufmerkſamkeit auf andere Gegenſtände gerichtet ſein wird als jetzt. — —

Digitized by Google

Die französische Armee hat die weiße Fahne aufgesteckt, zugleich aber den General Lefèvre-Desnouettes als Partisan der Oesterreicher angegriffen. Täglich kommen Blessirte, die von den Bauern geschossen und gestochen worden sind; überall herrscht die entschiedenste Anhänglichkeit an die Revolutionspartei beim großen Haufen, dabei die widrige Süßlichkeit der Pariser, die ewig „Vive le roi!“ schreien — es ist ein curioses Durcheinander. Indessen bezweifle ich nicht, daß die Armee binnen kurzem licenciirt sein wird; die ungeheure Masse der alliirten Armeen machen jede Art von Bürgerkrieg unmöglich, wozu sonst Frankreich disponirt ist. Das Eine ist beruhigend, daß Bonaparte endlich seinen Ruhepunkt gefunden hat, denn die Engländer werden ihn nun wohl festhalten, daß an keine zweite Reise nach Frankreich zu denken ist. Bis jetzt hört man noch von keinem Blutgericht.

Wenn Dir unser Armeebericht zu Augen kommt, so wirst Du finden, daß der Gefechte, welche das dritte Armeecorps den 18. und 19. Juni hatte, fast gar nicht gedacht ist. Dies ist eine offenbare Ungerechtigkeit, die wir aber verzeihen, weil die Ursache zu errathen ist. Wir hatten an diesen beiden Tagen $2^1/_2$ Armeecorps, 30 bis 40,000 Mann, auf dem Leibe, die in der großen vielgefeierten Schlacht nicht mitgefochten haben; das hätte man gestehen müssen, und das hätte den Effect verringert; um dieses Effects willen verzeihe ich es.

16.

Estampes, 24. Juli 1815.

Wir stehen noch hier und pressen Contributionen: Stiefel, Tuch ꝛc. Sobald dies Geschäft geendigt ist, ziehen wir nach der Normandie, um dort von neuem anzufangen, wenn nicht etwa unterdessen nothwendig erachtet wird, die Operationen gegen die Armee fortzusetzen. Diese Armee hat zwar die weiße Fahne aufgepflanzt, aber ganz den alten Geist behalten. Dazu kommt, daß die Oesterreicher Suchet und Le Court in Gottes Namen hinter die Loire haben ziehen lassen, die sich nun mit Davoust vereinigen werden; ebenso wird das bei Bordeaux stehende Heer zu ihnen stoßen. Königlich Gesinnte gehen

Digitized by Google

alle Tage zu dieſer Armee hin, unſtreitig, um ihnen zu ſagen, daß Louis XVIII. in den Händen fremder Gewalt iſt, daß man ſein Land ausſaugt, daß man ſeine Feſtungen, auf deren Wällen die weiße Fahne weht, belagert, den Elſaß und andere Provinzen von dem Reiche abreißen will, und daß man alſo dem Könige einen wahren Gefallen thut, ihn anzuerkennen, aber nicht zu gehorchen, ſondern für die Intereſſen des Vaterlandes von neuem zu rüſten. — So kann im Süden ſich ein neuer Kriegsſtaat gegen uns conſtituiren. Es iſt möglich, daß die Bourbons ſelbſt jetzt noch nicht in dieſe Idee eingegangen ſind, daß ſie aber, von allen Seiten darauf gehetzt, in der Folge darauf eingehen und daß die ſpaniſche Linie ſich dafür erklärt. — Sind wir dann genöthigt, uns von neuem zum Angriffe zu entſchließen, ſo iſt ein allgemeiner Landesaufſtand gegen uns, ſoweit ein ſolcher überhaupt praktiſch iſt, nicht mehr zweifelhaft, und die Entwaffnung des Landes, welche wir jetzt betreiben, kann ihn zwar ſchwächen, aber nicht verhindern, wie das Beiſpiel Spaniens zeigt. — Man glaubt nicht, wie hartnäckig der Franzoſe an der Idee ſeiner Unüberwindlichkeit hängt, wie lächerlich leichtgläubig er in den Händen ſeiner Parteihäupter iſt und wie toll dieſe, am Abgrunde ſchwindelnd, das Letzte wagen. Die Gewißheit, ungeſtraft zu bleiben, welche ſie dem ſchwachen Ludwig abgemerkt haben, begünſtigt dies. Mir ſcheint es, wir vergeſſen über Schuh und Stiefel dieſe Angelegenheit, und ich habe mich nicht enthalten können, an Gneiſenau beſcheiden darüber zu ſchreiben. Die ungeheure Maſſe von Truppen, die wir haben, macht, daß man das Alles noch mit einer großen Ruhe anſehen kann, aber von der anderen Seite iſt auch auf eine zuſammenſtimmende Wirkſamkeit dieſer Maſſen nicht ſicher zu rechnen. Denn wenn ich die Oeſterreicher ſehe, die, anſtatt von Baſel quer durch Frankreich nach der weſtlichen Meeresgränze zu marſchiren und ſo durch völlige Spaltung jede neue Regung zu erſticken, leichtſinnig nach Paris ziehen und im Süden nichts als Frimont mit 40,000 Mann laſſen, die gleich bei Anfang des Krieges gegen 30,000 Mann nicht den Muth hatten, mit 300,000 Mann über den Rhein zu ſetzen, ſondern einen großen Umweg über Baſel nahmen, ſo ſehe ich mich genöthigt, von der Totalwirkung der 600,000 Mann viel abzulaſſen.

Digitized by Google

17.

Thoury, auf dem Marſche nach Le Mans,
30. Juli 1815.

Geſtern haben wir Estampes und die Gegend verlaſſen, um nach dem Sarthe-Departement, der ehemaligen Provinz Maine zu gehen. Unſer Hauptquartier wird nach Le Mans kommen, welches ein Ort von 25—30,000 Einwohnern iſt. Ich hatte gehofft, wir werden der Küſte nahe kommen, und dann das Project gemacht, Dir ein Rendezvous in London zu geben. Trotz der unſicheren Verhältniſſe und trotz der ſchwarzen Prophezeiungen, in denen ſelbſt Gneiſenau ſich verliert, kann ich dem Wunſche nicht widerſtehen, Dich hier zu haben. — Da nun ſelten das Schlimme eintritt, was vorſichtige Leute wie ich erwarten, da ſelbſt, wenn es geſchieht, der zündende Stoff doch eine gewiſſe Zeit braucht, ehe es zum Brennen kommt, d. h. da nach dem Beiſpiele aller früheren Zeiten man ſich ein paar Monate herumſtreiten wird, ehe man ſich bei den Ohren faßt, wir alſo jedenfalls einen Monat ungeſtört zuſammen ſein könnten; da endlich die Sache auch wohl nicht wie ein nächtliches Gewitter uns plötzlich aus dem Schlafe wecken wird, und für Dich immer Zeit ſein wird, die franzöſiſche Gränze mit guten Päſſen in Sicherheit zu erreichen, ſo glaube ich es verantworten zu können, wenn ich Dich bitte, Deine Reiſe hierher anzutreten, ſobald Deine Einrichtungen getroffen ſind. Ich wähle für Dich den Weg über Lüttich und Soiſſons, da durch Lothringen lauter Truppen anderer Armeen ziehen und die Straße vielleicht nicht ganz ſicher iſt. Auf der großen Poſtſtraße haſt Du nichts zu befürchten, um ſo weniger, als Leute, die für ihr Geld reiſen, nicht der Gegenſtand der erzürnten Bauern geweſen ſind und jetzt überhaupt nichts mehr von der Art gehört wird. Ich komme Dir dann jedenfalls nach Paris, vielleicht nach Soiſſons entgegen. Zur Bedingung mache ich Dir nur, daß Du keine Nacht unterwegs bleibſt, ſondern Deinen Weg ſo einrichteſt, daß Du mit dem Dunkelwerden unter Dach und Fach kommſt. Gneiſenau habe ich gebeten, Dir einen Paß vom franzöſiſchen Miniſterium zu beſorgen und dieſem Briefe beizufügen. Ohne dieſen Paß reiſe ja nicht. —

Digitized by Google

18.

Marſchquartier Sancheville, 30. Juli 1815.

Gneiſenau ſieht ſo ſchwarz über die nächſte Zukunft, daß ich faſt glaube, er billigt Deine Reiſe nicht. Ich ſchreibe ihm daher heute nochmals und ſtelle ihm anheim, ob er die Briefe mit den Päſſen abſchicken will. Ich ſelbſt glaube, daß ſeine Anſichten übertrieben ſind. — Durch unſer heftiges Betragen iſt es dahin gekommen, daß der Feldmarſchall, der es natürlich nicht gegen das Gewicht des Königs und der Alliirten durchführen konnte, den Abſchied gefordert hat. Geht das nicht zurück, ſo iſt uns Gneiſenau auch verloren.

19.

Le Mans, 5. Auguſt 1815.

Die Päſſe ſind abgeſandt und zwar im Duplicat, ich zweifle alſo nicht, daß Du ſie erhältſt. Es ſcheint, daß Gneiſenau Dir nur Armeepäſſe geſchickt hat. Dies iſt mir nicht ſo lieb, als wenn ſie vom Gouvernement ausgeſtellt wären; indeſſen, da Alles ruhig iſt, fürchte ich nicht, daß Du Hinderniſſen begegnen wirſt; nur iſt es nöthig, daß Du die Militärſtraße nach Compiègne nimmſt; dorthin komme ich Dir entgegen, ſobald ich den Tag Deiner Ankunft weiß.

Die Angelegenheiten in Paris ſcheinen noch nicht ſehr vorgerückt. Gneiſenau iſt ſehr unzufrieden mit aller Welt; der Feldmarſchall, der den Abſchied gefordert hat, iſt beruhigt worden. Wahrſcheinlich wird die Sache damit enden, daß man zur Garantie der Contribution einige Feſtungen behält. Der Abtretung von Provinzen ſind Rußland und England entgegen, und da es zu gefährlich ſein würde, es zum Bruche kommen zu laſſen, wird man wohl die Idee aufgeben müſſen.

Hier bei Le Mans haben ſich die Vendeer 1793 geſchlagen und die Niederlage unter Bonchamp*) erlitten, der in meinem Zimmer gewohnt hat. Eine Kanonenkugel, die durch den Spiegel gegangen

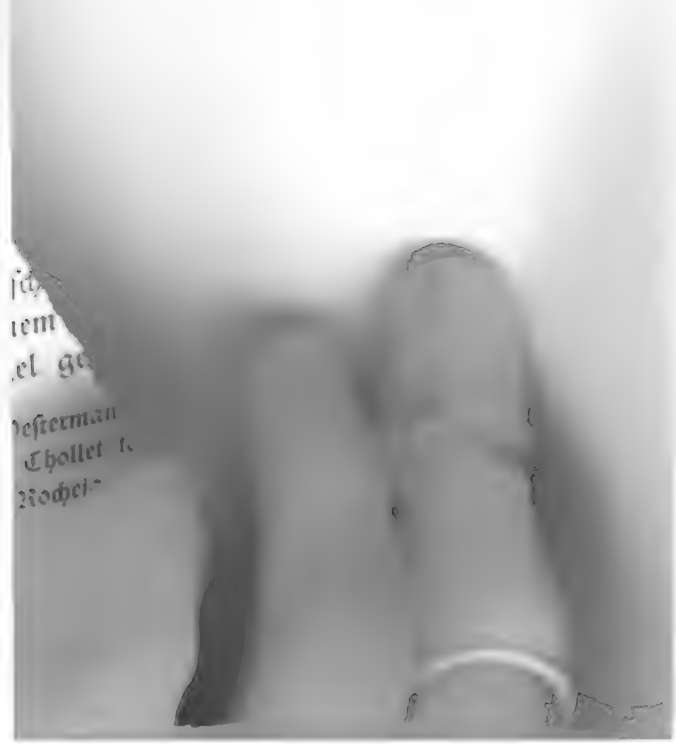
* Die Niederlage bei Le Mans erlitten die Vendeer durch Weſtermann am 12. December 1793, aber nicht unter Bonchamp, der am 27. October bei Chollet tödlich verwundet worden war und bald darauf ſtarb, ſondern unter Heinrich La Rochejacquelin.

Digitized by Google

iſt, zeigt noch die Spuren dieſes Gefechtes; ich habe jetzt ziemlich intereſſante Memoiren über dieſen Krieg von der Witwe des berühmten La Rochejacquelin.*)

Auf pikante Naturſcenen mache Dich nicht gefaßt; das Land zwiſchen Seine und Loire iſt im Ganzen nichts weniger als ſchön oder reich. Die hieſige Gegend iſt nicht übel, aber dafür manche ſchlechter als die Mittelmark. Ich denke übrigens, daß wir höchſtens noch einige Monate hier bleiben werden und ſehne mich von Herzen nach Deutſchland zurück. Lebe wohl, liebe Marie! Auf baldiges Wiederſehen!

* Dieſe Memoiren erſchienen 1815 in Paris. Ihre Verfaſſerin iſt aber nicht die Witwe des berühmten Heinrich La Rochejacquelin, ſondern die Gattin ſeines Bruders Ludwig, mit welchem ſie ſich verheirathete, nachdem ihr erſter Gatte, der berühmte Vendeerführer Marquis Lescure, an ſeinen Wunden geſtorben war. Sie war eine geborne Marquiſe von Domiſſan, zeichnete ſich im Vendeekriege durch Heldenmuth aus, theilte alle Gefahren mit ihrem Gatten Lescure und folgte demſelben nach ſeiner tödlichen Verwundung nach Fougères.



Digitized by Google

XIV.

Die Lebensperiode in Coblenz. — Die dort vereinigten hervorragenden Persönlichkeiten. — Gneisenau. — Stellen von Steffens zu seiner Charakteristik. — Wilhelm v. Scharnhorst. — Graf Carl v. d. Gröben. — Oberst v. Jasmund. — Major O'Etzell. — Oberstlieutenant Ferdinand v. Stosch. — Major Heinrich v. Hellwig. — Oberpräsident v. Ingersleben. — Max v. Schenkendorf. — Sixt v. Armin. — Rittmeister Bärsch. — Andere Persönlichkeiten. — Präsident v. Meusebach. — Der Frauenkreis in Coblenz. — Frau v. Cohausen geb. v. Leoprechting. — Meusebach's Verdienste um das gesellige Leben in Coblenz. — Seine Gelegenheitsdichtung. — Die „Eintagsschönchen". — Seine Gedichte auf Gneisenau, Schenkendorf, Clausewitz. — Stellen aus seinem Tagebuche über Clausewitz und dessen Frau. — Clausewitz zum Director der Allgemeinen Kriegsschule ernannt. — Meusebach's Abschiedsverse an Clausewitz vor dessen Abgange nach Berlin. — Clausewitz Commandant von Aachen für die Dauer des Congresses. — Seine Ernennung zum Generalmajor. — Abreise nach Berlin. — Literarischer Anhang: Ein Aufsatz von Clausewitz über politische Umtriebe.

Die drei Jahre, welche Clausewitz und seine Frau in der dem deutschen Vaterlande wiedergewonnenen schönen Stadt Coblenz an dem nun frei gewordenen herrlichen Rheinstrome verlebten, waren für Beide die glücklichste und genußreichste Periode ihres Lebens. Die Hoffnung auf Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft, an welcher sie in trüber und prüfungsvoller Zeit mit unerschütterlichem Vertrauen festgehalten hatten, sie war endlich nach schweren und ruhmvollen Kämpfen zur Verwirklichung gelangt und mit ihr war auch Clausewitz's so lange vergeblich gehegter sehnlicher Wunsch, in die preußische Armee zurücktreten zu können, erfüllt worden. Seine neue Stellung als Chef des Generalstabes unter Gneisenau, der ihm und seiner Gattin stets die größte Hochachtung und innigste Zuneigung bewiesen hatte, mußte schon um dieses persönlichen Verhältnisses willen höchst angenehm sein und eröffnete ihm überdies einen seinen

Digitized by Google

Fähigkeiten und Wünschen vollkommen entsprechenden Wirkungskreis. Er sowohl als seine Frau fanden in Coblenz reichliche Gelegenheit zu einem erheiternden und anregenden geistigen Verkehre und zu freundschaftlichem Umgange; auch eine schöne Wohnung trug dazu bei, die Annehmlichkeiten ihres äußeren Lebens zu erhöhen.*) Der neue Wohnort erleichterte ihnen auch die Verbindung mit dem Grafen Friedrich Dohna und dessen Gemahlin Julie, da Oberst Dohna nach dem Friedensschlusse als Commandeur des 8. Ulanenregimentes nach Bonn versetzt worden war, welche Stellung er erst 1820 mit der eines Brigadecommandeurs in Düsseldorf vertauschte. Auch den Minister vom Stein, der sich aus dem politischen Leben zurückgezogen hatte und auf seinem Familiensitze zu Nassau an der Lahn den Wissenschaften lebte, konnten sie von Coblenz aus leicht erreichen und bei dem hochverehrten Manne stets der herzlichsten Aufnahme gewiß sein. Daß gerade in den ersten Jahren nach der Vereinigung der Rheinlande mit der preußischen Monarchie eine so große Anzahl bedeutender und durch persönliche Vorzüge ausgezeichneter Männer in Coblenz, dem Mittelpunkte der Landesverwaltung, vereinigt waren, wird sicher mit Recht auf die in den leitenden Kreisen herrschende Absicht zurückgeführt, den Bewohnern der Rheinlande Liebe und Vertrauen zu der neuen Regierung einzuflößen. Wir werden diese Persönlichkeiten, da Clausewitz zu allen in Beziehungen, zu mehreren auch in engster Freundschaftsverbindung stand, den Lesern hier vorführen, müssen uns aber, wie es durch die Bestimmung dieser Schrift bedingt ist, auf wenige Mittheilungen über sie beschränken. Uebrigens blieben diese Männer nur kurze Zeit in Coblenz vereinigt, da sie größtentheils später in höhere Stellungen berufen wurden.

Vor allen anderen war es der herrliche Gneisenau, der gefeierte Held der Befreiungskriege, auf den aller Augen, wo er sich zeigte, gerichtet waren, der durch die edle Würde seiner äußeren Erscheinung in gleichem Grade Verehrung einflößte, wie er durch die Bescheidenheit und Leutseligkeit seines Benehmens alle Herzen gewann. Die

* Clausewitz bewohnte in Coblenz das v. Hontheim'sche Haus in der Neustadt (ganz in der Nähe des Theatergebäudes und des Trier'schen Hofes). Das Haus wurde später das v. Hilgers'sche genannt (Frau v. Hilgers, die Besitzerin, war eine geborene v. Hontheim).

Digitized by Google

ſeltenen Vorzüge ſeines Charakters und die Liebenswürdigkeit ſeines Weſens ſind nach dem übereinſtimmenden Urtheile von Perſonen, die ihm näher ſtanden, von keinem der Zeitgenoſſen wahrhafter und lebendiger geſchildert worden, als von Steffens, und laſſen wir daher die bezeichnendſten Stellen dieſer ſchönen Schilderung hier folgen.*)

„Gneiſenau lernte ich jetzt erſt**) perſönlich kennen. Er war, wie bekannt, ein ſchöner Mann, deſſen ruhiges und ſicheres Einherſchreiten ſchon den ritterlichen Helden verkündete; ſein Blick deutete auf Klarheit. Ich ſah nie eine ähnliche Miſchung von edlem Stolze und echter Demuth, von Zuverſicht und Beſcheidenheit. Wie die übrigen größten und bedeutendſten deutſchen Helden war auch er mehr durch das Leben als durch Studien gebildet, aber durch ſeine Achtung für eine jede Art höherer geiſtiger Bildung, durch die freundliche Aufforderung, ihn über Verhältniſſe aufzuklären, die ihm unbekannt waren, durch das unverſtellte Geſtändniß ſeiner Unkunde zeigte er ſich nicht allein noch liebenswürdiger, ſondern zugleich achtungswerther; denn nie erſchien die ihm angeborne Größe imponirender, als in eben ſolchen Momenten. Ihm fehlte die leichte Beweglichkeit des Geiſtes, der ſchnelle Witz, die ironiſche Schärfe, welche damals viele der bedeutendſten und höchſt verdienſtvollen höheren Befehlshaber auszeichneten, aber auch nicht ſelten, bei geſelligen Berührungen zurückſtoßend wirkten“ ... „Ich habe nicht ſelten das Glück gehabt, bedeutende Männer in meinem Leben zu treffen, aber nie bedauerte ich ſo oft, ein Geſpräch plötzlich abbrechen zu müſſen, deſſen Fortſetzung mir höchſt wünſchenswerth ſchien, wie bei Gneiſenau. Denn nie hörte ich aus ſeinem Munde ein unverſtändiges Wort, ja die ſtille Demuth ſeines Weſens hatte etwas unwiderſtehlich Gebietendes an ſich, auch in geiſtiger Rückſicht; ſo daß das Unverſtändige in ſeiner Nähe ſich nicht auszuſprechen wagte. Ein Jeder ahnte das tiefſinnige Gemüth, welches, indem es ſich äußern wollte, mehr an das dachte, was ihm fehlte, als an den großen Schatz von Erfahrungen, die er, von den größten Gefahren durchdrungen, mit Europa's Schickſal fortdauernd beſchäftigt, während er in thätigem Bündniſſe mit den edelſten und großartigſten Männern lebte, ſich erworben hatte. Es war etwas Fürſtliches in

* „Was ich erlebte“, Bd. VII, S. 48 u. 51.

** Im Jahre 1825.

Digitized by Google

seiner Gestalt, in seiner Art sich darzustellen und sich zu äußern. Eben wenn er am demüthigsten war, schien er sich mit bewußtloser Sicherheit herabzulassen; er war der ritterlichste, freigebigste Held, den ich jemals sah, und wer das Glück hatte, sein Interesse zu erwecken, konnte auf seine fortdauernde thätige Theilnahme in einer jeden unangenehmen Lage mit Sicherheit rechnen. Ich denke mit Freuden daran, wie ich sein Wohlwollen und seine freundliche Theilnahme von dem Augenblicke an, wo er in meine Wohnuug trat, fortdauernd genossen habe. Die vielen Beweise seiner Güte gegen mich, wenn ich oft Stunden in seiner oder er in meiner Wohnung zubrachte, schweben mir in traurig heiterer Erinnerung vor; kein Mann ist mir je theurer gewesen. Wenige Tage vor seinem plötzlichen erschütternde Tode trat er, in hohem Alter noch fest und rüstig einherschreitend, in meine Wohnung. Die Cholera erschien mir erst drohend, als sie in ihrem verwüstenden Fortschreiten ein solches Opfer zu ergreifen wagte."

Gneisenau war bald nach der siegreichen Beendigung des letzten Krieges mit dem schwarzen Adlerorden geschmückt und zum General der Infanterie befördert worden; die höchste militärische Würde in Preußen, der Rang eines Feldmarschalls, wurde ihm erst am 18. Juni 1825, am zehnten Jahrestage der Schlacht bei Belle-Alliance, ertheilt. Als er seine Stelle als commandirender General der Rheinprovinz antrat, stand er in der vollen Kraft des Mannesalters, da er eben sein fünf und fünfzigstes Lebensjahr vollendet hatte. Er hatte als Dienstwohnung das mit einem schönen Garten versehene Haus am Castorplatze, in welchem sich noch jetzt das Generalcommando befindet, den vormaligen gräflich von der Leyen'schen Hof, jenes durch historische Erinnerungen merkwürdige Gebäude, welches 1791 von den französischen Prinzen, den Grafen v. Provence (Ludwig XVIII.) und von Artois (Karl X.) bewohnt wurde, seit 1800 Amtswohnung des Präfecten war und in den Tagen vom 17. bis zum 20. September 1804 Napoleon und seiner Gemahlin als Absteigequartier diente. Hier gab in Haus und Garten „dem Hauptquartier der Traubenhügel" der überaus gastfreie Gneisenau jene heiteren Feste, welche der edle Max von Schenkendorf, der ebenfalls diesem Kreise angehörte und bei dem Anblicke des von

Digitized by Google

ſeinen Kriegsgefährten umgebenen allgeliebten Feldherrn die Tafelrunde der alten Ritter ſeinem Geiſte vergegenwärtigte, durch das ſchöne Lied „die Tafel am Rhein“ verewigt hat, in welchem er ſingt:

„So hab' ich wohl im Knabentraume
Die alte Ritterſchaft geſeh'n;
Ich ſehe gleich dem Eichenbaume
Im Waffenſchmuck den Feldherrn ſtehn,“

jenes Lied, von welchem ein Theilnehmer ſagte, daß jeder Vers das Echo eines wirklichen Lebens ſei, wie es ſich nur um einen Gneiſenau habe entfalten können.*)

Leider erfreute ſich der ſchöne Verein nur kurze Zeit der Gegenwart des Mannes, der ſein Stolz und ſeine vorzüglichſte Zierde war.**) Schon im Herbſte des folgenden Jahres erlangte Gneiſenau auf ſein Anſuchen die ihm von dem Könige in den huldvollſten Ausdrücken ertheilte Erlaubniß, ſich während des Friedens, und zwar unter Beibehaltung ſeines Gehalts und ſeiner militäriſchen Würden, nach Schleſien zurückzuziehen, wo er das am Fuße der Sudeten gelegene ſchöne Gut Erdmannsdorf beſaß, welches er gegen ſein früheres Gut Mittel-Kauffungen von einem Grafen Kalckreuth eingetauſcht hatte. Wie im Jahre 1816, beſuchte er auch im Jahre 1817 mit ſeiner Familie die Heilquellen von Karlsbad und Teplitz und verlebte die übrige Zeit in dem ſtillen, aber oft von ſeinen Freunden und Verehrern aufgeſuchten Erdmannsdorf, wo die Erbauung des Schloſſes mit ſeinen ſchönen Nebengebäuden ſowie die Garten- und Parkanlage von ihm herrühren. Im Jahre 1818 wurde er nach dem Tode des Feldmarſchalls Grafen v. Kalckreuth zum Gouverneur von Berlin und zugleich zum Mitgliede des damals in's Leben gerufenen Staatsrathes ernannt, in welchem er in den Abtheilungen des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten den Vorſitz führte.

Unter den Offizieren, welche in Coblenz zu Gneiſenau's Umgebung gehörten und auch zu Clauſewitz in freundſchaftlichem Verhältniſſe

* „Max v. Schenkendorf's Leben, Denken und Dichten“, von Dr. A. Hagen, S. 222.

** Gneiſenau verließ Coblenz am 13. Juli 1816; ſein Nachfolger war Generallieutenant v. Hake, der 1819 Kriegsminiſter wurde.

Digitized by Google

ſtanden, nennen wir zunächſt den Major Wilhelm von Scharnhorſt, der zu Gneiſenau durch Vermählung mit deſſen älteſter Tochter Agnes*) auch in verwandtſchaftliche Verbindung trat. Nach dem Tilſiter Frieden war er mit Grolmann, Hirſchfeld und Anderen nach Spanien gegangen (1810), wurde nach ſeiner Rückkehr im Jahre 1813 bei dem Generalſtabe angeſtellt, in welchem er ſich als einer der tüchtigſten Offiziere bewährte, erwarb ſich bei Ligny das eiſerne Kreuz und kam nach dem Frieden zum Generalcommando nach Coblenz. In der Folge trat er zur Artillerie über, ſtand zuletzt als Generallieutenant und Inſpecteur wieder in Coblenz und ſtarb 1854 zu Berlin, nachdem er wegen ſeines hohen Alters aus dem Dienſte geſchieden war.**) — Außerdem ſind von den militäriſchen Perſönlichkeiten aus Gneiſenau's Umgebung noch zu erwähnen: Oberſtlieutenant Graf Carl v. d. Gröben, der mit Dörnberg's Tochter Selma Thusnelde verheirathet war und ſchon im Mai 1817 als Generalſtabschef des 6. Armeecorps nach Breslau verſetzt wurde; ferner der Oberſt von Jasmund, ein Würtemberger von Geburt, der in preußiſche Dienſte getreten war, der Major O'Etzel, der Oberſtlieutenant Ferdinand v. Stoſch, der 1813 Gneiſenau's Adjutant geweſen war, 1826 zweiter Commandant von Coblenz und Ehrenbreitſtein wurde, 1839 in das Kriegsminiſterium trat und im folgenden Jahre die Beförderung zum Generalmajor erhielt, der Vater des gegenwärtigen Chefs der Admiralität und Generals der Infanterie v. Stoſch, endlich der Major Heinrich von Hellwig. Letzterer, der durch ſeine kühnen und glücklichen Parteigängerzüge bekannte Huſarenoffizier, von den Freunden ſcherzweiſe „le sabreur" genannt, war eine in Coblenz in weiten Kreiſen gefeierte und beliebte Perſönlichkeit. Als Lieutenant bei Pletz-Huſaren focht er 1806 bei Jena und befreite nach der Schlacht mit etwa vierzig Huſaren 8000 preußiſche Gefangene, welche er zum Corps des Herzogs von Weimar brachte. Im Jahre 1812 ſtand er als Major im 2. ſchleſiſchen Huſarenregimente und im April 1813 griff er mit einer Schwadron

* Sie war am 24. April 1800 geboren und ſtarb ſchon am 5. Juli 1822 zu Erdmannsdorf.

** Die ſehr bedeutende Kartenſammlung, welche er beſaß, wurde der Königlichen Bibliothek einverleibt.

deſſelben 2000 Baiern in Langenſalza an, welchen er fünf Geſchütze abnahm; im Jahre 1814 focht er an der Spitze eines von ihm errichteten Cavalerie-Freicorps in den Niederlanden und war im Jahre 1815 Commandeur des 9. Huſarenregiments.*) In Coblenz gehörte er zu denjenigen Perſönlichkeiten, mit welchen Clauſewitz neben denjenigen, welche wir im Folgenden anführen werden, am meiſten verkehrte und auch Familienumgang unterhielt.

Von den genannten Offizieren werden wir auf den Major O'Etzel und den Grafen Carl v. d. Gröben, da Beide ſpäter bei der Herausgabe der Clauſewitz'ſchen Werke verdienſtlich mitwirkten, unten zurückkommen.

An der Spitze der Civilverwaltung der Rheinprovinz ſtand ſeit 1816 als Oberpräſident der Miniſter von Ingersleben, der unmittelbar vorher daſſelbe Amt in der Provinz Pommern bekleidet hatte, ein durch große Befähigung, reiche Erfahrung und die edelſten Eigenſchaften des Herzens ausgezeichneter Mann, der ſich durch ſein ſegensreiches Wirken in der Geſchichte der preußiſchen Rheinlande das ehrenvollſte Denkmal errichtet hat. In ſeiner Jugend für die militäriſche Laufbahn beſtimmt, welche er als Fahnenjunker im Manſtein'ſchen Cüraſſierregimente begann, trat er bald zur Verwaltung über, in welcher er ſchon nach kurzer Zeit den Ruf eines der tüchtigſten und unermüdlichſten Beamten erlangte. Aus ſeiner reichen Wirkſamkeit wollen wir hier nur der großen Verdienſte erwähnen, welche er ſich um die Provinz Pommern erwarb, zuerſt als Präſident der Kriegs- und Domänenkammer (1798), wo er bei der gänzlichen Auflöſung der Leibeigenſchaft in den ausgedehnten pommer'ſchen Domänen die ehrenvollſte

* Heinrich von Hellwig, wurde 1831 Generalmajor und Brigadecommandeur, trat 1838 als Generallieutenant in den Ruheſtand und ſtarb am 26. Juni 1845 zu Liegnitz. Von ihm muß ein anderer Offizier Namens Hellwig unterſchieden werden, welcher 1806 ebenfalls als Lieutenant in einem Huſarenregimente ſtand, als Gefährte Schill's in dem Gefechte bei Dodendorf verwundet wurde, bei dem Befreiungskriege im 2. Huſarenregimente (den ſchwarzen Huſaren) ſtand und in der Schlacht bei Laon (9. März 1814) blieb. Er war der Sohn eines Geheimeraths Hellwig in Berlin. (Vgl. über ihn „Schill's Zug und Tod" v. E. Bärſch, S. 247). Heinrich von Hellwig (er wurde als Offizier geadelt) war aus Braunſchweig, wo ſein Vater, Joh. Chriſt. Ludwig Hellwig, Hofrath und Profeſſor am Carolinum war (geb. 1743 zu Garz in Pommern, geſt. 1831 in Braunſchweig).

Digitized by Google

Thätigkeit entwickelte, nachher (1812) als Präsident der pommer'schen Regierung, wo er gleich segensreich wirkte, namentlich auch den Beschluß der Stände herbeiführte, auf Kosten der Provinz ein Cavalerieregiment zu errichten, welches wohlausgerüstet in's Feld zog und bei Großbeeren kämpfte, wo Ingersleben's einziger Sohn, der in dasselbe eingetreten war, den Heldentod starb. Sein patriotisches Wirken fand 1815 in der Verleihung des eisernen Kreuzes und der Ernennung zum Oberpräsidenten von Pommern verdiente Anerkennung.

Ingersleben, der bereits im vierundsechzigsten Lebensjahre stand,*) als er sein neues Amt in der Rheinprovinz, zu welchem er die reichste Lebens- und Geschäftserfahrung mitbrachte, übernahm, entfaltete in demselben fünfzehn Jahre hindurch, bis zu seinem Tode, eine nach allen Seiten hin segensreiche Thätigkeit, welche hier im Einzelnen nicht geschildert werden kann. In seiner Amtsführung folgte er stets dem Grundsatze: „suaviter in modo, fortiter in re"; er war ein scharfblickender, kenntnißreicher, streng gerechter und energischer Mann, dabei voll Milde und Humanität, in seinem amtlichen Auftreten würdevoll, aber einfach und ungezwungen, im geselligen Verkehre heiter, wohlwollend und höchst liebenswürdig. Seine Bescheidenheit, eine Tugend, welche Gneisenau und Clausewitz, die mit ihm freundschaftlich verkehrten, mit ihm gemein hatten, war so groß, daß er sich fast ängstlich jeder äußeren Ehrenbezeugung zu entziehen suchte. Der Feier seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums, welche am 15. October 1818 stattfinden sollte, wich er durch eine weite Reise aus; damals sowohl wie bei seinem sechzigjährigen Jubiläum verbat er sich aufs ernstliche jede öffentliche Feier; doch wurden beide Feste in zahlreichen Privatkreisen mit aufrichtiger Herzlichkeit begangen und bei dem zweiten die Verdienste des edlen Mannes durch Verleihung des schwarzen Adlerordens und ein königliches Handschreiben anerkannt. Noch in den Nachmittagsstunden des 13. Mai 1831, seines letzten Lebenstages, erfüllte der unermüdlich thätige Mann die Pflichten seines Berufes; in der gewohnten heiteren Stimmung verlebte er den Abend im Kreise seiner Familie und einiger Freunde, und in der Nacht verschied er in Folge eines Lungenschlages leicht und sanft in den Armen seiner trefflichen Gattin, einer Tochter des Generalmajors

* Er war am 1. April 1753 geboren.

von Brauſe, mit welcher er im Jahre 1783 das glücklichſte Ehebündniß geſchloſſen hatte. Seinem dreiundſechzigjährigen ſegenvollen Wirken iſt in Preußens Geſchichte ein unvergängliches Andenken geſichert.

Das gaſtfreie Haus des Oberpräſidenten v. Ingersleben bildete in Coblenz, beſonders nach dem Weggange Gneiſenau's, den Vereinigungspunkt für die ausgezeichneten Männer, welche damals in dieſer Stadt verſammelt waren. Clauſewitz gehörte dem engeren Freundeskreiſe an, welche Ingersleben abends zu einer Lhombrepartie bei ſich zu ſehen pflegte.

In der Reihe der Civilbeamten, welche zu jenen Männern gehörten, erwähnen wir zuerſt Max von Schenkendorf,*) der, nachdem er in Königsberg Cameralwiſſenſchaft ſtudirt, in die Beamtenlaufbahn eingetreten war, 1813 aber am Befreiungskampfe theilgenommen hatte, in welchem er, da ſeine rechte Hand in Folge einer im Duell erhaltenen Wunde gelähmt war, das Schwert mit der linken führen mußte. Nach dem Friedensſchluſſe lebte er kurze Zeit in Köln, in freundſchaftlichem Verkehre mit dem Regierungsrath v. Haxthauſen und Dr. de Groote und wurde dann als Regierungsrath in Coblenz angeſtellt, wo er vorzugsweiſe die Militärangelegenheiten zu bearbeiten hatte. Er bewohnte hier anfangs in der Karthauſe, welche ſtets ſein Lieblingsort blieb, ein einzelnes Zimmer und freute ſich der herrlichen Ausſicht, die es gewährte; nachher wohnte er eine Zeitlang in einem Hauſe mit Görres, zuletzt in dem jetzt unter dem Namen Belle-Vue bekannten ſchönen Hauſe am Rhein. Nur zwei glückliche Jahre verlebte der edle, gemüthvolle Sänger an dem vaterländiſchen Strome, der ihn zu ſo herrlichen Liedern begeiſtert hatte. Er ſtarb, zweiunddreißig Jahre alt, am 11. December 1817, an ſeinem Geburtstage. Die an ſeine Freunde ergangenen Einladungen waren zurückgenommen worden, allein ſie fanden ſich nun auf die Trauerkunde an dem epheubekränzten Bette ein, um dem Hingeſchiedenen einen ſtillen, wehmüthigen Abſchiedsgruß zu weihen. Scharnhorſt hatte den Freund noch lebend getroffen und ihm ein paar lieblich duftende Veilchen gebracht, die letzte Freude, welche ihm zu Theil wurde.**)

* Geboren in Tilſit am 11. December 1783.

** Schenkendorf wurde auf dem Friedhofe vor dem Löhrthore beſtattet, wo in der Folge ihm und der an ſeiner Seite ruhenden Gattin Henriette Eliſabeth geb.

Digitized by Google

In Coblenz lebte damals auch Schenkendorf's Freund Chriſtian Wilhelm Sixt von Armin von Siebeneichen,*) der ſeine Begeiſterung für die Heldenzeit des Ritterthums theilte und ihm ein Gedicht widmete, in welchem er das mit dem Kreuze gezierte deutſche Ordenshaus beſang. Der Miniſter vom Stein hatte ihn wiederholt zu geheimen politiſchen Sendungen verwendet und bei einer derſelben war er den Franzoſen in die Hände gefallen, aus welchen ihn die Siege der Verbündeten befreiten. Er war mit einer Tochter des vormaligen kurtrier'ſchen Canzler's Kalde verheirathet und benutzte ſeine verwandtſchaftliche Verbindung mit Coblenzer Familien, zwiſchen der „Fremdencolonie" und den Einheimiſchen Annäherung und freundlichen Verkehr anzubahnen.

Auch der Rittmeiſter Georg Bärſch, den Gneiſenau, der ihn ſehr ſchätzte, nach Coblenz berufen hatte, um ihn zu Arbeiten im Militärgouvernement zu verwenden, gehörte zu Schenkendorf's liebſten Freunden. Der patriotiſche, muthvolle, raſtlos thätige Mann hatte 1809 am Zuge Schill's, 1813 und 1815 am Befreiungskampfe ehrenvoll theilgenommen und blieb nur eine kurze Zeit in Coblenz, welche er die angenehmſte ſeines Lebens nannte. Seit 1819 war er fünfzehn Jahre hindurch Landrath in Prüm, wurde 1834 Regierungsrath in Trier, 1844 Geheimer Regierungsrath und lebte ſeit 1848, nachdem er auf ſein Nachſuchen in den Ruheſtand verſetzt worden war, mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt, in Coblenz, wo er erſt vor einigen Jahren in ſehr hohem Alter geſtorben iſt. Die Univerſität Bonn

Dittrich (geb. zu Königsberg am 20. Juni 1774, geſt. zu Coblenz am 28. September 1840) ein ſteinernes Kreuz in gothiſchem Geſchmack als Grabdenkmal errichtet wurde. In der neuen Anlage am Rheinufer oberhalb der Stadt wurde auf einem von der Königin bewilligten Platze ſeine Bronzebüſte auf einem Piedeſtal von ſchwarzem Marmor errichtet. Auf letzterem ſtehen mit Schwert, Leier und Lorbeerkranz die (etwas veränderten) Verſe Arndt's:

Er hat vom Rhein,
Er hat vom deutſchen Land
Mächtig geſungen,
Daß Ehre auferſtand,
Wo es erklungen.

Das Denkmal wurde am 11. December 1861 feierlich enthüllt.

* Nachmals Geh. Legationsrath und preußiſcher Geſchäftsträger bei der Eidgenoſſenſchaft in Bern. Er war 1784 geboren und ſtarb zu Coblenz am 7. März 1868.

Digitized by Google

hatte dem wackeren Manne 1855 durch Verleihung des Ehrendiploms der philoſophiſchen Doctorwürde eine verdiente Auszeichnung zu Theil werden laſſen.*)

Unter den Männern, welche bald nach dem Friedensſchluſſe in Coblenz amtlich thätig waren, faſt alle aber nicht lange nachher in gleiche oder höhere Stellung nach Berlin berufen wurden, nennen wir den Gouvernementsrath und Rechnungsdirector Crull,**) vorher in Düſſeldorf, den Generalprocurator Eichhorn, früher in Trier, den Schulrath Dr. Lange, ſpäter in gleicher Wirkſamkeit in Berlin, literariſch bekannt durch ſeine treffliche Ueberſetzung des Herodot, den Präſidenten des Reviſionshofs Freiherrn v. Meuſebach und den Conſiſtorialrath Johannes Schulze, der ſeit 1818 unter dem Miniſterium Altenſtein das höhere Unterrichtsweſen in Preußen leitete und zugleich eine verdienſtvolle literariſche Thätigkeit, namentlich durch Mitwirkung bei der Herausgabe der Werke Hegel's und Winkelmann's, entfaltete.

Da der Präſident v. Meuſebach für Clauſewitz, den er erſt in Coblenz kennen lernte, mit begeiſterter Liebe und Verehrung erfüllt war und mit ihm ein enges Freundſchaftsbündniß knüpfte, wie auch Beider Gattinen in gleich inniger Weiſe mit einander verkehrten, ſo wird es gerechtfertigt ſein, bei dieſem reichbegabten und in mehrfacher Hinſicht bedeutenden Manne, der nicht nur ein gelehrter und ſcharfſinniger Juriſt war, ſondern auch eine vielſeitige Bildung, namentlich eine umfaſſende Kenntniß der deutſchen Literatur, eine reiche Gabe von Witz und Humor und ein nicht gewöhnliches poetiſches Talent beſaß, etwas länger zu verweilen.

Karl Hartwig Gregor von Meuſebach,***) geboren am 6. Juni 1781, widmete ſich, vorbereitet auf der Kloſterſchule Roßleben und dem Dom-

* Bärſch war am 30. September 1778 in Berlin geboren. Er ſchrieb u. a.: „Beiträge zur Geſchichte des ſogenannten Tugendbundes" (Hamburg, 1852), und noch im Alter von zwei und achtzig Jahren: „Ferdinand von Schill's Zug und Tod" (Leipzig, 1860), in welcher Schrift er über ſein eigenes Leben und das aller Theilnehmer an dem Unternehmen Schill's ſehr ſchätzbare Nachrichten gibt.

** Er ſtarb am 13. Juli 1830 im einundfünfzigſten Lebensjahre zu Berlin als Oberfinanzrath und erſter Director der Seehandlungsſocietät.

*** Aus den fünf Anfangsbuchſtaben ſeines Namens bildete er ſcherzweiſe den anagrammatiſchen Spruch: „Komm heute Glück, Verjünge mich." — Die Familie von Meuſebach gehört einem der älteſten und begütertſten thüringiſchen Adelsge-

Digitized by Google

gymnaſium zu Merſeburg, zwei Jahre in Göttingen und ein Jahr in Leipzig der Rechtswiſſenſchaft und trat im Jahre 1803 in Dillenburg als Canzlei-Aſſeſſor in den naſſau-oraniſchen Staatsdienſt. Schon im folgenden Jahre verheirathete er ſich, erſt zwei und zwanzig Jahre alt, mit der neunzehnjährigen Erneſtine von Witzleben, Tochter des damaligen kurfürſtlich-heſſiſchen Oberjägermeiſters, nachherigen Finanzminiſters von Witzleben, eines nahen Verwandten der Meuſebach'ſchen Familie. Die Ehe wurde eine überaus glückliche, denn Frau von Meuſebach vereinigte mit einem gebildeten Geiſte das edelſte Herz und war eine muſterhafte Gattin und Mutter, nahm auch lebhaften Antheil an den wiſſenſchaftlichen und literariſchen Beſtrebungen ihres Gatten, der zu ihrem auf Geſchmack und richtiges Gefühl gegründeten Urtheile großes Vertrauen hatte. Erwähnt zu werden verdient, daß Frau von Meuſebach mit Jean Paul und deſſen Gattin Caroline, einer Tochter des Obertribunalraths Mayer in Berlin, in freundſchaftlicher Verbindung ſtand uud auf eine ſehr eigenthümliche Weiſe die Bekanntſchaft Beider gemacht hatte. Der Oberjägermeiſter von Witzleben wohnte in Caſſel in der Wilhelmshöher Allee, und als der Dichter während ſeines dortigen kurzen Aufenthaltes mit ſeiner Gattin an jenem Hauſe vorüberging, hörte er durch das geöffnete Fenſter ſein Lieblingslied:

Namen nennen dich nicht,
Dich bilden Griffel und Pinſel
Sterblicher Künſtler nicht nach ꝛc.,

welches von einer ſchönen Mädchenſtimme mit dem gefühlvollſten Ausdrucke geſungen wurde. Nachdem Jean Paul eine Zeitlang gelauſcht hatte, konnte er dem Verlangen, die Sängerin kennen zu lernen, nicht widerſtehen; er trat mit ſeiner Gattin bei der Familie v. Witzleben ein, die dem berühmten Dichter, als er ſich genannt

ſchlechter an, benannt von dem eine Stunde von Trebnitz entfernten Stammſitze Meuſebach, der jetzt ein herzoglich Altenburgiſches Jagdſchloß iſt. Der väterliche Wohnſitz Meuſebach's war das zur Zeit ſeiner Geburt zu Kurſachſen gehörige Schloß und Gut Voigtſtädt (bei Artern in Thüringen). Meuſebach war aber nicht in Voigtſtädt geboren, wie ſeine Biographen angeben, ſondern in Neu-Brandenburg (Mecklenburg-Strelitz), wo ſeine Eltern ſich wegen des Hahn'ſchen Prozeſſes, bei welchem der Vater betheiligt war, über ein Jahr aufhielten.

Digitized by Google

hatte, natürlich mit größter Freundlichkeit entgegen kam. Zwiſchen Jean Paul's Gattin und Erneſtine v. Witzleben, welche jenes Lied geſungen, bildete ſich ſeitdem ein freundſchaftliches Verhältniß, welches auch nach der Verheirathung der Letzteren durch brieflichen Verkehr unterhalten wurde. Meuſebach, der ein enthuſiaſtiſcher Bewunderer Jean Paul's war, fand ſich durch jenes Verhältniß veranlaßt, ſeinerſeits Briefe an denſelben zu richten, welche dieſer in herzlichſter Weiſe beantwortete, aber ſein ſehnlicher Wunſch, den verehrten Mann perſönlich kennen zu lernen, iſt unerfüllt geblieben, während ihm dieſes Glück im Laufe ſeines Lebens bei Gleim, Goethe, Tieck, Hebel und anderen Dichtern zu Theil geworden war.

Nach der im Jahre 1806 erfolgten Beſitznahme der naſſau-oraniſchen Lande durch die Franzoſen, zog ſich Meuſebach, da er es nicht über ſich gewinnen konnte, unter der Fremdherrſchaft zu dienen, nach ſeinen väterlichen Beſitzungen in Thüringen zurück; allein Familienverhältniſſe nöthigten ihn zur Rückkehr nach Dillenburg, wo er viele Freundſchaftsverbindungen hatte, auch ein Haus beſaß, und er erhielt dort unter der großherzoglich bergiſchen Regierung die Stelle als Procureur bei dem Tribunale erſter Inſtanz. Mit unglaublicher Leichtigkeit machte er ſich mit der ihm bis dahin völlig unbekannten franzöſiſchen Gerichtsverfaſſung vertraut, und verwaltete ſein Amt in ſo ausgezeichneter Weiſe, daß ſich ſein Ruf weit über die Gränzen ſeines Wirkungskreiſes verbreitete.

Nach Befreiung der Rheinlande von der Franzoſenherrſchaft berief ihn 1814 der Generalgouverneur des Mittelrheins Juſtus Gruner nach Trier, wo er ihm die Leitung des Juſtizweſens übertrug, und ſchon im folgenden Jahre wurde er zum Präſidenten des für die Rheinlande proviſoriſch errichteten Reviſionshofes in Coblenz ernannt, wo er zu Anfang April 1815 eintraf.*) Bei der definitiven Regelung des rheiniſchen Gerichtsweſens kam er im Herbſt 1819 als Geheimer Ober-Reviſionsrath an den in Berlin errichteten rheiniſchen Reviſions- und Caſſationshof, in welcher Stellung er mit gleicher Auszeichnung wie in Dillenburg und am Rheine wirkte und ſich namentlich auf criminaliſtiſchem Gebiete große Anerkennung erwarb. Seine Mußeſtunden

* Seine Frau und ſeine Kinder, von welchen er am 6. April 1815 Abſchied nahm, blieben den Sommer hindurch noch in Dillenburg.

Digitized by Google

widmete er vorzugsweise germaniſtiſchen Studien und Forſchungen, beſonders über das deutſche Volkslied und die Schriftſteller des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, und ſtand mit Jakob und Wilhelm Grimm, welche ſchon viele Jahre vor ihrer Ankunft in Berlin mit ihm fleißig Briefe gewechſelt hatten, Lachmann, Wilhelm Wackernagel, Maßmann, Moritz Haupt und anderen berühmten Germaniſten in literariſcher und freundſchaftlicher Verbindung. Außer dieſen gehörten Savigny und der Generallieutenant von Below zu den Perſonen, mit welchen er am meiſten verkehrte.

Im Jahre 1842 wurde ihm die wegen Schwerhörigkeit erbetene Entlaſſung aus dem Staatsdienſte bewilligt, worauf er nach Baumgartenbrück an der Havel, wo er eine Beſitzung erworben hatte, überſiedelte, um hier in ländlicher Stille ganz ſeinen Lieblingsſtudien zu leben. Nach längeren Leiden ſtarb er auf dieſem ſeinem Landſitze am 22. Auguſt 1847 und wurde ſeinem Wunſche gemäß auf dem ſchönen Friedhofe zu Altgeltow bei Potsdam beſtattet. Seine Bibliothek, vielleicht die größte und werthvollſte, welche jemals ein Privatmann beſeſſen, wurde für die Königliche Bibliothek in Berlin angekauft, an welche auch die von ihm im Manuſcripte unvollendet hinterlaſſenen Arbeiten, namentlich die umfangreichen Vorarbeiten zu einer Ausgabe Fiſchart's, mit welchen er ſich in ſeinen letzten Lebensjahren faſt ausſchließlich beſchäftigte, abgegeben worden ſind.

Zur Verſchönerung des Lebens in Coblenz trug auch ein anſehnlicher Kreis gebildeter und liebenswürdiger Frauen bei, mit welchen Frau von Clauſewitz freundſchaftlich verkehrte. Außer der ſchon erwähnten allgemein verehrten Frau von Ingersleben, welche bereits in höherem Lebensalter ſtand, nennen wir: Frau Amalie v. Cohauſen geb. v. Leoprechting, Frau Roſa Eichhorn geb. Nell aus Trier, Frau v. Hellwig, Gattin des Majors v. Hellwig, Gräfin Selma Thusnelda v. d. Gröben geb. v. Dörnberg, Frau Emma v. Jasmund geb. Blumenbach, Frau Erneſtine v. Meuſebach geb. v. Witzleben, Frau Henriette Eliſabeth v. Schenkendorf geb. Dittrich und ihre Tochter Henriette ſowie deren Freundin Cöleſte Niederſtetter, Frau Conſiſtorialrath Caroline Schulze geb. Rößler (verwitwete Böhm) aus Hanau, mit welcher ſich Schulze, als er dort Gymnaſial-Director war, verheirathet hatte,

Digitized by Google

Frau Regierungsrath Wahlert geb. v. Alvensleben, welche in der Folge Gattin des Generals Heinrich v. Pfuel wurde, und viele andere.

Alle die genannten Persönlichkeiten, welche zu dem damaligen Coblenzer Kreise gehörten, sind längst aus dem Leben geschieden, mit alleiniger Ausnahme der Frau Amalie von Cohausen, welche noch jetzt (1876) in ihrem drei und achtzigsten Lebensjahre bei großer körperlicher Rüstigkeit sich einer unverminderten geistigen Frische erfreut und an jene in Coblenz verlebten schönen Jahre die treueste und lebendigste Erinnerung bewahrt. Sie war seit 1811 die Gattin des nachmaligen Kammerherrn und Landraths in Saarburg, Salentin v. Cohausen, der, aus einer alten kurtrier'schen Familie stammend und Sohn eines kurfürstlichen Geheimraths, nach Beendigung seiner Universitätsstudien in Erlangen und Heidelberg, nicht ohne Widerwillen in die Dienste des französischen Kaiserreichs getreten war, welchem damals sein Geburtsland angehörte. Nachdem er 1808 bei der französischen Gesandtschaft in Madrid verwendet worden war, wurde er im folgenden Jahre zum kaiserlichen Estafetten-Director in Rom*) ernannt, von wo er, nach der siegreichen Beendigung des Befreiungskampfes, mit seiner Familie nach Deutschland zurückkehrte und bis zu seiner Anstellung im preußischen Staatsdienste seinen Wohnsitz in seiner Vaterstadt Coblenz nahm.**)

Frau v. Cohausen und ihr Gatte verkehrten mit fast allen oben genannten Persönlichkeiten, unterhielten aber besonders mit den Familien v. Clausewitz und von Meusebach den engsten Freundschaftsverkehr, der auch durch die Nähe ihrer Wohnungen erleichtert wurde. Die würdige Frau bewahrt noch viele Erinnerungszeichen an die ihr unvergeßliche schöne Zeit, unter welchen die wohlgetroffenen Bild-

* Hier wurde 1812 sein einziger Sohn geboren, der vormalige Oberst im Ingenieurcorps, jetzige Conservator des Museums der Alterthümer in Wiesbaden, August v. Cohausen, dessen zahlreiche gediegene archäologische Schriften und Aufsätze, namentlich über Militär-Architektur, Burgenbau, Bergfriede und andere mittelalterliche Baudenkmäler, den Hildesheimer Silberfund ꝛc. verdiente Anerkennung gefunden haben.

** Nach vieljähriger verdienstvoller Wirksamkeit als Landrath in Saarburg trat er 1847 in den Ruhestand, nahm seinen Wohnsitz wieder in Coblenz und starb im October 1865 in Weinheim bei seinem Schwiegersohne, dem Oberamtmann v. Teuffel.

Digitized by Google

niſſe Clauſewitz's und ſeiner Frau ihr beſonders theuer ſind; ihren freundlichen Mittheilungen verdankt der Verfaſſer einen großen Theil der Nachrichten, welche in dieſem Abſchnitte von ihm benutzt worden ſind.

Das Leben in Coblenz trug damals wie das in Deutſchland überhaupt den Charakter der größten Einfachheit, der ſich in Wohnung, Kleidung und in allen geſellſchaftlichen Einrichtungen und Gewohnheiten kundgab, und von dem in unſerer Zeit in allen dieſen Beziehungen herrſchenden Luxus war keine Spur vorhanden. Auch in dem Hauſe des Oberpräſidenten von Ingersleben, der oft Gäſte in großer Anzahl bei ſich ſah, war Alles einfach und prunklos; man bediente ſich an ſeinem Tiſche der gewöhnlichen Meſſer und Gabeln, wie ſie in bürgerlichen Familien gebraucht wurden; denn der patriotiſche Mann hatte bei dem Beginne der Erhebung gegen die Fremdherrſchaft im Frühjahr 1813 ſein ganzes Silbergeräth in die Münze geſandt und erſt in Coblenz mit den erforderlichen Neuanſchaffungen begonnen. Bei dieſer Einfachheit der Lebensweiſe wetteiferten aber alle dieſe Familien, die ſich damals am Rheine zuſammenfanden, in Erweiſungen der Gaſtfreundſchaft; ſie betrachteten ſich gleichſam als zuſammengehörig, nahmen Jeden, der neu in ihren Kreis trat, mit ſolcher Herzlichkeit auf, daß er ſich bald einheimiſch bei ihnen fühlte, und auch Familienfeſte wurden, wo möglich, gemeinſchaftlich gefeiert. Oft unternahm man Ausflüge oder Kahnfahrten nach den reizenden Punkten der Umgegend, oder zog, von der munteren Kinderſchaar begleitet, nach irgend einem Lieblingsorte, oder beging auch unter heiteren Geſängen und Spielen ein Waldfeſt, zu welchem Jeder die erforderliche Erfriſchung zu gemeinſchaftlichem Genuſſe beiſteuerte. Die lebendige Erinnerung an die große, an den herrlichſten Thaten ſo reiche Zeit, welche man mithandelnd oder mitleidend durchlebt hatte, die begeiſterungsvolle Freude über die endlich wiedergewonnene Freiheit des geliebten Vaterlandes und die Wiedervereinigung mit den durch die Fremdherrſchaft noch vor kurzer Zeit von ihm getrennten Brüdern brachte damals die Menſchen einander näher und gab auch ihren geſelligen Vereinigungen einen idealen Gehalt und eine höhere Weihe. Man ſang Arndt's, Körner's und Schenkendorf's patriotiſche Lieder, beſonders auch das damals ſo beliebte Lied „Krieger's Abſchied“:

Digitized by Google

„Leb wohl mein Bräutchen ſchön,
Muß jetzt zum Kampfe gehn;
Das Sklavenjoch beginnt zu wanken,
Fort mit euch, übermüth'ge Franken,
Weit, weit fort über'n deutſchen Rhein,
Dabei muß dein Geliebter ſein!"

Und bei der Schlußſtrophe:

„Und graben ſie mich ein
Weit, weit vom deutſchen Rhein,
Dann weine nicht, vergiß die Klagen,
Des Deutſchen Weib muß es ertragen;
Denn wer für Freiheit gab ſein Blut,
Für den iſt's allerwegen gut",

verwandelte ſich die Freude in Wehmuth in der Erinnerung an ſo manchen theuren Angehörigen, dem es nicht vergönnt war, das befreite Vaterland, für welches er ſein Leben im heiligen Kampfe geopfert hatte, wiederzuſehen.

Das belebende und erheiternde Element brachte in dieſen Kreis der Präſident v. Meuſebach, den man daher „den Präſidenten der Coblenzer Liebenswürdigkeit" nannte. Auf ſeine Anregung fanden ſich die Freunde täglich nach dem Mittagseſſen in einem Vergnügungsgarten vor dem Thore ein, wobei er zugleich den Vorſchlag machte, der auch angenommen wurde, daß Jeder ſeine Taſſe Caffe für ein halbes Jahr vorausbezahlen ſolle, da er wußte, daß Mancher, wie denn die Menſchen an Kleinigkeiten zu hangen pflegen, häufiger kommen werde, um nicht die Taſſe dem Wirthe zu ſchenken. Ueberall wo der lebensfrohe, damals fünf und dreißigjährige Mann eintrat, brachte er durch ſeine geiſtvolle Unterhaltung und ſeinen nie verſiegenden Humor die Geſellſchaft in die heiterſte Stimmung, die bei dem ihm eigenen feinen Takte, wenn er auch oft ſeinem Witze die Zügel ſchießen ließ, doch niemals durch einen Mißklang geſtört wurde. Von den zahlreichen originellen Scherzen, die er veranſtaltete, ſei nur der erwähnt, daß er ſich mit ſeinen Freunden an Gneiſenau's

Digitized by Google

Geburtstage*) in feierlichem Zuge in deſſen Garten begab, um ihm Glück zu wünſchen, und zwar unter Vorantritt eines rieſigen, zu dieſem Zwecke aus einer Menagerie hergegebenen Elephanten, der einen Blumenſtrauß im Rüſſel trug, welchen er dem gefeierten Feldherrn überreichte. Noch haben ſich Abbildungen dieſer und anderer Scenen, durch welche Meuſebach's Humor das Leben der Freunde erheiterte, erhalten.

Meuſebach beſaß ein nicht gewöhnliches poetiſches Talent, welches er ohne allen Anſpruch, für einen Dichter gehalten zu werden, nur zur Erheiterung ſeiner Freunde verwandte. So richtete er ſinnige und gemüthvolle, auch durch edle Sprache und untadelhafte Form anſprechende Gedichte an Ingersleben, Gneiſenau, Schenkendorf, Clauſewitz und andere Freunde, und als Gneiſenau Coblenz verließ, veranſtaltete er demſelben am 7. Juli 1816 in ſeinem Hauſe ein Abſchiedsfeſt, zu welchem er einen trefflichen Prolog gedichtet hatte, der von Frau Emma v. Jasmund geſprochen wurde. Schon in früherer Zeit hatte Meuſebach viele Gedichte verfaßt, die er in Zeitſchriften und Taſchenbüchern ohne ſeinen Namen veröffentlichte; andere ließ er unter dem Namen „Marcus Hüpfinsholz“ erſcheinen, und in einer Sammlung von Gedichten, welche er im Jahre 1804, während ſeines Dillenburger Aufenthalts, unter dem Titel „Kornblumen“ nur für ſeine Freunde drucken ließ, nannte er ſich „Alban“, eine Benennung, zu welcher ihm wahrſcheinlich ſein hellblondes Haar Veranlaſſung gegeben hatte. Die in Coblenz entſtandenen Gedichte wurden ebenfalls nur als Manuſcript für Freunde gedruckt, unter dem Titel: „Eintagsſchönchen auf- und abgeblüht zu Coblenz an dem Rheine 1814—1818. Convolvolus tricolor. Linn.“, ein Titel, mit welchem der Verfaſſer in ſeiner Anſpruchsloſigkeit die Anſicht ausſprach, daß dieſe Erzeugniſſe ſeiner Muſe wohl für einen kurzen Moment hätten erfreuen können, auf einen dauernden Werth aber keine Anſprüche machen dürften.

Die in dieſer jetzt ſelten gewordenen Sammlung auf Gneiſenau, Schenkendorf und Clauſewitz ſich beziehenden Gedichte wollen wir hier folgen laſſen.

* Gneiſenau feierte dieſen ſtets am 28. October. Er war aber am 27. October 1760 in Schilda geboren, nach Ausweis des noch vorhandenen Kirchenbuches. S. den ſehr werthvollen Artikel über Gneiſenau in der Erſch-Gruber'ſchen Encyklopädie von C. Baer (Sect. I., Thl. 71, S. 116 ff.).

Digitized by Google

I.

An Dr. Friedrich Hofmann zu Dillenburg.*)

(Mit Gneiſenau's Bilde.)

Dies Bildniß, abgedrückt in heilig Eiſen,
O theurer Freund, dies theure Bildniß ſoll
Den Mann Dir zeigen, deß das Herz mir voll,
Wiewohl mein Lied nicht würdig, ihn zu preiſen.

Das iſt er, ſieh! Der Mann von Stahl und Eiſen,
So war er da, wo vorn ſein Schlachtruf ſcholl,
So da, wo Feindes Strom am dickſten quoll,
Bald mußt' ihm Feindes Fuß die Ferſe weiſen.

Doch ſeine Würd' und Huld und klare Milde,
Vor ſeinem Ruhm das eigene Erröthen
Und wie er heitre Ehrfurcht rings gebietet:

Das Alles ſteht hier freilich nicht im Bilde —
Für uns auch, die ihn kannten, nicht von Nöthen!
Denn unſre Bruſt ſein treu'ſtes Bild behütet.

---

* Dieſes Gedicht, mit welchem Meuſebach ſeinem Freunde und früheren Hausarzte in Dillenburg, Dr. Friedrich Hofmann, das in Eiſen abgedrückte Bruſtbild Gneiſenau's (nach dem bekannten Krüger'ſchen Oelgemälde) überſandte, hat Pertz am Schluſſe der Vorrede ſeiner Biographie Gneiſenau's mitgetheilt und als Verfaſſer „einen noch überlebenden treuen Verehrer Gneiſenau's" bezeichnet. Dr. Friedrich Hofmann (geb. am 9. Mai 1783 zu Dillenburg, geſt. am 30. October 1821 in Höchſt als Medicinalrath), als Arzt und Menſch ſehr achtungswerth, war mit Meuſebach innig befreundet, der auch noch andere warm empfundene Gedichte an ihn gerichtet hatte. Leider waren die Kräfte des trefflichen Mannes durch eine oft in rauheſter Jahreszeit betriebene größtentheils ländliche Praxis früh aufgerieben worden.

Digitized by Google

2.

An Max von Schenkendorf.

Zum 11. December 1816.

(Mit einer goldenen Feder.)

Entzückt von Deinen Tönen
Auch auf dem Helikon,
Entſenden die Kamönen
Dir echten Phöbusſohn
Den Griffel hier, zu ſchreiben
Mit Deiner tapfern Hand
Das, was zum Ewigbleiben
Dein Liedergeiſt erfand.

Du, dem die Muſen winken,
Wie wenig Andern ſo!
Friſch auf! Mit Deiner Linken
Schreib ferner frei und froh,
Was Andern mit der Rechten
Zu ſchreiben nicht gelingt,
Schreib kommenden Geſchlechten
Was auf zum Himmel dringt.

Wie Flemming's Lieder leben,
Wie lebt was Opitz ſang,
So wird zur Nachwelt ſchweben
Der deutſchen Lieder Klang,
Die Du von ſüßer Minne,
Von Kriegs- und Siegeslaſt,
Die Du mit frommem Sinne
Von Gott geſungen haſt.

Und wie Du im Geſange
Die Alten überſchwebſt,
So in der Thaten Drange
Und Glück, in dem Du lebſt.
„Germania, die freie,
Die herrliche, iſt todt!“
Sang Flemming, der getreue,
In Deutſchlands früher Noth.

„Germania, die freie,
Die herrliche, ſie lebt!“
Singſt Du, „ſie lebt aufs neue,
Von Licht und Kraft belebt.“
Heil Dir, Du edler Sänger!
Heil uns! wir leben neu,
Sie lebe lang und länger,
Und frei und ſelbſt ſich treu.

3.

An Frau Henriette von Schenkendorf.

Zum 11. December 1818.

Dem Geburts- und Todestage Max v. Schenkendorf's.

Weil Deine Augen ſich zur Erde ſenken,
Weil ſich Dein Schmerz, Dein Kummer und Dein Sehnen
Ergießen muß in heißen, ſchweren Tropfen,
Weil alle Deine Pulſe lauter klopfen,
Sollt' ich des Feſtes heute nicht gedenken,
Dem ſonſt, wie ſeine erſten Strahlen lachten,
Wir frohe Lieder, Kränz' und Blumen brachten?

Digitized by Google

O doch! Als brächte dieſer rothe Morgen
Dir noch ein Feſt der Freude, nicht der Thränen,
So laß mich, hohe Frau, mit frommen Händen
Dir und dem Feſte meine Blumen ſpenden,
Die ich gepflegt mit Fleiß und lieben Sorgen.
Es glänzt und perlet ja in Blumen Beides:
Der Freude Licht, der Thränenthau des Leides.

Und Deine Thränen will ich nicht verwiſchen!
Erquicke Dich in ihnen, wie die Blume,
Wenn nächtlich kühl der Thau vom Himmel ſinket,
Sich neu erquickend Thauestropfen trinket.
So laß auch Dich im Thränenthau erfriſchen!
So freudiger werd' auch Dein Herz nach oben,
Dein Auge nach dem Himmelsaug' erhoben!

Drum lebe fromm der Luſt, die Thränen geben!
Sie kommen auch von Himmels Heiligthume,
Und nur des Himmels ewig klare Sonne
Mit ihrem Strahl der Gnad' und ſel'gen Wonne
Darf ſolchen Thau von ſolcher Blume heben.
Der feuchte Demant gleich ſein Licht verlieret,
Wie ihn zu trocken nur die Hand berühret.

4.

Carolinchen*) an die ſchöne Dame.

(Frau von Clauſewitz.)

Zu Weihnachten 1816.

(Mit einem Beutelchen, in dem ein Koſakenpulk eingeſtrickt war.)

Dieſe Doniſchen Koſaken,
Die ich, wie ſie ſelbſt ſind, flüchtig
Mit der Nadel konterfeiet,
Nimm ſie gütig, ſchöne Dame,

* Meuſebach's damals fünfjährige Tochter Caroline, welche dieſes Weihnachtsgeſchenk für Frau v. Clauſewitz verfertigt hatte, lebt als verwitwete Frau v. Witzleben in Potsdam. Ihr verdankt der Verfaſſer neben manchen ſchätzbaren Mittheilungen den freundlichſt geſtatteten Einblick in die Tagebücher ihres verewigten Vaters.

Digitized by Google

Nimm ſie freundlich zum Geſchenke!
Dein gedacht' ich, ſchöne Dame,
Wohl bei jedem Farbenkörnchen,
Das ich zum Gemälde reihte,
Dachte mit entzücktem Herzen
Deiner Freundlichkeit und Güte;
Aber nimmer wollt' ich darum
Doch zu meinem Angedenken
Dir die kleine Arbeit bringen.
Dazu, hohe, ſchöne Dame,
Fühl' ich's doch auf beiden Wangen!
Bin ich viel zu klein und niedrig.
Ganz zu anderer Erinnerung
Sind die Bilderchen gewidmet;
Und Du weißt auch, ſchöne Dame,
Jetzt ſchon Alles, was ich meine,
Blickeſt nach dem ſchönen Herren,
Der beinah wie ich erröthet,
Doch der nichts zum Angedenken
Dir aus fernem Norden brachte,
Nichts von koſtbar ſelt'nem Pelzwerk,
Nicht einmal ein byzantiniſch
Braunes Bildchen, nicht ein Gräschen,
In's Herbarium zu legen,
Oder einen Stein mit Mooſe
Aus des Kremel's alten Mauern;
Der aus Rußland's weiten Reichen
Dir zu künftigem Gedenken
Seines eiſenfeſten Kriegsmuths,
Welcher ihn hinausgetrieben,
Gar nichts bracht' als ſeine Thaten.
Und auch dieſe Thaten, wären
Sie ihm nicht vorausgegangen,
Hätt' er ja ſo gern verſchwiegen,
Wie er jetzt noch ihre Zeichen
Auf der Heldenbruſt verſtecket.

In Meusebach's Tagebuche werden in dem Abschnitte über Coblenz Clausewitz und seine Frau an vielen Stellen erwähnt, von welchen wir die folgenden hier mittheilen:

„Der Oberst Clausewitz sagte mir, als er mir Jean Paul's Schmelzle zurückgab, es sei doch eigentlich Schade um den vielen Witz in Büchern; was müsse z. B. der in Schmelzle eine ganz andere Wirkung thun, wenn allen diesen Reichthum und alle diese Einfälle in der Gesellschaft Jemand zum Besten gäbe! Mich meines Orts dauert in der Gesellschaft immer der Witz, weil so viel davon verloren geht und weil er wie ein Tanzhandschuh nicht mehr als einmal gebraucht werden kann. Denn neue Auflagen will die Gesellschaft nicht haben. Der Witz, den Aristophanes, Ovid, Seneca u. A. niederschrieben, kann hunderttausend Menschen ergötzen, und selbst lesen kann ich Lichtenberg, Jean Paul hundertmal, aber hören will kein Mensch einen witzigen Einfall mehr als einmal."

„Die Frau von Clausewitz brachte in diesen Tagen aus dem Schenkendorf'schen Trauerhause eine Bemerkung mit, die wohl richtig ist und billig von uns mehr, als gemeiniglich geschieht, zu bedenken wäre, die nämlich, daß eine durch den Tod eines geliebten Mitgliedes in Trauer versetzte Familie in der allerersten Zeit nach dem Verluste vielleicht nicht so mitleid- und bedauernswerth sich fühlt und ist als etwas später, zu der Zeit, wenn die theilnehmenden Freunde anfangen, seltener zu kommen, von dem Verluste seltener mitzusprechen und die Sache überhaupt beinahe für abgethan zu halten."

„Am 13. Mai 1818 auf einer Landpartie nach dem Schlosse Elz sagten an dem abhangenden Wege vor dem Schlosse die geliebten Clausewitzens zuerst von ihrer Versetzung nach Berlin, und Frau Hellwig fragte nachher, was Bewegtes zwischen uns vorgefallen."

„Es wäre nicht erlaubt, wenn ich hier nicht mit einem Worte der drei hohen Festtage gedenken wollte, die wir in der vergangenen Woche zu feiern hatten.

Digitized by Google

Der erste war Montag der 1. Juni und der Geburtstag des Obersten von Clausewitz und wurde von den Freunden mit einem Mittagsmahle im Thale und dann besonders nachmittags und abends in Lahnstein und nachts rückfahrend auf dem Rheine gefeiert. Der zweite war Mittwoch der 3. Juni und der Geburtstag der Frau von Clausewitz, zuerst nachmittags in dem Weinberge am Rhein gefeiert, und gegen Abend nahmen wir den etwas verunglückten Mühlenstein*) mit herunter in den geschmückten Nachen, zehrten davon, während wir vor Coblenz vorüberfuhren, und wurden von fern am Niederwerth von Hörnerklang empfangen. Abends die einzelnen Spaziergänge in den Kornfeldern und dann das Theetrinken auf der Wiese, dann hinter dem reinlichen Dörfchen dieser himmlischen Nonneninsel zur Nacht das Liebesmahl, und endlich um Mitternacht die Heimkehr auf dem geschmückten Nachen, auf welchem wir gekommen waren.

Mein Geburtstag aber fiel bekanntlich Sonnabends den 6. Juni und wurde von mir mit solcher dank- und thränenvollen Liebeswehmuth begangen, als wäre ich ein junger Mensch von zwanzig Jahren, so daß auch die lieben, geliebten Freunde davon werden zu sagen wissen, z. B. der Oberst Clausewitz, dem ich vor Lieb' und Freude nicht den Mund nur, sondern auch die Hände küssen mußte, als wäre er eine Frau. Ich liebe ihn aber bloß so. Nach einem von des Revisionshofs Gliedmaßen im Thal gegebenen Diner, zu dessen Ende meine Frau mit Carolinchen aus Ems kam, fuhr ich mit diesen und Frau Hellwig nach Bassenheim und fand dort die Freunde bereits versammelt: Clausewitzens, Stoschens, Scharnhorst ꝛc. Wie schlugen die Nachtigallen in dem Park! Welche viel schönere Festmusik als die am Mittwoch in die Weidenbüsche von Niederwerth versteckte! Wie schlug das Herz einem Ueberseligen, der sich nicht anders zu fassen wußte als in unversieglichen Thränen! Nie, nie sei dieser schöne Tag mit so vielen Liebeserzeigungen der geliebten Freunde von mir vergessen! Wenn Alles alt an mir wird und alle Weichheit vertrocknen und alle Wärme lau werden könnte, so komme die Erinnerung dieses Tages und der beiden vorigen und mache wenigstens wieder auf einem vielleicht öderen Geburtstage das Herz frisch, weich und warm."

* Ein großer runder Kuchen, von seiner Gestalt Mühlstein genannt.

Digitized by Google

In Meuſebach's Tagebuche finden ſich unter dem 4. und 5. September 1818 auch die Abſchiedsverſe eingetragen, welche er als „Schlußanklänge zu den Eintagsſchönchen“ an Clauſewitz und ſeine Frau bei deren Abgange nach Berlin gerichtet hatte:

So ſchlägt die nied're, blaue Winde
Ihr einfach Blumenblatt zuſammen,
Noch eh' dieſelbe Sonne ſinket,
Die morgens früh ſie hatt' entfaltet.
Der neue Morgen gibt den Lüften
Das eingerollte Blatt zum Spiele.
Es war ein kurzes Blüh'n, und flüchtig
Und ohne Duft! Und nur die Biene,
Die auch die kleinſten Tröpfchen ſammelt,
Trank, wie die Blume ſich erſchloſſen,
Früh aus des Kelches blauem Rande
Mit Fleiß die kleinen Honigtropfen.
Doch wenn das Bienchen etwa wieder
Zu ſelbem Kelche heute flieget,
Umſonſt! ſchon geſtern ſank er nieder
Und ſeine Tropfen ſind verſieget! —

Und alſo wär' in dieſen Auen,
Hier an des grünen Rheines Ufern,
Nichts Schön'res mir erblüht und dauernd,
In dieſen wonnereichen Fluren?
O doch! in ſolchen ſchönen Tagen,
Die blau wie über uns der Himmel
Und mild und ſonnenheiter waren,
In ſolchen lachenden Gefilden
Iſt mir ein voller Kranz von Blumen
In reicher Blüthe aufgegangen,
Und unverblaßt ſtehn ſeine Farben
Und unverwehet bleibt ſein Duften.
Ihr waret das! Ihr habt, Ihr theuern,
Ihr werthen und geliebten Freunde,
Die ſchönſten Blumen mir gebrochen,

Digitized by Google

Die ſchönſten in den Kranz geflochten.
Und ob die Stengel welkend ſtarben,
Die Blumen werden ewig ſtehen
Und blühn in unverblaßten Farben
Und nimmer wird ihr Duft vergehen.

(Unvollendet.)

Clauſewitz war bereits durch Cabinetsordre vom 9. Mai 1818 zum Director der Allgemeinen Kriegsſchule ernannt worden, blieb aber noch den Sommer hindurch in Coblenz und begab ſich im September zunächſt nach Aachen, um hier die ihm für die Dauer des Congreſſes durch folgende Cabinetsordre übertragene Stelle eines Commandanten zu verſehen:

„Da während der Anweſenheit der Souveräne in Aachen ein eigener Commandant daſelbſt erforderlich iſt, ſo habe ich Sie für dieſe Stelle auserſehen, und indem ich ſie Ihnen für dieſe Zeit hiermit übertrage, habe ich das Vertrauen, daß Sie ſelbige mit der gehörigen Umſicht und ganz zu Meiner Zufriedenheit verſehen werden.“

„Berlin, den 17. Auguſt 1818.“

„Friedrich Wilhelm.“

„An
den Oberſt von Clauſewitz vom Generalſtabe
zu Coblenz.“

Die nächſte Aufgabe des Aachener Congreſſes, der am 30. September eröffnet und am 15. November geſchloſſen wurde, war die Berathung über die von Frankreich beantragte Zurückziehung der Beſatzungstruppen der Verbündeten, welche nach der Beſtimmung des zweiten Pariſer Friedens erſt mit dem Ende des Jahres 1820 erfolgen ſollte. Von den drei verbündeten Monarchen langte zuerſt König Friedrich Wilhelm in Aachen an, der bereits am 22. September von Berlin abgereiſt war; am 28. September hielt Kaiſer Franz und an demſelben Tage Kaiſer Alexander ſeinen Einzug. Die Hauptſtaaten Europa's waren bei dieſem mit großem Glanze eröffneten Congreſſe durch die berühmteſten Staatsmänner vertreten: Preußen

Digitized by Google

durch den Staatskanzler von Hardenberg und den Minister der auswärtigen Angelegenheiten Grafen Bernstorff, Oesterreich durch den Fürsten Metternich, Rußland durch den Grafen Nesselrode, England durch den Herzog von Wellington, Lord Castlereagh (Londonderry) und Canning, Frankreich durch den Herzog von Richelieu. Die Annahme des französischen Antrags erfolgte leicht und schon am 9. October wurde eine Convention über den bevorstehenden Abzug der Truppen der Verbündeten aus Frankreich von sämmtlichen Bevollmächtigten unterzeichnet. Die übrigen Gegenstände des Congresses, namentlich die durch die bekannte Denkschrift des russischen Staatsraths v. Stourdza veranlaßten Berathungen über Presse und Universitäten, können hier schon darum, weil sie zu bestimmten Ergebnissen und Beschlüssen nicht führten, übergangen werden.

Clausewitz hat über seinen Aufenthalt in Aachen weder ein Tagebuch geführt, noch sonstige Aufzeichnungen hinterlassen. Daß Frau von Clausewitz sich bei ihrem Gatten in Aachen befand, läßt sich schon daraus mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen, daß ein Briefwechsel Beider aus dieser Zeit nicht vorhanden ist. Ihre Abreise nach Berlin dürfte bald nach der Mitte des November erfolgt sein.

Durch Cabinetsordre vom 19. September 1818 war Clausewitz zum Generalmajor befördert worden.

Während der Coblenzer Periode war Clausewitz von seiner Gattin niemals auf längere Zeit getrennt und es haben sich daher auch keine Briefe, welche er an jene oder diese an ihn geschrieben hätte, vorgefunden. Zu einer literarischen Thätigkeit konnte Clausewitz in Coblenz nicht gelangen, da seine Zeit durch berufliche Arbeiten, zu welchen auch häufige Dienstreisen gehörten, sehr in Anspruch genommen war. Der nachfolgende Aufsatz über politische Umtriebe, der leider unvollendet geblieben ist, dürfte, wenn er auch vielleicht erst in Berlin niedergeschrieben wurde, am passendsten diesem Lebensabschnitte angeschlossen werden, da Clausewitz die Anregung zu demselben jedenfalls in Coblenz erhalten hat. Die Vorzüge, durch welche alle seine literarischen Arbeiten sich auszeichnen: Schärfe der Auffassung und des Urtheils, Gründlichkeit und Gediegenheit des

Digitized by Google

Inhalts, verbunden mit großer Gewandtheit, Präcision und Prägnanz der Darstellung, wird man auch in diesem Aufsatze nicht vermissen. Auf die in demselben enthaltene ausführliche Stelle über Görres gestatten wir uns besonders aufmerksam zu machen. Dieser verkehrte in Coblenz häufig mit Meusebach, da beide Männer durch gemeinschaftliche literarische und wissenschaftliche Interessen einander nahe geführt wurden; Letzterer war auch mit Frau Käthe Görres befreundet, welcher er seine „Kornblumen" mit einem später in seine „Eintagsschönchen" aufgenommenen Gedichte übersandte. Clausewitz lernte Görres ohne Zweifel durch Meusebach's Vermittelung kennen, trat aber zu jenem nicht in nähere Beziehungen, da die Individualität und politische Richtung Beider zu wenig übereinstimmten.

Umtriebe.

Nachdem im 17. und 18. Jahrhundert die europäischen Staaten sich fast überall zu reinen Monarchieen ausgebildet hatten, waren dem Adel nur seine Rechte gegen den Unterthan, nicht gegen den Fürsten geblieben. Er war der Herr des Bauern und Bevorrechtete des Bürgers, aber er hatte keinen Theil mehr an der Souveränetät, sondern er war Unterthan geworden wie die anderen. Dies ließ sein Verhältniß zum Bürger und Bauern als ein bloßes Vorrecht, als eine Art von Begünstigung erscheinen.

Von der anderen Seite war überall ein neuer Stand, oder vielmehr, wie ein geistreicher französischer Schriftsteller sagt, un nouveau peuple hervorgeschossen, der Mittelstand d. h. Alles, was nicht Adel oder sein Unterthan war, war nach und nach zu größerem Besitzthum, größerer Betriebsamkeit und zum Selbstbewußtsein gekommen.

Dieser Stand, welcher von den Städten ausgegangen und früher wenig zahlreich gewesen war, hatte nach und nach einen viel größeren Umfang als der Adel gewonnen.

Früher hatte dieser Mittelstand, also der Städter, gegen den Unterthan des Adels, den Bauer, eben die Ungleichheit geltend gemacht, in welcher sich der Adel gegen ihn befand. Der Stand der Freien ließ eine eben so große Kluft zwischen sich und dem Leibeigenen oder

Digitized by Google

Bauern, wie der Adel zwiſchen ſich und dem Bürger. Dadurch fühlte ſich der Mittelſtand wieder gehoben. Er hatte ſeine eigene Ehre und dieſe war, in der Periode und den Ländern, wo die Städte betriebſam und blühend waren, gegen den zum Theil verſchuldeten, zerrütteten, vom Raube lebenden Adel oft ein Selbſtgefühl, was ſich mit dem des Adels wohl meſſen, auch wohl über daſſelbe erheben konnte; dazu kam, daß die Städte ihren kleinen Antheil an der Souveränetät hatten, welcher ihrem geringen Umfange angemeſſen war, und daß ſie ſich gegen den Adel oft in dem Zuſtande des Krieges befanden, ſich ihm alſo dadurch gleichgeſtellt fühlten. Dieſe Rivalität zwiſchen Städten und Adel war ganz anderer Natur als die ſpätere zwiſchen den bürgerlichen Ständen und dem Adel; ſie war ein offener Kampf, welchen die geringe Einheit der damaligen Staatsverbände zuließ, ein Kampf um die gegenſeitige Erhaltung deſſen, was man bereits beſaß.

Die Geſellſchaft war alſo in drei beſondere Stände abgetheilt, in Adel, Mittelſtand und Unterthan des Adels. Dieſe Eintheilung konnte für ſehr naturgemäß gelten; denn ſie war aus der Art entſprungen, wie ſich in Europa die geſellſchaftlichen Verhältniſſe aus dem Trubel der Völkerwanderung niedergeſchlagen hatten. Nur der Adel konnte als das eigentliche Volk gelten; der ſich nach und nach entwickelnde Mittelſtand als ein Nebenſprößling; die große Maſſe, der Unterthan des Adels, zählte nicht. Er war beſtimmt, das Land zu bauen oder andere perſönliche Dienſte zu leiſten, und konnte ſich dabei mehr oder weniger Sclave und unterdrückt, oder auch mehr oder weniger behaglich fühlen. Wer dieſe Einrichtung der Menſchheit ſo ganz unwürdig glaubt, bedenkt nicht, daß ſie die Einrichtung aller Völker in einem gewiſſen Naturzuſtande geweſen iſt, namentlich der viel gerühmten alten Republiken. Es war alſo damals keine Spannung in den geſellſchaftlichen Verhältniſſen, und was ſich an ſtreitenden Intereſſen begegnete, löſte ſich ſchnell in offenem Kampfe auf. Nach und nach hat ſich dieſer Zuſtand verändert, wie denn Alles in dieſer Welt der Veränderung unterworfen iſt. Die Verhältniſſe haben ſich anders geſtellt, weil ſich die einzelnen Stände anders fortgebildet haben, und dieſe haben ſich anders fortgebildet, weil ihnen verſchiedene Principien inne wohnten.

Digitized by Google

Der Adel beſaß ſein Eigenthum durch das Schwert, entweder als wirkliche Eroberung oder auch als gewaltſame Erwerbung über Unbewaffnete. Seine Richtung war der Krieg; Erhaltung des Erworbenen durch Krieg, und neue Erwerbung durch Krieg. Sobald er nicht mehr unmittelbar erobern konnte, weil es nichts mehr zu erobern gab, ſuchte er durch ſeinen dem Staate geleiſteten Kriegsdienſt zu erwerben, worauf das ganze Lehensſyſtem gegründet iſt. Dieſe Art des Erwerbes hat ſich in die neueſten Zeiten fort und in eine Claſſe von Mißbräuchen und Begünſtigungen hineingezogen, deren wir noch gedenken wollen und die wir hier nur erwähnen, um ihren hiſtoriſchen Urſprung anzudeuten.

Dieſe Art zu erwerben mußte endlich aufhören, nachdem ſich die Staaten einer neben dem anderen feſtgeſtellt und das Grundeigenthum überall in Beſitz genommen hatten. Die Kreuzzüge ſollten ein neuer, unerſchöpflicher Quell ſolchen Erwerbes werden, führten aber nur zur Verſchuldung und Zerrüttung des Adels in ſeiner Heimat.

Da der Adel kein anderes Mittel des Erwerbes kannte als das Schwert, ſo war der Augenblick, wo es nichts mehr durch daſſelbe zu erwerben gab, ſein wahrer Culminationspunct.

Wie jede Bevölkerung vermehrte ſich die Volksklaſſe des Adels nach natürlichen Geſetzen; ſein Eigenthum wurde alſo mehr vertheilt; einzelne Majoratsbeſtimmungen konnten dies nur etwas aufhalten, nicht ganz verhindern. Falſche Anſtrengungen nach neuem Beſitz, d. h. ſolche, welche keinen Erfolg hatten und alſo die Koſten nicht erſetzten, wie die Kreuzzüge, manche andere Unternehmungen der Art und vor Allem die Kriege unter einander verminderten den Beſitz des Adels wieder. Daß es lange dauert, ehe eine ganze Volksklaſſe eine ſolche Veränderung der Verhältniſſe klar einſieht, oder vielmehr, daß ſie zu dieſer klaren Einſicht erſt kommt, wenn die Periode längſt vorüber iſt, begreift ſich leicht. Gewöhnlich thut der unmittelbare Drang der Umſtände Alles, indem er die Sitten und Gewohnheiten nach und nach in andere Wege hineindrängt; aber auch dieſer kommt immer zu ſpät. Die einzelne Bedrängniß und Verlegenheit wird für eine Folge augenblicklicher Umſtände gehalten, vorübergehender ſchlimmer Zeiten, eingeriſſener Mißbräuche. So wurde geborgt und vergeudet, der alte Aufwand, die alte Sitte ging fort und erſt ſpät,

Digitized by Google

nachdem man durch diesen Nebel von Schulden und eingegangenen Verpflichtungen durchgedrungen war, erkannte man, daß man sich in ganz anderen Vermögensverhältnissen befand, als man geglaubt hatte.

Zwar hatte sich dem Adel ein neuer Quell des Erwerbes eröffnet, indem er, bei der sich mehr und mehr ausbildenden Staatsadministration, nach den einträglichsten Stellen derselben sowie nach den sämmtlichen Hofämtern griff. Aber ohne den Grundsatz der Wirthschaftlichkeit führte dieser leichte Erwerb nur zu neuer Verschwendung, ließ also wenig Vermehrung des Capital-Vermögens zu und hörte nach und nach auf, in dem Maße als die Fürsten sich einem vernünftigen Staatshaushalte näherten.

Jede Spur von industriellem Erwerbe war aus dem Ideenkreise des Adels ganz ausgeschlossen; es gab also nichts, wodurch der Schaden ersetzt werden konnte.

Sein Aufwand, seine Art zu leben stimmte sich freilich nach und nach herab; vom Herrn zum Unterthan, vom Vasallen zum Privatmann, aber immer etwas zu spät, immer erst hinterher und durch die Noth gedrängt.

So hat es sich bis in unsere Tage erhalten. Aus unserer Jugend erinnern wir uns noch der Schaar von Bedienten, der Pracht in Livreen, Kleidern und Geräthen, ohne welche ein adliges Haus nicht bestehen zu können glaubte, und erst in den neuesten Zeiten sehen wir die Edelleute ihre Güter auf eine industrielle Weise bewirthschaften und sich, wo es sein muß, zum Fabrikanten und Handelsmann landwirthschaftlicher Produkte herablassen.

Bedenkt man nun, daß die Fürsten anfangs auch noch das Ihrige beigetragen haben, dem Adel seine ursprüngliche Bedeutung zu nehmen, indem sie ihm seinen Antheil an der Regierungsgewalt immer mehr verkürzt und zuletzt ganz genommen haben; so ist nichts begreiflicher und natürlicher, als wie dieser Stand, durch die Reihe der Jahrhunderte, von seiner Höhe heruntergestiegen, den anderen beiden Ständen immer näher gerückt, ihnen immer ähnlicher geworden ist, dabei aber den Charakter einer von der Zeit untergrabenen, zerfressenen Trümmer bekommen hat.

Der Mittelstand hingegen hat seiner ganzen Natur nach nie etwas Anderes thun können, als an die Vermehrung seines Eigenthumes

Digitized by Google

durch Fleiß und Thätigkeit zu denken. Nun liegt es in der Natur der Sache, daß die ärmere und arbeitende Classe dem Gesammtbetrage nach immer etwas mehr gewinnt als sie verzehrt. Diese kleinen Ueberschüsse schlagen sich dann nach und nach wie ein Residuum nieder und bilden das National-Capital. Es konnte also nicht fehlen, daß das Gesammtvermögen des Mittelstandes durch die Reihe der Jahrhunderte hindurch beträchtlich steigen und, mit der vermehrten Kopfzahl zusammengenommen, dem Stande eine größere Bedeutung geben mußte. Alles, was der Adel durch schlechte Wirthschaft nach und nach einbüßte, floß durch die Natur des Verkehrs in die industriellen Classen über.

Eben dieses Princip des Erwerbes liegt aber auch im Bauernstande, weil auch er ein arbeitender ist. Haben seine Verhältnisse ihn lange und an den meisten Orten gehindert, diesen Erwerb in dem Maße auszudehnen, wie er es gemocht hätte, so haben sie eine solche Ausdehnung doch nicht ganz verhindern können. Das Unterthanen-Verhältniß hat sich auf mannichfache Weise verändert und der Bauer ist an vielen Orten frei geworden, an vielen aber, wo er Unterthan blieb, nach und nach zu viel größerem Wohlstande gelangt. Vor allem haben sich in den meisten Ländern die Bauern auf den Krongütern emporarbeiten können. Es hat also auch der Bauernstand, diese große Majorität jedes Volkes, sein Eigenthum, mit diesem zum Theil auch seine Rechte, nächstdem seine Kopfzahl und durch alles dies seine Bedeutung im Staate sehr vermehrt; er ist dem Bürgerstande näher gerückt und die Kluft zwischen beiden hat sich mehr zugezogen.

Bedenkt man nun, wie der Begriff des Staates sich erst in den letzten Jahrhunderten verwirklicht, wie sich die oberste Gewalt verstärkt hat und die Theile sich zur Einheit zusammengefügt haben, so wird begreiflich, wie eben durch diese Annäherung der Stände und ihre Verbindung zur Einheit des Staates die Verschiedenheit der Rechte und Pflichten stärker hervortrat und zu einer Spannung führte.

Aber es kamen noch die Wissenschaften mit ihren befruchtenden Ideen hinzu. Sie hatten früher vermittelst der Geistlichkeit gewissermaßen dem Adel d. i. der Classe der Grundeigenthümer angehört;

Digitized by Google

jetzt waren sie das Eigenthum des Mittelstandes geworden. Die Gelehrten und Philosophen wurden nun die Wortführer nicht bloß des Mittelstandes, sondern auch der Bauern. Denn die philosophischen Ansichten von den Grundzügen der Gesellschaft richteten sich zunächst auf den Begriff der Menschheit, diesem aber steht im einzelnen Staate der Begriff des Volkes d. i. der Mehrheit am nächsten. Es war also durchaus in dem Interesse dieser Ideen, den Unterschied des freien Bürgers vom adeligen Unterthan*) ganz bei Seite zu setzen, damit beide Stände, als Eins gedacht, als ein um so größeres Ganzes erschienen, die Bauern mit ihrer Zahl, der Mittelstand mit seiner Industrie und Bildung. Ebenso versäumten sie es absichtlich, den großen Unterschied, welcher sich schon im Bauernstande fand, zu berücksichtigen, und weil es noch in manchen Gegenden wahre Leibeigene oder Sklaven gab, so stellten sie am liebsten den ganzen Stand des Ackerbauenden als einen Sklavenstand dar.

In diesem neuen Verhältnisse des engeren Staatsverbandes und bei dieser Ansicht der Philosophen erschienen nun die Rechte des Adels als ungehörige Begünstigungen und seine Stelle im Staate als eine wahre Usurpation.

Gleichwohl hatten seine Stelle und seine Rechte einen ganz natürlichen historischen Ursprung; sie waren die Ueberreste von dem, was er früher gewesen war.

Er schaltete zum Theil über das Eigenthum des Bauern, der sein Unterthan, an vielen Orten sein Leibeigener war; er war dessen angeborner d. h. nicht vom Staatsoberhaupte delegirter Richter; er zahlte für seine eigene Besitzung keine Grundsteuer; er war von vielen anderen Steuern ausgenommen; er war frei von persönlichen Diensten, die dem Staate zu leisten sind; er war im ausschließlichen Besitze gewisser Stellen. Alle diese Vorzüge und Rechte gingen ganz natürlich aus seinem ehemaligen Verhältnisse hervor, wo er allein der Staatsbürger und zwar der Staatsbürger eines Freistaates gewesen war und an der Regierung Theil genommen hatte. Damals zählte die Masse des Volkes nicht und der Mittelstand nur für seinen kleinen Theil; nun war die Masse nach und nach in die Reihe der Zähler getreten und der Mittelstand hatte sich ihr angeschlossen.

* d. h. vom Unterthan des Adels.

Digitized by Google

Le nouveau peuple war nun 4 bis 500 mal so groß geworden wie l'ancien peuple, und diese ungeheure Majorität war in den Augen der Philosophie wie des gesunden Menschenverstandes der wichtigste Grund seiner Ansprüche.

Zwei Dinge aber machten die Sache erst so schlimm, wie sie sich im achtzehnten Jahrhundert gezeigt hatte.

Das erste war, daß der Adel aufgehört hatte, vorzugsweise der Vertheidiger des Landes zu sein. Im Mittelalter, wo die geharnischte Reiterei die Hauptwaffe, und die Lehenspflicht die ganze Kriegsverfassung ausmachte, konnten die Heere nur klein sein, und nur wer nicht arm und ohne Besitz war, konnte Theil an dem Kampfe nehmen. Der Adel hätte zwar seine Unterthanen ausrüsten und bewaffnen können, aber er zog es vor, diesen edlen Dienst persönlich zu leisten, und nichts war natürlicher als das, und nichts seinem bürgerlichen Zustande zuträglicher. Zwar zogen auch die Unterthanen des Adels als Fußvolk mit zu Felde, aber sie machten immer nur einen unwesentlichen Theil des Heeres aus. So wurde das Kriegswesen, die Vertheidigung des Landes die wahre persönliche Thätigkeit des Adels in dem schwachen Staatsverbande. In dieser suchte er sich auch außerhalb der Lehnsverpflichtung zu erhalten, indem er die Thätigkeit und Kraft, welche in den inneren Kriegen nach und nach nicht mehr ganz verbraucht werden konnte, in äußeren Kriegen bei fremden Heeren als Condottiere hinübertrug. Man sieht darin ein Bestreben des besitzlosen Theiles des Adels, mit sich etwas anzufangen und eine bestimmte Thätigkeit zu haben, die der Industrie-Thätigkeit der bürgerlichen Stände an die Seite treten konnte.

Die geharnischten Ritterheere kamen nach und nach außer Gebrauch, theis weil die Einführung des Pulvers sie verdrängte, theils aber auch, weil man schon an dem Widerstande der Städte und der Schweizer erfahren hatte, daß ein zahlreiches und tüchtiges Fußvolk ihnen gewachsen wäre. Die engere Staatsverbindung kam hinzu; die Fürsten fingen an, sich statt der Lehensdienste lieber der Söldner zu bedienen, wodurch ihre Heere zahlreicher und abhängiger wurden. Von nun an verlor der Adel die Stelle der persönlichen Thätigkeit, welche er im Anfange des Staatsverbandes behauptet hatte; er zeigte nun zwar fortwährend eine große Neigung zu den Waffen; er wurde

Digitized by Google

Condottiere; er ſtand als Offizier an der Spitze der anderen Söldner; allein das Alles konnte die frühere Beſtimmung nicht ganz erſetzen; denn theils drängten ſich in alle dieſe Stellen auch viele Bürgerliche ein, theils und das war die Hauptſache, wurde des Krieges immer weniger, oder vielmehr der in der früheren Zeit in tauſend kleine Fauſtkämpfe zerſplitterte Krieg zog ſich immer mehr in einzelne große Akte zuſammen, die mit viel größeren Maſſen geſchlagen wurden, die aber auch viel größere Friedens-Zwiſchenräume hatten.

Was konnte es nun der Standesehre des Adels helfen, daß er in dem ſtehenden Heere als Offizier diente, da er im Augenblicke der Gefahr den Staat doch nicht mehr allein und ohne den Bürgerlichen vertheidigen konnte und der lange Friedensdienſt dem Stande des Söldners unendlich viel von ſeiner Achtung und Wichtigkeit nahm. Dieſe Offizierſtellen im Heere wurden während des Friedens als halbe Sinecuren angeſehen, und im Kriege war es doch immer noch ein Vorzug, als Offizier und nicht als Gemeiner zu dienen. Man ſieht wohl ein, daß dieſe Art von vorzugsweiſer Beſtimmung zu den Waffen dem Adel nicht mehr wie eine edle Standespflicht, ſondern wie eine Standesbegünſtigung angerechnet werden würde und daß ſie in keinem Falle als ein rechtes Aequivalent für jede andere perſönliche Thätigkeit gelten konnte, die dem Adel fehlte.

Dieſe ſuchte derſelbe ferner in der Civil-Adminiſtration zu gewinnen, die ſich mit der Ausbildung des Staatsverbandes erweiterte und mehr verwickelte; aber auch dies wurde ihm natürlich nicht wie ein Opfer, ſondern wie eine Begünſtigung ausgelegt.

Im Grunde war es ſehr natürlich, daß bei dem Uebergange aus der alten Lehnsverfaſſung zur reinen Monarchie der Adel die vornehmeren Stellen im Heere und in der Civil-Adminiſtration an ſich zog. Er war ja der Herr und Gebieter geweſen, und das konnte ſich ſo ſchnell nicht verlieren, daß er nicht auch in dem neuen Zuſtande noch als der natürliche Herr und Gebieter zwiſchen Unterthanen und Fürſten dageſtanden und im Heere den Bauern, der ſein Unterthan war, als Offizier im Felde angeführt hätte. Natürlich war dieſer Zuſtand gewiß, ſonſt hätte er ſich nicht ein paar hundert Jahre erhalten können. Aber er war nur ein Uebergang zu einem anderen Zuſtande, und es konnte nicht fehlen, daß, was im Anfange

Digitized by Google

dieſer Periode aus dem Verhältniſſe ganz natürlich folgte, am Ende derſelben nicht mehr ſo erſchien. Der Adel alſo hatte ſeine perſönliche Thätigkeit als Stand verloren und zugleich die Achtung, welche aus der ſchönen, edlen Verpflichtung der Landesvertheidigung folgte; was er dafür an ſich gezogen hatte, wurde ihm von den anderen Ständen als eine Anmaßung und Begünſtigung zu ihrem Nachtheile angerechnet.

Der zweite große Nachtheil, welcher den Adel getroffen und die Spannung zwiſchen ihm und den anderen Ständen ſo groß gemacht hat, iſt der ſtarke Antheil, welchen er an den Sünden der Staats-Adminiſtration genommen und die unedlen Profite, welche er daraus für ſich zu ziehen geſucht hat.

Man denke nur an das Heer von Sinecuren und Hofämtern, welches in Frankreich vor der Revolution an der Tagesordnung war, an die unglaublichen Einkünfte, welche damit verbunden waren; daß dieſe Aemter wie reine Begünſtigungen meiſtens nicht an Perſonen, ſondern an Familien, oft in Survivancen an Kinder verliehen wurden, daß in einer Perſon oft viele ſolcher Aemter vereinigt waren, die dann bloß dazu dienten, ein adliges Haus im alten Glanze fortleben zu laſſen, wenn auch längſt das alte Vermögen zuſammengeſchmolzen war. Dieſe Verleihungen hatten offenbar noch die Spuren der alten Belehnung. Da es keine Länder mehr gab, mit welchen man die Großen belehnen konnte, ſo wurden es Aemter, Penſionen, Revenuen. Daß dies ein Mißbrauch war, lag vor dem Richterſtuhle der Vernunft klar am Tage, aber ein Mißbrauch, der aus gewohnten Begriffen entſpringt, findet in dieſen eine ſtarke Stütze, und wir dürfen uns daher nicht ſehr wundern, wenn die Fürſten und der Adel den Philoſophen in dieſem Punkte nicht ſogleich glauben wollten, und es gar nicht ſo unvernünftig fanden, daß der Staat um ihrer willen, nicht ſie um des Staates willen da wären.

So hat alſo das ganz veränderte Verhältniß des Adels die üble Stellung, welche er in dem neuen Staatsverbande erhielt, von der einen Seite, und die fortſchreitende Cultur der bürgerlichen Stände, auf der anderen, ein ſo geſpanntes Verhältniß hervorgebracht, daß es ſich auf irgend eine Weiſe löſen mußte, entweder nach und

Digitized by Google

nach durch freiwillige Veränderungen oder mit einem Male durch gewaltsame.

Diese Spannung halten wir für die eine und hauptsächlichste Ursache der französischen Revolution.

Die andere ist der Mißbrauch der administrativen Gewalt.

Im Mittelalter war die Gewalt der Fürsten, sie mochten groß oder klein sein, äußerst gering. Mit der Cultur stieg der National-Reichthum, das Betriebscapital und mit diesem unmittelbar die Gewalt der Fürsten. Das Geld ist wie ein Oel zu betrachten, was alle natürlichen Frictionen vermindert, also in alle Kräfte eine viel größere Theilung und Beweglichkeit bringt. Dadurch wurde es der obersten Staatsgewalt möglich, wie der Kern einer Kristallisation, diejenigen Kräfte, die sie zu ihrer Verstärkung brauchte, an sich zu ziehen.

Nachdem das Geld, was sich nach und nach in der Gesellschaft eingefunden und vermehrt hatte, dem Einen die Mittel gewährte, persönliche Dienstleistungen abzukaufen, und dem Anderen, sie sich zu verschaffen, wo sie am wohlfeilsten waren, fielen eine Menge von Reibungen weg; eine Masse von Inertien war nicht mehr zu überwinden, die sonst der obersten Staatskraft entgegengetreten waren. Nun war ihr erster großer Schritt zur Alleinherrschaft geschehen. Dieser bestand darin, daß sie allein ausführte, wenn sie auch noch nicht allein beschließen durfte. Die Stände hatten ihre Thätigkeit verloren, aber noch nicht ihre Rechte. Statt der Dienste, welche sie sonst zu bewilligen hatten, bewilligten sie nun das Geld. Mit dem Instrumente, welches sich die Fürsten auf diese Weise verschafft hatten, schritten sie nach und nach zur ferneren Unterwerfung der Stände, zur Beschränkung ihrer Rechte vor, und dies um so leichter, als die ständischen Verfassungen so wenig Geregeltes, Sicheres und Zweckmäßiges hatten, daß in dem Wirrwarre der Verhältnisse ein Theil der Stände selbst sich immer geneigt zeigte, die Gewalt der Fürsten mehr auszudehnen und zu befestigen.

So schritt die oberste Staatsgewalt immer weiter zur reinen Monarchie vor, wie wir sie im achtzehnten Jahrhundert gesehen haben. Mit dieser Vereinfachung der Staatsverfassung stieg aber die Verwickelung der Administration; ja diese stieg außerdem mit

der Cultur des Volkes und es war also kein Wunder, wenn die Fürsten diesem Gegenstande nicht gleich gewachsen waren, und erst aus ihm selbst, an seinen Schwierigkeiten und ihren eigenen Fehlern nach und nach die Grundsätze kennen lernten, wonach er eingerichtet sein müßte. Auch konnten die Fürsten sich hierin nicht sonderlich philosophischen Betrachtungen überlassen. Sie hatten den Ständen die Mitherrschaft entrissen oder waren noch beschäftigt, sie ihnen zu entreißen, und konnten dies nur, indem sie von den Mitteln, die sie schon in ihrer Hand hatten, einen großen Theil verwendeten, sie in den Schlund des Eigennutzes hinabzuwerfen, der ihren Zwecken dienen wollte. Die philosophischen Rechte und Ansprüche der geringeren Volksklassen, welche nach und nach aus dem Nebel hervortraten, konnten ihnen noch keine so dringende Aufforderung sein wie die Ansprüche des Adels und der Städte, die durch Begünstigungen und Privilegien entschädigt sein wollten für das, was sie zum Opfer gebracht hatten. So entstanden auf einem ziemlich natürlichen Wege die Auswüchse, Unordnungen, Verschwendungen der Administration, wie sie uns die Regierungen des sechzehnten, siebzehnten und zum Theil des achtzehnten Jahrhunderts darbieten. Fehler, Schwächen, Leidenschaften, Laster einzelner Fürsten kamen hinzu und setzten in den Augen der Philosophen dem ganzen Wesen die Krone der Verderbniß auf.

Diese Philosophen waren weder gewohnt noch geneigt, den gesellschaftlichen Zustand als ein Product historischer Entwickelung anzusehen; sie gingen von dem abstracten Begriffe eines gesellschaftlichen Vertrages aus und fanden also überall nur namenlose Ungerechtigkeit und Verderbtheit. So erhitzten sie die Gemüther, und diese politische Schwärmerei that hier die Wirkungen, die zu anderen Zeiten religiöse Schwärmerei gethan hat; sie wurde der Sauerteig, der die ganze Masse in Gährung bringen sollte.

Die französische Revolution ist also nach unserer Meinung aus zwei Hauptursachen entstanden. Die erste ist das gespannte Verhältniß der Stände, die große Bevorrechtung des Adels, die große Abhängigkeit und man kann wohl sagen theilweise die große Unterdrückung des Bauernstandes; die zweite die unordentliche, parteiische und verschwenderische Administration der Regierung.

Digitized by Google

Mancher Gelehrte wird über dieſen Blick auf die Geſchichte die Achſeln zucken und mit hundert Einwürfen bereit ſein. Wie Viele ließen ſich nicht allein aus dem Möſer anführen! Allein der Verfaſſer iſt der Meinung, daß ſich ein Jeder in ſolchen Dingen ſeine eigene Ueberzeugung verſchaffen muß; er meint alſo nicht ſeinem Leſer die ſeinige wie eine Lehre vorzutragen, ſondern er ſpricht ſich aus wie er über die Sache denkt, um dadurch auch das Nachdenken Anderer zu veranlaſſen, von welchen Einzelne ſich wohl mit ihm in derſelben Anſicht zuſammenfinden werden.

Wir haben dieſen Blick des geſunden Menſchenverſtandes auf die Geſchichte unſerer geſellſchaftlichen Verhältniſſe für nöthig gehalten, um deutlich einzuſehen, in welchem politiſchen Zuſtande wir uns denn eigentlich befinden.

Als in Frankreich die ungeheure Majorität mit der Minorität in die Schranken trat, mußte der Adel dieſem Gewichte weichen; er war zum Widerſtande nicht mehr ſtark genug; es brach alſo das bisherige Verhältniß zuſammen und zwar auf immer; denn wenn Organiſches zerbrochen iſt, ſo läßt es ſich wohl zuſammenleimen, aber nicht wieder zu einem organiſchen Ganzen machen. Ferner zerbrach die Maſſe den Zepter, welcher ſie mit der höchſten Willkür beherrſcht hatte, und richtete eine gemiſchte Regierungsform ein. Dieſes Zerbrechen alter Verhältniſſe, die ſich ſchon in einer großen Spannung befanden, war viel leichter als die Schöpfung einer neuen Regierungsform, und es ließ ſich vorherſehen, daß nach einem gewaltſamen Umſturze man lange hin und her tappen und manches Decennium zur Einübung der Begriffe brauchen würde, ehe eine Regierungsform daſtehen konnte, die einigermaßen Wurzel geſchlagen hatte.

Die Philoſophen wollten Alles auf die Menſchenrechte gründen; ſie ſahen dieſe wie eine Macht an, die dem unumſchränkten Könige entgegentrat und ihm nothwendige Schranken ſetzte. In Wahrheit aber war das Bedürfniß der Revolution in dieſem Punkte nur, die ungeheuren Mißbräuche der Adminiſtration abgeſchafft und eine Garantie gegen ihre Rückkehr eingeſetzt zu ſehen.

Als der ungeheure Bruch in Frankreich erfolgte, mußten die übrigen europäiſchen Länder nothwendig davon affizirt werden.

Digitized by Google

In Deutschland waren die Verhältnisse etwas anders gewesen wie in Frankreich. Die Geschichte des Landes und seiner Stände ist dieselbe; aber der vornehme Adel hatte sich zur Territorial-Hoheit emporgeschwungen und war dadurch in eine andere Classe getreten; er war also weder ein Gegenstand des Neides noch die Veranlassung zu Mißbräuchen; der Staatsverband des deutschen Reiches war äußerst schwach, hatte also seine Natur seit dem Mittelalter wenig geändert; die kleinen Staaten, welche entstanden waren, hatten nicht die völlige Souverainetät, mußten noch einen Richter über sich erkennen. Ueberdem können Administrations-Mißbräuche in kleinen Staaten nicht so groß werden. Wenn es unter den deutschen Fürsten auch hin und wieder Verschwender und an ihren Höfen Günstlinge und Maitressen gab, so war doch das eine Ausnahme und es geschah nicht nebenher noch zwei- oder dreimal so viel Unrecht aus bloßer Unwissenheit und Mangel an Uebersicht von Seiten des Fürsten. Die meisten deutschen Staaten aber waren, im Vergleich mit dem, was man in anderen Ländern sah, sehr wirthschaftlich und väterlich verwaltet.

Vor Allem war dies in Preußen der Fall. Dieses Land hat unter allen seinen Hohenzollern'schen Regenten nur zwei Verschwender gehabt, Friedrich I. und Friedrich Wilhelm II; alle übrigen waren nicht allein gute Wirthe, sondern viele darunter zeichneten sich als die ersten Staatswirthe ihrer Zeit aus.

Waren die Grundsätze der Staatswirthschaft in der österreichischen Monarchie weniger vorgeschritten als bei uns, so ist die Reihe der wirthschaftlichen Regenten noch größer. Es ist in der That auffallend, daß seit dem Entstehen dieser Monarchie unter Friedrich V. sich nicht ein einziger verschwenderischer Fürst auf dem Throne befunden hat.

Alle diese Umstände zusammengenommen machte, daß Deutschland, obgleich in seinen äußeren Verhältnissen im Sinken und Verfall und durch die vielen Kriege auf seinem Grund und Boden in seiner Cultur mächtig aufgehalten, sich doch in seinen innersten Verhältnissen wohler fühlte als Frankreich, Spanien und viele andere Länder. Es war also hier die Spannung im Inneren der Staaten weniger groß und das Bedürfniß nach einer Revolution im Grunde nicht vorhanden.

Digitized by Google

Nichtsdeſtoweniger regte das Beiſpiel Frankreichs die Menſchen auch in Deutſchland an; daß das Verhältniß der Stände nach und nach mehr Ausgleichung, der Bauerſtand mehr Eigenthum, die Gewerbe mehr Freiheit bedürften, fühlten auch die Ruhigſten, wenn ſie ſonſt nur fähig waren, ſich über die bloßen Gewohnheits-Ideen zu erheben. Dieſe Veränderungen konnten ſich aber freilich ohne Revolution zutragen, aber dies Bedürfniß machte doch, daß man dieſen Zweck der franzöſiſchen Revolution billigte, wenn man auch das Mittel verwarf.

Anders aber war es noch mit der Claſſe der Gelehrten und Philoſophen.

Die Gelehrten, die ſich in Deutſchland zwiſchen ein paar griechiſchen und lateiniſchen Autoren umhertreiben und den Kopf voll von einer antiken Freiheit haben und von antiken Verfaſſungen, die ſie nicht verſtehen und die überhaupt nach 2 bis 3000 Jahren Niemand mehr verſteht — die Philoſophen, die Alles mit allgemeinen Begriffen abthun und zu vornehme Geiſter ſind, um das Locale und Hiſtoriſche zu würdigen, dieſe wurden von der Pariſer Philoſophie und Politik ſtark ergriffen, und die Majorität derſelben warf ſich gleich auf eine ganz andere Weiſe in den Strudel der Revolutions-Ideen.

Ihnen ſchien die franzöſiſche Revolution ein politiſches Paradies, ein goldenes Zeitalter zu öffnen, und da war es denn eine ausgemachte Sache, daß dieſe Morgenröthe ſich nicht auf ein Land beſchränken, ſondern daß ſie über alle gebildeten Völker aufgehen mußte, daß Advocaten, Aerzte und Profeſſoren den Staat regieren durften und nach den philoſophiſchen Anſichten und Grundſätzen der Schule; daß Namen und Formen aus der alten claſſiſchen Zeit der Welt zurückkehrten, das war mehr als die Köpfe der Gelehrten und Philoſophen vertragen konnten. Der Geiſt unruhiger Theilnahme, heimlicher Hoffnungen und Wünſche wurde rege und ſuchte auf die übrigen Stände zu wirken, indem, wo ſich nur irgend ein entzündlicher Punkt fand, der Funke angeblaſen wurde.

Zwei Regierungen trafen in Deutſchland unglücklicherweiſe mit der franzöſiſchen Revolution zuſammen, die jede auf ihre Weiſe die Theilnahme daran merklich erhöhte. Die eine iſt die des Kaiſers Joſeph. Unſtreitig fehlte es dieſem tugendhaften, für das Glück ſeines

Digitized by Google

Volkes begeisterten Fürsten an praktischem Urtheile und einer festen, sicheren Hand in der Ausführung seiner freisinnigen Ideen; er mußte Manches aufgeben, weil er es nicht auf die rechte Weise angefangen hatte; sein früher Tod kam hinzu und so geschah es, daß er mehr Wünsche und Hoffnungen erweckte als befriedigte und den Geistern eine Richtung gab, die sie den französischen Revolutions-Ideen sehr nahe brachte.

Die zweite dieser Regierungen ist die Friedrich Wilhelm's II. in Preußen. Seine Verschwendung, seine Maitressen, seine unmoralischen Beamten, seine lächerlichen Schwärmereien, seine Religionsedicte waren alles Dinge, die an viel schlimmere Zeiten anderer Länder erinnerten, die Regierung um die Achtung des Volkes brachten und die Heilsamkeit einer Revolution vielen Leuten begreiflicher machten.

Ohne diese schlimme Zusammenstellung würde die französische Revolution in Deutschland, den Gelehrten und Philosophen zum Trotz, viel weniger Wirkung hervorgebracht haben als sie es nun that.

Aber auch diese Wirkung, welche sie in den Gemüthern hervorbrachte, ist doch im Grunde mehr ein äußerlicher Einfluß als eine innere Anregung gewesen, und so bedenklich das Ding aussah, als die Mainzer ihre Stadt verriethen, sich dort ein Jakobiner-Klub deutscher Gelehrten bildete und der Illuminaten-Orden sich durch Süddeutschland zog, so hat doch die völlige innere Ruhe, welche während des vieljährigen Revolutionskrieges in Deutschland herrschte, hinreichend bewiesen, daß Deutschland weit davon entfernt war, sich auf dem Standpunkte Frankreichs zu befinden.

Wenn der größte Theil seiner Gelehrten übereinstimmend mit den französischen dachte, so war das noch keine große Potenz, denn die Pariser Gelehrten hatten die Revolution auch nicht allein gemacht.

Die Wendung, welche die französische Revolution zum ausgelassensten Demokratismus nahm, die Gräuel, welche die Jahre 1792, 93 und 94 anfüllten, bewirkten in Deutschland natürlich eine Verminderung der Theilnahme in der Gesinnung, und als mäßigere Grundsätze, ein ruhigeres Betragen, eine vernünftigere Verfassung in den Jahren von 95 bis 99 stattfanden, vermehrte sich zwar wieder die Theilnahme daran etwas, wurde aber nun schon durch die Aufmerksamkeit getheilt, welche das französische Eroberungssystem

Digitized by Google

auf ſich zog, durch die Furcht vor Krieg, Invaſion, Contribution, Einquartierung, Lieferung u. ſ. w. So ging alſo die Gefahr der mitgetheilten Elektrizität in Deutſchland immer mehr vorüber, wenn wirklich eine vorhanden geweſen war. Die Conſular-Verfaſſung, das Kaiſerthum, die Fortſchritte zur Univerſal-Monarchie machten zuletzt der Spannung ein völliges Ende, die ſich in den neunziger Jahren erzeugt hatte, und nun gab es höchſtens noch hin und wieder einen Freund der neuen Ehrenlegion, welcher ſich noch für die franzöſiſchen Einrichtungen intereſſirte. Von Empörungen und Revolutionen konnte in dieſer Zeit nicht weiter die Rede ſein, da es in Frankreich einen Mann gab, der der Mutter-Revolution ſo gut auf den Nacken zu treten verſtanden hatte. Die franzöſiſchen Gelehrten hüteten ſich wohl, in dieſer Zeit etwas von republikaniſcher Tendenz merken zu laſſen und das ganze Zeughaus philoſophiſcher Argumente war geſchloſſen.

Die deutſchen Gelehrten, durch dieſe Wendung der Dinge etwas aufs Maul geſchlagen, verließen nach und nach gleichfalls jene Richtung und verſtummten oder ſchloſſen ſich an die Stimme der neuen Generation an, die nichts als den äußeren Druck, die Gefahr der Unabhängigkeit im Auge hatte.

Da dieſe Gefahr wirklich in einem hohen Grade vorhanden war und das ganze Volk, ſoweit es über dieſe Gegenſtände nachdachte, ſich dieſelben nicht verhehlen konnte, ſo ſchmolz nun Alles in ein großes und natürliches Nationalgefühl zuſammen, in dem Bedürfniſſe, die Franzoſen beſiegt und Deutſchland wieder unabhängig zu ſehen. Im Grunde war dieſes Gefühl dem ganzen deutſchen Volke ungetheilt eigen, und wenn es zwei politiſche Meinungen gab, von welchen die eine Widerſtand gegen Frankreich wollte, die andere dieſen Widerſtand für vergeblich hielt, ſo war es bei der letzten nur Kleinmuth und Furcht vor den unmittelbaren üblen Folgen, welche ihre Meinung beſtimmte, und dieſe Meinung hatte auf den Wunſch nach Sicherheit und Unabhängigkeit keinen Einfluß. Ein paar Klügler, welche glaubten, daß Deutſchland durch Frankreichs Präponderanz und Oberherrſchaft zu ſeinen beſſeren bürgerlichen Einrichtungen geführt werden könnte, machten eine kaum nennenswerthe Minorität aus.

Die erschütternden Stöße, welche Oesterreich erlitt, der Sturz Preußens, die Begebenheiten in der pyrenäischen Halbinsel und der Feldzug bis Moskau waren die einzelnen Stationen, welche das Gefühl der Uebermacht Frankreichs und der eigenen Hülflosigkeit, aber auch zugleich den Haß gegen Frankreich steigerten. Als nun der Bruch der aufs äußerste gespannten französischen Macht durch den Feldzug von Moskau selbst erfolgte, so wurde der Begeisterung überall Luft gemacht, und nun hatte das Volk nur eine Richtung, nur einen Gedanken: Sieg über die Franzosen, Herstellung der alten Gränzen. Dieser Wunsch wurde vollkommen erfüllt; der Kampf reichte bis in's Jahr 1815, schloß aber damit, daß Frankreich in seine alten Gränzen zurückgewiesen, Deutschland in den seinigen wiederhergestellt und der Unterdrücker auf einer Felseninsel festgeschmiedet war.

Auf diesem Punkte fanden die sogenannten Umtriebe das deutsche Volk, mit deren Entstehung und Natur wir uns nun beschäftigen wollen.

Die Spannung, welche die französische Revolution veranlaßt hatte, war vorüber; der Wunsch, vom französischen Joche befreit zu werden, war erfüllt; es hätte also eigentlich Ruhe und Gleichgewicht eintreten sollen, Bedürfniß nach Erholung von der langen Anstrengung, und so war es auch unstreitig und ist es noch, was die große Masse des Volkes betrifft.

Nicht bloß daß die französische Revolution ihre Herrschaft über die deutschen Gemüther durch sich selbst verloren hatte, sondern die großen Veränderungen, welche in dem gesellschaftlichen Zustande der deutschen Staaten vor sich gegangen waren, hatten eine Masse von Mißverhältnissen gelöst und leise dahin geführt, wohin die Revolution führen sollte.

Man bedenke, was in Preußen und den süddeutschen Staaten seit 1805 für Veränderungen eingetreten waren. Der großen Masse des Volkes, dem Bauernstande, war der Weg zum freien Besitzthume geöffnet, dem Adel waren seine Befreiungen von Steuer- und persönlichen Dienstpflichten genommen, Monopole und Gewerbebeschränkungen waren aufgehoben; dem Bürgerlichen war der Zutritt zu allen Stellen bewilligt; Naturalleistungen, die auf die Schulter einzelner Classen drückten, waren aufgehoben und die Last auf's Ganze

Digitized by Google

vertheilt worden. Alle dieſe Dinge waren Gegenſtände der franzöſiſchen Revolution geweſen; alle waren jetzt in Deutſchland ohne krampfhafte Stöße erreicht.

Die zweite Haupturſache der franzöſiſchen Revolution, die ungeheuren Mißbräuche der Adminiſtration, fanden in keinem einzigen der deutſchen Staaten ſtatt; überall waren wirthſchaftliche Fürſten auf dem Throne; nirgends floß der Reichthum des Volkes in unlautere Canäle ab.

Aber in der letzten Zeit, wo ſich die Bewegung der Gemüther in Thatkraft und Handeln äußern konnte, hatten ſich in einem Theile des gebildeten Volkes zwei andere Gegenſtände des Strebens entwickelt; das eine war die Einheit des deutſchen Volkes, das andere die ſtändiſchen Verfaſſungen.

Wenn man einen Blick auf die Geſchichte und den Zuſtand Deutſchlands wirft, ſo iſt es vollkommen lächerlich, im Jahre 1815 urplötzlich an eine wirkliche Einheit Deutſchlands zu denken. Nichtsdeſtoweniger begreift man wohl, wie in der deutſchen Jugend in dem Augenblicke, wo ſie ſich für Deutſchland gegen Frankreich ſchlug, dieſer Wunſch und Gedanke entſtehen konnte; nur hätte er freilich immer bei dieſer akademiſchen und nicht-akademiſchen Jugend bleiben oder vielmehr von ihr im Mannesalter abgelegt werden ſollen. Aber das geſchah nicht. Die Idee, ein deutſches Reich unter beſſeren Formen wie das heilige Römiſche einſtens erſtehen zu ſehen, wurde von dem gelehrtem Stande mit Lebhaftigkeit aufgefaßt. Der Wiener Congreß, welcher ſtatt eines deutſchen Reiches nur einen deutſchen Bund geſchaffen hatte, wurde in die Acht erklärt, das Gefühl deutſcher National-Einheit überall angefacht, die Anſtrengung, welche das Volk gegen Frankreich gemacht hatte, ſtark hervorgehoben, das Betragen ſeiner Fürſten vor der Kriſe mit Verachtung angeſehen, und ſo aus Wahrem und Falſchem, Gehörigem und Ungehörigem, Treffendem und Gehaltloſem ein Sauerteig zuſammengebraut, der irgendwo ſeinen Ausgang ſuchen mußte.

Deutſchland kann nur auf einem Wege zur politiſchen Einheit gelangen; dieſer iſt das Schwert, wenn einer ſeiner Staaten alle anderen unterjocht. Für eine ſolche Unterwerfung iſt die Zeit nicht gekommen, und wenn es je dazu kommen ſollte, ſo läßt ſich jetzt

Digitized by Google

noch nicht einmal vorherſehen, welcher der deutſchen Staaten der Herr der übrigen werden wird.

Die freiſinnige deutſche Jugend aber dachte an dieſe Art der Metamorphoſe am allerwenigſten; ſie hatte anfangs einen anderen illuſoriſchen Weg im Auge, von dem ſie bald zu einem noch anderen und noch illuſoriſcheren in der Idee überging.

Der erſte Weg war, daß ſich die deutſchen Fürſten ihrer Souverainetät begeben zum Beſten eines Areopags oder auch, wie Einige wollten, eines deutſchen Kaiſers; aber die Fürſten ſollten ſich dieſer Souverainetät noch mehr begeben als die frühere Reichsverfaſſung gefordert hatte. Nun hatten aber dieſe Fürſten erſt mit dem größten Vergnügen und Behagen den Schritt zur vollen Landeshoheit gethan und es war alſo nicht zu erwarten, daß ſie zum Beſten der deutſchen Jünglinge wieder zwei Schritte zurückthun ſollten. Dieſer Wunſch war alſo wahrhaft kindiſch und die Unzufriedenheit, welche aus ihm entſprang über das, was im Laufe des Krieges und in Wien den deutſchen Fürſten von den Hauptmächten zugeſtanden war, verdient keinen beſſeren Namen. Wie die Leute ſahen, daß dieſe Hoffnungen völlig illuſoriſch geweſen waren, wandten ſich in der Stille des Herzens die Wünſche noch mehr in's Weite; ſie dachten an die Möglichkeit, daß durch ein kräftiges Nationalbeſtreben Deutſchland einmal eine freie, ungetheilte Republik werden könnte. Ständiſche d. h. liberale Verfaſſungen in den einzelnen Staaten und ein enger Verband der ganzen gebildeten Jugend durch Deutſchland ſchienen ihnen die Wege, welche einſt zu dieſem noch etwas im Nebel dunkler Vorſtellungen ſchwebenden Ziele führen konnten.

In der deutſchen Jugend war es hauptſächlich ein durch die Theilnahme an dem großen Kampfe erwecktes Kraftgefühl, in den älteren Männern der wiſſenſchaftlichen Stände der Gedanke, daß ſich jetzt noch einmal die Thüre zu öffnen ſchien, die Bonaparte verſchloſſen hatte. Nach ihrer Meinung hatte ſich das deutſche Volk noch mehr ſelbſt geholfen, als es durch ſeine Fürſten dazu geführt worden war; in Spanien war es ja ganz offenbar nur das Volk und eine erzfreie Verfaſſung war die Frucht davon geweſen; auch in Frankreich hatte man einen Schritt dahin zurückthun müſſen, und wer weiß, wie viel noch folgen konnte — ſo glaubten ſie, die Frei-

Digitized by Google

heit dürfe ihr Spiel noch nicht verloren geben gegen die Knechtſchaft, und es ſei doch wohl noch möglich, daß bald der Zeitpunkt komme, wo die Wiſſenſchaften über Vermögen und Stand, der Geiſt über die Materie herrſchen werde. Das würde aber hauptſächlich der Fall geweſen ſein, wenn Deutſchland eine große Republik wäre, d. h. wenn es keine Fürſten mehr gäbe, die den Fürſten der Intelligenz den Platz wegnähmen. In ſolchen weiten Anſichten und Ausſichten und dunklen Beſtrebungen lehrten ſie, wo ſie lehren konnten und durften, und ſuchten die Jugend dafür auszubilden.

Die Jugend wurde dadurch immer ſtärker angeregt und ſuchte ſich immer mehr in einen großen Bund zuſammenzuthun, gelegentlich auch wohl nach außen hin werkthätig zu werden durch Schreiben, Reden und Handeln.

Außer dieſem erſten Ziele einer confuſen Begeiſterung gab es noch ein näheres; es war, die ſtändiſche Verfaſſung in den einzelnen Staaten zu befördern. Theils ſahen ſie es als ein Mittel an, um einſtens zu einem freien, ungetheilten Deutſchland zu gelangen, theils hielten ſie dies für das erſte, nächſte, dringendſte Bedürfniß der Zeit.

Die reine oder, wenn man will, unumſchränkte Monarchie durch ſtändiſche Mitwirkung beſchränkt zu ſehen, iſt ein Gedanke, der dann hauptſächlich natürlich iſt, wenn große Mißbräuche, Ungeſchick und Einſeitigkeit das Bedürfniß fühlen laſſen, durch Mehrſeitigkeit der Stimmen Ordnung und Gerechtigkeit zurückgeführt zu ſehen.

Ob man gleich den deutſchen Regierungen große Mißbräuche nicht vorwerfen kann, ſo war doch allerdings in einer Zeit, die ſo viel Anſtrengung des Unterthanen forderte, der Wunſch natürlich, daß eine Anzahl vernünftiger Männer aus den verſchiedenen Ständen der Regierung beiſtehen, Fehlgriffe und Ungerechtigkeiten verhüten und Allen das Gefühl einer größeren Sicherheit geben möchten.

Aber dieſe Verbeſſerung der Adminiſtration war nicht der Hauptgrund, warum die Leute eine ſtändiſche Verfaſſung ſo dringend wollten. Der Hauptvorwurf, welcher nach ihrer Meinung den deutſchen Regierungen zu machen war, war ihr ſchwaches und unwürdiges Betragen nach außen hin. Ohne eine liederliche Politik des Augenblickes, die nur von einem Tage zum anderen lebt, wäre ein ſolches Einherſchreiten Frankreichs durch ganz Europa gar nicht möglich

Digitized by Google

geweſen. In Spanien hatte das Volk ſich wieder losgemacht von der Knechtſchaft, worein ſeine unwürdigen Fürſten es geſtürzt hatten, und England, das einzige freie Land Europa's, hatte ſich auch allein immer aufrecht erhalten. Dachte man nun gar an das alte Rom mit ſeiner ungeheuren Politik — der Vorwurf war allerdings gegründet, aber es iſt nur zu bezweifeln, daß das Mittel, welches ſie im Sinne hatten, wirkſam geweſen wäre.

Die Rolle, welche ein Staat nach außen ſpielt, hängt nur ſehr mittelbar und durchaus nicht weſentlich mit ſeiner ſtändiſchen Verfaſſung zuſammen, und ob man gleich glauben ſollte, daß eine gewiſſe Stetigkeit, Conſequenz und Sicherheit in der äußeren Politik die natürliche Folge einer ſtändiſchen Verfaſſung ſein müßte, ſo hat doch, wenn wir uns nicht mit Gewalt täuſchen wollen, die Geſchichte dies durchaus nicht bewieſen.

Unter Eliſabeth und Cromwell, wo die Engländer der wenigſten Freiheit genoſſen, iſt ihre politiſche Rolle am beſten geſpielt worden; die Schweizer haben nun ſchon lange ſich zur völligen politiſchen Nichtigkeit bekannt; die Niederländer haben früher als andere ihre Selbſtſtändigkeit verloren; die Nordamerikaner haben ſich nicht immer des großen Continentes würdig zu zeigen gewußt, den ſie repräſentiren, und von einem Freiſtaate wie Polen iſt gar nicht einmal zu reden.

Oft können die Verhandlungen eines Parlamentes die politiſchen Schritte der Regierungen kräftigen, oft können ſie dieſelben aber auch lähmen, und das eine mag wohl ſo oft geſchehen als das andere. Einen großen Unterſchied macht dabei die Lage des Staates. Gewährt ihm dieſe eine gewiſſe Unabhängigkeit wie England, Nord-Amerika, Holland ſie genießen, ſo hat ſein Wirken nach außen hin, ſein politiſches Handeln einen anderen Charakter. Liegt er aber wie die deutſchen Staaten auf allen Seiten von Gefahren umgeben, und iſt dabei wie ſie nur klein oder von mäßiger Größe, ſo kann nur das Geheimniß, die Entſchloſſenheit und Gewandtheit ihn ſicher durch die Gefahren bringen, und dieſe Eigenſchaften ſind den breiten Verhandlungen ſtändiſcher Verſammluugen nicht natürlich.

Wir wiſſen wohl, daß die ſtändiſchen Verſammlungen die äußere Politik des Staates nicht unmittelbar zu berathen haben; dies geſchieht ja auch in England nicht; aber auch der mittelbare

Digitized by Google

Einfluß, welchen ſie darauf haben, wird der Politik etwas von ihrem Charakter mittheilen.

Wenn irgend eine Staatseinrichtung dazu beitragen ſoll, der Politik des Staates Weisheit, Kraft und Stetigkeit zu geben, ſo glauben wir iſt es die Einrichtung eines Miniſteriums und Staatsrathes.

Wenn, wie bei uns vor 1806, kein Staatsrath vorhanden iſt, nicht einmal ein Miniſterium, ſondern nur einzelne Miniſter, wenn das Cabinet Alles macht, ſo kommt durchaus Alles auf die Perſönlichkeit des Fürſten an. Iſt aber ein Staatsrath von angeſehenen Männern, ein zur Einheit verbundenes Miniſterium vorhanden, ſo ſind das Körper, welche nie ſterben oder total wechſeln, und es iſt möglich, daß ſich in ihnen gewiſſe Grundſätze bilden und fortpflanzen. Da ein ſolcher der Willkür des Fürſten unterworfener Rath dem kräftigen und ſelbſtſtändigen nie ein Hinderniß werden kann, ſo kann er nur Gutes wirken, indem er den ſchwachen ſtärkt, dem kurzſichtigen die Augen öffnet.

Iſt der Staatsrath nicht zu klein, kommen für die Beſetzung deſſelben und der Miniſter-Stellen gewiſſe Grundſätze auf, ſo wird gewiß dadurch eine Stütze des Staatsoberhauptes gebildet, die ſtärker und unabhängiger iſt, als man ſich auf den erſten Augenblick denkt, und die auch für die innere Adminiſtration ſich ſo zeigen wird.

So dachten nun diejenigen Männer nicht, die aus dem ſchwachen Betragen der deutſchen Fürſten die Nothwendigkeit herleiten wollten, ihnen einen Nationalrath an die Seite zu geben. Sie richteten ihren Blick nicht auf den Kern der Sache, ſondern auf die Schale. Nicht die wirklichen Schritte der Regierungen und ihre Maßregeln, ſondern die ſchönen Reden im Parlamente waren es, was ſie am meiſten beſchäftigt hatte.

Aber es gab für dieſe Leute natürlich noch hundert andere Gründe zu dem Verlangen nach ſtändiſcher Verfaſſung, außer der beſſeren Adminiſtration und Politik; eine unendliche Menge von kleinen Intereſſen kommen dadurch in den Curs des bürgerlichen Lebens und würden demſelben einen viel größeren Reiz geben. Das große Intereſſe des Staates wird gewiſſermaßen in Münze umgeſetzt und dieſe ergießt ſich über gewiſſe Theile der Geſellſchaft und belebt ihren Staatsverkehr. Wenn man die Geſchichte der franzöſiſchen

Digitized by Google

Revolution in der Zeit ihrer Nationalverſammlungen bis in die Einzelheiten verfolgt, ſo bekommt man einen Begriff von der Realität dieſer Wirkung. Dieſes Leben und Weben, dieſes Treiben und Reiben, dieſes Ringen und Erſchwingen, dieſe Furcht und Hoffnung, dieſe Angſt und Freude, dieſes Zuſammenhalten der Freunde und Verfolgen der Feinde, dieſe Begeiſterung ſeiner ſelbſt, dieſes Fortreißen der Anderen, endlich dieſes geſchickte Eingreifen durch die eine oder andere Gewaltſamkeit — das iſt ein reiches, blühendes Staatsleben, das erinnert an das Forum des alten Roms und Athens öffentliche Plätze. Gegen eine ſolche Vorſtellung des Bürgerlebens mußte das ſtille Beſorgen ſeiner Privatgeſchäfte als eine wahre Stagnation erſcheinen, und in dieſem Sinne beklagten ſie ſich denn auch ewig über den faulen, trägen Zuſtand der Zeit.

Freilich war eine bloße ſtändiſche Verfaſſung, ein paar Kammern, die beſchäftigt ſind, die Abgaben zu vertheilen, für dieſes Ideal des Bürgerlebens noch nicht hinreichend. Darum ſtrebten ſie ſchon von Hauſe aus dahin, die Richtung der Ideen auf eine mehr demokratiſche, gährungsreichere Volksvertretung zu wenden; namentlich waren ihnen zwei Kammern ein Gräuel, und die ariſtokratiſchen Elemente ein zurückgebliebenes Uebel.

Ueber den Werth jenes unruhigen Staatslebens, wo der Gedanke an das, was der Staat geſtern gethan hat, heute thut und morgen thun wird, den Bürger in der Nacht das Auge nicht ruhig ſchließen läßt, haben wir oft die vernünftigſten, ruhigſten Männer höchſt unvernünftig ſprechen hören.

Als ob die Theilnahme an dem Staate nur darin beſtehen könnte, daß der Einzelne in ſeinem Gemüthe unmittelbar an dem Regieren Theil nehme, als ob dieſes unruhige Treiben um die Leitung des Ganzen nicht vielmehr eine krankhafte Richtung der Thätigkeit wäre; als ob ſelbſt da, wo dieſe Thätigkeit und Theilnahme gewährt iſt, ſie ſich nicht am Ende doch auf einen ſehr kleinen Haufen der unruhigſten Köpfe und Herzen beſchränkt, auf die Hauptſtadt und ein paar Handelsplätze, ſo daß die Maſſe des Volkes doch nur ein gaffender Zuſchauer bleibt. Freilich wird auch ſie etwas ſtärker aufgeregt und im Grunde ihres Gemüthes hin und her bewegt; allein dieſes Hin und Her iſt eben das Uebel.

Digitized by Google

Soll der Unterthan seinem Staate im rechten Sinne angehören, so muß er die Hauptinteressen desselben kennen; diese müssen großartig und dauernd sein und in dieser bleibenden Richtung muß sich die Theilnahme des Bürgers befinden. Die Regierung muß so eingerichtet sein, daß er Vertrauen zu ihr hat; dieses Vertrauen braucht nicht blind und unbedingt zu sein; er kann mit seinem Urtheile ihren Schritten folgen und sein Herz kann ihr mehr oder weniger Beifall zollen. In diesem mehr oder weniger einstimmenden Gefühle und Urtheile des Unterthanen wird die Regierung die Sterne erkennen und darnach steuern können, um leichter und schneller zu fahren.

Mit einer solchen Theilnahme an dem Staatsleben verträgt sich auch ein ruhiger geregelter Betrieb des eigenen Geschäftes, welches die Kräfte des Bürgers, wenn auch nicht in ihrem edelsten Theile, doch in ihrem größten Umfange in Anspruch nehmen muß. Auch von dieser Seite gehört der Bürger dem Staate an; Sitte, Fleiß, Ordnung, Kraft und Thätigkeit, die sich im eigenen Geschäfte zeigen, wirken auch für den Staat in ein tüchtiges Ganzes zusammen.

Wir glauben also, daß das Ziel unserer Staatseinrichtungen sein muß: Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit im eigenen Geschäfte und warme Theilnahme an den großen Interessen des Landes. Welche Einrichtungen dazu führen, ist nicht unsere Absicht zu entwickeln, sondern wir wollen nur sagen, daß diese thörichte Unruhe, diese ungeregelte, einseitige Theilnahme am Regimente, wodurch die Regsamsten in einem gährenden Kreise erhalten werden, eine wahre Abnormität ist, wozu das Beispiel aus lauter kleinen, höchst turbulenten Republiken entnommen war. Aber es gab, wie gesagt, sehr vernünftige Männer, die sich keine andere Theilnahme des Bürgers an dem Staate denken konnten, weil sie sich's von Anderen hatten einreden lassen, daß es so sein müßte, und mit sich selbst nicht in's Klare gekommen waren. Ihnen schwebte im Gegensatze immer nur der preußische Staat von 1806 vor, der wie ein alter vom Schlage gerührter Mann in allen Gliedern an Taubheit und Gefühllosigkeit litt.

Gab es vernünftige, gutmüthige, redliche Männer, die so dachten, so war die Zahl derer, die einen solchen Zustand aus Ehrgeiz, Eitelkeit und Eigennutz wünschten, noch größer und so fand denn die Jugend in ihrer schwärmerischen Tendenz nach einem verjüngten Zeit-

Digitized by Google

alter unter den alten Männern Anhalt und Ermunterung genug. Gerade in diese Jugend setzten die älteren Männer ihr hauptsächliches Vertrauen; mit ihr sollte ein Geschlecht aufblühen, das durch einen früh und tief gepflanzten, wohlgenährten Freiheitssinn, durch Ernst und Thatkraft eine Wiedergeburt des Bürgerlebens mit sich brächte, wodurch das Alte verdrängt und Neues mit Leichtigkeit aufgebaut werden könnte.

Welche extravagante Ideen in dieser Jugend hiehin und dahin aufgeschossen sein mögen, in wie vielen Formen sich das Streben geäußert, in wie vielen einzelnen Verbindungen gestaltet haben möge, wäre, wenn wir es auch wirklich könnten, nicht der Mühe werth anzuführen. Daß eine solche Tendenz da war, dafür bürgen manche Schriften, manche Handlungen und manches Resultat aus den darüber geführten Untersuchungen. Wer nach dem Allen diese Erscheinung noch leugnet, Alles für ein Hirngespinnst erklärt, spricht nicht redlich oder hat sich von Solchen, die nicht redlich sind, die Meinung aufdringen lassen.

Zwei Extravaganzen schlugen zuerst Lärm in Deutschland und Europa: das Studentenfest auf der Wartburg 1817 und Kotzebue's Ermordung 1819. In beiden sprach sich das nämliche Gefühl aus — ein leidenschaftlicher Haß gegen Diejenigen, die anders dachten, die Uebeldenkenden der Puritaner zu Cromwell's Zeiten, jetzt die Philiströsen genannt. Diese Herrschsucht und Gewaltsamkeit kam hier etwas zu früh; die Puritaner und Jakobiner haben sich nicht gleich von vorn herein so unbändig gezeigt, sondern erst nach und nach, wie sie schon das Heft in Händen hatten; aber die deutsche Jugend verstand sich auf diese Dinge zu wenig und fiel mit der Thüre in's Haus.

Nun fingen die Regierungen an, gegen diese Jugend eine feindselige Stellung einzunehmen, und es entstanden inquisitorische Untersuchungen, bei welchen sie auf manches Gewebe von Burschenschaften und geheimen Verbindungen stießen.

Die süddeutschen Regierungen haben sich beeilt, an ihr Verfassungswerk zu gehen; aber es wollte nicht so schnell und in solcher Richtung sich bewegen, wie die Jugend wünschte; in Württemberg schien es sich ganz zu zerschlagen; Hessen, Hannover und die anderen

Digitized by Google

norddeutſchen Staaten ſchienen noch nicht daran zu denken. Aller Augen waren nun auf Preußen gerichtet. Als im Jahre 1815 und 1816 noch nichts geſchehen war, fing man an, ſich ſehr zu verwundern; man ſah, daß der König einen Widerwillen und der Fürſt Hardenberg eine Scheu hatte, an die Erfüllung des Verſprechens zu gehen. Beides war ſehr natürlich, aber die deutſche Jugend und ihre Anführer unter den Gelehrten fanden es doch unerhört, ſahen es wie ein Verbrechen gegen das Volk an, dem ſie ohne Weiteres ihre Gefühle liehen. So wuchs die Zahl der mit Preußen Unzufriedenen in Deutſchland und in Preußen ſelbſt; die geheimen Verbindungen für unbeſtimmte Zwecke, für ein beſſeres politiſches Daſein verſtärkten ſich nun gerade in Preußen. Der größere Staat, die freiſinnige Adminiſtration, die Leichtigkeit für Fremde, hier ein Unterkommen zu finden, die Anweſenheit vieler Gelehrten und Philoſophen — hatten Preußen in Deutſchland vorzugsweiſe zum Tummelplatze dieſer Umtriebe gemacht.

Fragt man ſich nun: was gab es denn außer den entfernteren illuſoriſchen Ideen von politiſcher Einheit Deutſchlands und einer deutſchen Republik, was gab es denn in den deutſchen Staaten ſelbſt ſo Verdammliches oder Beſchwerliches, wogegen zunächſt die deutſchen Reformatoren ſich aufzulehnen und zu verbinden gedrungen waren? Gab es irgend einen deutſchen Staat, der ſich gerade in dieſer Zeit durch Mißbräuche in der Adminiſtration ausgezeichnet hätte? Iſt irgendwo eine himmelſchreiende Ungerechtigkeit zur Sprache gekommen? Schwelgen die Fürſten in Luxus und zertreten ihre Jagden die Felder der Unterthanen? Bekriegen ſie ſich aus übermüthigem Ehrgeize? Wird Kunſt und Gelehrſamkeit überall zurückgeſtoßen und brodlos gelaſſen? Werden irgendwo die Leute tyranniſirt, guillotinirt, mitraillirt, füſilirt, exportirt oder beſtilirt? Nein, von allem dem erzählen weder die Zeitungen etwas noch die Journale. Es iſt unausſprechlich ſchwer zu ſagen, was nun eigentlich ſo Haſſenswürdiges an der Zeit und den Regierungen ſein ſoll, was eigentlich der Gegenſtand dieſer Wuth iſt.

Tendenzen, Grundſätze, Anſichten, Abſichten, Wünſche, Rechte, Pflichten, Willkür, Unterdrückung — um dieſe abſtracten Begriffe ohne irgend eine Subſtanziirung derſelben dreht ſich das ganze Weſen.

Digitized by Google

Zwei andere Begriffe, welche die in der Welt am meiſten mißbrauchten ſind, die Zeit und das Volk kommen noch hinzu und bilden den Kern, um welche ſich die übrigen wie Kryſtallnadeln anlegen, und ſo wird denn ein Gallimathias von Anſchuldigungen gedreht, der darum, weil er mit geiſtreichen Bildern und Bezeichnungen durchwebt iſt, nicht weniger Gallimathias bleibt.

Um den beſten Repräſentanten dieſes ganzen Unweſens kennen zu lernen, leſe man die zur Zeit ihres Erſcheinens verbotene Schrift des geiſtreichen, aber von demokratiſcher Herrſchſucht leidenſchaftlich zerfreſſenen Görres: „Deutſchland und die Revolution“.

Das Buch ſoll eine große Anklageacte der deutſchen Regierungen ſein; es ſchwebt aber ewig in allgemeinen Declamationen, Bildern, Gleichniſſen und Alluſionen, Zuſammenſtellungen und was der Rednerei mehr iſt. Nur zwei Gegenſtände ſind beſtimmt genannt: der erſte iſt die Nichtvereinigung Deutſchlands zu einem neuem Kaiſerreiche, der andere die ſtehenden Heere. Beide geben von dem geſunden Menſchenverſtande des Verfaſſers keinen ſonderlichen Begriff.

Dieſer Görres wäre recht gemacht, um in einer Revolution eine Rolle zu ſpielen. Ein Vergniaud oder Danton würde er mit einer Stentor-Stimme und vulkaniſchen Beredſamkeit die Menſchen ſo lange zum Aeußerſten fortreißen, bis ihn der Strom ſelbſt mit fortführte und in den Abgrund ſchleuderte. Er iſt heftig, leidenſchaftlich, ſchneidend, herriſch, keck und entſchloſſen, dabei werkthätig.

In Koblenz geboren, war er in ſeiner Jugend ein leidenſchaftlicher Anhänger der franzöſiſchen Revolution und manches von ſeiner Feder aus jener Zeit iſt des unwürdigſten Sansculottismus würdig. Im Jahre 1797 reiſte er nach Paris, um durch die Vermittelung des Generals Hoche, den die Rheinländer beſonders liebgewonnen hatten, eine cisrhenaniſche Republik zu Stande zu bringen; Hoche aber ſtarb plötzlich und Görres reiſte nach Koblenz zu ſeinen Mandanten zurück, weil er ſah, daß die Miniſter des Directorii ſchon wieder ſeidene Strümpfe angelegt hatten — eine Aeußerung, die Görres dem Verfaſſer ſelbſt gemacht hat — und mit ſolchen Leuten nichts aufzuſtellen war.

Während der Bonapartiſchen Herrſchaft verhielt ſich Görres ganz ſtill, wie Alle, die nachher ſo laut geworden ſind; als aber die

Digitized by Google

franzöſiſche Macht gebrochen war, trat er in ſeinem Merkur begeiſternd für die deutſche Sache auf.

Aber freilich war, wie ſich nachher gezeigt hat, dieſe deutſche Sache ihm etwas Anderes als der bloße Ruhm der deutſchen Waffen und die Unabhängigkeit des Landes. Ihm ſchwebte ſchon das Bild einer Regeneration Deutſchlands vor, und wie dieſe ſich nicht in ſeinem Sinne erfüllte, fing er an, ein ſo zorniger Prophet zu werden, daß die Preußiſche Regierung, die ihm bis dahin mit Penſionen und guten Worten geſchmeichelt hatte, ihn endlich aufgeben und des Landes verweiſen mußte.

Was Görres eigentlich will, ſcheint er, nach ſeinen Schriften zu urtheilen, ſelbſt nicht klar zu wiſſen; denn bei aller Philoſophie und Geſchichte und Naturwiſſenſchaft, die in ſeinen Schriften walten, fehlt es doch an dem klaren Menſchenverſtande, an der ſchlichten, einfachen Wahrheit. Gewöhnlich ſtellt er ſich ſo hoch, daß er immer in allgemeinen Begriffen ſchwebt und nur mit der Fuß- und Fingerſpitze die concreten Fälle gewiſſermaßen antippt. Ob wir Deutſche uns je von dieſer unglücklichen Sucht nach den abſtracten Regionen heilen werden, ob wir je von den Franzoſen lernen werden, klar und beſtimmt über die Angelegenheiten des Staates und der Geſellſchaft zu denken, weiß der Himmel; aber der jetzige Augenblick verſpricht es nicht und wir ſitzen vermittelſt der naturphiloſophiſchen Tendenz tiefer als jemals in dieſem Uebel.

Was kann es für ein tüchtiges Schaffen in der praktiſchen Welt helfen, aus einer Idee einen dünnen Faden fortzuſpinnen, den ſelbſt von den Leſern nur der zehnte Theil mit eigenen Augen ſieht und verfolgt und der von der übrigen Staatsbürgerſchaft ewig ignorirt wird, an dieſen dünnen Faden, weil er nicht eine einzige Realität tragen kann, lauter Schaumblaſen von allgemeinen Begriffen ſich anhängen und auf dieſe nun ein in hundert Farben ſpielendes Licht der Beredſamkeit fallen zu laſſen?

In allen praktiſchen Dingen iſt es Bedürfniß, dicht bei der concreten Wahrheit zu bleiben, ſich und Anderen ſtets verſtändlich, aber nicht bloß verſtändlich, ſondern überzeugend, und nicht bloß überzeugend durch ſeine Schlüſſe, ſondern durch die Natur der Dinge, durch die Anſchauung. Das wirklich vorhandene Uebel ſoll man

Digitized by Google

mit ſeinem wirklichen Namen nennen und die nächſten Wege zur Abhülfe unterſuchen und, wenn man ſie gefunden, bezeichnen.

Da die meiſten Fehler und Unvollkommenheiten des Regierens in unſerer Zeit nicht von dem üblen Willen der Regierenden herrühren, ſondern von den natürlichen Schwierigkeiten, die mit den Dingen verknüpft ſind; ſo würde ſich einem ſolchen Tadel die natürliche und gerechte Vertheidigung von ſelbſt entgegenſtellen. Aber gerade das Gegentheil thut die Schule unſerer Gelehrten und thut dieſer Görres. Sie bleiben bei allgemeinen Beſchuldigungen ſtehen, die ſchon verſchwinden würden, wenn ſie nur genannt werden ſollten, aber dafür erſetzen ſie, was der Allgemeinheit an Kraft fehlt, durch jene Energie des Schimpfens und Fluchens, die von der gemeinſten Pöbel-Logik nicht verſchieden iſt, ob ſie gleich ſich vornehmer Begriffe und Worte bedient.

Ob Görres aber nicht am Ende bei ſich mehr Klarheit über das, was er will, hat, als er für gut findet zu zeigen, iſt noch dahingeſtellt, denn er iſt der Liſt nicht ganz unfähig und ſeiner Jugendgeſchichte ſowie ſeinem ganzen Habitus nach kann ihm nur eine ſtockdemokratiſche Form der Regierung und der Geſellſchaft zuſagen. Er hütet ſich freilich wohl, ſich ganz zu den Nivelleurs unſerer Zeit zu geſellen; er nimmt ab und zu irgend ein Verhältniß des Adels, der Geiſtlichkeit, des Feudalweſens, des Katholizismus in Schutz gegen ihre Gegenſätze, aber er thut es meiſtens ſo, daß er dem einen nimmt und dem anderen damit um die Ohren ſchlägt — er nimmt jene Dinge in Schutz, wenn er damit eine Contre-Oppoſition bilden kann. Eben ſo macht er es mit der Revolution. Er ruft den einen zu: Nehmt euch vor Revolutionen in Acht, ſie taugen nichts, und wendet ſich dann zu den anderen mit den Worten: Aber ihr treibt es ſo arg, daß ſie unvermeidlich werden. Zuletzt gibt er in einigen allgemeinen Zügen das Bild ſeiner Verfaſſung; da findet ſich ein König, ein ſtehendes Heer, Adel und Geiſtlichkeit, aber das demokratiſche Element iſt ihm nicht gegenübergeſtellt, ſondern eingeimpft und ſeine Kammer gleicht einem Topfe voll gährender Elemente.

In ſeinem Privatverhältniſſe iſt Görres rechtſchaffen, edel, uneigennützig; in ſeinem Leben von einer Einfachheit, die an den Sansculottismus

Digitized by Google

gränzt; aber wie wenig wollen dieſe Tugenden ſagen, ſobald ein Mann in den Strudel eines Revolutions-Lebens und Wirkens tritt. Wir haben es an den franzöſiſchen Girondiſten, ſelbſt an den Jacobinern geſehen. Die Majorität derſelben war ausgezeichnet durch Talent und Tugend im Privatleben, und doch wurden ſie in dem Durchbruche des revolutionären Stromes faſt eben ſo ſehr Dummköpfe als Böſewichter. Wie ſich die Moral von Görres zeigen würde, wenn ſeine politiſchen Leidenſchaften mit ihr in Conflict kämen, ſehen wir an dem Urtheile, welches er über Sand's That fällte.

Wir haben dieſes Mannes hier gedenken wollen, weil er doch im Grunde mehr als ein anderer den Chorus anführt, und das Anſehen von Schiedsrichterlichkeit, welches er ſich hin und wieder gibt, nur andeuten ſoll, daß er viel höher ſteht als die Truppen, welche er leitet.

Wir finden alſo im Jahre 1818 die deutſche akademiſche Jugend auf- und angeregt zu einer politiſchen Wiedergeburt. Sie weiß es ſelbſt nicht, was das ſein und heißen ſoll; auch die Profeſſoren, die es ihnen gelehrt haben, wiſſen es nicht, oder der eine weiß es ſo, der andere weiß es anders. Aber vor Allem iſt gelehrt und ausgemacht worden, daß die deutſchen Regierungen (unbeſchadet der Schlechtigkeit der anderen europäiſchen) verdorbene Rotten ſind, collective Böſewichter (denn die Perſon der einzelnen Fürſten dafür zu halten, wäre gar zu abgeſchmackt und würde ſich auf der Stelle in ſich ſelbſt beſtraft haben), die nur das Uebele wollen, das Gute aufhalten, die Zeit nicht verſtehen, das Volk nicht lieben — ferner iſt ausgemacht worden, daß unſere Zeit — die letzten Kriegsjahre und in dieſen vorzugsweiſe die Thaten der Lützow'ſchen wilden Jagd etwa ausgenommen — ein ſtehender fauler Sumpf, ein Pfuhl des Verderbens iſt — ferner, daß Deutſchland im Mittelalter ein ganz herrliches Ganzes gebildet habe, voll Glanz, Ruhm, Kraft und Tugend. Es muß alſo wieder anders werden in der Welt. Die Jugend muß für die Idee des Staates erzogen werden; ein derber Augsburger oder Nürnberger des Mittelalters ſoll der Typus ſein; einſtweilen kann man immer mit einigen Nuancen der Tracht, des Haarſchnitts, der Mienen, Geberden und Sprache den Anfang machen. Deutſchland muß ſeine Einheit wiedergewinnen; geht es nicht mit einem Kaiſer,

Digitized by Google

so als Republik. Um diese Wiedergeburt nach und nach herbeizuführen, muß die Jugend überall in großen und kleinen Verbindungen sich vereinigen, wozu das Burschenwesen und die Landsmannschaften der Universitäten das Vehikel geben. Diese Verbindung soll ein Band für das ganze Leben werden, so daß die Männer in ihren Aemtern und in ihrem bürgerlichen Wirken der Richtung folgen, zu der sie sich als Jünglinge verbunden haben. Setzt dann der Baum der deutschen Bevölkerung in jedem Universitätscyklus von drei Jahren einen neuen Ring an, so wird der Stamm in der Folge von dieser Gesinnung durchdrungen sein und die übrige Volksmasse, die ihm auf Gymnasien, Bürger- und Bauernschulen in die Hände fällt, wird dann leicht in dieser Richtung mit fortgezogen werden können.

Auf diesem Punkte finden wir die Sache im Jahre 1818. Auf dem Karlsbader Congreß hatte eine Berathung der Regierungen darüber stattgefunden und es war beschlossen worden, daß man diesem Wesen auf jede mögliche Weise steuern wollte.

Es fragt sich nun, was Deutschland, insbesondere aber der Preußische Staat davon zu befürchten und dabei zu thun hatte.

Eine große Revolution hatten wir in Deutschland und Preußen nicht zu befürchten, denn diese macht sich niemals aus kleinen Ursachen, und die großen waren, wie wir gesagt haben, theils nie vorhanden gewesen, theils hatte sich der Strom in Oeffnungen verlaufen, die man ihm freiwillig gemacht hatte. Namentlich war in Preußen unter der Administration des Fürsten Hardenberg unendlich viel zur Ausgleichung der Mißverhältnisse in den Rechten und Pflichten der einzelnen Classen geschehen.

Der Hauptzweck dieser Umtriebe, die politische Einheit Deutschlands, war ein zu illusorisches Ziel, man kann wohl sagen, kindisches Bestreben, daß davon unmöglich eine starke Einwirkung auf die Volksmasse zu fürchten war.

Es fehlte zwar in Preußen nicht an Gegenständen der Unzufriedenheit und die einen reelleren Grund hatten als die Umtriebe der Studenten, allein sie hatten theils gar keine, theils eine rückwirkende Beziehung zu diesen.

Der erste Gegenstand der Unzufriedenheit fand sich beim Adel. Nachdem dieser seit dem Jahre 1807 manchen Theil seines Besitzes

Digitized by Google

verloren hatte und die Staatseinrichtungen immer mehr die Tendenz der Gleichstellung in Rechten und Pflichten hielten, wobei nicht immer die besten Wege eingeschlagen wurden, und da nun im gelehrten Stande sich immer mehr eine demokratisirende Gesinnung äußerte, so entstand nach und nach ziemlich natürlich beim Adel eine Reaction in der Gesinnung, und zwar, wie das immer geschieht, nicht bloß um aufzuhalten, sondern um wo möglich zurückzuschrauben. Die vielen Anstrengungen der Kriegszeit hatten den Grundbesitzer sehr heruntergebracht; die neuen Einrichtungen der bäuerlichen Verhältnisse machten seine Bewirthschaftung viel kostbarer, und er fühlte sich also in einer sehr gedrängten Lage, woraus ganz natürlich Unzufriedenheit entsprang. Daß diese Unzufriedenheit aber den Plänen der Demagogen nicht zusagte, vielmehr ein Gegengewicht für sie war, ist klar.

Der andere Gegenstand der Unzufriedenheit war ein allgemeiner für Alle, die etwas Eigenes im Staate besaßen — es waren die sehr hohen Abgaben.

Die Kriegszeiten hatten 200 Millionen Schulden hervorgebracht, die jährlich 10 Millionen Zinsen erforderten; die Staatseinnahmen mußten also um ein ganzes Fünftheil hinaufgeschraubt werden. Aber der Fürst Hardenberg war auch kein guter Wirth. Er hatte ohne Noth und man kann wohl sagen leichtsinniger Weise die Gehalte der sämmtlichen Beamten merklich erhöht und die Administration, statt sie zu vereinfachen, noch mehr verwickelt und vertheuert. Die Kriegseinrichtungen erforderten auch einige Millionen mehr, weil eine Menge von Naturallieferungen aufgehoben waren und einige kleine Solderhöhungen stattgefunden hatten. So kam es, daß der Staat jetzt jährlich 50 Millionen erhob, da er sonst nur 36 Millionen erhoben hatte. Seine Bevölkerung betrug zwar fast eine Million mehr, aber sein Umfang hatte beträchtlich abgenommen.

Es entstand also auch von dieser Seite ein ungewohnter Druck, der natürlich zu Klagen führte. Aber keinem vernünftigen Menschen konnte es wohl einfallen, von den illusorischen Plänen der Demagogen in diesem reellen Uebel eine Abhülfe zu erwarten.

Ein dritter Gegenstand der Unzufriedenheit war die Stockung des Handels. Bei großen Territorial-Veränderungen tritt dergleichen immer ein; die Prohibitiv- und Sperrsysteme der Staaten verschließen

Digitized by Google

den abgetretenen Provinzen die Gränzen und bis dieſe ſich neue Canäle öffnen, entſtehen Stockungen, Reibungen, Hemmungen aller Art, die dann großes Lamentiren veranlaſſen, weil kein Stand ſo leicht und viel klagt wie der Kaufmann und Fabrikant.

Dies war bei uns beſonders mit den rheinländiſchen Provinzen der Fall, die ihren Abſatz nicht mehr nach Frankreich und den Niederlanden machen konnten und in dem entfernten preußiſchen Mutterſtaate nicht gleich Erſatz fanden. Aber viel beſorglicher und reeller war die Stockung des ſchleſiſchen Leinwandhandels, welche eintrat und wovon man die Gründe noch nicht hinlänglich eingeſehen hat. Der Provinz Schleſien wurde dadurch ein Umſchlag von 10 Millionen Thaler jährlich entzogen, wodurch alle Fabrikdiſtricte derſelben in Noth und Armuth geriethen. Man ſieht wohl ein, daß auch gegen dieſes Uebel die Pläne der deutſchen Jugend nicht viel helfen konnten, und wenn ſie ſich in der Idee eines freien Handelsverkehrs innerhalb Deutſchlands einigermaßen daran anknüpften, ſo lag doch das ſo entfernt und war ſo wenig eine Abhülfe des unmittelbaren Druckes, daß dieſer ſchwerlich in jenem Kanale einen Ausweg ſuchen konnte. Indeſſen iſt nicht zu leugnen, daß in den Rheinlanden hin und wieder dieſer Berührungspunkt der Gewerbtreibenden mit den Umtrieben ſtattfinden konnte, ſowie denn auch nicht zu leugnen iſt, daß dieſe dort der Volksmaſſe noch am nächſten ſtanden, und am meiſten von ihr begriffen wurden.

Unter den Unzufriedenheiten wollen wir nun noch derjenigen gedenken, welche den Rheinländern zugeſchrieben wurden. Die Rheinländer der Gegend von Mainz, Koblenz, Trier und Aachen (die von Köln und dem Niederrhein haben einen anderen Charakter) ſind ein wenig von der belgiſchen Art, regſam und unſtät. Von lebhaftem Blut, betriebſam, geſcheut, nehmen ſie gern Antheil an dem öffentlichen Leben, dünken ſich viel und ſind ſelten mit dem beſtehenden Zuſtande der Dinge zufrieden. Das Volk überhaupt und beſonders auf dem flachen Lande, hat doch viel Freundlichkeit, in den Städten ſind ſie etwas hämiſch.

Sie gehörten größtentheils den geiſtlichen Kurfürſten an, als die franzöſiſche Revolution ausbrach; da ſpitzten ſie gewaltig die Ohren, und als ſie in ihrer Blüthe ſtand, wenn man einen gewiſſen Zeit-

Digitized by Google

punkt ſo nennen will, und die deutſchen Waffen ſich ihr nicht gewachſen zeigten, da waren ſie ihr in der Stille des Herzens ergeben. Sie wurden von Deutſchland losgeriſſen, die geiſtlichen Kurfürſten verſchwanden von dem politiſchen Schauplatze und der reichsunmittelbare Adel wanderte größtentheils aus, um anderswo entſchädigt zu werden. Nun ſtrömte das franzöſiſche Revolutions-Prinzip mit ſeiner auflöſenden Kraft über ſie hin, und brachte in ihrem geſellſchaftlichen Zuſtande faſt noch größere Veränderungen hervor als in Frankreich ſelbſt; denn verhältnißmäßig war die Zahl der verkauften Domänen und Kloſtergüter ſehr viel größer; die des ausgewanderten Adels kamen hinzu und das Alles parzellirte ſich ſehr ſchnell, ſo daß ein ſehr zahlreicher, wohlhabender, freier Mittelſtand ſchnell aufblühte. Auf dieſe Weiſe war das Ding zu einer demokratiſchen Republik gar nicht übel zugerichtet, und an der Gränze einer großen und mächtigen ſchien eine ſolche kleinere unter ihrem Schutze recht bequem aufblühen zu können. Daß ſie Deutſche waren, dem deutſchen Verbande ferner angehören und die Franzoſen wie natürliche Feinde betrachten mußten, dieſe Anſicht war damals noch nicht Mode.

In der That wünſchten die Rheinländer mehr als Alles die Errichtung einer cisrhenaniſchen Republik und einige ihrer Rädelsführer, worunter, wie geſagt, Görres war, wollten im Jahre 1794 in Paris Schritte dazu thun. Obgleich dieſe Idee weniger illuſoriſch war wie die jetzige von einem deutſchen Kaiſerthume oder einer deutſchen Republik, ſo mußten ſie doch erfahren, daß ſich die Dinge in der Welt immer in der Richtung der überwiegenden Intereſſen bewegen. Das franzöſiſche Directorium, ſchon im Beſitze dieſer Eroberungen, wollte ſie nicht einer bloßen Idee aufopfern; ſie wurden im Luneviller Frieden dem großen franzöſiſchen Reiche einverleibt.

Nun entſtanden natürlich ſchon zwei Parteien Unzufriedener: die, welche den ehemaligen Fürſten und die, welche der Idee einer Republik anhingen. Die Zahl der Unzufriedenen mehrte ſich, je mehr Frankreich ſich zur abſoluten Monarchie zurückbildete und durch ſein Eroberungs-, ſein Conſcriptions-, ſein Douanen-Syſtem mehr auf dieſe als auf andere Gegenden drückte.

Digitized by Google

So waren ſie denn allerdings nicht gut franzöſiſch, als die deutſchen Waffen wieder an den Rhein kamen. Es wurde nun mit einem Male Mode, enthuſiaſtiſch deutſch zu ſein; zu welchem politiſchen Verhältniſſe das führen würde, dachte ſich Niemand deutlich; die Wortführer aber mochten, da mittlerweile das Mittelalter ſehr in die Mode gekommen war, ſo etwas von einem deutſchen Markgrafenthum träumen. Auch dieſer Traum wurde nicht erfüllt; ſie wurden größtentheils Preußiſch, zum Theil Bairiſch, Heſſiſch, ja Oldenburgiſch, Coburgiſch, Homburgiſch, denn dieſe drei letzten Fürſten erhielten kleine Entſchädigungs-Districte im ehemaligen Pfälziſchen. Nun war man empört über die Zerſtückelung, obgleich das Land zu deutſcher Zeit noch mehr zerſtückelt geweſen war. Die Zahl der Unzufriedenen vermehrte ſich nun auch noch durch eine neue Partei, nämlich die Bonapartiſten, deren unter den ehemals Angeſtellten doch eine ziemliche Zahl war.

Preußen fand alſo ſeine Rheinlande in lauter unzufriedene Parteien getheilt. Indeſſen muß man dies doch nicht allzu ernſthaft nehmen. Alle dieſe Parteien hatten mancherlei daran auszuſetzen, daß ſie Preußiſch werden ſollten; jede fand, daß die Regierung, der ſie im Herzen anhing, große Vorzüge vor dem Preußiſchen Weſen haben würde, ſo weit dies bekannt war, und bekannt war es hier nicht von der vortheilhafteſten Seite; aber gleich beim Anfange und von vorne herein hatte man doch keinen Grund zu Beſchwerden und die Kritik der Parteien war alſo nur ein leichter Schaum. Nun kam die Preußiſche Regierung mit den ſchönſten Verſprechungen, überhäufte das Volk mit Schmeicheleien, ging mit einer Behutſamkeit und Zartheit zu Werke, die faſt an Blödigkeit und Furcht gränzten; ſicherte ihnen ihre Rechtsverfaſſung, worauf ſie vor Allem einen großen Werth legten, ließ vier Jahre 1814, 15, 16 und 17 hinſtreichen, ehe ſie an die Stelle der aufgehobenen droits réunis eine andere indirecte Steuer ſetzte, ſo daß die Rheinländer in dieſen vier Jahren notoriſch nicht $^2/_3$ der Abgaben gezahlt haben, die ſie früher zahlten und jetzt nach dem Maßſtabe der anderen Preußiſchen Provinzen hätten zahlen ſollen. Dazu kam, daß die Feſtungsbauten von Koblenz, Ehrenbreitſtein, Köln und Jülich beträchtliche Summen unter die Leute brachten; daß Frankreich im letzten Pariſer Frieden

Digitized by Google

gezwungen worden war, seine gegen die abgetretenen Unterthanen bestehenden Geldverpflichtungen durch beträchtliche Vergleichssummen abzukaufen, die jetzt in die Kassen der Gemeinden und Privaten flossen. Alle diese Umstände machten, daß die Rheinländer sich in den ersten Jahren unserer Herrschaft eigentlich ungemein wohl und behaglich fühlten.

Nur ein bedeutender Gegenstand wirklicher Beschwerde war vorhanden und wurde gefühlt; es war das Preußische durch unvernünftige Einrichtung höchst lästige Einquartierungswesen. Während des Krieges und zwischen den beiden Feldzügen von 14 und 15 hatten diese Gegenden zahlreiche Truppen zu behausen und zu ernähren gehabt. Wie ungeheuer dies auf den Einzelnen drückt, ist eine bekannte Sache. Jetzt nach dem Frieden behielten wir etwa 30,000 Mann in den Rheinprovinzen und ebensoviel standen bei der Armee in Frankreich. Jene 30,000 lagen bei dem Mangel an Kasernen beim Bürger und Bauern, und da man sie schon als halbe Friedensgarnisonen betrachtete, meistens sehr eng in einzelnen Städten zusammengehäuft. Die Bezahlung des Preußischen Soldaten ist von der Art, daß er ohne Kasernen-Einrichtung verhungern müßte, wenn ihn nicht der Wirth größtentheils ernährte; der Druck auf die Einwohner war also über die Gebühr groß. Von den ganzen 60,000 M. aber zog nach unserer neuen Kriegseinrichtung jährlich fast $^1/_3$ in die Heimat und ein anderes Drittheil kam, jenes zu ersetzen. Es war also ein beständiges Hin- und Herziehen sehr beträchtlicher Truppenmassen und zwar auf ein paar Etappenstraßen, die meistens noch in sehr armen Gegenden lagen. Die Vergütigung, welche der Staat für die marschirenden Truppen leistete, bestand in 2 Groschen pro Kopf, d. h. kaum in einem Drittheil der baaren Unkosten, welche der Wirth von jedem Manne der Einquartierung haben mochte, denn wo sie abgekauft wurde, betrug die Vergütigung gewöhnlich $1^1/_2$ Franken.

Als der General Boyen, welcher Kriegsminister war, im Jahre 1817 in die Rheinprovinzen kam, schlug ihm der Verfasser, dem als Chef des Generalstabes dieser Gegenstand besonders nahe lag, vor, hierin eine Hauptveränderung zu treffen, indem er ihm vorstellte, daß dies der einzige Gegenstand einer gegründeten Beschwerde sei,

Digitized by Google

den die Rheinländer hätten, und daß er gemacht sei, namentlich unsere Kriegsverfassung ihnen verhaßt zu machen. General Boyen fragte, wie man das könnte; der Verfasser antwortete: „durch eine vollgültige Geldentschädigung.“ „Dazu ist der Staat nicht reich genug“ war die Antwort. Der Staat, das sollte heißen der Geldfonds, über welchen das Kriegsministerium zu verfügen hat, denn sonst wäre es Unsinn gewesen. Was dem kleinen Landstriche, auf welchen unglücklicher Weise die Last der Einquartierung fällt, möglich ist, das muß natürlich dem Ganzen noch möglicher sein, und wenn alle Schultern tragen, so ist jede Last am wenigsten fühlbar. Die alten Provinzen hatten so viel geleistet und gelitten, daß, wenn jetzt die Rheinlande besonders angestrengt wurden, darin keine Ungerechtigkeit lag; aber diese Last, welche ihnen aufgelegt werden mußte, konnte doch auf Alle vertheilt werden. Nun hatte aber ein Kriegsminister natürlich nicht die Macht, eine Abgabe über das ganze Land zu vertheilen und er konnte, wenn er die Wege einleitete, die Entschädigungen baar und vollständig zu leisten, immer nicht vermeiden, daß sie auf seinen Etat kamen, und davor haben alle Minister einen Abscheu. Kurz, die Sache blieb, wie sie war.

Ein anderer hierher gehöriger Gegenstand war das Service-Wesen.

In der Friedenszeit wurde in Preußen für jeden Soldaten 12 Gr. monatlich an Einquartierungsgeld vergütigt. Diese 12 Gr. erhielt der Wirth oder sie wurden auf die Unterhaltung der Kasernen und ihrer Geräthe verwendet, wenn die Truppe in der Kaserne lag. Ferner erhielt der Offizier eine monatliche Quartier-Vergütigung. Die Gelder zu dieser Ausgabe wurden aber in der Gemeinde selbst aufgebracht, also in der Stadt, in welcher die Truppe lag; der Staat entschädigte dafür nicht, weil man eine solche Einquartierung, durch welche jährlich beträchtliche Summen in der kleinen Gemeinde in Umlauf kamen, für eine hinreichende Entschädigung ansah. Zu jener Zeit, wo durchaus von keiner andern Leistung des Bürgers gegen den Soldaten die Rede war als Obdach, ein schlechtes Bett, ein Platz am Feuerheerde und das erforderliche Salz, wo der Offizier ein sehr mäßiges fest bestimmtes Quartiergeld erhielt und wo die Quartierstände verhältnißmäßig sehr klein waren, mochte der Grundsatz auch gelten. Dieses System nun wurde höchst unvernünftiger Weise auch in den Rheinischen

Digitized by Google

Provinzen eingeführt. Da die Gemeinen meiſtens beim Bürger einquartiert waren und von ihm ernährt wurden und wir von dieſer Laſt ſchon geſprochen haben, ſo wollen wir davon abſtrahiren; allein die Offiziere wurden nach und nach von dem Natural-Quartier auf Geldentſchädigung geſetzt. Nun war im Jahre 1810 ein neues Service-Reglement gegeben und in demſelben die Berechtigung des Offiziers nach den Abſtufungen ſeines Grades beſtimmt worden. Dieſe Berechtigungen waren beſcheiden oder vielmehr ſpartaniſch genug eingerichtet, allein es war geſagt, daß, wenn die gewöhnlichen Service-Sätze nicht hinreichend wären, ein ſolches Quartier zu beſchaffen, der Offizier berechtigt ſein ſollte, Natural-Quartier zu fordern. Da nun dieſe Sätze notoriſch zu gering waren für den Zweck, ſo folgte, daß ſich die Gemeinden zu Zuſchüſſen verſtehen mußten, wenn ſie ſich vor dem Natural-Quartier ſichern wollten. Dieſe Zuſchüſſe nun mußten am Rhein ſo hoch getrieben werden, daß ſie oft das Dreifache des urſprünglichen Satzes betrugen, ſo daß daraus für Städte wie Koblenz und Trier, die 6 bis 8000 Mann Beſatzung hatten, eine ſehr beträchtliche Ausgabe entſprang, die halb und halb das Anſehen willkürlicher Bedrückung hatte. Dieſer Gegenſtand ſchloß ſich dem übrigen Einquartierungsweſen eng an und vermehrte die Unzufriedenheit mit demſelben.

Dagegen war dem Rheinländer eine unſerer anderen wichtigſten Kriegseinrichtungen, die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienſte und die Landwehr, nicht unangenehm. Theils hatten ſie die erſtere bei den Franzoſen unter ſchlimmeren Umſtänden gekannt, wo nehmlich die ausgehobene junge Mannſchaft immer auf irgend ein eröffnetes Kriegstheater hingeſchleppt wurde; theils glaubten ſie in dieſen Einrichtungen etwas Volksthümliches zu finden, was ihrem Weſen entſprach; ſie fanden darum in jenen Gegenden eine ungleich beſſere Aufnahme als in den alten Provinzen.

Die Beamten, welche die Regierung an den Rhein geſchickt hatte, konnten zwar nicht ganz das Vertrauen der Einwohner gewinnen, weil dieſe am liebſten lauter Rheinländer gehabt hätten und ſich dabei etwas vor dem alten Preußiſchen Dünkel fürchteten, ohne welchen es denn auch nicht ganz abging. Indeſſen war, was die reelle und wichtige Seite des Menſchen betrifft, die Wahl mit wahrer

Digitized by Google

Sorgfalt geſchehen und keineswegs wie ehemals in Warſchau, ſo daß Behauptungen der Art, welche ſich auch Görres hat zu ſchulden kommen laſſen, wahre Verleumdungen ſind. Alle höheren Beamten, welche der Verfaſſer bis zum Jahre 1818 am Rhein gekannt hat, waren Leute von ausgezeichneter Rechtſchaffenheit, auf deren Rufe kein Flecken war, und die meiſten unter ihnen waren auch in eben dem Maße tüchtig. Auch von den geringeren Beamten iſt dem Verfaſſer in den vier Jahren, die er am Rhein war, kein einziges Beiſpiel bekannt geworden, daß ſich einer durch Schlechtigkeit bemerklich gemacht hätte.

Die Rheinländer hatten alſo bis im Jahre 1818 ſo wenig Urſache zu klagen, daß ſie vielmehr der Preußiſchen Regierung fünf Jahre der freundlichſten und gelindeſten Adminiſtration verdankten. Auch hat der Verfaſſer bei ſeinen vielen Reiſen durch's Land bei der Volksmaſſe überall eine ſehr günſtige und zufriedene Stimmung wahrgenommen. Was alſo an Unzufriedenheit in der Provinz war oder ſich in den Zeitungen ſo ausnahm, war die Krittelei von einer hauptſächlich in den Städten lebenden Partei von ehemaligen Beamten, Halb- und Ganz-Gelehrten, Fabrikanten, Handelsleuten u. ſ. w., in welchen theils Intereſſe, hauptſächlich aber unruhige Eitelkeit und Klügelei ſich regten.

Die übertriebene, faſt an Furcht und Heuchelei gränzende Schmeichelei des Volkes, wozu viele Beamte ſich aus Mangel an Takt fortreißen ließen, und worin ſelbſt der Fürſt Hardenberg aus Schwäche einging, war hierin von nachtheiligen Folgen; ſie machte die Wortführer immer dreiſter, riß ſogar altpreußiſche Beamte mit in falſche Anſichten fort und machte, daß der große Haufe trotz ſeiner Zufriedenheit doch dieſem kleinen Kriege, welcher der Regierung gemacht wurde, nicht ohne Vergnügen zuſah. Sie zeigte, daß die Regierung keinen feſten Plan und ſicheren Gang hatte, und brachte ſie um einen Theil der nöthigen Achtung. Ein anderer großer Umſtand trug auch noch dazu bei.

Im Jahre 1816 war bekanntlich im ganzen ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland ein gänzlicher Mißwachs, woraus im Jahre 1817 eine wahre Hungersnoth entſtand, ſoweit dieſe noch in den Culturzuſtänden, in welchen wir uns befinden, möglich iſt. Die Rheinlande,

Digitized by Google

welche sehr bevölkert sind, waren besonders von ihr ergriffen. Nun zeigte sich die Regierung zwar im höchsten Grade theilnehmend und bereitwillig; der König bestimmte eine außerordentliche Unterstützung von 2 Millionen Thaler und sandte im Frühjahre 1817 den Minister Klewitz dahin, um an Ort und Stelle die zweckmäßigsten Maßregeln zur Verwendung dieser Summe zu erforschen; allein das Ministerium in Berlin benahm sich so unerhört leichtsinnig und verkehrt, daß von allen guten Entschlüssen keiner in Wirksamkeit trat und die Rheinländer ihre Hungersnoth mit sich selbst abmachen mußten. Es ist fast keinem Zweifel unterworfen, daß die in den Ostseehäfen gekauften Kornladungen von den Lieferanten in Holland an die Würtembergische Regierung und andere um höhere Preise losgeschlagen worden sind. Weder der Fürst Hardenberg noch das Preußische Handelsministerium, dem der Graf Bülow vorstand, haben diese Sache je in's klare Licht gestellt, der erstere aus Schwäche und Rücksicht für seinen Neffen, der Graf Bülow, um seinen Fehler oder was sonst noch zu verbergen.

Die Unterstützung, welche die Rheinländer erhielten, war also höchst unbedeutend, und da die Ortsbehörden theils im Vertrauen auf die getroffenen Maßregeln des Ministeriums, theils aus Ehrfurcht für einen theoretischen Grundsatz keine Sperre angeordnet hatten, während die meisten Nachbarn sperrten, so war der Mangel in den Preußischen Provinzen fühlbarer als irgendwo.

Der Verfasser, welcher im Frühjahr 1817 durch die Eifelgegenden eine Reise zu Pferde machte, wo er meist in Dörfern und kleinen Städten übernachtete, hatte oft den herzzerreißendsten Anblick dieses Elends, weil diese Gegenden zu den ärmsten des Landes gehören. Verfallene Gestalten, Menschen kaum ähnlich, sah er in den Feldern umherschleichen, um aus den nicht geernteten, unreif gebliebenen und nun schon halb verfaulten Kartoffeln sich noch Nahrung zu suchen.

Der Verfasser hat sich bei dieser Gelegenheit überzeugt, daß die außerordentlichen Mittel, welche eine Regierung in solchen Fällen braucht, nicht so ungemessen sind, wie man sich beim ersten Anblicke vorstellen sollte, und daß mit mäßigen Summen, wenn sie ganz zweckmäßig verwendet werden, ungemein viel, ja Alles zu leisten, nehmlich dem Elende da zu steuern ist, wo es zum absoluten Unter-

Digitized by Google

gange führt. Bei unſerem Culturzuſtande iſt nehmlich der Mangel immer nur bei der letzten Claſſe, bei der, welche gar kein Eigenthum beſitzt und von einem dürftigen Tagelohne lebt, bis auf dieſen Punkt fühlbar. Alle übrigen helfen ſich auf die eine oder andere Weiſe von ſelbſt. Es kommt alſo nur darauf an, den einzelnen Gemeinden ſolche Aushülfe zuzuwenden, daß ſie der ärmſten Claſſe das Brod zu dem gewöhnlichen Preiſe oder darunter laſſen können. Dazu müſſen Ankäufe in der Ferne gemacht, aber es müſſen auch baare Summen überwieſen werden; denn oft iſt die Aushülfe in der Nähe ſchneller und ſelbſt wohlfeiler zu beſchaffen. Die Regierungen und andere Ortsbehörden, hauptſächlich die Vorſtände der einzelnen Gemeinden, müſſen die Vertheilung und andere letzten Maßregeln in Händen haben; aber die Regierung muß ein paar tüchtige Männer als Commiſſarien in die Provinz ſenden mit gehörigen Vollmachten, um an Ort und Stelle verfügen zu können und den in dieſem Falle ſo verderblichen Zeitverluſt der Schreiberei zu verhindern, auch um Furcht einzuflößen und möglichen Mißbräuchen vorzubeugen.

Wenn man ein ſolches Elend einmal von Angeſicht zu Angeſicht geſehen hat, ſo fühlt man ſich für ſein ganzes Leben von dem Pflichtgefühle durchdrungen, welches die Regierung in Landesplagen der Art haben und wonach ſie handeln ſollte, und darum hat der Verfaſſer nie anders als mit Bitterkeit und empörtem Herzen an die Gewiſſenloſigkeit denken können, mit welcher die Preußiſche Regierung dieſe Angelegenheit hat fallen laſſen.

Nach dieſer Abſchweifung wenden wir uns unſerem Gegenſtande wieder zu.

Wenn dieſer große Schnitzer der Preußiſchen Regierung den Rheinländern die Meinung gab, daß die Regierung ſchwach und ohne Nerv und Strenge ſei, ſo mußte doch auch die große Bereitwilligkeit und gute Abſicht ihnen die Ueberzeugung von einer großen Gutmüthigkeit derſelben geben, und da man, wie in allen Fällen vorübergehender Uebel, bald vergaß, wie ſehr man gelitten hatte, ſo trug das Ganze eben nicht bei, der Regierung bei den Rheinländern zu ſchaden.

Nachdem wir alſo geſehen haben, daß die Gegenſtände des Mißvergnügens, welche in Preußen um die Zeit vorhanden waren, als die Umtriebe ihren Culminationspunkt erreichten, nicht von der Art

Digitized by Google

waren, mit dieſen Umtrieben einen natürlichen Zuſammenhang zu haben und ihnen etwas von ihrem wirklichen Gewichte zu leihen; nachdem wir früher ſchon gezeigt haben, daß die Kräfte, welche die franzöſiſche Revolution in Bewegung geſetzt hatte, in Deutſchland und Preußen nicht erregt werden konnten, ſo kommen wir zu der Frage, was die Preußiſche Regierung bei den Umtrieben thun ſollte.

Eine ernſthafte Seite hatte dieſer Drang nach einem neuen Zuſtande in einer gewiſſen Claſſe dennoch; es war nehmlich die, daß, wenn die Sache ihren ungeſtörten Fortgang hatte, ſämmtliche Unterrichtsanſtalten davon angeſteckt werden mußten, und dann mußte in den aufwachſenden Generationen eine verkehrte, krankhafte Richtung auf geraume Zeit und in einer bedeutenden Maſſe der ſämmtlichen Einwohner eine Zeitlang Platz greifen, bis ſie durch ſich ſelbſt zum entgegengeſetzten Zuſtande geführt und ſo ihre eigene Heilung bewirkt haben würde. Darüber konnte, wie geſagt, eine geraume Zeit hingehen und in dieſer Zeit manche Verkehrtheit dem Staatsleben nachtheilig, auch wohl gefährlich werden. Wenn man bedenkt, daß die ſämmtliche Beamtenwelt und ein großer Theil der ſtädtiſchen Gewerbsleute eine ſolche Erziehung bekommen, daß der Schulunterricht auf eine geraume Zeit ihres Lebens ein Uebergewicht über den Unterricht behält, welchen das Leben ſelbſt und die freie Entwickelung des Verſtandes mit ſich bringt; ſo wird man begreifen, daß beſonders in Preußen, wo die Zahl der Studirenden und der Staatsbeamten ſo groß iſt, die falſche Richtung des Unterrichts einen ſehr anſehnlichen Theil des Volkes treffen und verdrehen mußte. Aber ſelbſt in der niedrigſten Schule kann ein dummes Kalb von Schulmeiſter mit ein paar auf dem Gymnaſium oder Seminarium erlernten politiſchen Maximen den Menſchen die Köpfe verdrehen, und wenn dies auch, zumal beim kritiſchen, bedenklichen Norddeutſchen keine tiefe Wurzel ſchlagen wird, ſo kann es doch augenblickliche Richtungen in der Hauptmaſſe erzeugen, die, wenn ſie mit anderen Umſtänden zuſammentreffen, Kriſen hervorbringen können. Daß einzelne Völker ſolche Paroxysmen gehabt haben, wiſſen wir aus der Geſchichte.

Es mußte alſo ein ſehr ernſthafter und der Hauptgegenſtand der Regierung ſein, dieſen nachhaltigen Folgen der Umtriebe vorzubeugen. Wir wollen davon weiter unten mehr ſagen.

Digitized by Google

Dagegen mußte für den gegenwärtigen Augenblick, wenn die Regierung bei sich selbst gehörig zu Rathe ging und die Sache klar durchdachte, alles bisher Erwähnte ihr ein großes Gefühl von Sicherheit geben. Aber freilich waren die ungesetzlichen ordnungswidrigen An- und Absichten der jungen Leute und ihrer Anreger so klar am Tage, daß es nichts als eine ganz natürliche Vorsicht und Klugheit war, wenn man die kleinen Uebel in der Wurzel erstickte.

Dieses Unterdrücken des Anfangs war eines der Mittel, um den Einfluß auf die künftige Generation zu verhindern. Jetzt war das Uebel klein und unbedeutend; wenn man es gehen ließ, so mußte es wachsen; konnte es niemals zu dem Ziele führen, welches die Leute sich setzten, so konnte es doch schädlich werden, und je mehr Umfang es gewonnen hatte, um so schwieriger war das Niederschlagen. Ohnehin war es selbst gegen die Würde der Regierung und schadete der Achtung, in welcher sie sich erhalten mußte, sich so offenbar foppen zu lassen. Sie war es also sich und ihrer künftigen Wirksamkeit schuldig, einzugreifen und würde vor dem Volke selbst verantwortlich gewesen sein, wenn sie es nicht gethan hätte.

So urtheilten freilich nicht die Gelehrten, die in diesem Bestreben der Jugend nur eine edle Gemüths-Aeußerung sahen, und selbst dann, wenn es an sich thöricht und fehlerhaft wäre, in ihm doch für das Allgemeine nur eine wohlthätige Kraftäußerung fanden und die es für einen wahren Obscurantismus hielten, diese jungen Leute nicht mit ihren Ideen spielen zu lassen; die vernünftigsten und billigsten Leute ließen sich durch solches Geschwätz zu einer falschen Ansicht und unzeitigen Entrüstung gegen die Regierung verführen, und es gab fast nur solche Billiger der Maßregeln, welche es aus leidenschaftlicher Reaction waren; derjenigen, welche sich aus vernünftigen Gründen deutlich bewußt wurden, was eine Regierung in solchen Fällen leiden kann und nicht nur was sie für Pflichten hat, gab es äußerst wenige.

Die Sache kam auf dem Karlsbader Congreß zwischen den Regierungen zuerst zur Sprache. Die Oesterreicher, die seit Joseph's Zeiten gern die Stockmeister des menschlichen Geistes geworden wären, und jetzt in ihrem Fürsten Metternich einen Wortführer hatten, der ohne große Fähigkeiten nur in einem entschiedenen frischen Aristo-

Digitized by Google

kratismus die Mittel fand, Schwierigkeiten der Art zu überwinden, trugen die Sache so vor, als ob alle bestehenden Regierungen schon jetzt durch dieselbe bedroht würden, und beschuldigten namentlich Preußen, der rechte Sitz der revolutionären Umtriebe und in mancher seiner neuen Einrichtungen ein wahrer Schirm derselben zu sein.

Wegen des ersteren hatten sie nicht ganz Unrecht, weil allerdings in dem Augenblicke bei uns diese Sachen mehr getrieben wurden als anderswo; das letztere ging auf unsere Kriegseinrichtung, die ihnen zu demokratisch war. Sie glaubten, in unserem Heere herrsche ein gefährlicher Geist der Selbstständigkeit, und unsere Landwehr sei ein in Revolutionszeiten äußerst gefährliches Institut.

Die Meinung über den Geist unseres Heeres war hauptsächlich veranlaßt worden durch den Widerstand des alten Blücher und seines Hauptquartieres gegen die verderblichen Pläne, die im Jahre 1814 im großen Hauptquartiere und bei den Diplomaten vorwalteten. Damals hatte sich Blücher oft sehr kräftig gegen die Erbärmlichkeit einer gewissen Partei geäußert, die insofern wohl die Oesterreichische genannt werden kann, als der Fürst Metternich an der Spitze stand und ein halbes Dutzend Männer aus dem Oesterreichischen Generalstabe die Hauptcoryphäen derselben waren. Die Unterhandlungen mit Bonaparte bis auf den letzten Augenblick nicht ausgehen zu lassen, die Armee in Unthätigkeit hinzuhalten, bei dem entferntesten Anlaß das Reißaus zu nehmen, bei allem dem, wo möglich, für Oesterreich im Trüben zu fischen, das war ungefähr der Charakter dieser Partei. Wenn der alte Blücher sie auf gut soldatisch tüchtig ausschimpfte, wenn er mit seiner Armee immer sein eigenes Kriegstheater suchte, um nicht die Unthätigkeit und Schande der Hauptarmee zu theilen; wenn er den 23. Februar 1814 darauf bestand, für sich auf Paris zu marschiren, in dem Augenblicke, wo Fürst Schwarzenberg von Metternich's Beredsamkeit vermocht worden war, einen allgemeinen Rückzug anzuordnen, so glaubten die Oesterreicher darin nicht bloß den alten Husaren, sondern den Preußischen Generalstab zu sehen, der, von striktem Gehorsam entwöhnt, sich zu einer unabhängigen Handlungsweise erhoben hatte. Ganz Unrecht hatten sie auch hierin nicht, nur daß, was sie für eine Neigung zum Ungehorsam und für ein fehlerhaftes Bestreben nach Unabhängigkeit

Digitized by Google

hielten, nichts war als das Gefühl für National-Ehre und National-Wohlfahrt. Hätte ſich der König von Preußen bei ſeiner Armee befunden, ſo würde ſich die Sache anders ausgenommen haben. So aber ſah es aus, als theile der König die Anſichten der Oeſterreicher, was doch, wie ſich bald darauf gezeigt hat, keineswegs der Fall war. Am 26. Februar verhinderte der König den weiteren Rückzug der Hauptarmee, und vier Wochen ſpäter entſchied er mit dem Kaiſer von Rußland gemeinſchaftlich, daß man nicht nach Langres und an den Rhein, ſondern auf Paris marſchiren müßte, und das Alles gegen den Glauben, die Einſicht und die Wünſche des Fürſten Metternich. Aber dadurch kam dieſer natürlich nicht von der Idee zurück, daß das Preußiſche Armee-Commando eine Puiſſance, ein Staat im Staate ſei.

Ein anderer Umſtand hat dieſe Meinung in Wien ſehr geſteigert. Während des Congreſſes, als der Streit ausgemacht wurde, ob Preußen Sachſen bekommen ſollte oder nicht, und der Fürſt Metternich hiebei die kleinliche Politik entwickelte, die dann die Oberhand behalten hat, erhielt dieſer eines Tages ein Schreiben vom Preußiſchen General, worin dieſer, entrüſtet über dieſe Politik und über die Schwierigkeiten, welche Preußens Vergrößerung entgegengeſtellt wurden, dem Fürſten bittere Vorwürfe machte und ihm drohte, daß die Preußiſche Armee ſich es niemals gefallen laſſen würde, wenn man dem Staate den von ihr wohlverdienten Lohn vorenthalten wollte.

Digitized by Google

XV.

Die zwölfjährige Lebensperiode in Berlin (1818—1830). — Anderweitige amtliche Verwendung Clauſewitz's neben der Direction der Kriegsſchule. — Seine Stellung an dieſer Anſtalt. — Aeußerung des Generals von Brandt über dieſe Stellung. — Worte der Frau von Clauſewitz über den ihrem Gatten für ſeine unbefriedigende Berufsſtellung in ſeiner literariſchen Beſchäftigung gebotenen Erſatz. — Mittheilungen über Clauſewitz und ſein Leben in Berlin, von ſeinem vormaligen Adjutanten Friederici. — Ein Brief von Clauſewitz an ſeine Frau. — Seine Bewerbung um einen Geſandtſchaftsposten. — Zwei Briefe von Clauſewitz an den Grafen Bernſtorff über dieſe Angelegenheit und ein Antwortſchreiben des Letzteren. — Verkehr Clauſewitz's und ſeiner Frau mit den Familien Gneiſenau und Bernſtorff. — Der Miniſter Graf Bernſtorff. — Seine Gemahlin, ſeine Töchter und Nichten. — Beziehungen der Bernſtorff'ſchen zu der Fürſtlich Radziwill'ſchen Familie. — Fürſt Anton und Prinzeſſin Louiſe von Radziwill und ihre Kinder. — Biſchof Eylert, Steffens und Karl von Röder über die Familie Radziwill. — Literariſcher Anhang: 1) Bemerkungen auf der Reiſe nach Marienbad im Juli 1825; 2) Ueber die politiſchen Vortheile und Nachtheile der preußiſchen Landwehr.

Der zwölfjährige Zeitraum, während deſſen Clauſewitz die Direction der Allgemeinen Kriegsſchule führte, war nicht reich an äußeren Lebensereigniſſen, aber von um ſo größerer Bedeutung für ſein literariſches Wirken, da die ausgezeichneten Werke, auf welchen ſein Ruhm als Militär-Schriftſteller beruhet, ohne Ausnahme dieſer Lebensperiode ihre Entſtehung verdanken.

Die während dieſes Zeitraumes in ſeiner amtlichen Stellung eingetretenen Veränderungen, durch welche jedoch ſein Verhältniß zur Kriegsſchule nicht berührt wurde, faſſen wir hier kurz zuſammen: Im Mai 1821 wurde er dem Generalſtabe aggregirt; am 11. Februar 1830, unter Beibehaltung der Direction der Kriegsſchule, zur Dienſtleiſtung bei der 1. Artillerie-Inſpection herangezogen und am 5. April 1830

Digitized by Google

zum Mitgliede der Commission zur Prüfung militärwissenschaftlicher und technischer Gegenstände ernannt. In dieser Commission hatte er gemeinschaftlich mit Gneisenau und Müffling die über die jährlichen Uebungen eingegangenen Berichte zu prüfen und dem Könige Gutachten über dieselben zu erstatten. Auch erhielt er bald nach seiner Ankunft in Berlin den ehrenvollen Auftrag, der ihm auch vor seinem Abgange nach Rußland ertheilt worden war, dem Kronprinzen über Militärwissenschaft und Kriegsgeschichte Vorträge zu halten.

Die ihm in Berlin als Director der Allgemeinen Kriegsschule übertragene Wirksamkeit konnte ihm an und für sich nicht zusagen, da der bestehenden Einrichtung gemäß die wissenschaftliche Leitung der Anstalt nicht in seiner Hand lag, sondern von der Studien-Commission besorgt wurde. Seine Bemühungen, den wissenschaftlichen Geist an der Anstalt zu beleben und eine strengere Disciplin bei derselben einzuführen, stießen auf Gegenwirkungen, an welchen sie scheiterten, und seine Stellung wurde ihm durch manche Unannehmlichkeiten verbittert, über welche sich General von Brandt in folgender Stelle der von ihm hinterlassenen Memoiren ausspricht*): „Niemand hatte in dieser Stellung bitterere Erfahrungen gemacht als Clausewitz, der bei einer großen Urbanität, ja bei einer gewissen Blödigkeit sich gewiß nie zu herben oder voreiligen Schritten oder Aeußerungen hat hinreißen lassen. Nichtsdestoweniger ward er in allerlei Verdrießlichkeiten verwickelt, die zu Beschwerden bei der General-Inspection und beim Kriegsministerium Veranlassung gaben, und die später wahrscheinlich dazu beitrugen, daß er in eine ganz andere Sphäre versetzt wurde."

Einen Ersatz für das Unbefriedigende seiner amtlichen Stellung fand Clausewitz darin, daß sie ihm die erwünschte Muße bot, die Früchte zu sammeln, welche die reichen Erfahrungen der letzten Kriegsjahre in ihm zur Reife gebracht hatten und die Geisteswerke zu schaffen, für die er in seinem selbstlosen Sinne bei seinen Lebzeiten keine Anerkennung erstrebte, die aber nach seinem Tode seinen Namen mit unvergänglichem Ruhme umgeben haben. Wir werden auf seine literarische Thätigkeit in einem späteren Abschnitte unserer Schrift näher eingehen, doch mögen schon hier die Worte eine Stelle

* Oberst von Meerheimb über Carl von Clausewitz. S. 9.

Digitized by Google

finden, in welchen sich Frau von Clausewitz*) in der Folge über die wissenschaftlichen Bestrebungen ihres Gatten ausgesprochen hat: „So frei er auch von jeder kleinlichen Eitelkeit, von jedem unruhigen, egoistischen Ehrgeize war, so fühlte er doch das Bedürfniß, wahrhaft nützlich zu sein und die Fähigkeiten, mit welchen Gott ihn begabt hatte, nicht ungebraucht zu lassen. Im thätigen Leben stand er nicht an einer Stelle, wo dieses Bedürfniß Befriedigung finden konnte, und er machte sich wenig Hoffnung, noch einst zu einer solchen zu gelangen; sein ganzes Streben richtete sich also auf das Reich der Wissenschaft, und der Nutzen, den er einst durch sein Werk zu stiften hoffte, wurde der Zweck seines Lebens. Wenn trotzdem der Entschluß, dies Werk erst nach seinem Tode erscheinen zu lassen, immer fester in ihm wurde, so ist dies wohl der beste Beweis, daß kein eitles Verlangen nach Lob und Anerkenntniß, keine Spur irgend einer egoistischen Rücksicht diesem edlen Drange nach einer großen und dauernden Wirksamkeit beigemischt war."

Von dem Leben des Generals von Clausewitz in Berlin hat der Hauptmann Steinmann von Friederici, der in jener Zeit einige Jahre hindurch sein Adjutant war, folgende ausführliche Schilderung entworfen, welche wir um so weniger von dieser Biographie ausschließen dürfen, da sie Charakterzüge mittheilt, welche schon darum, weil sie von einem unmittelbaren Beobachter herrühren, einen nicht werthlosen Beitrag zur Kenntniß des seltenen Mannes auch in seinem häuslichen Stillleben liefern:**)

„Wir können die Kriegsschule nicht verlassen, ohne auch noch eines Mannes zu gedenken, der wohl zu den ausgezeichnetsten gehört, die hier eine Reihe von Jahren gelebt haben. Ich meine Carl von Clausewitz. Er war seit dem Jahre 1818 bis zum Jahre 1830 Militär-Director derselben. Diese Stellung war ihm im höchsten Grade zuwider, da nach der dazumal bestehenden Einrichtung der Kriegsschule die wissenschaftliche Leitung derselben unter einer

* Vorrede zu den Werken; Thl. I, S. X.

** „Was sich die Offiziere im Bureau erzählten. Mittheilungen eines alten Registrators". Berlin, 1853, S. 35 ff.

Digitized by Google

besonderen Studien-Direction stand und seine Wirksamkeit sich fast lediglich auf die Disciplinarverhältnisse der commandirten Offiziere beschränkte. Diesen wurde er aber sonderbarer Weise bei der Zurückgezogenheit, in welcher er lebte, meist wenig bekannt. Wenige wußten etwas von seinem früheren, in die Geschicke des Vaterlandes so tief eingreifenden Wirken, und Keiner ahnte, daß der Name dieses Mannes dereinst bis in die späteren Zeiten fortleben werde. Da man ihn wenig und nur dann sah, wo es seine Stellung durchaus erforderte, so fabelte man sich von ihm die ungereimtesten Vorstellungen zusammen, ja man glaubte es, wenn erzählt wurde, daß der General, dessen Gesichtsfarbe allerdings hochroth und die Nase etwas purpurfarben war,*) des Morgens schon bei der Weinflasche säße, während er doch von Morgen bis Abend seine Gedanken, seine ganze geistige Thätigkeit nur den ernstesten und erhebendsten Vorstellungen oder dem Umgange geistesverwandter Freunde zuwandte.

Es dürfte dem Leser nicht uninteressant sein, hier ein Bild des Lebens dieses Mannes aus jener Zeit, wenn auch nur in kurzen Umrissen, zu finden.

Der General lebte in einer kinderlosen, aber höchst glücklichen Ehe an der Seite einer geistreichen, hochgebildeten Frau. Man lese in dem 1. Bande seiner Werke die Vorrede, deren Verfasserin sie ist. Sie schrieb sie nieder, als ihr nach dem Tode ihres Mannes die erste Erziehung des künftigen Thronerben unseres Vaterlandes anvertraut wurde. Mit ihr wurde der ganze Tag verlebt, an ihrer Seite arbeitete er vom Morgen ab an den Werken, die erst nach seinem Tode, wie es sein Wille war, erscheinen sollten. Das Manuscript enthält viele Bogen von der Hand der Frau v. Clausewitz, die er ihr in die Feder dictirte oder die sie als Excerpte anderer Werke hinzufügen mußte. Punkt 9 Uhr wurden diese Arbeiten eine kurze Zeit durch die Meldung des Portiers, eines einarmigen Invaliden, unterbrochen, daß der Adjutant zum Vortrage da sei. Die Geschäfte des damaligen Militär-Directors waren wirklich sehr unerheblicher Natur, jedoch wurden sie täglich in aller Form abgemacht. Der

* Dies war eine Folge des russischen Feldzuges in dem strengen Winter von 1812, wodurch er, der nüchternste Mann, den es geben konnte, bei Solchen, die ihn nicht näher kannten, in den Verdacht kam, als ob er dem Trunke ergeben sei.

Digitized by Google

Adjutant trat also mit seinen, meistens sehr wenigen Briefschaften unter dem Arme, in das Vorzimmer. Bald öffnete sich die Thüre, die nach dem Gemache der Generalin führte, und der General trat heraus; der Adjutant machte eine stumme Verbeugung, die der General ebenso erwiederte. Dieser schritt hierauf nach seiner sogenannten Arbeitsstube — denn, wie schon erwähnt, sein eigentlicher Arbeitstisch stand im Zimmer der Generalin — öffnete die Thüre und ließ den Adjutanten voranschreiten. Selten erforderten die vorzulegenden Sachen eine Discussion; meist wurden sie unterschrieben, ohne daß ein Wort gewechselt wurde. Der General stand dann auf, machte wieder eine stumme Verbeugung, welche der Adjutant ehrfurchtsvoll erwiederte und darauf das Zimmer verließ. Fand der General ein Schreiben, einen Bericht u. dgl. nicht nach seiner Ansicht abgefaßt, so strich er, ohne ein Wort zu sagen, die Sache durch und concipirte sogleich selbst ein neues Schreiben.

Wie schon angeführt, lernten die Offiziere der Kriegsschule den General und ebenso er sie nur sehr wenig kennen. Nur eine gewisse Kategorie derselben kam mit ihm in ziemlich öftere Berührung. Es waren die sogenannten Pumpiers. Dazumal nämlich bezogen die Offiziere ihr Gehalt und ihren Servis für Rechnung der General-Militär- und Garnisonsverwaltungscasse durch den Rendanten der Kriegsschule. Mancher Leser wird sich des Majors von S. erinnern, mit den vielen Nasen, in seiner äußeren Erscheinung eine wahre Caricatur. Er hatte früher gut gedient, war auch Examinator bei der Ober-Militär-Examinationscommission gewesen und hatte die Stelle als Rendant als Versorgungsposten erhalten. Jene Pumpiers waren nun diejenigen Offiziere, welche mit ihrem Gehalte immer zu früh auskamen und zu einem Vorschusse genöthigt wurden.

Einen solchen aber durfte der Rendant ohne schriftliche Genehmigung des Generals nicht aus der Casse leisten. Gewöhnlich wurden nun nach beendigtem Vortrage des Adjutanten diese Pumpiers einer nach dem anderen von dem Portier angemeldet und wiederholte sich bei jedem Einzelnen der eben beschriebene tägliche Empfang des Adjutanten. Der General ließ dann den Offizier in sein Arbeitszimmer, empfing von ihm die Quittung, wies diese zur Zahlung an und ohne weiter ein Wort zu sprechen, wurde der Offizier entlassen.

Digitized by Google

Solche Scenen wiederholten ſich nun täglich, wo er auf dieſe Weiſe in ſeinen Arbeiten unterbrochen wurde, ſtets aber mit derſelben ſtoiſchen Haltung die Offiziere ſchweigend empfing und entließ. So kam es, daß einſtmals ein Offizier, welcher ſich mit ſeiner Einnahme und Ausgabe bisher ſehr gut eingerichtet hatte, plötzlich aber in Geldverlegenheit gerieth, ſich, jedoch mit dem größten Widerwillen, zu den vorhin erwähnten Pumpiers geſellen mußte. Unwiſſend, wie er ſich hiebei zu verhalten habe, erbittet er ſich hierüber Auskunft bei einem der in dieſem Geſchäfte ſehr bewanderten Kameraden. Nichts iſt leichter wie dieſes, erhält er zur Antwort, der General liebt es, kein Wort zu ſprechen. Laſſen Sie ſich melden, übergeben Sie ihm Ihre Quittung und er wird ſie ohne Weiteres unterſchreiben. Pünktlich wurde der Rath befolgt. Der Offizier wurde gemeldet, trat in's Vorzimmer, der General erſcheint, der Offizier verbeugt ſich, der General erwiedert ſtumm die Verbeugung, der Offizier überreicht, ohne ein Wort zu ſagen — denn ſo glaubt er den Rath verſtanden zu haben — die Quittung, der General entfaltet ſie, legt ſie wieder zuſammen, gibt ſie ſo ununterſchrieben dem Offizier zurück und, indem ſie ſich gegen einander ſtumm verbeugen, verläßt der Offizier wieder das Zimmer. Und draußen ſteht der rathgebende Kamerad und empfängt ihn mit den Worten: Nun, ſehen Sie, lieber Freund, nicht wahr, er hat keine Umſtände gemacht? Nein, war die Antwort, aber er hat die Quittung nicht angewieſen. — Wie? haben Sie ihn denn nicht darum gebeten? — Nein, Sie ſagten ja, er liebe es nicht, wenn man ein Wort ſpräche. — Ach ſo! Ja, lieber Freund, ſo meinte ich es nicht, da haben Sie meinen Rath zu wörtlich befolgt.

Ein anderes Mal wurde ein Offizier angemeldet, der faſt allmonatlich mit der Bitte um vorſchußweiſe Verabreichung ſeines Gehaltes kam und daher dem General in dieſer Hinſicht genauer bekannt geworden war. Es war im Juli, alſo kurz vor dem Schluſſe der Kriegsſchule. Herr General, ſo eröffnete er ſein Anliegen, ich bin jetzt nach Beendigung des dreijährigen Curſus, wo ich zum Regiment zurückkehren muß, in der Verlegenheit, mich neu equipiren zu müſſen. Ich wollte gehorſamſt um einen Vorſchuß von 60 Thalern bitten.

Digitized by Google

General: Wie wollen Sie denn dieſe zurückzahlen?

Offizier: Von meinem Gehalte.

General: Ja, mein Beſter, Sie erhalten ja hier nur noch am künftigen Erſten Ihr Gehalt und das beträgt ja noch nicht die Hälfte.

Offizier: Nun, Herr General, dann würde ich um 30 Thlr. bitten.

General: Das bleibt ja aber daſſelbe. Sie können doch nicht Ihr ganzes Gehalt fortgeben; wovon wollen Sie denn leben?

Offizier: Nun, Herr General, dann würde ich nur um vorſchußweiſe Zahlung meines Gehalts für den künftigen Erſten bitten.

General: Da wir einmal im Handel begriffen ſind, in Gottes Namen, bringen Sie mir Ihre Quittung zur Anweiſung.

Offizier: Damit bin ich ſchon verſehen — und unter mehreren Quittungen ſuchte er die verlangte heraus.

In dieſer Weiſe erlitten die wiſſenſchaftlichen Arbeiten des Generals des Morgens eine, wenn auch nicht lange Unterbrechung. Dann arbeitete er aber bis 12 Uhr fort, mit Ausnahme der Tage, an welchen er dem jetzigen Könige, damaligen Kronprinzen, Vorträge hielt. Von 12 Uhr ab wurden Beſuche empfangen und erwiedert. Gewöhnlich fand ſich einige Mal des Morgens in der Woche der Feldmarſchall Gneiſenau ein, der dann bis 2 Uhr blieb. Um dieſe Zeit wurde zu Mittag gegeſſen. Sehr häufig ſah der General einige Gäſte bei ſich, nie über 6 bis 8 Perſonen. Dies waren meiſtentheils Männer von großer geiſtiger Capacität. Hier loderten der Geiſt des Generals, ſein Witz, ſeine ſchlagenden Sarkasmen zu hellen Flammen auf. In dieſen Stunden habe ich manchen heute hochgeſtellten Mann dem General andächtig zuhörend gefunden, und es kam mir immer vor, als wären die Leute in ſeiner Nähe viel einſilbiger, viel beſcheidener als ſonſt. Gern neckte er auch auf eine höchſt liebenswürdige Weiſe Bekannte, namentlich die, welche er als geiſtreiche Männer kennen gelernt hatte. Vor einigen Jahren ſaß ich am Mittagstiſche neben einem dieſer Männer; ich erinnerte ihn an Clauſewitz und wie ich das Glück ſeiner Bekanntſchaft an der Tafel des Generals gemacht hätte. Er erinnerte ſich ſogleich des Tages und ſagte: Erinnern Sie ſich wohl auch noch, wie Clauſewitz von einem ſeiner jüngſt verfaßten Aufſätze ſprach und mir dann ſagte:

Digitized by Google

Ich würde Ihnen denſelben gern zu leſen geben, Sie ſind ja aber ein Mann vom Leder und nicht von der Feder. — Der General wußte aber recht gut, mit wem er es hier zu thun hatte. Dazumal war dieſer Offizier ein noch junger, ſchöner Huſarenmajor; jetzt iſt er ein durch ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten wohl bekannter und durch ſeine in den verhängnißvollen Tagen von 1848 bewieſene Energie hochverehrter General.*)

Der Nachmittag wurde wieder den ſchriftſtelleriſchen Arbeiten gewidmet, der Abend aber mit ſeltenen Ausnahmen in der Familie des Grafen Gneiſenau oder der des Grafen Bernſtorff zugebracht, es ſei denn, daß Hof- oder andere größere Geſellſchaften eine Ausnahme machten. Um 11 Uhr kehrte faſt regelmäßig der General mit ſeiner Gemahlin zurück. Wenn der Auguſt und mit ihm der Anfang der Ferien in der Kriegsſchule herangerückt war, ſo ſtand der Wagen mit Extrapoſtpferden bereit und das glückliche Paar eilte den fernen Bergen, dem ſchönen Erdmannsdorf und ſeinem damaligen Beſitzer, dem Feldmarſchall Gneiſenau, zu; hier blieb es bis zum October, kehrte dann nach Berlin zurück und ſo wurde ein Jahr wie das andere verlebt.“

Ein Briefwechſel zwiſchen Clauſewitz und ſeiner Frau iſt aus dieſer zwölfjährigen Lebensperiode nicht vorhanden, da Beide niemals auf längere Zeit getrennt waren. Der nachfolgende Brief, welcher von Clauſewitz am 18. Mai 1821 aus Potsdam, wo er einem Manöver beiwohnte, an ſeine Frau geſchrieben wurde, iſt der einzige, der ſich aus jener Periode in dem Nachlaſſe gefunden hat:**)

„Meine theure Marie!“

„Da Du die Beziehungen zwiſchen den einzelnen Augenblicken des Lebens ſo ſehr liebſt und geſchickt findeſt, ſo wird es Dir auch nicht entgehen, daß dies der zweite Brief iſt, den Du aus Potsdam von mir erhältſt und daß ſein Vorgänger überhaupt der erſte Brief war,

* Ohne Zweifel iſt hier der General Freiherr Roth von Schreckenſtein gemeint, auf welchen wenigſtens die im Texte angegebenen Attribute paſſen.

** Aus der Adreſſe erſieht man, daß Clauſewitz damals in Berlin Burgſtraße 19, wohnte.

Digitized by Google

den ich Dir als Dein Mann geschrieben, weil er die erste kleine Trennung bezeichnete, der nachher so viele große gefolgt sind.*) Nach eilf Jahren, also schreibe ich Dir zum zweitenmal aus Potsdam, und erstaune beim Rückblick auf diese eilf Jahre, was sie enthalten und wie schnell sie verflossen sind!

Wie viele entscheidende Momente habe ich in ihnen erlebt, wie viele mühevolle Tage und sorgenvolle Nächte durchlebt und durchwacht! Und von Allem habe ich kaum noch schwache Erinnerungen! Nun geht es langsam und sanft bergab und die Gruft, die noch sehr weit sein mag, erscheint mir darum näher, weil mich nichts mehr von ihr zu trennen scheint. Das aber will mir gar nicht in den Kopf; ich denke, die Lebensbahn soll sich noch einmal erheben, es soll noch ein höherer Culminationspunkt kommen, und wäre es auch nur, damit Du sagen könntest

un beau mourir toute la vie honore,

kurz, ich habe nicht genug gearbeitet, um ausruhen zu können, und fühle mich nicht müde genug, um schlafen zu gehen.

Daß Potsdam allerhand ernste und trübe Töne in mir anklingen läßt, bin ich schon gewohnt; es war von jeher so und ist auch ziemlich natürlich, weil ich mich stets fremd und allein darin fühle. Ich habe das Haus wiedererkannt, in dem ich mit meinem Vater wohnte, als er mich vor 29 Jahren zum Regimente führte. Nicht ohne die höchste Rührung und Dankbarkeit gegen die Vorsehung habe ich an alles Glück denken können, was mir seitdem geworden ist und wozu diese Reise den ersten Stein gelegt hat. Aber ich habe auch von der anderen Seite noch die allerdeutlichste Vorstellung von den schwermüthigen Empfindungen, die vorzüglich damals mein Herz umlagerten und mich eigentlich nie ganz verlassen haben. Freilich hat mir das Glück im Leben so oft gelächelt, daß ich es nachgerade als ein Unterpfand zu betrachten mich gewöhne. Doch werde ich gewiß nie ganz von jener Empfindung loskommen. Auch diesmal fühle ich mich hier sehr allein. Gestern Abend war ich mit dem General bei Luise.**)

* Dieser erste Brief scheint verloren zu sein.

** Gräfin Voß geb. von Berg, Tochter der Frau von Berg, welche das Leben der Königin Luise verfaßte. Sie war geboren am 28. November 1780 und vermählte sich am 14. October 1800 mit dem bekannten Diplomaten Grafen August

Digitized by Google

Eltern und Kinder haben mich sehr freundlich aufgenommen. Heute Mittag habe ich da gegessen, der General im neuen Palais. Beim Weggehen sagte Luise: „Wir sehen uns wohl noch vor Ihrer Abreise," was ich natürlich für ein Zeichen genommen habe, daß ich diesen Abend nicht wiederkommen sollte, obgleich sie wegen der Ankunft des Herrn von Berg nicht in das Theater geht. Ich bin daher fast den ganzen Tag in meinem Zimmer allein gewesen, denn das Manöver war um 10 Uhr schon geendigt und das Mittagsessen hat nur wenige Zeit weggenommen.

Diese Entfernung von Dir, von den gewohnten Zerstreuungen und Beschäftigungen hat, wie Du begreifen kannst, etwas Trübes. Doch habe ich die Annehmlichkeit, hübscher zu wohnen, als ich es hätte erwarten können. Der General und ich haben nehmlich in den Wirthshäusern in der Stadt kein Unterkommen mehr gefunden und wohnen im weißen Roß vor dem Brandenburger Thore. Mein kleines, ganz niedliches Zimmer liegt im unteren Geschoß an dem Platze dicht vor dem Thore. Ein Bataillon Infanterie, welches zur Unterstützung der Vorposten auf diesem Platze bivouakirt, erinnert mich mit seinen Feuern, seinen Beschäftigungen, seinen Gesängen und anderem Kurzweil lebhaft an den Krieg; im Hofe, dicht an meiner Cajüte vorbei, regt sich viel Gewerbe und Leben und dem Allen sehe ich unter dem Schatten großer Bäume zu. Was aus dem morgenden Tage werden wird, weiß ich noch nicht — aber übermorgen denke ich zwischen zwei und drei schon in Deinen Armen zu sein, Du geliebte, theure Freundin meiner Seele. Carl.

Grüße Mama, das Pflegekind und die Bernstorff'schen Damen, wenn Du sie siehst, von Herzen."

In den ersten Jahren seines Berliner Aufenthalts trug sich Clausewitz, da ihm seine Stellung an der Kriegsschule so wenig zusagte, mit dem Wunsche, die militärische Laufbahn mit der diplo-

Ernst Friedrich Wilhelm von Voß. Derselbe war geboren in Groß-Giewitz (Mecklenburg-Schwerin) am 23. December 1779, wurde am 11. März 1800 in den Grafenstand erhoben, war längere Zeit preußischer Gesandter in Neapel und starb (vor seiner Gemahlin) am 9. Januar 1832 zu Groß-Giewitz.

Digitized by Google

matiſchen zu vertauſchen, und ſowohl der Staatscanzler als auch der Miniſter des Auswärtigen Graf Bernſtorff zeigten ſich bereit, zur Erfüllung deſſelben mitzuwirken. Seine ganze Perſönlichkeit, ſeine gediegene und vielſeitige Bildung, ſeine Menſchenkenntniß, ſein ſcharfer Blick in der Beurtheilung politiſcher Verhältniſſe, die feinen geſelligen Formen, welche er ſich in ſeiner früheren Stellung als Adjutant des Prinzen Auguſt und durch ſeinen Verkehr mit den Hofkreiſen erworben hatte, endlich ſeine Gewandtheit im Gebrauche der franzöſiſchen Sprache mußten ihn für eine Geſandtenſtelle wohl geeignet erſcheinen laſſen, und es iſt nicht zu bezweifeln, daß er, wenn er eine ſolche erhalten hätte, ſeine Regierung in würdigſter Weiſe repräſentirt haben würde. Ueber dieſe Angelegenheit geben die hier folgenden drei Briefe Auskunft, von welchen der zweite beſondere Beachtung verdient, da in ihm ein ſchönes Zeugniß des edlen Charakters und der unabhängigen Geſinnung Clauſewitz's erhalten iſt. Seine Bewerbungen um den Geſandtenpoſten in London ſcheiterten an der Gegenwirkung des engliſchen Geſandten in Berlin, Sir George Roſe, welchem Clauſewitz nicht geſchmeidig genug war, und ſein ſpäterer Wunſch, die gleiche Stellung in München zu erhalten, ſtieß auf ein äußeres Hinderniß, über welches der Brief des Grafen Bernſtorff Auskunft gibt.

Clauſewitz an den Grafen Bernſtorff.

1.

Ew. Excellenz haben mich vor mehreren Wochen mit der Nachricht erfreut, daß Seine Majeſtät der König geruht hätten, den Antrag zu einem Cabinetsſchreiben zu genehmigen, worin mir die Ausſicht auf eine künftige Anſtellung als Geſandter gegeben wurde.

Bis jetzt habe ich ein ſolches Allerhöchſtes Schreiben nicht erhalten, und da der Augenblick, welcher die natürlichſte Veranlaſſung dazu gegeben hätte, ſchon da geweſen iſt und ſich immer mehr entfernt, ſo entſteht natürlich in mir die Beſorgniß, daß es ganz in Vergeſſenheit kommen könnte.

Ew. Excellenz wiſſen, warum und auf welche Weiſe ich einen großen Werth darauf lege; ich kann bei Ihnen auf die gütige Theil-

Digitized by Google

nahme rechnen, die ich in dieſer Angelegenheit zu verdienen glaube, die ich aber auch vor allen Dingen von Seiten Seiner Durchlaucht des Fürſten Staatskanzlers erwarten darf.

Ich trage alſo kein Bedenken, Ew. Excellenz gehorſamſt zu bitten, über dieſe Sache mit dem Fürſten noch einmal Rückſprache zu nehmen und dieſelbe dabei mit Ihrem gütigen Wohlwollen unterſtützen zu wollen.

Mit ausgezeichneter Verehrung

Ew. Excellenz gehorſamſter Diener

Clauſewitz.

Berlin, den 30. September 1821.

2.

(Ohne Datum).

Nicht ohne Widerſtreben ergreife ich die Feder, um Ew. Excellenz von meiner Angelegenheit zu unterhalten, während ich weiß, daß Sie mit Papieren überhäuft ſind; aber ich muß eilen, mich gegen Ew. Excellenz noch einmal auszuſprechen, ehe meine Angelegenheit entſchieden wird.

Es iſt keine Frage, daß meine Anſtellung auf der Londoner Geſandtſchaftsſtelle viel Bedenken erregt haben muß; ich wäre längſt hinzugetreten und hätte dieſes Bedenken dadurch gehoben, daß ich meine frühere dem General Grafen Gneiſenau gegebene Erklärung zurückgenommen; allein theils ſchien mir ein ſolches Zurücktreten nicht ohne Schwierigkeit, während dieſe Angelegenheit Sr. Majeſtät dem Könige ſchon einmal vorgelegt worden war, theils hat ein Gefühl der Dankbarkeit gegen die Güte des Generals Gneiſenau mich davon abgehalten, deſſen ſo ſehr freundliche Verwendung ich dadurch unnütz gemacht hätte. Jetzt aber, ohne viel nach dem Stande dieſer Angelegenheit zu forſchen, wie Ew. Excellenz mir das bezeugen können, weiß ich doch ſo viel, daß die Bedenken ſich eher vermehrt als vermindert haben; es iſt mir daher das dringendſte Bedürfniß, Ew. Excellenz zu ſagen, daß es meinem Gefühle unter dieſen Umſtänden ganz unmöglich iſt, mich dieſe Anſtellung noch wünſchen zu laſſen. Ich kenne die Bedenklichkeiten nicht, welche meine Perſon erregt; vielleicht ſind ſie gerade von der Art, daß ich ihnen mit Stolz

Digitized by Google

entgegentreten könnte; aber ich weiß und werde nie vergeſſen, wie viele Eigenſchaften mir abgehen, die man mit Recht fordern könnte; außerdem iſt es nicht in meinem Charakter, mich ſelbſt als einen Gegenſtand der Zweifel hinzugeben; ich geſtehe Ihnen, Herr Graf, es iſt gegen die Art von Selbſt- und von Ehrgefühl, die nun einmal mein Erbtheil geworden iſt und einen weſentlichen Theil meines Charakters ausmacht. Aus dieſem herauszutreten, in einer ſo entſcheidenden Angelegenheit, würde ich für einen großen Fehler halten; es drängt mich alſo auf's Aeußerſte, Ew. Excellenz zu ſagen, wie leid, ja wie weh es mir thut, mich ſo zum Gegenſtande der Kritik gemacht zu haben. Nie habe ich in meiner langen Dienſtzeit um die kleinſte Gnade gebeten, nie eine Stelle geſucht, und ich ſehe dieſen Stolz jetzt zum erſtenmale aufgeopfert, ohne daß ich ſelbſt recht weiß, wie ich dazu komme. Verzeihen Ew. Excellenz dieſe Aeußerung meines Gefühls; ſie iſt die Baſis meiner Bitte.

Dieſe Bitte nun iſt, daß Ew. Excellenz als Chef des Departements, als die einzige Perſon, welche in dieſer Sache verantwortlich iſt, auf welche die Folgen der guten oder ſchlimmen Wahl zurückfallen, daß Ew. Excellenz jede wohlwollende Rückſicht für mich, jede Freundſchaft für den General Gneiſenau bei Seite ſetzen, daß Sie meine frühere Erklärung als gar nicht geſchehen, meinen früheren Wunſch als nicht vorhanden betrachten und ſich ganz ſo entſcheiden mögen, wie es Ihre Kenntniß der Perſonen nicht allein, ſondern auch der Verhältniſſe mit ſich bringt, die ſich ſeit den neun Monaten, daß davon die Rede war, ſehr geändert zu haben ſcheinen.

Wäre die Sache noch nicht vor Sr. Majeſtät dem Könige geweſen, ſo würde ich die Stelle im Voraus ablehnen und dadurch jeden Zweifel heben; jetzt aber glaube ich dieſen Schritt nicht mehr thun zu können; ich thue daher den einzigen, welcher mir übrig bleibt, Ew. Excellenz zu erklären, daß ſo wenig ich die Stelle ſelbſt geſucht habe, ſo wenig wünſche ich ſie gegen die Ueberzeugung Ew. Excellenz, gegen die Macht der Umſtände zu beſitzen; ich richte dieſe Erklärung an Ew. Excellenz lieber als an Seine Durchlaucht den Fürſten Hardenberg, weil ich Ew. Excellenz für den wahren Richter in dieſer Sache halte und Sie am wenigſten, alſo auch für mich nicht, parteiiſch glaube.

Digitized by Google

Es gibt Leute, die ſich durch Schwierigkeiten, wie ſie mir jetzt vorliegen, mit Ausdauer und Gefühlloſigkeit durchzuwinden verſtehen; dies iſt nicht mein Fall; die höchſte Einfachheit und Offenheit iſt mein Charakter und muß auch meine Rolle ſein, wenn ich ſie nicht ſchlecht ſpielen ſoll.

Von der kleinen Demüthigung, die mir durch eine Entſcheidung gegen mich wird, werde ich mich leicht erheben, denn ich fühle mich ſtark in meinem guten Gewiſſen, und Ew. Excellenz werden ſich perſönlich überzeugen, daß, wenn dieſe Angelegenheit dem Anſcheine nach gegen mich, im Grunde aber vielleicht für mein eigenes Beſtes entſchieden wird, ich nicht einen Augenblick in meiner innigen Ergebenheit für Sie wanken werde; denn es iſt mir weit mehr darum zu thun, Ihre Achtung zu verdienen, als Ihre Gunſt zu genießen, und ich rechne darauf, mir bei einem längeren Umgange jene gewiß zu erwerben.

Ich ſchließe mit der Bitte, daß Sie jedes dieſer Worte als den innigſten Abdruck meiner Geſinnungen und Empfindungen anſehen mögen und ebenſo überzeugt ſein von der Aufrichtigkeit meiner herzlichen Verehrung. Cl.

Graf Bernſtorff an Clauſewitz.

Den 21. November 1823.

Es iſt ein ſehr ſchmerzliches Gefühl, mit dem ich Ihnen ſagen muß, mein liebſter General, daß der König weder meinen erſten noch meinen zweiten Vorſchlag in Betreff des Münchener Poſtens genehmigt, ſondern denſelben, in Folge meines früheren Planes einer Vereinigung mehrerer Geſandtſchaftspoſten in Deutſchland, dem Herrn von Küſter verliehen hat. Auch ich beklage darin eine ſehr peinliche Täuſchung meiner Hoffnung, auf deren Erfüllung ich einen ſehr hohen Werth gelegt hätte. Denn meine Theilnahme an Ihnen und Ihrer Zufriedenheit iſt ſo lebhaft wie das Gefühl der Hochachtung und Ergebenheit, welche ich Ihnen auf immer gewidmet habe.

Bernſtorff.

Digitized by Google

Zu den vorzüglichsten Annehmlichkeiten des Berliner Aufenthalts gehörte für Clausewitz, daß er durch denselben mit Gneisenau, mit welchem er in Coblenz nur kurze Zeit vereinigt gewesen war, wieder in dauernde Verbindung gebracht wurde, da der Feldmarschall den Winter in Berlin, wo er die Gouverneurstelle bis wenige Jahre vor seinem Tode beibehielt, den Sommer in Erdmannsdorf zu verleben pflegte, wo Clausewitz und seine Frau, wie schon oben erwähnt wurde, regelmäßig die Monate August und September zubrachten.

Nächst der Gneisenau'schen Familie war es besonders die des Grafen Bernstorff, mit welcher Clausewitz und seine Frau in der engsten Freundschaftsverbindung lebten.

Graf Christian von Bernstorff, Sohn des edlen und vortrefflichen, um sein Vaterland hochverdienten dänischen Ministers Grafen Andreas Peter von Bernstorff, war am 3. April 1769 in Kopenhagen geboren, widmete sich der diplomatischen Laufbahn, war einige Zeit bei der dänischen Gesandtschaft in Berlin beschäftigt, nachher Gesandter in Schweden und wurde, nach dem am 21. Juni 1797 erfolgten Tode seines Vaters, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Aus diesem Amte im Jahre 1810 auf sein Ansuchen entlassen, wurde er im folgenden Jahre dänischer Gesandter in Wien, war 1814 Bevollmächtigter bei dem Wiener Congreß und kam dann als dänischer Gesandter nach Berlin. Als der König, wie er bereits im November 1817 ein neues Ministerium des Cultus geschaffen hatte, welches er dem Freiherrn von Altenstein übertrug, im folgenden Jahre den Beschluß faßte, auch die auswärtigen Angelegenheiten wieder unter die Leitung eines besonderen Ministers zu stellen, entschied er sich für den Grafen Bernstorff, der im August des genannten Jahres in den preußischen Staatsdienst berufen und mit der gedachten Stelle betraut wurde. Wie noch im Herbste desselben Jahres dem Congresse zu Aachen, so wohnte er später auch den Congressen zu Verona, Karlsbad, Troppau und Laibach bei und blieb bis zum Jahre 1832 an der Spitze des auswärtigen Ministeriums.*)

Bernstorff war für die erwähnte wichtige Stelle namentlich auch

* In dem genannten Jahre zog er sich in's Privatleben zurück und starb am 28. März 1835 in Berlin.

Digitized by Google

von Hardenberg empfohlen worden, der mit ihm schon seit früherer Zeit befreundet war, und dem er, wie Varnhagen sagt, „in den edlen Formen der hohen Lebenskreise gleichstand.“ Seine liebenswürdige Persönlichkeit und seine vorzüglichen Eigenschaften söhnten bald Alle mit seiner Wahl aus, welche mit derselben schon deshalb, weil er ein Ausländer war, unzufrieden gewesen waren. Stein nennt selbst in einem Schreiben, in welchem er sich in den bittersten Ausdrücken über die Wilhelm von Humboldt durch diese Ernennung widerfahrene Zurücksetzung ausspricht, den Grafen Bernstorff „einen vortrefflichen, edlen Mann“ und Hippel sagt von ihm*): „Aufsehen erregte die Ernennung des bisherigen dänischen Ministers Grafen Christian Bernstorff zum preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, weil sie einen Ausländer traf, welchen zu ersetzen sich mehrere Einheimische fähig gehalten hatten. Der neue Minister rechtfertigte indessen völlig die Wahl des Königs. Ein ehrenwerther, geprüfter, deutscher Charakter, eine gediegene wissenschaftliche Bildung, Ruhe und Würde in seiner ganzen Haltung, sowie sein klarer Verstand eigneten ihn vollkommen für diese Stellung.“ Bald nachher nennt ihn Hippel „einen Mann von Verstand, Offenheit und Liebenswürdigkeit“, wenn er auch weniger geistreich als Humboldt gewesen, „der nur Geist war, nichts als Geist.“

Der Minister von Bernstorff war seit dem 21. August 1806 mit seiner Nichte Elise verheirathet, der Tochter des Reichsgrafen Magnus von Dernath, dänischen Geheimen Conferenzraths und Gesandten in Madrid, und der Gräfin Charlotte von Bernstorff, Schwester des Ministers. Sie war eine geistreiche, sehr gebildete Frau, die in ihrer äußeren Erscheinung Anmuth und Würde verband, schön und von hoher, stattlicher Gestalt, in der Zeit, von welcher hier die Rede ist, in der vollen Blüthe des mittleren Frauenalters, heiter und lebhaft, von ihrer Umgebung und Allen, die sie kannten, im höchsten Grade verehrt und geliebt. Mit Frau von Clausewitz trat sie bald, obgleich sie um zehn Jahre jünger war**) als diese, in das innigste Freundschaftsverhältniß.

* „Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelm's III.“ (Bromberg, 1841). S. 151 und 152.

** Sie war am 27. Januar 1789 geboren.

Digitized by Google

Die erwähnte Gräfin Charlotte von Dernath lebte, von ihrem Gatten getrennt, im Hauſe ihres Bruders, des Miniſters, wo man ſie „Tante Lottchen“ nannte, eine große, ſtattliche Dame, die man nach ihrem Ausſehen für weit jünger hielt als ſie war,*) von lebhafter Unterhaltungsgabe, die aber nicht ſelten zu komiſchen Scenen Veranlaſſung gab, da ſie für das praktiſche Leben nicht den mindeſten Sinn hatte, namentlich mit dem Gelde gar nicht umzugehen und nicht einmal die verſchiedenen Geldſorten zu unterſcheiden wußte.

Miniſter Bernſtorff hatte nur einen einzigen Sohn, Leopold, der in früher Jugend ſtarb, und drei Töchter: Thora, Clara und Marie; die beiden erſtgenannten Töchter, in ihrem Weſen und der äußeren Erſcheinung das Ebenbild der Mutter, waren, als Clauſewitz und ſeine Frau in dem Bernſtorff'ſchen Hauſe verkehrten, aufblühende Jungfrauen und verheiratheten ſich gegen Ende des in Rede ſtehenden Zeitraums;**) die jüngſte Tochter, Marie, damals noch im kindlichen Alter ſtehend, war kränklich, blieb unvermählt und ſtarb 1872 in Dresden.

In dem Hauſe des Miniſters wurden auch drei Nichten deſſelben zugleich mit ſeinen Töchtern erzogen: Henriette, Marianne Amalie, und Sophie, welchen große Vorzüge des Geiſtes und Herzens, mit Schönheit und Liebenswürdigkeit verbunden, nachgerühmt werden.***) Ihr Vater war der jüngere Bruder des Miniſters, Graf Joachim Friedrich von Bernſtorff, däniſcher Geheimer Conferenzrath und Geſandter in Wien, welcher ſich am 9. Mai 1795 mit der Gräfin Eliſe

* Sie war geboren am 9. Mai 1770, vermählt am 9. Mai 1787, Witwe ſeit dem 15. April 1828 und ſtarb am 30. October 1844.

** Thora verheirathete ſich 1828 mit dem Freiherrn, nachherigen Grafen v. d. Buſche-Ippenburg-Keſſel in Weſtfalen, und ſtarb am 16. Juni 1873; Clara am 13. Februar 1830 mit dem damaligen Geheimen Conferenzrath und (bis 1845) däniſchen Geſandten in Berlin Grafen Eugen Reventlow-Altenhoff, ſtarb aber ſchon am 13. October 1832. Ihr Gemahl verheirathete ſich am 19. September 1834 mit der Gräfin Eliſabeth Auguſte Louiſe von Voß.

*** Henriette vermählte ſich mit dem damaligen Major im Generalſtabe und Adjutanten des Kronprinzen Carl v. Röder und ſtarb 1849; Marianne (geb. 12. Februar 1805) vermählte ſich am 9. Juni 1827 mit dem nachmaligen Miniſter Heinrich Auguſt Friedrich Grafen v. Itzenplitz und ſtarb in Berlin am 6. September 1831; Sophie wurde 1834 Gemahlin des Grafen Theodor Reventlow-Jersbeck und ſtarb 1858.

Digitized by Google

Henriette Sophie von Blücher vermählt hatte, die ihm am 29. Januar 1807 durch den Tod entriſſen wurde.*)

Das Bernſtorff'ſche Haus war in der Zeitperiode, von der hier die Rede iſt, eines der glänzendſten und geſuchteſten in Berlin, in welchem ein ebenſo edler und feiner als ungezwungener und heiterer Ton herrſchte. Der Miniſter und ſeine Gemahlin unterhielten den lebhafteſten Verkehr mit der Fürſtlich Radziwill'ſchen Familie und namentlich war die vortreffliche und liebenswürdige Prinzeſſin Eliſe Radziwill mit den Bernſtorff'ſchen Töchtern und Nichten durch die innigſte Freundſchaft verbunden. Die Bernſtorff'ſche Familie bewohnte das Haus in der Wilhelmſtraße, in welchem das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten ſeinen Sitz hatte, unmittelbar neben dem Radziwill'ſchen Palais; die beiderſeitigen Gärten ſtießen an einander und über die Mauern derſelben hatte man eine Treppe gebaut, um den Verkehr der Familien zu erleichtern.

Das freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen den Familien Bernſtorff und Clauſewitz hat mit ſtets unveränderter Innigkeit und Wärme fortgedauert und namentlich ſind die ausgezeichneten Eigenſchaften Clauſewitz's von Niemandem vollſtändiger gewürdigt worden als von dem Miniſter von Bernſtorff. Die Familie deſſelben bewahrt noch ein Album, in welchem unter einem Bilde des Generals v. Clauſewitz ſich folgende von dem Miniſter von Bernſtorff verfaßte Verſe finden:

Was zarter Frauen Sinn bewegt,
Des Mannes Heldenkraft erregt,
Des klarſten Geiſtes tiefſtes Streben,
Des wärmſten Herzens regſtes Leben,
Anmuthig war's in ihm vereint.

Eine treffendere Charakteriſtik des ſeltenen Mannes iſt wohl niemals in ſo wenigen Worten gegeben worden.

Zu den Perſönlichkeiten, deren aufrichtige Zuneigung und herzliches Wohlwollen für Clauſewitz und ſeine Frau ganz beſonders

* Graf Joachim Friedrich von Bernſtorff war am 5. October 1771 in Mecklenburg geboren und ſtarb am 28. October 1835 zu Cismar.

Digitized by Google

zur Erhöhung ihres Lebensglückes beitrug, gehörte auch der Fürst Anton von Radziwill und seine Gemahlin, die Prinzessin Louise, mit welchen Frau von Clausewitz schon in ihrer früheren Stellung als Hofdame, Clausewitz aber durch sein Verhältniß zum Prinzen August, dem Bruder der Prinzessin, und durch seinen Aufenthalt in Königsberg im Jahre 1809 in nähere Beziehungen gekommen war.

Die Prinzessin Louise, die Tochter des Prinzen Ferdinand, jüngsten Bruders Friedrichs des Großen, und der Prinzessin Louise von Brandenburg-Schwedt, reichte mit ihrem früheren Jugendalter*) noch in die Zeit ihres großen Oheims, der an der klugen und lebhaften Nichte großes Wohlgefallen fand. Treffliche Lehrer, zu welchen auch Ramler gehörte, arbeiteten mit dem glücklichsten Erfolge an der Ausbildung der reichbegabten und wißbegierigen Prinzessin, welche, als sie erwachsen war, bald eine hervorragende Stellung in den Hofkreisen einnahm. Mit den inneren Vorzügen, welche sie besaß, verband sich noch ein sehr vortheilhaftes Aeußere; sie war von großer Gestalt und edlem, würdevollem Anstande; eine herzgewinnende Freundlichkeit war der Ausdruck ihrer schönen Gesichtszüge. Sie vermählte sich am 17. März 1796, in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren, mit dem schönen und geistvollen Prinzen Anton von Radziwill, der erst zwanzig Jahre alt war**) und eben seine Studien an der Universität Göttingen beendigt hatte. Die Verbindung, welche durch vollständige Harmonie der Charaktere eine überaus glückliche wurde, war wegen der Verschiedenheit des Ranges nicht nur, sondern auch der Confession, da Prinz Radziwill Katholik war, namentlich bei den Eltern der Prinzessin auf großen Widerstand gestoßen, der aber von dieser, welche schon bei dieser Veranlassung die in der Folge stets bewiesene Willensstärke und Beharrlichkeit

* Sie war am 24. Mai 1770 geboren.

** Er war am 13. Juni 1775 in Warschau geboren, zweiter Sohn des vormaligen Palatins von Wilna Fürsten Michael Radziwill, der sich von allem politischen Wirken fern hielt und ruhig auf seinen litthauischen Gütern lebte, wo er am 28. März 1831 in einem Alter von 87 Jahren starb. Die Radziwill sind eines der ältesten und angesehensten litthauischen Fürstengeschlechter, reich begütert im ehemaligen Königreich Polen, im Großfürstenthume Litthauen, in der jetzigen Provinz Posen ꝛc.

Digitized by Google

kundgab, endlich überwunden wurde, nachdem der König Friedrich Wilhelm II. durch seine Vermittelung die Verbindung der Liebenden befördert hatte.

Fast ein zehnjähriger Zeitraum, von 1796 bis Ende 1805, verfloß den Vermählten in fast ungetrübter Freude und schon damals war das Radziwill'sche Haus der Sammelplatz aller in Wissenschaft und Kunst hervorragenden Männer, welche in Berlin lebten oder vorübergehend dort anwesend waren.

Im folgenden Jahre schlug dem Herzen der Prinzessin der Tod ihres innigst geliebten Bruders, des Prinzen Ludwig Ferdinand, eine tiefe Wunde, und zu dem Schmerze über diesen persönlichen Verlust kam noch die Trauer über das schwere Unglück, unter welchem sie das geliebte Vaterland leiden sah. Sie theilte mit der Königlichen Familie den Aufenthalt in Königsberg und bildete mit ihren Herzensfreundinnen, der Königin Luise und der Prinzessin Wilhelm, das herrliche Dreigestirn weiblicher Tugend und edler Gesinnung, welches die trübe Nacht der prüfungsschweren Zeit erhellte. Die Prinzessin Louise gehörte zu den starken Geistern, die selbst in der größten Bedrängniß nicht verzagten und an der Hoffnung auf Wiedererhebung des geliebten Vaterlandes festhielten; sie stand mit allen Männern, welche an diesem großen Werke arbeiteten, mit Scharnhorst, Gneisenau, Stein, Wilhelm v. Humboldt, Clausewitz in persönlicher und brieflicher Verbindung, und namentlich werden ihre an Stein gerichteten Briefe auch die späteste Nachwelt mit Bewunderung und Verehrung für die edle, hochgebildete und hochgesinnte Frau erfüllen.

In den Befreiungskriegen, in welchen ihr ältester Sohn, der Prinz Friedrich Wilhelm*) in noch jugendlichem Alter auf Leipzig's Feldern mitkämpfte, gehörte die Prinzessin Louise in erster Linie zu den edlen Frauen, welche sich durch begeisterte und aufopferungsvolle Thätigkeit um das Vaterland verdient machten.

* Der nachmalige General der Infanterie und Chef des Ingenieurcorps, geb. zu Posen am 19. März 1797, vermählt am 23. Januar 1825 mit seiner Cousine Prinzessin Helene Radziwill, Witwer seit dem 26. December 1827, in zweiter Ehe vermählt am 4. Juni 1832 mit Mathilde Christiane, Tochter des Fürsten Karl Joseph v. Clary und Aldringen. Der zweite Sohn des Fürsten Anton Radziwill, Boguslav, war am 3. Januar 1809 geboren und vermählte sich am 17. October 1832 mit Leontine, Tochter des Fürsten Karl Joseph v. Clary und Aldringen.

Digitized by Google

Im Jahre 1815 wurde Fürſt Anton Radziwill zum Statthalter des Großherzogthums Poſen ernannt, welche Stelle er nach dem Ausbruche der Revolution im Jahre 1830 niederlegte, und reſidirte nun abwechſelnd in Poſen oder dem benachbarten prächtigen Landſitze Antonin, oder auch in Ruhberg in Schleſien, hielt ſich aber vorzugsweiſe in Berlin auf, wo die geſellſchaftliche Bedeutung des Palais Radziwill erſt in das glänzendſte Licht trat, als die Prinzen und Prinzeſſinnen herangewachſen waren.

Unter den vorzüglichen Eigenſchaften, welche Fürſt Anton beſaß, iſt beſonders ſeine ſeltene muſikaliſche Bildung hervorzuheben; die erſten Künſtler ehrten ſein Urtheil und der Geſangmeiſter Zelter war ſein vertrauter Freund; bei der Singakademie war er nicht bloß aufmunternder Gönner, ſondern auch thätiger Theilnehmer; beſonders wirkte er bei der Aufführung der Meiſterwerke von Gluck, Händel, Mozart, Bach und Beethoven mit, die er am meiſten liebte. Unter ſeinen eigenen Compoſitionen ſind am berühmteſten die Compoſitionen zu Goethe's Fauſt, beſonders zu den Engelchören am Oſtermorgen, von welchen man geſagt hat, daß durch ſie erſt das Meiſterwerk deutſcher Poeſie dem vollen Verſtändniſſe gleichſam aufgeſchloſſen worden ſei. Auf mehreren Inſtrumenten war er Virtuoſe, namentlich ein ganz ausgezeichneter Violoncelliſt, und man erzählt, daß ein Privatmann in Königsberg, der ein vorzügliches Violoncell beſaß, welches ihm um keinen Preis feil war, daſſelbe in ſeinem Teſtamente dem Fürſten Radziwill vermacht habe, weil er, als der erſte Violoncelliſt, allein würdig ſei, dieſes Inſtrument zu ſpielen.

Leider blieb das Familienglück des edlen fürſtlichen Paares nicht ungetrübt, indem ſie binnen wenigen Jahren zwei hoffnungsvolle erwachſene Söhne und eine ſehr liebenswürdige Schwiegertochter verloren. Auch der Tod des Fürſten Anton erfolgte unerwartet am 7. April 1833; er wurde ein Opfer der herrſchenden Influenza, zu welcher noch ein hitziges Nervenfieber hinzutrat. Die Leiche wurde in nächtlicher Stille in die Familiengruft nach Antonin bei Poſen übergeführt und hier neben den beiden Söhnen und der Schwiegertochter beſtattet.

Die Geſundheit der ſchon oben erwähnten Prinzeſſin Eliſe, welche man wegen ihrer Alle bezaubernden Holdſeligkeit die Krone

Digitized by Google

des ſchönen Familienkreiſes nennen konnte, war ſchon ſeit längerer Zeit durch ein Bruſtleiden erſchüttert und gerade zur Zeit als der geliebte Vater ſtarb, lag ſie bedenklich erkrankt darnieder. Man verſchwieg ihr den ſchweren Verluſt; die Angehörigen legten die Trauerkleider ab, wenn ſie die Kranke beſuchten, und zwangen ſich zu heiteren Geſprächen. Sie ſtarb am 27. September 1834 in Freienwalde und wurde an der Seite des Vaters beſtattet.*)

Die Fürſtin Louiſe überlebte die theuern Hingeſchiedenen nicht lange. Sie ſtarb nach kurzem Unwohlſein am 7. December 1836 und fand in Antonin neben dem Gemahl ihre letzte Ruheſtätte.

Wir können uns nicht verſagen, über die Familie Radziwill die Zeugniſſe dreier Zeitgenoſſen anzuführen, welche dieſem ſchönen Kreiſe nahe getreten waren und die von demſelben empfangenen Eindrücke in beredten Worten wiedergegeben haben.

Biſchof Eylert, welcher in Berlin mit der Familie Radziwill häufig verkehrt, dieſelbe auch im Sommer 1821 auf dem herrlichen Bergſchloſſe Fürſtenſtein**) und der reizenden Beſitzung Ruhberg beſucht hatte, gibt von dem Fürſten Radziwill folgende Schilderung:***)

„Aber wer kann auch den theuren fürſtlichen Namen Anton Heinrich von Radziwill nennen und ſchreiben, ohne der Eindrücke der Verehrung, der Freude und Zuneigung zu gedenken, die dieſer hohe Herr in ſeiner liebenswürdigen Perſönlichkeit auf Alle machte und Allen dauernd zurückließ, die je mit ihm in Berührung kamen und in Verbindung geſtanden. Wahrlich! eine ſchöne Seele und ein ſchöner Körper, voll Geiſt und Leben, voll Anmuth und herzgewinnender, reiner Güte. Alles ritterlich Muthige, Poetiſche und Hochſinnige, was man in edlen Polen findet, war in ihm vereinigt. Er war der Stolz und Ruhm ſeiner Landsleute, und ihr Freund

* Die Prinzeſſin Eliſe war am 28. October 1803 geboren. Ihre Schweſter Wanda, geb. am 29. Januar 1813, vermählte ſich am 12. December 1832 mit dem Fürſten Adam Conſtantin Czartoryiski und ſtarb am 16. September 1845 zu Iſchl.

** Daſſelbe gehörte dem Reichsgrafen von Hochberg, jetzt Fürſten Pleß, und war der Familie Radziwill, während die Prinzeſſin Eliſe das Bad Salzbrunn gebrauchte, zur gaſtlichen Aufnahme eingeräumt worden.

*** „Charakterzüge und hiſtoriſche Fragmente aus dem Leben Friedrich Wilhelm's III.", Thl. II., Abth. I., S. 79.

Digitized by Google

und Wohlthäter als ihr Statthalter in Posen. Allem, was er war und that, wußte er die Weihe des Lebens und Segens zu geben. Die Metamorphose seines unglücklichen, zerrissenen Vaterlandes umschattete seinen reichen Geist mit Wehmuth und er suchte und fand in dem Ernste der Wissenschaften und in der Heiterkeit der schönen Kunst Stärkung und Trost. Sein Palast in Posen und Berlin war der Wohnsitz der Musen und der Sammelplatz der Gelehrten und Künstler, und Alles, was die Dichtkunst und Geschichte, Malerei und Musik Neues und Gutes aufzuweisen hatte, fand sich in seinen Sälen, belebt durch die freundlichste fürstliche Hospitalität. Die Harmonie der Musik war der Grundton seines reinen, reichen Gemüthes, sie die vertrauteste Freundin seines menschenfreundlichen Lebens; er lebte auf ihren heiteren Höhen und versenkte sich in ihre heiligen Tiefen." Eylert schließt seinen Nachruf mit den Worten: „In inniger Pietät lege ich diesen einfachen Cypressenkranz dankbar auf sein Grab und segne mit Allen, die ihn kannten, verehrten und liebten, sein Andenken. Ave pia anima!"

Steffens, der im Jahre 1825 mit dem Kronprinzen eine Reise durch das Gebirge machte und Ruhberg, die Sommerresidenz des Fürsten Radziwill, besuchte, sagt:*)

„Wer das Glück hatte, in der Nähe dieser in jeder Rücksicht geistig bedeutenden Familie zu leben, wird mit Freude an die genußreiche Zeit zurückdenken. Der Fürst, mit offenem Sinne für alles geistig Bedeutende, noch im Alter ein schöner Mann, durch sein geistreiches musikalisches Talent ausgezeichnet, seine königliche Gemahlin in enger Verbindung mit den ausgezeichnetsten Geistern der Hauptstadt, die liebenswürdige, milde, treffliche Tochter, deren frühzeitiger Tod allgemein betrauert wurde, diese bildeten einen Kreis der geistreichsten Geselligkeit der Hauptstadt. Nichts Bedeutendes ward laut, was nicht aus diesem Kreise wiederklang; ein jeder ward nach seiner Art verstanden und in allen Gliedern der Familie herrschte der nämliche Geist. Wer erinnert sich nicht mit Wehmuth der tief tragischen Zeit, welche den Fürsten so plötzlich, dann die Tochter und nach geringer Zeit auch die Mutter tödlich traf!"

Schließlich erwähnen wir noch der Worte, welche der General-

* „Was ich erlebte", Bd. IX., S. 17.

Digitized by Google

lieutenant Carl von Röder bei der Schilderung seines Lebens in Berlin der Familie Radziwill gewidmet hat:*)

„Sehr interessant war auch das fürstlich Radziwill'sche Haus. Die Prinzessin, eine höchst edle Frau, gleich ausgezeichnet an Bildung, Verstand, Geist, Herz und hoher sittlicher Würde, sie war recht eine Preußische Prinzessin, voll Liebe zu ihrem Vaterlande; die Geschichte desselben und des Hofes zu allen Zeiten kannte sie ganz genau; sie hatte bei fürstlicher hoher Würde eine unbeschreibliche Freundlichkeit und Güte, war sehr mittheilend; ihr Umgang war höchst wohlthuend und belehrend. Ich sah sie zuweilen allein und und hatte jedesmal einen geistigen Gewinn davon. Sie blieb mir gleich gütig und gnädig bis an ihr Ende. Der Fürst war voll Geschmack, Kunstsinn und geselligen Gaben; ein Kreis blühender Kinder umgab sie; alle durch geistige Gaben ausgezeichnete Männer fand man in diesem Hause. Da der Fürst viel Talent und Geschmack für Musik hatte, so wurde diese besonders eifrig gepflegt. Der Garten hinter dem Palais war der Schauplatz heiterer, geselliger Spiele, die überhaupt viel getrieben wurden."

Wir schließen diesem Abschnitte die beiden folgenden Aufsätze an, welche Clausewitz während der Berliner Lebensperiode verfaßt hat:

1) Bemerkungen auf der Reise nach Marienbad im Juli 1825;
2) Ueber die politischen Vortheile und Nachtheile der preußischen Landwehr.

Der erste dieser Aufsätze bespricht die betreffenden Oertlichkeiten nicht bloß vom allgemein militärischen Gesichtspunkte aus, sondern verbindet damit auch Bemerkungen über kriegsgeschichtliche Ereignisse, namentlich über die Schlacht bei Auerstädt und Jena, wodurch er noch ein größeres Interesse gewinnt. Der zweite Aufsatz, welcher mehr politischen als militärischen Inhalts ist, dürfte gegen Ende der zwanziger Jahre geschrieben sein, da sich gerade in dieser Zeit sehr bedeutende Stimmen in der Armee gegen die Vollwichtigkeit der

* Erinnerungen aus seinem Leben, S. 297 (als Manuscript für seine Familie gedruckt).

Digitized by Google

Landwehr im Kriege erhoben hatten. Clauſewitz traf damals gewiß das Richtige, wenn er mit aller Entſchiedenheit und der ihm eigenen logiſchen Schärfe das Inſtitut vertheidigte und das Rütteln an demſelben oder ſeine gänzliche Aufhebung als eine Machtſchwächung Preußens bezeichnete. Das damalige Preußen war auch finanziell nicht in der Lage, auf andere Weiſe in der numeriſchen Stärke der Streitkräfte ſeinen Gegnern ſich gewachſen zu zeigen. Freilich ſtand die Landwehr als Feldtruppe an Ausbildung, Disciplin, Tüchtigkeit der Offiziere, wie dies auch nicht anders ſein konnte, der Linie nach; allein man glaubte dieſe Mängel ausgleichen zu müſſen und auch zu können, und mit Recht konnte daher Clauſewitz als Vertheidiger des Inſtituts auftreten.

Von beſonderem Intereſſe ſind ſeine Bemerkungen über die Gefahren bei inneren Gährungen in Beziehung auf die Landwehren und die Hindeutung auf eine künftige Volksvertretung.

Wenn auch der Aufſatz den jetzigen Verhältniſſen gegenüber, da die Armee an Linientruppen ſich verdoppelt hat und die Landwehr im Kriege zur Beſetzung der Feſtungen, Etappen u. ſ. w. verwendet wird, als Feldtruppe dagegen nur in zweiter Linie auftritt, ſeine Bedeutung verloren hat, ſo glaubten wir ihn doch aufnehmen zu ſollen, da er über die Anſicht, welche Clauſewitz damals über dieſen wichtigen Gegenſtand hatte, einen beachtenswerthen Aufſchluß giebt.

I.

Bemerkungen auf der Reiſe nach Marienbad im Juli 1825.

Den 9. Juli bis Leipzig. Die Chauſſee von Wittenberg auf Halle geht bei Niemeck über die Mulde, nachdem ſie $^1/_4$ Meile lang durch die Niederung vermittelſt eines hoch aufgeſchütteten Dammes und vieler hölzerner Brücken geführt worden iſt. Obgleich die Mulde ſelbſt unbedeutend und zu durchwaten iſt, ſo wird der vielen Brücken wegen der Punkt zu einer Vertheidigung ſowohl des rechten als linken Ufers doch ſehr geeignet ſein.

Digitized by Google

Der Weg von Wittenberg über Gräfenhainchen und Bitterfeld bis Delitzsch und von da links ab nach Leipzig führt durch eine offene, äußerst fruchtbare Ebene. Gräfenhainchen, Delitzsch und Bitterfeld sind Orte von 2 bis 300 Häusern, die ein wohlhabendes Ansehen haben, aber offen und zur Vertheidigung nicht geeignet sind.

Den 10. Juli. Von Leipzig bis Pegau 3 Meilen, geht bei Connewitz über die Pleiße und folgt dem rechten Ufer der Elster nach Zwenkau. Der Abschnitt zwischen beiden Flüssen ist eben, aber durch die buschreiche Einfassung derselben sehr verdeckt. Bei Zwenkau wird die Gegend freier, $^1/_2$ Meile vor Pegau aber tritt man in das Gehölz der Elster, welches mit Infanterie einzeln überall zu passiren ist, aber den anderen Waffen Schwierigkeiten entgegenstellt. Die Gegend ist äußerst fruchtbar und Pegau ein wohlhabendes Städtchen, in welchem eine große Anzahl Schuhmacher (70) wohnen. Zur Vertheidigung ist es nicht geeignet.

Von Pegau nach Zeitz, 2 Meilen, fängt die Gegend an stark wellenförmig zu werden, bleibt aber offen und äußerst fruchtbar. Der Weg ist Chaussee und geht am Hange des linken Thalrandes der Elster fort. Das Thal der Elster ist bei Zeitz schon von beträchtlicher Tiefe, 2—300 Fuß; der Abhang auch ziemlich steil, doch nicht eigentlich schroff eingeschnitten, sondern voll und mit Fruchtfeldern oder kleinen Gehölzen bedeckt. Es sind hier überall gute Stellungen zu finden.

Zeitz liegt am Abhange des rechten Thalrandes und würde für eine Armee, die gegen Gera Front macht, eine gute Flügelanlehnung abgeben, sowohl für den linken Flügel, wenn sie auf dem rechten Ufer der Elster stände, als für den rechten, wenn sie sich auf dem linken befände. Doch scheint auf dem rechten zu einer Stellung mehr Gelegenheit zu sein, welcher auch die Richtung auf Pegau mehr entspricht.

Als isolirter Punkt würde aber Zeitz zur Vertheidigung nicht geeignet sein. Es ist ein wohlhabender und bedeutender Ort von 6 bis 700 Häusern.

Von Zeitz nach Naumburg 4 Meilen; geht durch ein sehr fruchtbares, stark wellenförmiges Land, dessen Rücken nach Naumburg hin höher werden, doch offen und mit Früchten bedeckt bleiben.

Digitized by Google

Naumburg wäre als isolirter Punkt noch einer kurzen Vertheidigung fähig, da die höheren Berge nicht nahe liegen und der Ort noch den alten Graben und den Fuß der alten Mauer hat. Es liegt etwa 1000 Schritt von der Saale, wo diese sich der Stadt am meisten nähert.

Der Weg von Naumburg nach Kösen beträgt etwa $^3/_4$ Meile und ist einer starken Vertheidigung fähig, weil ihm der Thalrand links meistens sehr nahe bleibt, auch eine kleine Bergzunge sich quer durchzieht. Der Fluß ist dagegen häufig zu durchwaten und fließt in einem breiten Wiesenthale in vielen Windungen.

Der Paß von Kösen. Die Brücke bei Kösen ruht auf steinernen Bogen; sie wäre leicht zu vertheidigen, wenn sie nicht vermöge des flachen Wassers oben so leicht zu umgehen wäre, welches die Thalränder der Natur der Berge nach nicht vollkommen verhindern können. Die Vertheidigung des Passes muß sich also hauptsächlich auf die Vertheidigung der auf den Thalrand hinaufsteigenden Chaussee beziehen und kann daher nur auf dem linken Ufer der Saale mit Vortheil stattfinden. Diese Vertheidigung ist aber auch so leicht, daß ein gewaltsamer Angriff unmöglich ist. Der Feind kann den Durchzug nur erzwingen, wenn er unterhalb der Brücke mit Infanterie übergeht und den Thalrand beim Vorwerk Frankenau zu gewinnen sucht, welches doch nur gegen einen sehr schwachen Posten möglich und wirksam sein wird und immer einen halben Tag Zeit kosten würde.

Sobald man auf der Chaussee den Thalrand erstiegen hat, wozu etwa $^1/_2$ Stunde Zeit nöthig ist, befindet man sich auf einem wahren Plateau, einer fruchtbaren, offenen und ebenen Gegend, welche nur einen ganz gelind anlaufenden Rücken vor sich hat, der von Punschrau über Hassenhausen gegen das Saal-Thal zu läuft und verhindert, daß man diese Gegend aus der Gegend von Auerstädt und Hassenhausen von vornher übersehen kann. Dies war in der Schlacht von Auerstädt den Franzosen nützlich, denn die Preußen sahen nichts von dem Inneren der französischen Stellung und fürchteten sich (freilich ohne sonderlichen Grund), dort noch größere Massen von Reserven anzutreffen.

Wenn der Paß von Kösen mit einer Division von 6—8000 M.

Digitized by Google

und 20 bis 30 Kanonen beſetzt iſt, ſo wird er wahrſcheinlich nie von einer Armee angegriffen werden, ſondern man wird es vorziehen, ihn oberhalb zu umgehen, denn unterhalb würde die Unſtrut neue Schwierigkeiten in den Weg legen.

Die Schlacht von Auerſtädt.

Davouſt befand ſich in einer ſehr ſchlimmen Lage; denn erſtlich iſt es ſchon nicht angenehm, ſich mit 28,000 Mann in einer Stellung zu ſchlagen, die ein ſolches Thal mit einem einzigen Uebergange über den Fluß dicht hinter ſich hat; zweitens mußte er nach dem Uebergange Front gegen Auerſtädt machen, woher die Preußen zu erwarten waren; dadurch aber bekam er ſeinen Rückzugspunkt Kösen mehr in der linken Flanke als gerade hinter ſich. Hätten die Preußen von Hauſe aus auf den linken Flügel gedrückt, ſo konnte Davouſt kaum ein ernſthaftes Gefecht annehmen. Allein die Preußiſche Armee hatte vornehmlich das Intereſſe, ſich ſelbſt einen Rückzug zu verſchaffen; denn ſie kam von Weimar, wohin ſie im Falle eines Rückzuges nicht wieder gehen konnte; ihr Intereſſe war es alſo, ſich um die franzöſiſche Armee herumzubewegen, indem ſie ihre Richtung auf Tauchwitz, Poppel, Zeckwar, Spielberg nehme, um den Rücken gegen die Unſtrut zu bekommen und dieſe bei Freiberg und Nebra paſſiren zu können. Zu dieſer Bewegung eignete ſich die Gegend ungemein. Die genannten Dörfer liegen in einem flachen Thale, in welchem die Bewegung ziemlich unbemerkt geſchehen konnte und wo die Preußiſche Armee in jedem Augenblicke, wenn ſie zum Aufmarſch und zur Wahl einer Stellung genöthigt werden ſollte, dieſe gleich links auf dem unvergleichlichen Höhenzuge fand, der dies Thal begleitet und die ganze Gegend beherrſcht; auf dieſen Höhenzug konnten allenfalls die Reſerven folgen. Aber nichts würde die Preußiſche Armee gehindert haben, die beabſichtigte Bewegung zu vollenden, eine Stellung zu gewinnen, wo ſie ſich wieder in ihrem natürlichen Rückzugs-Verhältniſſe befand, und von da aus ihren Angriff auf Davouſt zu beginnen.

Der Herzog that keines von beiden, ſondern nahm, wie das in der Verwirrung eines drängenden Augenblicks ſo oft geſchieht, eine halbe Maßregel.

Digitized by Google

Der Oberſt Scharnhorſt hatte, als die Diviſion Schmettau, welche bei Gernſtädt bivouakirt hatte, morgens bei Rehhauſen auf den Feind ſtieß, die Bewegung mit den übrigen Diviſionen hinter derſelben fortſetzen wollen; aber die Idee bemeiſterte ſich aller Köpfe, daß man einen großen Fehler begangen habe, dem Feinde den Paß von Kösen zu überlaſſen, daß er in dieſem Augenblicke wahrſcheinlich noch nicht ſtark genug ſei, daß alſo nichts Beſſeres zu thun ſei, als ihn auf dem kürzeſten Wege, das heißt mit einem geraden Stoße dahin zurückzuwerfen. Dies ſchien das Nächſte und Natürlichſte und der Herzog ließ ſich fortreißen. Man fing alſo das Gefecht mit dem Angriff auf Haſſenhauſen an und ließ die Sorge wegen eines Rückzugs auf ſich beruhen.

Hätte der General Kalckreuth zugleich den Befehl bekommen, mit ſeinen beiden Diviſionen links ab über Eckartsberge zu marſchiren, und von da aus zur Deckung des Preußiſchen linken Flügels über Poppel und Spielberg anzurücken, ſo wurde auch dadurch der Zweck noch ziemlich erreicht; aber, was wichtiger iſt, der General Kalckreuth würde unfehlbar die Schlacht ſiegreich entſchieden haben. Es iſt faſt nicht möglich, daß Davouſt, der den größten Theil ſeiner Truppen gegen den Herzog in's Gefecht gebracht hatte, dieſer drohenden Maſſe von 16,000 Mann friſcher Truppen hätte widerſtehen können. Aber man ließ den General Kalckreuth mehrere Stunden auf ſeinem Bivouak bei Rannſtedt ſtehen, während die Schlacht ſchon wüthete, weil er bei Auerſtädt das Defilé noch nicht frei fand.

Den 11. Juli. Von Naumburg über Camburg und Dornburg, nach Jena, 4 Meilen.

Der Weg von Naumburg bis Camburg iſt Chauſſée und führt auf dem rechten Saale-Ufer über ganz bedeutende Rücken; die Gegend iſt ſonſt offen und fruchtbar. Bei Camburg ſteigt man das Saale-Thal hinunter. Der rechte Thalrand iſt dem Fluſſe ſehr nahe und von bedeutender Höhe und Steilheit, ſo daß das rechte Ufer ſehr leicht zu vertheidigen iſt. Der linke Thalrand aber iſt flacher und der höchſte Rücken entfernt ſich etwas von dem Fluſſe, ſo daß die Vertheidigung des linken Ufers viel weniger Stärke hat. Da aber der Ort zu beiden Seiten des Fluſſes und die Häuſer hart an dem hohen Ufer deſſelben liegen, ſo iſt die Vertheidigung der Brücke ſelbſt von

Digitized by Google

beiden Seiten sehr thunlich. Unter dieser Umständen kann der Posten von Camburg auch zur Vertheidigung des linken Ufers immer für einen recht guten gelten, in welchem sich selbst ein einzelnes Bataillon einige Stunden halten kann. Von Camburg nach Dornburg geht die Chaussée auf dem rechten Ufer weiter und steigt selbst gleich bei Camburg noch auf einem Gebirgsfuß ziemlich steil hinauf, wendet sich aber dann zum Flusse und geht in dem sehr eingeengten Thale bis Dornburg, wo sie denselben auf einer verdeckten hölzernen Brücke überschreitet. Der auf dem rechten Ufer des Flusses liegende, ziemlich bedeutende Ort heißt Dorndorf, die Stadt Dornburg ihm gegenüber liegt auf der Höhe des Thalrandes, der hier mit unersteiglicher Schroffheit sich fast senkrecht in den Fluß hinabsenkt. Ein ehemals sehr schlechter, jetzt chaussirter Fahrweg geht mit einer weiten, den Fluß hinablaufenden Ausbiegung hinauf. Ein gewaltsamer Uebergang von dem rechten nach dem linken Ufer ist hier ganz unmöglich, aber auch das rechte Ufer ist einer starken Vertheidigung fähig.

Von Dornburg bis Jena $1\frac{1}{2}$ Meilen bleiben beide Thalränder ungefähr immer dieselben; der linke ist eine 4 bis 500 Fuß hohe unwegsame Berglehne, in welcher nur ein paar enge Schluchten zwischen Felsen und Wald hinaufführen. Da die Chaussée immer dicht unter dieser Berglehne hinführt, so würde eine Truppe, welche den Fluß überschritten hätte, im Thale gar nicht aushalten können, wenn jene Berglehne mit etwas Infanterie besetzt wäre; an eine gewaltsame Ersteigung ist gar nicht zu denken. Auch das rechte Ufer ist sehr unwegsam, obgleich der Thalrand hin und wieder etwas mehr zurücktritt und mehrere kleine Transversal-Thäler zur Höhe hinaufführen.

Der Paß von Jena. Die Chaussée von Jena nach Weimar ist zwischen Naumburg und Orlamünde, also etwa auf 7 Meilen Entfernung, der einzige ordentliche Weg, welcher auf die Ebene des linken Thalrandes hinaufsteigt. Dies macht den Punkt von Jena für diese Seite der Saale zu einem sehr wichtigen Paß. Der Stärke nach ist dieser Paß unstreitig zur ersten Ordnung zu zählen; denn nicht allein daß außer der Chaussée kein für eine Colonne erträglicher Weg auf das Plateau hinaufführt, so sind auch die paar kleinen Wege, welche sich finden, ganz unmöglich mit Gewalt zu passiren, wenn sie nur mit etwas Infanterie und Artillerie vertheidigt werden, die auf

Digitized by Google

den steilen Abhängen neben derselben aufgestellt ist. Aber das Wichtigste ist, daß man sich um diese verschiedenen Aufgänge zu dem Plateau von Jena gar nicht zu bekümmern braucht; die Besetzung der gegen Jena hin vorgeschobenen Terrasse des Landgrafenberges macht allein schon die Vertheidigung des Passes aus. Wenn je ein Punkt der Schlüssel einer Gegend genannt werden kann, so ist es dieser. 20 bis 30 Kanonen auf dieser Terrasse aufgefahren und 5 bis 6000 Mann Infanterie zu beiden Seiten derselben an der Berglehne vertheilt, machen es rein unmöglich, sich in und durch Jena gegen den Landgrafenberg zu bewegen, die Chaussée nach Dornburg oder die nach Weimar oder die nach Orlamünde-Lobeda zu gehen, kurz sie machen den Aufenthalt irgend beträchtlicher Truppenmassen im Thale der Saale ganz unmöglich, und es braucht also, insofern der Angriff von dem Punkte von Jena ausgehen soll (wie 1806) gar nicht von der Vertheidigung irgend eines anderen Punktes der ungeheuren Berglehne die Rede zu sein.

Daß unter diesen Umständen die Brücke von Jena selbst wenig Wichtigkeit hat, versteht sich; ihre Vertheidigung würde übrigens für keines der beiden Ufer vortheilhafte Verhältnisse darbieten.

Auch für das rechte Ufer kann der Punkt von Jena für eine gute Stellung gelten, insofern nehmlich der Feind von Weimar kommt; denn die nahe an Jena herantretenden hohen und steilen Bergzungen erlauben nicht, die Saale hinauf zu marschiren, um die Straße und Brücke von Lobeda zu gewinnen, welches die Chaussée von Weimar nach Zeitz ist. Doch ist dieser Thalrand von viel mehr Transversal-Thälern eingeschnitten; diese sind breiter und zugänglicher als die Schluchten des linken, und, was ein wesentliches Stück ist, die Gegend auf der Höhe besteht nicht, wie auf der linken Seite, aus einem einfachen, sehr zugänglichen Plateau, sondern ist bergig, waldig und verwickelt, so daß der Vertheidiger immer befürchten muß, von einem überlegenen Gegner in eine üble Lage versetzt zu werden, wenn er zu lange bei der Vertheidigung des Postens verweilt.

Die Schlacht von Jena.

Man hatte bei der Preußischen Armee die Idee: zuerst daß der Feind die Erfurter Straße oder gerade über den Thüringer Wald

Digitized by Google

kommen könnte, sodann, als man am 10. davon zurückgekommen und sicher war, er zöge von Hof heran, glaubte man, er werde sich die Saale hinunterbewegen und theils auf ihrem linken Ufer bleiben, theils diesen Fluß bei Saalfeld, Rudolstadt und Orlamünde passiren, um der Preußischen zwischen Erfurt und Jena befindlichen Armee gerade auf den Leib zu rücken. Darauf war die beabsichtigte Stellung des Herzogs bei Blankenhayn (Hochdorf) und später die des Fürsten Hohenlohe bei Kapellendorf berechnet. Man wollte sich also der Saale als einer Anlehnung für die linke Flanke bedienen. Das Gefecht bei Saalfeld mußte in jener Voraussetzung noch bestärken. Bonaparte aber, der die letzte Stellung der Preußischen Armee so genau nicht kannte und vielmehr glaubte, daß sie sich ihm auf der geraden Straße nach Sachsen und der Mark vorlegen würde, zog diese Straße über Schleiz und Jena. Wie er vernahm, daß die Preußen hinter der Saale geblieben wären, wandte er sich den 13. von der Elster plötzlich links und wählte, wie bekannt, die Punkte von Jena, Dornburg und Kösen zum Uebergange.

Der Herzog von Braunschweig erfuhr die Richtung der Franzosen auf Gera und anstatt das Lager von Blankenhayn zu nehmen, wählte er den 11. das von Weimar, ließ aber den Fürsten Hohenlohe bei Jena. Was wäre natürlicher gewesen, als daß der Fürst statt der Stellung bei Kapellendorf eine an der Saale, Fronte gegen diesen Fluß, genommen d. h. den Landgrafenberg mit einer Division und ansehnlichem Geschütze besetzt und das übrige auf dem Dornberge zwischen Vierzehnheiligen und Jena in Reserve gehalten und zugleich ein starkes Detachement nach Dornburg geschickt hätte. Unglücklicher Weise blieb der Fürst bei der Idee: der Hauptfeind müßte über Magdala kommen (vermuthlich weil er den Punkt von Jena so unzugänglich glaubte, daß man mit einer großen Macht von da aus nie vorbrechen werde); er blieb den ganzen 13. und bis den 14. morgens bei dieser Idee, obgleich den 13. bereits die halbe Armee Bonaparte's bei Jena anlangte, und in der Nacht vom 13. zum 14. sich schon 20,000 Mann auf dem Landgrafenberge befanden. Von diesem ganz falschen Gesichtspunkte aus muß man das Betragen des Fürsten beurtheilen, wenn man sieht, daß er den 13. morgens glaubte, 8 bis 10,000 Mann unter den Generalen Tauentzien und

Digitized by Google

Jeschwitz würden im Stande sein, den Feind von dem Landgrafenberge wieder hinunterzuwerfen; er scheint, was dem General Tauentzien gefolgt war, für eine unbedeutende Seitenpatrouille gehalten zu haben. Unerhört war es, daß General Tauentzien nicht auf dem Landgrafenberge sich aufgestellt hatte, unerhört, daß der Fürst der Ursache davon nicht nachforschte; unerhört, daß er nicht sogleich 20,000 M. nahm, um die feindliche Avantgarde wieder hinunterzuwerfen; unerhört, daß er die Division Grawert und die Sachsen, welche das Hauptcorps des Fürsten bildeten, in der verkehrten Stellung, Fronte gegen Magdala, auf einem völlig ebenen Boden stehen ließ; unerhört, daß er sich im Augenblicke dieser Entscheidung mit einem Detachement drei Stunden weit nach Dornburg begab; alle diese Dinge sind unerhört und lassen sich nur einigermaßen begreifen, wenn man im Auge hat, daß der Fürst den Hauptfeind von Magdala her erwartete, daß er und alle seine Generale, namentlich Graf Tauentzien, eine gute Ebene für die erste Bedingung des Schlagens hielten; endlich, daß er vielleicht glaubte, die feindliche Hauptmacht sei die Saale hinuntergegangen und er werde es also nur mit einem mäßigen Corps zu thun haben, welches ihm in der herrlichen Ebene von Vierzehnheiligen und Kapellendorf Gelegenheit zu einem echt Preußischen Siege geben werde. Aber selbst bei allen diesen Voraussetzungen muß man immer noch glauben, ein Zauber habe dem Fürsten den Verstand verschleiert; dieser Zauber war aber wohl nichts anderes als die fieberhafte Unruhe und Verworrenheit seines General-Quartiermeisters des Obersten Massenbach. Dieser dachte wachend und träumend nur an die Fehler des Herzogs und ging ganz auf in der Rolle, ihn von dem Abgrunde zurückzureißen; darüber wurde es ihm unmöglich, einen überlegenden Blick auf die Lage der Hohenlohe'schen Armee zu werfen und das zu thun, was ihm am nächsten war. Er riß den Fürsten in diesen Ideenkampf dermaßen mit fort, daß auch dieser nichts weiter sah und hörte, und Beide wie ein paar Menschen, die, eifrig im Gespräche begriffen, nicht sehen, wohin sie den Fuß setzen, in den Abgrund stürzten. Der Fürst hatte den bestimmtesten Befehl, sich in kein Total-Gefecht einzulassen, sondern als eine Arriere-Garde des Herzogs ihm die rechte Flanke zu decken. Der Herzog war auf einem Flankenmarsche

Digitized by Google

begriffen, denn die Schlacht von Auerstädt war nicht im Plane und wurde nur als ein nothwendiges Uebel betrachtet; sollte er unter diesen Umständen dem Fürsten Hohenlohe gar nichts über die Richtung gesagt haben, die er zu nehmen hatte, um diesem Marsche zu folgen? Dies ist fast unmöglich, und wenn die Zeitschriftsteller, welche meistens von der Massenbach'schen Partei sind, nichts darüber sagen, so ist es vielleicht eine absichtliche Auslassung, um die Bestimmung des Fürsten nicht zu klar und seinen verworrenen Ungehorsam nicht zu grell erscheinen zu lassen. Nehmen wir aber an, daß der Herzog dem Fürsten gar nicht gesagt hatte, wohin er sich, wenn der Feind gegen ihn vorrücke, zurückziehen und wo er sich allenfalls von neuem aufstellen solle, so lag doch in dem allgemeinem Befehle so viel, daß der Fürst berechtigt war, als er den Feind in großer Stärke vor sich auf dem Plateau sah, seinen Rückzug über die Ilm anzutreten. Da der Fürst an Cavalerie anfangs sehr überlegen war, so hätte dieser Rückzug nicht einmal beunruhigt werden können. Hinter der Ilm konnte der Fürst wieder eine sehr starke Stellung nehmen, die der Feind vermuthlich an demselben Tage nicht mehr überwältigt haben würde. Wenn dieser Rückzug über Apolda auf Wickerode geschah, so blieb der Fürst mit des Herzogs Armee in Verbindung und die Aufnahme des Herzogs von Weimar wurde dadurch nicht aufgegeben, denn dieser konnte und mußte seinen Zug natürlich auf Weimar und nicht auf Jena richten.

Dieser einfache Rückzug war also das Natürlichste, was der Fürst Hohenlohe thun konnte, und er würde den Zweck, dem Herzoge die rechte Flanke zu decken, vollkommen erreicht haben; denn der Feind konnte, wenn er wirklich aus der Gegend von Jena und Dornburg nach dem Schlachtfelde von Auerstädt hätte marschiren wollen, nicht vor drei oder vier Uhr nachmittags an der Ilm eintreffen.

Wollte aber der Fürst Hohenlohe durchaus schlagen, so gab ihm das Thal der Saale die beste Gelegenheit dazu. Der Landgrafenberg war das einzige, was er zu besetzen hatte; eine Division mit 30 bis 40 Kanonen war in dieser Stellung durch nichts zu überwältigen, sondern nur auf weiteren und mühsamen Umwegen zu umgehen; stand eine halbe Division bei Dornburg, so blieben dem Fürsten von 35,000 Mann, die er stark war, etwa 25,000 Mann zur Reserve

Digitized by Google

(ohne den General Rüchel zu rechnen, der mit 15,000 Mann von Weimar herbeikam), womit er jene aufnehmen konnte. Unter diesen Umständen würde Bonaparte die Saale vermuthlich erst am 15. mit seiner Hauptmasse haben überschreiten können. General Tauentzien scheint keinen Begriff davon gehabt zu haben, daß man sich in einem solchen Terrain wie der Abhang des Thalrandes der Saale ist, schlagen könne. Da dieser General keinen Krieg bis dahin gemacht und sich auch vermuthlich um das Studium des Krieges nie sehr ernstlich bekümmert hatte, so ist wohl in seiner Unerfahrenheit und Unwissenheit der Grund des Fehlers zu suchen. Er kannte vermuthlich aus dem Tempelhof nur die Schlacht bei Leuthen u. s. w., hatte sich um das Detail kleiner Gebirgsgefechte nie bekümmert und glaubte nichts Besseres thun zu können, als das unwegsame Terrain den Franzosen zu überlassen und vor allen Dingen das Plateau bei Closwitz zu gewinnen, wo man sich doch bewegen konnte; denn von der Bewegung sollte ja nach der Preußischen Theorie aller Sieg ausgehen.

Auch die Sachsen haben es nicht viel besser gemacht; sie hielten es nicht für nöthig, den ungeheuren Flohberg zu besetzen, und ließen den Feind auch ruhig die einer Wendeltreppe ähnliche Chaussée der Schnecke ersteigen, um dann auf dem Plateau in einer Spitze des Iserstädter Forstes ein wenig mit ihnen zu plänkeln. Nie hat sich die Unbeholfenheit mit einer so unendlich starken Stellung im Contrast gezeigt.

Den 12. Juli; von Jena über Pösneck nach Schleiz.

Ich hatte die Absicht, die Saale über Rudolstadt bis Saalfeld hinaufzugehen, um den Charakter des Thales weiter zu beobachten und das Schlachtfeld von Saalfeld noch einmal anzusehen. Allein nach allen Nachrichten ist der Weg von Saalfeld über Lobenstein auf Hof so schlecht, daß man ihn mit einem Wagen breiter Spur nicht wohl machen kann; außerdem fährt die Post von Saalfeld nach Hof nicht anders als über Pösneck und Schleiz, wodurch ein Umweg von 5 Meilen entstanden wäre. Dies bestimmte mich von Kahla gerade auf Pösneck zu gehen. Von Jena über Kahla nach Orlamünde geht der Weg im Thale der Saale fort; von da wendet er sich in's Thal der Orla, welchem er bis eine halbe Stunde von

Digitized by Google

Pösneck folgt, wo er ſich rechts in ein Nebenthal nach dieſem Orte wendet.

Bis Kahla ſind 2 Meilen. Die Chauſſée iſt gut, geht auf dem linken Ufer der Saale fort und iſt von beiden Thalrändern immer beherrſcht. Kahla liegt am Fluſſe in der Thalebene und iſt keiner Vertheidigung fähig. Die Thalränder behalten wohl im Allgemeinen denſelben Charakter, doch ſind ſie weniger gewaltig als bei Jena. Von Kahla bis Orlamünde iſt eine halbe Meile; die Chauſſée bleibt auf dem linken Ufer dem Fluſſe immer nahe. Orlamünde liegt auf der Höhe wie Dornburg, würde aber zur Vertheidigung der Brücke, der Entfernung wegen, nicht geeignet ſein. Das Thal der Orla iſt im Allgemeinen viel flacher als das Saale-Thal; die Ränder ſind wellenförmig und abwechſelnd beholzt. Der Weg geht in mäßigem Steigen bis Pösneck und iſt zwar keine Chauſſée, aber im Ganzen recht gut. Von Orlamünde bis Pösneck ſind 2 Meilen.

Während der letzten Hälfte dieſes Weges ſieht man zur Linken den Rücken ſtreichen, der die Waſſerſcheide zwiſchen Saale und Elſter macht, ſüdlich der Saal-Wald, nördlich das voigtländiſche Gebirge heißt und über Auma, Triptis und Mittelpöllnitz fortzieht. Er iſt mehr flach als ſteil, mehr angebaut als waldig, und ſcheint häufig eine gute Ueberſicht über die Gegend zu geben; ſeine Seitenthäler ſind von eben dem Charakter und es wird auf ihm nicht an guten Stellungen fehlen, obgleich ſtarke, ganz unzugängliche ſich nicht finden dürften. Im Ganzen iſt übrigens die Gegend zwiſchen Saale und Elſter doch mit vielen mäßigen Waldſtrecken durchzogen, welche die Umſicht erſchweren und gegen einen überlegenen oder unternehmenden Feind große Gewandtheit erfordern. Auch gehört ſie immer zu den ſtark wellenförmigen, in welchen die Bewegungen wohl überlegt und berechnet ſein müſſen. Für unſere Verhältniſſe im Jahre 1806 hätte ſie nicht getaugt, und es iſt unwiderſprechlich, daß für die Schlacht, welche zu liefern war, die Gegend hinter der Saale unendliche Vortheile bot.

Pösneck liegt in einem flachen Nebenthale der Orla, doch bildet gerade beim Orte der rechte Thalrand eine ziemlich ſteile Höhe, über welche der Weg nach Schleiz führt, und die eine Vertheidigung des Ortes nicht, wohl aber der Straße nach Schleiz zuläßt.

Digitized by Google

Den 15. von Pösneck nach Hof 7¼ Meilen.

Der Weg von Pösneck bis Schleiz ist 3¼ Meile wie der bis Pösneck im Ganzen gut, ohne Chaussée zu sein, aber er bleibt im fortwährenden, allmählichen Steigen, weil Schleiz an dem oben genannten Theilungsrücken merklich höher hinauf liegt als Pösneck.

Das kleine Thal, in welchem Schleiz liegt, ist nicht eingeschnitten, sondern wölbt sich sanft hinab und gewährt an beiden Seiten gute Anstellungen. Schleiz selbst ist dagegen nicht zu vertheidigen. Die Gegend nahe um Schleiz ist ziemlich offen.

Schleiz ist ein schmutziges, dem Ansehen nach nicht sehr wohlhabendes Städtchen von einigen tausend Einwohnern. Es liegt bekanntlich auf der Straße von Leipzig nach Franken, die von hier weiter über Cronach nach Coburg und Würzburg führt; ein anderer Zweig aber führt nach Hof in die von Dresden über Chemnitz, Plauen und Culmbach nach Franken führende Straße hinüber.

Der Weg bis Hof ist gleichfalls keine eigentliche Chaussée, doch eine sehr große Straße und die Gegend bis Gefell, welches 2 Meilen von Schleiz und der halbe Weg nach Hof ist, bleibt im flachen Steigen; die Bergrücken werden immer flacher, die Waldstriche aber nehmen zu, die Cultur nimmt ab; man merkt, daß man sich der allgemeinen Höhe nähert, welche die fränkischen von den sächsischen Gewässern trennt.

Gefell ist ein sehr kleines Städtchen und zwar eine Preußische Enclave, und liegt in einem flachen Grunde. Von Gefell bis Hof 2 Meilen ist der Weg abwechselnd im Steigen und Fallen und zwar sind einige der Rücken ziemlich steil, wodurch sich die Nähe des Saale-Thales ankündigt, doch ist das Thal dieses Flusses bei Hof nicht eingeschnitten, sondern flach gewölbt.

Hof ist eine offener, fabrik- und handelsreicher Ort von 4 bis 5000 Einwohnern. Zu einer Vertheidigung ist es nicht geeignet; es würden sich aber auf beiden Seiten ganz gute Stellungen zur Vertheidigung der Straße nehmen lassen.

Den 14. von Hof bis Eger. 7 Meilen.

Von Hof bis Asch 4 Meilen. Man bleibt dem flachen Thale der Saale ziemlich nahe, überschreitet es eine Stunde hinter Hof, um auf das linke Ufer überzugehen und nähert sich bei Asch dem

Digitized by Google

Urſprunge deſſelben bis auf eine halbe Stunde. Die Gegend iſt flach, wellenförmig und hat ganz den Charakter einer hohen Ebene. Die Cultur iſt ziemlich dürftig und ſtatt der Dörfer findet man viele einzelne kleine Wohnungen. Aſch iſt ein kleines, gewerbreiches Städtchen von 1500 — 2000 Einwohnern. Es liegt eine halbe Stunde von der öſtlichen Saale-Quelle (die weſtliche entſpringt bekanntlich am Fichtelgebirge) in einem flachen Grunde und hat einen Hügel neben ſich, den man als den Schlußpunkt der Gegend anſehen kann und von wo aus man eine weite Ausſicht nach Böhmen, Franken und Sachſen hin hat.

Im Grunde iſt die Gegend von Aſch und Hof als eine Terraſſe des Fichtelgebirges zu betrachten, an welche ſich das Erzgebirge, das Voigtländiſche und das Thüringer-Wald-Gebirge anſchließen, an der aber der Böhmerwald ſüdöſtlich vorbeiſtreicht, um in der Gegend von Karlsbad ſich an das Erzgebirge anzuſchließen, doch nicht ſo, daß die Eger bei Karlsbad in einer Durchſpülung liegen ſollte. Alle dieſe Gebirgszüge vereinigen ſich alſo nicht zu einem hohen Gebirgsſtock, ſondern laſſen bei Hof, Adorf, Aſch und Münchberg eine Hochebene von 4 bis 5 Meilen Ausdehnung zwiſchen ſich.

Von Aſch aus ſieht man am nächſten, nehmlich etwa auf 3 M. Entfernung das Fichtelgebirge ſich in ein paar iſolirt ſcheinende Maſſen erheben, wovon die kleinere öſtlich bei Wunſiedel liegt. Ueber Hof hinaus erhebt ſich auf etwa 4 Meilen der Anfang des Saalwaldes zwiſchen Hof und Gefell, vom Thüringer Walde aber ſieht man nichts, und vom Erzgebirge ſieht man den nach Sachſen ſehr flach hinlaufenden Abhang, der gar nicht als ein Gebirge erſcheint. Nur nach Karlsbad hin ſieht man eine bedeutende Bergmaſſe iſolirt ſich erheben, welches der vom Böhmerwald herüberziehende und gegen den Ausfluß der Tepel hin ſich ſehr erhebende Rücken iſt. Er liegt auf beiden Seiten der Tepel, doch iſt die Maſſe auf der linken größer. Den Böhmerwald ſieht man jenſeit Eger gleichfalls auf 5 Meilen Entfernung in zwei einzelnen Maſſen ſich erheben, wovon die ſüdliche das eigentliche Profil deſſelben iſt, die nördliche aber ſeine obengedachte Fortſetzung gegen Karlsbad hin; dieſe macht die Gebirgsmaſſe aus, in welcher Marienbad liegt, und zwar in einem ihrer ſüdlichen Thäler. Zwiſchen beiden Maſſen ſcheint eine ſtarke Ein-

Digitized by Google

ſattelung zu liegen, an welcher weſtlich die Wondreb, ein Nebenfluß der Eger, und öſtlich die Beraun entſpringt.*) Durch dieſe Einſattelung zog im Jahre 1742 Maillebois, als er Belleisle aus Prag befreien wollte.

Man muß alſo, um vom Voigtlande her in Böhmen einzudringen, nachdem man über das Plateau von Hof und Aſch gekommen, bis zur Eger hinuntergeſtiegen iſt, ſüdöſtlich derſelben den Böhmer-Wald überſchreiten. Die gewöhnliche Straße von Eger nach Prag geht über Plan und Pilſen. Sie ſteigt gleich hinter Eger in ein wellenförmiges Terrain, in dem ſie die Wondreb überſchreitet; nach einer Meile fängt die Gegend an, ſich ſtärker zu erheben, doch ohne bedeutende Berglehnen und Abgründe zu bilden. Die Straße geht über Saaden, erreicht eine Stunde hinter dieſem Ort die höchſte Höhe, wo ſich bei Groß-Sieh-dich-für eine Art von Paß befindet, der früher durch eine ſtarke Feldſchanze verſchloſſen geweſen ſein muß, weil ſich dieſe noch auf der Müller'ſchen Karte von Böhmen angegeben findet. Dieſer Paß iſt freilich nur ſchwach und wird im Grunde mehr durch dichten Tannenwald als durch ſtarke Berglehnen gebildet.

Wir kehren noch einmal zur Gegend von Hof und Aſch zurück. Sie iſt alſo als ein ziemlich weites zwiſchen den genannten Gebirgszügen liegendes Plateau zu betrachten, welches in allen Richtungen zu paſſiren iſt und keine Art von ſtarken Stellungen darbietet. Von ihm aus gehen nach Franken 2 Straßen, beide weſtlich dem Fichtelgebirge; die weſtlichſte von Hof auf Culmbach, die öſtlichere von Hof auf Gefrees. Nach Böhmen ebenfalls 2. Die ſüdlichere von Hof über Aſch auf Eger, die nördlichere von Plauen über Adorf auf Falkenau an der Eger, und von da nach Karlsbad.

Dieſe Straßen ſind ſämmtlich zwar keine regelmäßigen Chauſſéen, aber doch für alle Truppen-Gattungen und in allen Jahreszeiten brauchbar. Hin und wieder haben ſie ziemlich beſchwerliche Stellen, aber nirgends bieten ſie Gelegenheit zu einem ſtarken Widerſtande dar.

Zur Vertheidigung von Sachſen auf dieſer Hochebene eine Stellung zu nehmen, würde wenig lohnen. Man befände ſich in einer unwirth-

* Die Wondreb fließt bei Kulſam in die Eger; die Beraun entſpringt im Böhmerwalde und fließt bei Königsſaal in die Moldau.

Digitized by Google

baren Gegend und würde durch keine ſtarke Stellung und andere Mittel unverhältnißmäßigen Widerſtandes belohnt. Ohnehin läuft die Straße von Kronach über Lobenſtein auf Schleiz der von Hof auf 3 bis 4 Meilen Entfernung parallel und man würde alſo immer erwarten müſſen, daß der Feind ſich auf dieſer vorſchöbe.

Die weiter zurückgelegenen Gegenden, entweder an der Elſter zur Vertheidigung der Straße von Leipzig und Berlin, oder an der Mulde zur Vertheidigung der Straße nach Dresden, bilden zwar keinen ſcheinbaren Schlußpunkt wie die Gegend von Hof, geben aber viel mehr Mittel des Unterkommens, der Ernährung und viel mehr ſtarke Stellungen.

Die beſte Art, Sachſen und das nördliche Deutſchland von dieſer Seite zu vertheidigen, würde eine Aufſtellung an der Elſter ſein und die Beſetzung des Thüringer Waldes mit Parteigängern und Landſturm. Von Aſch bis Eger ſteigt man 3 Meilen ſanft wellenförmig hinab; nur hin und wieder findet ſich eine ſteilere Lehne.

Eger ſelbſt liegt in einem wellenförmigen Terrain, im ziemlich flachen, aber engen Thale ſeines Fluſſes; erſt eine Stunde jenſeits erheben ſich die Berge des Böhmer Waldes bedeutender.

Eger iſt ein Ort von 4—5000 Einwohner, maſſiv gebaut, am linken Ufer des Fluſſes, der hier überall zu durchwaten ſcheint. Die Feſtungswerke ſind ganz verfallen, doch nicht demolirt und alſo für einen kurzen Widerſtand einer Wiederherſtellung fähig. Es iſt aber von beiden Seiten ziemlich ſtark einzuſehen.

Den 15. von Eger bis Marienbad, 4 Meilen.

Marienbad liegt in der vom Böhmerwalde abgeſondert ſich erhebenden Gebirgsmaſſe, die wir als die nordöſtliche Spitze deſſelben bezeichnet haben, die aber freilich im Lande nicht mehr zu demſelben gerechnet wird.

Nachdem man, wie oben geſagt, auf der Straße von Eger über Plan und Pilſen nach Prag den Paß der alten Schanze bei Groß-Sieh-dich-für zurückgelegt hat, befindet man ſich auf der ſüdlichen Seite des Böhmerwaldes, ſteigt mit dem kleinen Waſſer, welches eine der weſtlichen Quellen der Beraun ausmacht, bis Hammerhof mäßig hinunter und wendet ſich dann weſtlich um einen Bergzweig in ein anderes Quellenthal, in deſſen Eingange Marienbad liegt.

Digitized by Google

Man sieht von hier aus durch die südliche Ausmündung des Thales in südwestlicher Richtung das Profil des Böhmerwaldes sich erheben, wobei nur der Frauenberg an der Straße von Regensburg auf Prag sich als beträchtlich auszeichnet; das übrige scheint nicht über 2 bis 300 Fuß von der Landebene aufzusteigen.

Die Verbindung zwischen der Marienbader Gebirgsmasse und dem Böhmerwalde ist merklich flacher als beide, doch nicht zu verkennen, ein stark wellenförmiger, rauher, mit vielen Waldstreifen besetzter Boden.

Auch östlich nach Karlsbad hin senkt sich dieser Gebirgsstock merklich und erhebt sich erst ein paar Stunden oberhalb Karlsbad zu beiden Seiten der Tepel beträchtlich, so daß er wieder wie eine eigene isolirte Masse dazustehen scheint, während doch die Verbindung auf eben die Weise wie zwischen Marienbad und dem Böhmerwalde stattfindet.

Reise von Marienbad über Prag nach Landshut in Schlesien.

Den 19. August von Marienbad über Eger nach Karlsbad, 10 Meilen. Von Marienbad geht ein Fahrweg über Petschau nach Karlsbad, der sehr schlecht ist, aber nur 6 Meilen beträgt. Der Weg über Eger ist fast das Doppelte, nehmlich 10 Meilen. Von Marienbad nach Eger ist der Weg schon oben vorgekommen. Von Eger geht er den Fluß aufwärts nach Tzwoda,*) 3 Meilen, einem Dorfe am kleinen Flusse gleiches Namens, $^1/_4$ Meile von dessen Ausfluß in die Eger, Falkenau gegenüber. Der Weg ist keine regelmäßige Chaussée, doch im Ganzen recht gut; er geht etwa $^1/_2$ bis $^3/_4$ Meile von der Eger über die ziemlich flachen Ausläufe der von dem Voigtländischen und Erzgebirge herunter kommenden Rücken. Nur einige Male steigt man anhaltend und merklich steil hinauf und hinunter. Das Terrain gegen das Gebirge hin erhebt sich sehr allmählich, so daß der Weg nirgends dominirt ist und man überall eine ziemlich weite Umsicht hat.

Das Ansteigen des Bodens nach dem Kamme des Voigtländischen und Erzgebirges hin ist von der Art, daß man diese 4 bis 5 Meilen

* Zwodau (Zwoda) Dorf im Kreise Eger, unweit Falkenau.

Digitized by Google

ziemlich übersieht. Doch ist der Fall dieser Gebirgsmasse nach Böhmen hin merklich steiler als nach Sachsen.

Auf halbem Wege bis Tzwoda trifft man das durch seine hohe Lage in der Gegend sehr ausgezeichnete Kloster Culm. Es würde einen guten Punkt zur Beobachtung und auch allenfalls zur Sperrung der Straße abgeben, wiewohl es nicht auf derselben liegt.

Von Tzwoda bis Karlsbad 3 Meilen ist der Weg wie vorhin.

Auf dem rechten Ufer der Eger ziehen die von Marienbad kommenden Bergzüge herbei und nähern sich immer mehr dem Flusse, bis sie ihn zwischen Falkenau und Elnbogen in ziemlicher Mächtigkeit erreichen. Hinter ihnen und durch eine merklich niedrigere Gegend davon getrennt, kommt mit der Tepel die zweite Reihe derselben, welche das eigentliche Karlsbader Gebirge bilden. Ihrer Spitze gegenüber auf dem linken Ufer der Eger findet sich kein correspondirender Zug, so daß dieser Fluß wenigstens hier in keiner Durchspülung liegt. Die Folge ist, daß im Ganzen von Eger bis Karlsbad die Gegend des rechten Eger-Ufers die des linken dominirt, und, weil sie selbst bergig, durchschnitten und waldig ist, die Vertheidigung des linken Ufers sehr schwierig machen würde. Eine Viertelmeile von Karlsbad geht man über die Eger, die hier flache Ufer hat, und passirt dann den linken Thalrand der Tepel auf einer sonderbarer Weise nahe am Ende des sehr hohen und steilen Rückens befindlichen Einsenkung, wobei man wohl nicht über 100 Fuß zu steigen hat.

Bei Karlsbad selbst ist der Rücken auf beiden Seiten der Tepel wohl 3 bis 400 Fuß hoch, sehr steil und bewaldet.

Den 20. und 21. von Karlsbad über Buchau, Libkowitz, Horosedl, Rentsch, Schlan bis Prag, 8¼ Post-, also 16½ Meilen, durchaus Chausséen.

Von Karlsbad nach Buchau 2 Meilen. Der Weg aus dem Thale windet sich vermittelst einer schneckenförmig geführten, durch hohes Mauerwerk gestützten Chaussée den rechten Thalrand der Tepel hinauf, wobei man etwa eine Stunde steil zu steigen hat. Nun befindet man sich auf einem anderen Höhenzuge, welcher aus der Gegend von Laun kommt und die Eger auf einige Meilen Entfernung begleitet. Man bleibt auf ihm bis in die Gegend von Rentsch.

Digitized by Google

Indeſſen iſt dieſe Gegend nur flach wellenförmig und man merkt ihr den Gebirgscharakter nur an durch die vielen Waldſtreifen von Gebirgshölzern, ſteinigen Boden und Dürftigkeit der Cultur. Auch befindet man ſich zwiſchen Rentſch und Schlan in der Ebene, ohne merklich heruntergeſtiegen zu ſein.

Von Buchau, welches ein kleiner Flecken iſt, bis Libkowitz 2 Meilen.

Von Libkowitz bis Horoſedl 4 Meilen.

Von da bis Rentſch 2 Meilen.

Von da bis Schlan 2½ Meilen bleibt der Weg, wie oben geſagt iſt. Nirgend hat man tiefe und ſteile Einſchnitte zu paſſiren; entweder fährt man über flachgewölbte Transverſal-Rücken weg oder völlig in der Ebene. Die genannten Orte ſind ſämmtlich Dörfer und, obgleich zu den größten gehörend, doch nur klein und dürftig. Die ganze Gegend iſt, wie es ſcheint, ſchwach bevölkert und nur nothdürftig angebaut. Die Dörfer ſind ſparſam, klein und ſchlecht; die Städte oder vielmehr Flecken ſehr ſelten und unbedeutend. Auf den 12 Meilen bis Schlan hat man auf der Straße außer Buchau nicht einen einzigen Flecken und nur einige ſieht man rechts oder links liegen. Auch der adligen Höfe und Schlöſſer trifft man ſehr wenige an, vermuthlich weil die Herrſchaften ſo groß ſind.

Prag. Es iſt im Grunde über das Schlachtfeld wenig zu bemerken, außer daß man offenbar ſieht: die von den Oeſterreichern genommene Stellung war keine vorbereitete Maßregel und das gewählte Terrain nicht eine Hauptrückſicht bei der Schlacht. Man war überfallen, dankte Gott, daß man bei Prag ſich nothdürftig zuſammenfand und ſtellte ſich auf, ſo gut man es ohne große Vorbereitungen konnte. Das Terrain der erſten Aufſtellung mit dem linken Flügel auf dem Ziskaberge, mit dem rechten an Horelitz iſt ziemlich ſtark, nämlich eine etwa 100 Fuß hohe Berglehne von etwa 10 Fuß Abdachung. Aber man konnte doch nicht glauben, hier in der Fronte angegriffen zu werden. Die zweite Stellung, welche aus dem Rücken hervorging, den die erſte nach Kize hin hatte, die im Tempelhoff mit GG. bezeichnete, iſt faſt in der Ebene, denn die

Digitized by Google

Abdachung des Rückens ist so flach, daß man Mühe hat, ihn zu bemerken, wenn man nicht gerade an seinem Fuße ist. Diese Stellung war also ganz ohne Hinderniß des Zugangs und ohne irgend einen Vortheil. Das rechte Ufer der Moldau ist überhaupt niedriger als das linke, und wieder sind die Höhen, welche die Preußische Armee zuerst einnahm und auf welchen der König fortmarschirte, höher und voller als die, welche die Oesterreicher inne hatten, und mit Ausnahme des Ziskaberges und seiner Fortsetzung bis Horelitz ist kein wohlconditionirter Rücken in dem ganzen Terrain zu finden. Taktisch eben so gut und strategisch ohne Vergleich besser würden die Oesterreicher gewiß hinter dem Bache entweder nach Stupnitz oder nach Hostiwitz hin gestanden haben, mit dem linken Flügel an dem Wisserad und Prag vor dem linken Flügel habend. — Der Felsen kommt in dieser ganzen Gegend nur am Ufer der Moldau zu Tage und selbst der Ziskaberg ist nicht von unersteiglicher Abdachung.

Prag selbst scheint den Werken nach ein recht guter Platz und auch ganz gut unterhalten; nur ist er sehr weitläufig und an mehreren Punkten einzusehen.

2.

Ueber die politischen Vortheile und Nachtheile der Preußischen Landwehr.

Die Landwehr-Einrichtung, indem sie eine bedeutende Masse des Volkes, nehmlich etwa einen Drittheil aller waffenfähigen Männer, in regelmäßige Regimenter zusammenstellt, ihnen Offiziere aus ihrer Mitte gibt und die Waffen in offenen Zeughäusern unter ihnen niederlegt, gibt offenbar dem Volke die Waffen in die Hände.

Das Volk ist, wie alle Völker, schwer ganz zufrieden zu stellen; man kann sogar sagen, im strengsten Sinne würde dies ganz unmöglich sein. Jetzt aber ist ein Zeitpunkt, der sich durch ein unruhiges Streben und einen Geist der Unzufriedenheit mit der

Digitized by Google

Regierung auszeichnet, es ist also jetzt doppelt gefährlich, dem Volke die Waffen in die Hand zu geben.

Jede Regierung muß in Zeiten der inneren Bewegungen und des Widerstandes der unteren Classen darauf gefaßt sein, nachdem alle Mittel der Ueberredung und Weisheit fruchtlos geblieben sind, das Schwert als die letzte Stütze ihres Rechtes und ihres Verhältnisses anzusehen. Dieses Schwert aber ist eine schwache Stütze, wenn sie es nicht allein führt, wenn der widerspenstige Haufe eben so gut wie sie mit demselben umgürtet ist.

Die Reihe dieser Sätze und Schlüsse wollen wir in ihrer inneren Wahrheit nicht angreifen, sondern wir wollen nur das Gegengewicht aufsuchen, was vorhanden ist und was ihre Wirkung auf der Wage der Wahrheit und Weisheit eben so gut aufhebt, als ob sie selbst vernichtet würden.

Die Bewaffnung des Volkes d. h. die Landwehr-Einrichtung gibt einen Widerstand nach außen, der durch kein stehendes Heer erreicht werden kann. Welche Einrichtungen man auch trifft, niemals wird man die Streitkraft durch ein stehendes Heer, mit denselben Finanzmitteln, mit denselben Aufopferungen von Seiten der Unterthanen, zu der Höhe bringen, wohin das Landwehrsystem sie führt. Wer dies absolut leugnet, mit dem müssen wir Ueberlegungen anderer Art anstellen, als wir uns hier vorgesetzt haben. Nur mit Denjenigen können wir die Discussion fortsetzen, welche diesen Satz einstweilen zugestehen, für welchen, abgesehen von den Beweismitteln a priori, die Erfahrungen der Jahre 1806 und 1813, neben einander gestellt, ein starkes Zeugniß ablegen.

Die Landwehr vermehrt die Gefahr einer Revolution; die Entwaffnung der Landwehr vermehrt die Gefahr einer Invasion. Welche von beiden ist nach historischen Zeugnissen die größere? Wo soll man in Deutschland die revolutionären Heere suchen, die in Italien, Frankreich und England sich so häufig vorfinden? In welchem Jahrhundert, in welcher Provinz? Ich dächte, das Mißtrauen müßte sich bei dieser Frage beschämt fühlen. Sind es etwa vorzüglich die Preußischen Länder, in denen das so ruhige, unblutige Deutschland noch am unruhigsten und gewaltsamsten war? Ist es etwa vorzüglich das achtzehnte Jahrhundert gewesen?

Von einer Revolution, von einer wahrhaften Rebellion wiſſen wir nichts. Wiſſen wir auch nichts von einer Invaſion?

Wenn es alſo in gewiſſer Beziehung gewagt ſein mag, ein bewaffnetes Volk zu haben, iſt es nicht viel gewagter, ein unbewaffnetes zu beherrſchen?

Die gewiſſenhafte Beantwortung dieſer erſten Frage möchten wir denen an's Herz legen, welche vom unbequemen Bedürfniſſe des nächſten Augenblickes ſich fortreißen laſſen. Der zweite Punkt, den wir etwas ins Klare ſetzen wollen, iſt das Verhältniß, in welchem die Entwaffnung des Volkes zur inneren Ruhe und zur Sicherheit der Regierung ſteht, um dadurch das Maß der Vortheile zu beſtimmen, welche man durch die Entwaffnung erhält, und mit dieſem das Gegengewicht zu vergleichen.

Sind es die Waffen, worauf es allein oder hauptſächlich ankommt?

Sind die Tiroler weniger gute Unterthanen geweſen, weil ſie bewaffnet waren?

War das franzöſiſche Volk im Jahre 1789 bewaffnet? Ferner: Sind Landwehr und ſtehendes Heer, politiſch genommen, auch wirklich wahre Gegenſätze, wie man vorgibt? Iſt es ſo leicht, den Geiſt des Volkes, wenn er anfängt ſich zu verderben, vom ſtehenden Heere auszuſchließen? War das ſtehende Heer Ludwig's XVI. nicht ein ſolches in der höchſten Potenz und iſt es nicht vom Geiſte der Revolution zuſammengeſchmolzen und vernichtet worden wie der Schnee im Frühjahre?

Können wir alſo die Aufhebung der Landwehr und die Vergrößerung des ſtehenden Heeres als den Talisman gegen den Brand einer Revolution betrachten, wenn zu dieſer ſchon alle Funken bereit liegen?

Offenbar wäre nichts ſo verderblich als dieſer Glaube. Das Schwert, auf welches ſich eine von dem trunkenen Geiſte eines verführten Volkes angegriffene Regierung in letzter Inſtanz ſtützen muß, iſt die kriegeriſche Perſönlichkeit des Herrſchers und ſeiner Familie in Verbindung mit einem tugendhaften Willen. Für dieſe beiden Dinge wird ſich immer eine Schaar von Männern finden, die, vom Gefühle des Rechtes durchdrungen, ſich eng an den Thron anſchließen.

Dieſes Aeußerſte iſt hier bloß berührt, um damit anzudeuten,

Digitized by Google

daß wir nicht meinen, eine ſich immer beſchleunigende Bewegung des Nachgebens, eine unerſchöpfliche Sanftmuth im Märtyrerthum der Duldung ſei das einzige oder wahre Beſchwörungsmittel; ſonſt aber ſcheint es uns ziemlich unnütz, von dieſem Aeußerſten zu reden, ſo lange noch gar kein Kampf vorhanden iſt. Die Formel ſtehendes Heer iſt es alſo nicht, welche das Unglück beſchwören könnte, wenn es im Anzuge wäre; die Bewaffnung der Landwehr iſt es nicht, welche den Schwerpunkt der Gefahr bildet. Eine redliche und kluge Behandlung von Heer, Landwehr und Volk kann allein die Elemente der Treue und Anhänglichkeit in allen dreien erhalten und vermehren; ohne dieſe iſt nirgends Sicherheit und über die Kraft dieſer hinaus reicht auch nicht die Gefahr einer Landwehr.

Der dritte Punkt, den wir zu berühren haben, betrifft den Quell aller dieſer Beſorgniß. Welches iſt dieſer Quell? Das Gefühl der Regierung, allein zu ſtehen. Sie ſieht den Geiſt der Unzufriedenheit erregen und den Geiſt des offenbaren Widerſtandes. Sie fürchtet, dieſes Element werde ſich früh oder ſpät entflammen, und was hat ſie ihm denn entgegen zu ſtellen? Die Stärke der bewaffneten Macht wird durch eine doppelt ſo zahlreiche Landwehr vernichtet. Man räth alſo, die letztere aufzuheben und ſich auf die erſtere zu ſtützen.

Daß dieſe Stütze keine iſt, glauben wir gezeigt zu haben. Die Regierung verſammele um ſich die Stellvertreter des Volkes, aus Leuten gewählt, welche die wahren Intereſſen der Regierung theilen und dem Volke nicht fremd ſind. Dies ſei ihre erſte Stütze, ihr Freund und Beiſtand, wie es ſeit hundert Jahren das Parlament dem Könige von England geweſen iſt. Mit dieſem Werkzeuge leite ſie die geflügelten Kräfte eines wehrhaften Volkes gegen ſeine äußeren Feinde und Neider; mit dieſem Werkzeuge ſchlage ſie die übermüthigen Kräfte in Feſſeln, wenn ſie im Rauſche des gährenden Geiſtes das Schwert gegen ſich ſelbſt wenden wollen. Einen anderen Weg gibt es von unſerem Standpunkte aus nicht, und bequemer und wohlfeiler kann der Preis nicht errungen werden; der, welcher durch Palliative dies zu bewirken verſpricht, iſt als ein Charlatan anzuſehen, der das Uebel verſchlimmert.

Und wäre der Eindruck, den eine Entwaffnung des Volkes auf daſſelbe hervorbringen würde, nicht ſchon das erſte unmittelbare

Digitized by Google

Zeichen dieſer Verſchlimmerung? Wenn die Spannung da iſt, wird ſie nicht vergrößert und geht nicht das letzte Vertrauen zur Regierung damit zu Grunde?

Dieſe Betrachtung iſt in dem ganzen Raiſonnement freilich eine untergeordnete ihrer philoſophiſchen Stelle nach, aber keine ihrer praktiſchen Wichtigkeit wegen. Und dieſe Entwaffnung des Volkes, deren Gewinn uns ſo gering erſcheinen muß in Beziehung auf die Gefahr innerer Gährung, die wir vielleicht ein großes Recht haben, eher als ein Beförderungsmittel derſelben anzuſehen, auf welche Weiſe ſteigert ſie die Gefahren, die uns von außen bedrohen!

Wir wollen uns gar nicht auf augenblickliche Verhältniſſe beziehen und dahin geſtellt ſein laſſen, ob dieſe günſtig oder ungünſtig ſind, ſondern wir wollen nur an die allgemeine Lage Preußens ſeit ſeiner Erhebung zu den größeren Mächten, an ſeine Stellung zu den übrigen, an das denken, was ſein charakteriſtiſches Daſein ausgemacht hat.

Ueberall iſt es von mächtigen Feinden umgeben; ſowohl ſeine Erwerbungen als ſeine innere Ausbildung haben den Haß und Neid der übrigen erregt; am meiſten hat der Glanz ſeiner Waffen einen heimlichen Groll, eine tückiſche Abſicht, ihm gelegentlich zu ſchaden, in Deutſchland bei Groß und Klein erweckt.

Preußen hat ein überſpanntes Militär-Syſtem, heißt es, und das will ſo viel ſagen: Preußen hat es höher geſpannt als alle übrigen, und erhält ſich dadurch, trotz ſeiner geringen Kräfte, mit den erſten Staaten im Gleichgewicht. Was wird entſtehen, wenn Preußen dieſe ſogenannte Ueberſpannung wegläßt? Es wird in ſeiner Stellung und Wichtigkeit einen beträchtlichen Schritt hinunterthun, und, einmal im Sinken, wird es nicht ſchwer werden, es ganz niederzuwerfen. Dieſe Ausſicht muß anderen Mächten bei einer eigennützigen Politik zu reizend ſein, um nicht durch alle möglichen Sollicitationen den erſten freiwilligen Schritt hervorzulocken. Aus geſpenſterhafter Furcht vor dem Schwerte thun wir es von uns und laſſen uns gefeſſelt abführen.

Nur großartige Einrichtungen von reellen Kräften, von lebendigem Geiſte durchdrungen, können uns auf unſerer Stufe erhalten, nicht leere Formen, wie wir ſie vor 1806 hatten, nicht der Nachhall des Ruhmes, der in jedem Jahre ſchwächer wird; unſere eigene neuere

Digitized by Google

Geſchichte hat uns dies Wort vor Wort zu deutlich vorgeſagt, als daß wir es überſehen könnten, wenn in uns das mindeſte Streben nach Wahrheit iſt.

So mögen denn die Männer von 1806, welche das Heil in den verfallenen Formen jener Zeit ſuchen, alle die Fragen, welche wir hier gethan haben, ihrem Gewiſſen redlich vorlegen und dann die ungeheure Verantwortlichkeit fühlen, daß ſie mit frevelhaftem Leichtſinne die vielleicht nur in Tändeleien geübte Hand an die Zertrümmerung eines Gebäudes legen, auf dem unſer großartiges Schickſal durch die Jahre 1813, 14 und 15, wie eine Siegesgöttin auf ihrem Streitwagen, geruht hat.

Digitized by Google

XVI.

Clauſewitz zum Inſpecteur der 2. Artillerie-Inſpection in Breslau ernannt. — Abreiſe dahin und Beſuch bei Gneiſenau in Erdmannsdorf. — Antritt der neuen Stellung und erſte Inſpectionsreiſe. — Clauſewitz in Folge der Ereigniſſe in Warſchau nach Berlin berufen. — Sein ſechswöchiger Aufenthalt daſelbſt. — Amtliche und wiſſenſchaftliche Beſchäftigung in Berlin. — Gneiſenau erhält das Commando über die vier öſtlichen Armeecorps und Clauſewitz wird Chef ſeines Generalſtabes. — Abreiſe nach Poſen. — Seine dortigen Beſchäftigungen und ſein Zuſammenleben mit Gneiſenau. — Der Tod Gneiſenau's. — Kneſebeck zu deſſen Nachfolger im Commando ernannt. — Sein Verhältniß zu Clauſewitz. — Das Ende des ruſſiſch-polniſchen Krieges. — Clauſewitz kehrt nach Breslau zurück. — Ein Abſchnitt aus ſeinem Tagebuche bis zur Ankunft in Poſen. — Briefe an ſeine Frau aus Poſen vom 10. März bis zum 21. September 1831. — Literariſcher Anhang. Drei politiſche Aufſätze von Clauſewitz: 1) Die Verhältniſſe Europa's ſeit der Theilung Polens; 2) Zurückführung der vielen politiſchen Fragen, welche Deutſchland beſchäftigen, auf die unſerer Geſammt-Exiſtenz; 3) Ueber einen Krieg mit Frankreich.

Auf den Vorſchlag des Prinzen Auguſt wurde Clauſewitz durch Cabinetsordre vom 19. Auguſt 1830, an die Stelle des kurz vorher mit Tode abgegangenen Generalmajors von Röhl, zum Inſpecteur der 2. Artillerie-Inſpection in Breslau ernannt.*) Da er voraus ſah, daß durch dieſe Anſtellung bei einer neuen Waffe ſeine ganze Thätigkeit auf lange Zeit werde in Anſpruch genommen werden, ſo trennte er ſich, wenn auch mit den ſchmerzlichſten Gefühlen, von den

* v. Schöning, Hiſtor.-biograph. Nachrichten zur Geſchichte der brandenburg.-preuß. Artillerie, Thl. III., S. 500, wo auch eine kurze Lebensſkizze Cl.'s ſich findet. — Ueber Clauſewitz's Verſetzung zur Artillerie ſchrieb Gneiſenau an Stein (Berlin, 25. März 1830): „Ueber Clauſewitzens Anſtellung in der Artillerie werden ſich E. E. wohl gewundert haben. Es fehlt zu den höheren Stellen dieſer Waffe an tauglichen Subjecten und da fiel auf Clauſewitz wegen ſeiner unbezweifelten Talente die Wahl. Nun wird er der Schüler ſeines Schülers, aber in Kurzem ſein Meiſter." (Leben Stein's v. Pertz, Bd. VI, 2. Hälfte, S. 852).

Digitized by Google

ihm so theuer gewordenen literarischen Arbeiten, welchen er während seines zehnjährigen Aufenthaltes in Berlin vorzugsweise seine Zeit und Kraft gewidmet hatte, und versiegelte vor seiner Abreise alle seine Manuscripte. Am 7. September trat er die Reise von Berlin nach Breslau an und nahm auf den Wunsch des Generals v. Witzleben, welchen dieser vor seiner Abreise gegen ihn ausgesprochen hatte, seinen Weg über Erdmannsdorf, wo er einen Tag blieb und den Feldmarschall Gneisenau zu einer Reise nach Berlin und zur Uebernahme eines Armee-Commando's für den Fall, daß ihm ein solches bei den durch die Julirevolution herbeigeführten politischen Verwickelungen übertragen werden würde, zu bestimmen suchte. Gneisenau äußerte zwar, daß er sich bei seinem hohen Alter (er hatte das siebzigste Lebensjahr fast vollendet) die zu einer so wichtigen Stellung erforderliche Kraft nicht zutrauen könne und es vorziehen würde, an dem Feldzuge als bloßer Stabsoffizier theilzunehmen; doch schied Clausewitz von ihm mit der Hoffnung, welche sich auch nachher erfüllte, daß die von ihm vorgebrachten Gründe nicht ohne Eindruck auf den Feldmarschall geblieben wären.

In der Mitte September traf er in Breslau ein, trat zu Ende dieses Monats seine Inspectionsreise nach Preußen und Posen an und kehrte zu Ende October nach Breslau zurück, wo er sich nun mit seiner Frau häuslich niederließ. Allein nur kurze Zeit sollte diese Ruhe dauern. Am 5. December traf die Nachricht von dem am 29. November in Warschau ausgebrochenen Aufstande in Breslau ein und bald nachher erhielt Clausewitz von Gneisenau, der sich inzwischen nach Berlin begeben hatte, von hier aus die Mittheilung, daß ihn der König bestimmt habe, das Commando im Osten über das 1. 2. 5. und 6. Armeecorps zu übernehmen und Clausewitz zum Chef seines Generalstabes ausersehen worden sei. Dieser erhielt auch bereits in der Nacht zum 11. December durch Estafette den Befehl des Königs, nach Berlin zu kommen und reiste nach wenigen Stunden, von seiner Frau begleitet, dahin ab, wo er am 12. December eintraf. Da hier über die politischen Verhältnisse erst weitläufige Conferenzverhandlungen stattfanden und das dem Feldmarschall zugedachte Commando noch nicht in's Leben trat, so mußte auch Clausewitz sich vorläufig noch ohne Auftrag ansehen und blieb sechs Wochen in

Digitized by Google

Berlin ohne eigentliche Geschäfte, aber keineswegs ohne Beschäftigung. Ein ihm von dem Prinzen August in der Prüfungscommission für militärisch-wissenschaftliche und technische Gegenstände zugeschriebenes Referat, welches die veränderte Construction der Proviantwagen betraf, nahm seine Thätigkeit einigermaßen in Anspruch; vorzugsweise aber suchte er sich durch genaues Studium mit der Geschichte des polnischen Feldzuges von 1793 und 94 bekannt zu machen und stellte in einer Denkschrift die verschiedenen Fälle zusammen, welche bei einer Mitwirkung preußischer Truppen zur Unterdrückung des polnischen Aufstandes zur Sprache kommen konnten. In noch höherem Grade war aber, in Folge der Ereignisse in Belgien, seine Aufmerksamkeit auf die Möglichkeit eines Krieges mit Frankreich und seiner Anstellung als Generalstabschef bei demselben gerichtet; daher verfaßte er eine zweite Denkschrift, in welcher er die Verhältnisse, die nach seiner Ansicht auf dem westlichen Kriegstheater entstehen würden, beleuchtete. Auch wurde er zu den Conferenzberathungen gezogen, welche auf Befehl des Königs zwischen dem Feldmarschall und den Generalen von Krauseneck und von Witzleben über die für den Fall eines Krieges mit Frankreich, in welchem der Feldmarschall für das Obercommando in Aussicht genommen war, erforderlichen Maßregeln gepflogen wurden.

Am 6. März 1831 erhielt endlich Gneisenau den Befehl, zur Uebernahme des Commando's über die vier östlichen Armeecorps nach Posen, welches zum Hauptquartiere bestimmt war, abzugehen, und damit war auch Clausewitz's Bestimmung ausgesprochen. Beide verließen am 7. März abends Berlin und kamen, da sie durch die schlechten Wege zwischen Schwerin und Kähme*) gehindert wurden, die zweite Nacht durchzufahren, erst am 9. März nachmittags 5 Uhr in Posen an.

Gneisenau und Clausewitz bezogen im Hôtel de Vienne eine schöne Wohnung, welche Letzterer ausgesucht hatte, der sich ungemein darüber freute, daß der Feldmarschall sich in der heitersten Stimmung befand, mit keinem Worte mehr seines Alters erwähnte und sich in dem neuen Verhältnisse überaus glücklich fühlte. Der berühmte Heerführer wurde überall mit der größten Auszeichnung und Verehrung

* Schwerin (Skwierzyna) und Kähme (Kamienno), Städte im Kreise Birnbaum, Reg.-Bez. Posen.

Digitized by Google

empfangen und auch hier gewann er alle Herzen durch sein offenes, menschenfreundliches Wesen. Von militärischen Persönlichkeiten verkehrten Gneisenau und Clausewitz am meisten mit dem General-Lieutenant v. Röder und dem Generalmajor v. Diest, welche ihnen auch im Kreise ihrer Familien angenehme Stunden bereiteten. Da Clausewitz mit den übrigen Offizieren des Hauptquartiers mittags an der Tafel des Feldmarschalls speiste, so war er schon durch diese Einrichtung genöthigt, auf das Zusammenleben mit seiner Gattin zu verzichten; doch machte er ihr über alle seine Erlebnisse in Posen ausführliche briefliche Mittheilungen.

Die preußischen Truppen kamen zu keiner kriegerischen Verwendung, und die Thätigkeit Clausewitz's in Posen konnte daher im Wesentlichen nur eine administrative sein. Dabei widmete er dem russisch-polnischen Kriege das genaueste Studium, verfolgte den Gang desselben mit dem größten Interesse und hielt über Alles dem Feldmarschall eingehende Vorträge. Völlig unerwartet trat das erschütternde Ereigniß ein, welches in den weitesten Kreisen auf's tiefste empfunden wurde und auch Clausewitz mit einem Schmerze erfüllte, wie er ihn seit dem Tode Scharnhorst's nicht ergriffen hatte. Am 23. August wurde Gneisenau von einer mit Cholerasymptomen verbundenen Krankheit befallen, welche aller angewandten Mittel ungeachtet schon am folgenden Tage seinen Tod herbeiführte. Mit welcher ruhigen Fassung er demselben entgegensah, geht schon daraus hervor, daß er kurz vor seinem Ende, mit Beziehung auf den am 9. Juni von der Cholera hingerafften Feldmarschall Diebitsch, scherzhaft gegen seine Umgebung äußerte: „Das ist die Feldmarschallskrankheit; von der werde ich wohl nicht genesen.“ Ueber den Verlauf und Ausgang der Krankheit verweisen wir auf die Briefe und Tagebuchsauszüge, welche wir unten mittheilen werden.

Nach Gneisenau's Tode mußte Clausewitz in Kobylepole bei Posen in einem Landhause eine zehntägige Contumaz bestehen, von wo er noch vor Mitte September nach Posen zurückkehrte. Seiner Gattin, welche Breslau verlassen hatte und sich bei ihrer Mutter in Berlin befand, konnte er bald nachher schon die beruhigende Nachricht geben, daß die Cholera in Posen im Verschwinden sei. Durch Cabinetsordre vom 8. September wurde das durch Gneisenau's Tod erledigte

Digitized by Google

Commando dem General der Infanterie von dem Kneſebeck übertragen und ſchon am 15. trat dieſer bei Clauſewitz ein, der dieſe Ernennung eben erſt erfahren hatte und von derſelben auf's unangenehmſte berührt worden war, weil er zu dieſem ſeinen neuen Vorgeſetzten immer in einem ſehr geſpannten Verhältniſſe geſtanden hatte. Kneſebeck kam ihm aber mit der ganzen Herzlichkeit entgegen, welche in ſeinem Weſen lag, und der dienſtliche und perſönliche Verkehr zwiſchen beiden Männern gewann bald einen ſehr freundlichen Charakter.

Inzwiſchen hatte der Feldmarſchall Paskewitſch-Eriwanski am 6. und 7. September Warſchau beſtürmt und es am 8. September zur Capitulation gezwungen; Regierung und Reichstag begaben ſich mit der Armee nach Modlin, allein, unter ſich entzweit und von den Ruſſen bedroht, blieb ihnen kein Ausweg, als auf preußiſches Gebiet zu flüchten, wo die Armee entwaffnet wurde. Die von Preußen durch Aufſtellung eines Obſervations-Corps getroffenen Maßregeln wurden, da der ruſſiſch-polniſche Krieg beendigt war, zurückgezogen und Clauſewitz konnte nunmehr, nach Auflöſung des Obercommando's in Poſen, nach Breslau zurückkehren.

Clauſewitz hat über ſeine Erlebniſſe in Poſen und den vorhergegangenen ſechswöchigen Aufenthalt in Berlin ein ausführliches Tagebuch geführt, aus welchem wir jedoch nur den erſten Abſchnitt, der bis zur Ankunft in Poſen reicht, hier aufnehmen werden, da der weitere Inhalt des Tagebuches ſich in den Briefen wiederholt, welche wir unten folgen laſſen. Eine den Tod Gneiſenau's betreffende Stelle des Tagebuches werden wir in den Briefen gehörigen Ortes einſchalten.

Tagebuch Clauſewitz's vom 7. September 1830 bis zum 9. März 1831.

Im Monat Auguſt 1830, nachdem die Nachrichten von den Julitagen in Paris hier eingegangen waren, erhielt ich meine neue Beſtimmung als Inſpecteur der 2. Artillerie-Inſpection in Breslau.

Digitized by Google

Die Empörungen von Brüssel und Löwen sowie die Nachrichten von den Unruhen in Aachen erfüllten anfangs September alle Gemüther mit neuen Besorgnissen, und während der Herbstmanöver bei Potsdam war die Spannung so groß, daß man jeden Augenblick der Nothwendigkeit einer Kriegserklärung entgegensah. In der That rückten von dem Manöverplatze selbst die Regimenter des 3. Corps nach Sachsen ab, während dem 4. Befehl gegeben wurde, schleunigst nach dem Rhein zu marschiren. Die Stimmen über die Frage, ob die Verbündeten, namentlich Preußen, nicht schnellstens mit bewaffneter Hand einschreiten müßten, waren bei der niederländischen Revolution getheilt, wie sie es bei der Pariser gewesen waren. Von denjenigen, welche sich über diesen allgemeinen Geist der Empörung entrüstet fühlten, gab es viele, die nicht gewohnt sind, sich die Dinge mit Bestimmtheit und Klarheit zu denken, und die eine Einschreitung Preußens in die belgische Sache für sehr thunlich, folglich auch für nothwendig hielten. Wenn man sich aber sagt, daß eine Einschreitung mit einem unbedeutenden Corps von 6 oder 8000 Mann, wie wir es am Rhein hätten sogleich disponibel machen können, an sich keinen gesicherten Erfolg versprach und auf der Stelle eine eben solche Einschreitung von Seiten Frankreichs hervorrufen mußte; daß das Aufstellen einer bedeutenden Macht manche Zeit erfordert, wobei der Vortheil Frankreichs, so viel näher zu sein, immer noch hervortreten müßte, endlich, daß in einem solchen Falle die hart an der französischen Gränze liegenden Festungen der Niederlande nicht anstehen würden, den Franzosen sogleich ihre Thore zu öffnen, so konnte man nicht anders erwarten als überall zu spät zu kommen und sich die ungeheuren Folgen dieser Einschreitung ohne Nutzen auf den Hals zu ziehen. So war die Ansicht der meisten älteren Männer und der Regierung; daher wurde denn das Ansuchen des niederländischen Hofes um eine Unterstützung abgelehnt und die Frage über Krieg und Frieden blieb vor der Hand unentschieden.

In dieser Unentschiedenheit der allgemeinen Angelegenheiten reiste ich den 7. September von Berlin ab. General Witzleben hatte mir bei meiner Abmeldung auf dem Manöverplatze gesagt: ich möchte doch meinen Weg über Erdmannsdorf nehmen, um dem Feldmarschall Gneisenau zu wiederholen, was er ihn durch den Obersten Grafen

Digitized by Google

Gröben auch bereits schriftlich hatte wissen lassen, daß sich der König gewiß sehr freuen würde, ihn in Berlin zu sehen. Der Feldmarschall hatte nehmlich eine Reise, die er von seinem Gute in Schlesien im Sommer hatte machen wollen und wobei er über Berlin aus anderen Gründen hatte gehen wollen, unterlassen und zwar aus Besorgniß, durch seine Ankunft in Berlin theils die falsche Vermuthung zu veranlassen, daß er gerufen worden sei, was dem Könige leicht unangenehm hätte sein können, theils die andere, daß er eine Mitwirkung suche, was so ganz gegen sein Wesen ist, daß ihm der falsche Schein davon doppelt unangenehm sein mußte. Ich nahm also meinen Weg über Erdmannsdorf, wo ich einen Tag blieb, den ich dazu anwandte, den Feldmarschall zur Reise nach Berlin und zur Annahme eines Armee-Commando's zu überreden, im Falle ihm ein solches angetragen werden würde. Das Letztere gelang mir nur halb, indem er in seiner natürlichen Bescheidenheit und Wahrheit unaufhörlich antwortete, daß er sich zu alt dazu fühle und es vorziehen würde, den Feldzug als bloßer Stabsoffizier mitzumachen. Trotz dieser Einwendungen hatte ich doch die Hoffnung, daß meine Gründe nicht ohne Eindruck geblieben wären. Von Erdmannsdorf setzte ich meine Reise nach Breslau fort, wo ich Mitte September eintraf und noch Zeit hatte, dem am 28. entstandenen Pöbel-Auflaufe mit beizuwohnen und mir einige Grundsätze des Verfahrens bei solchen Gelegenheiten zu abstrahiren. Am Ende des Monats trat ich meine Inspectionsreise nach Preußen und Posen an. Von dieser kehrte ich zu Ende October nach Breslau zurück, wo ich mich nun mit meiner Frau häuslich niederließ. Diese Ruhe dauerte indessen nicht lange. Die Nachricht von dem in Warschau entstandenen Aufruhr traf am 5. December in Breslau ein und bald darauf schrieb mir der Feldmarschall, der unterdessen nach Berlin gegangen war, daß der König ihn bestimmt habe, das Commando im Osten über das 1., 2., 5. und 6. Corps zu übernehmen und ich zum Chef seines Generalstabes ausersehen sei. In der Nacht vom 10. zum 11. December erhielt ich auch durch Estafette den Befehl des Königs, nach Berlin zu kommen, wohin ich nach wenigen Stunden abreiste. In Berlin war unterdessen der Generallieutenant Grolmann, welcher die Division in Glogau befehligte, herbeigerufen und es fanden

Digitized by Google

nun eine Zeitlang Conferenzen über die zu ergreifenden Entſchlüſſe und Maßregeln ſtatt, zu welchen folgende Perſonen verſammelt wurden: Der Feldmarſchall Gneiſenau, der ruſſiſche, in Berlin anweſende Feldmarſchall Diebitſch, der Kriegsminiſter, der Generallieutenant Grolmann, der Generallieutenant Krauſeneck, als Chef des Generalſtabes, und der General Witzleben. Viel Faktiſches ſcheint bei dieſen Conferenzen nicht herausgekommen zu ſein. Der Feldmarſchall Diebitſch war in Beziehung auf den Weſten ſehr kriegeriſch und bot eine ſchon bereite ruſſiſche Armee von 180,000 M. an. Indeſſen war der König und ſein Cabinet dem Entſchluſſe treu geblieben, ſich nicht ohne die dringendſte Noth in die weſtlichen Angelegenheiten zu miſchen, ſondern politiſch auf der Vertheidigung zu bleiben. Der Erfolg war daher nur, daß in Beziehung auf den Weſten die allgemeine Mobilmachung des Heeres vorbereitet wurde, in Beziehung auf den Oſten aber die Mobilmachung des 5. Armeecorps bis zu ſeiner vollen Stärke von 35,000 Mann ſogleich ausgeführt, von den 1. 2. und 6. Corps aber einige Landwehren eingezogen und die Linien-Regimenter um einige hundert Mann verſtärkt wurden, ſo daß jedes dieſer Corps auf 15,000 Mann kam, was mit dem 5. eine Macht von 80,000 Mann bildete. Das 1. und 6. Corps zogen einige tauſend Mann gegen die polniſche Gränze zuſammen; das 3. ſtellte ſich in zwei Maſſen bei Poſen und Liſſa auf, und das 5. blieb in ſeinen Garniſonen. Vier Regimenter, welche ihre Bezirke im Großherzogthum Poſen hatten, nehmlich das 19. Linien- und das 19. Landwehr-Regiment, das 37. Infanterie-Regiment und das 6. Ulanen-Regiment wurden zurück nach den Marken, Sachſen und Schleſien geſandt, ſo daß jene vier Corps noch gegen 70,000 Mann ſtark blieben.

Als ich am 12. December in Berlin eintraf, meldete ich mich beim General Witzleben, der mir ſagte, daß das Commando des Feldmarſchalls noch nicht wirklich eingetreten ſei, weil Rußland unſere Hülfe gegen Polen nicht in Anſpruch nahm und der König durch eine ſolche Ernennung kein unnöthiges Aufſehen erregen wolle; ich hätte mich alſo vor der Hand noch ohne Auftrag anzuſehen und dieſen zu erwarten. Da der König am folgenden Tage keine Meldung annahm, ſo hatte ich nicht Gelegenheit, ihn zu ſehen; die

Digitized by Google

gewöhnliche Einladung, welche der König in solchen Fällen zu machen pflegt, erhielt ich nicht; daher war ich vierzehn Tage in Berlin, ohne ihn gesehen zu haben, und ich würde ebenso drei Monate dort gewesen sein, wenn nicht eine Einladung zum Concert beim Kronprinzen mich zufällig mit ihm zusammengeführt hätte. Als er mich sah, kam er durch das ganze Zimmer auf mich zu, begrüßte mich freundlich und entschuldigte sich halb und halb, daß er mich noch nicht hätte sehen können, sprach aber dann weiter nicht mit mir. Dagegen unterhielt er sich mit meiner danebenstehenden Frau wohl zehn Minuten und zwar über die politischen Zeitumstände. Die Welt mochte glauben, daß wir Beide sehr in Gunst ständen und ich ein bedeutender Mann im Staate. So verlebte ich sechs Wochen in Berlin ohne eigentliche Geschäfte; nur ein Referat, welches mir der Prinz August in der Prüfungscommission für militärisch-wissenschaftliche und technische Gegenstände zuschrieb und welches die veränderte Construction unserer Proviantwagen betraf, nahm meine Thätigkeit einigermaßen in Anspruch.

Ich benutzte diese Zeit, um mich mit dem polnischen Feldzuge von 1793 und 94 bekannt zu machen, über welchen ich nie etwas gelesen hatte, und die verschiedenen Fälle durchzudenken und in Memoiren festzustellen, welche für uns zur Sprache kommen konnten; nehmlich einmal ein Zug auf Warschau in voller Mitwirkung mit den Russen und dann die Maßregeln gegen das Durchschlagen eines polnischen Corps. Den Feldmarschall habe ich in einem Grade munter und lebhaft gefunden, der mich fast in Bewunderung setzte. Es war nicht mehr die Rede von zu hohem Alter, abnehmender Gedächtniß- und Geisteskraft u. s. w.; er war mit dem Gedanken der Oberbefehlshaber-Stelle so vertraut, daß er nicht nur auf die im Osten rechnete, sondern auch auf die im Westen, nach Aeußerungen, welche ihm General Witzleben gemacht hatte. Gleichwohl hatte er noch keine Art von Commando und es beschränkte sich Alles darauf, daß der König ihm mündlich von dem Oberbefehle im Osten gesprochen hatte. Einige Conferenzen bei dem Kriegsminister zwischen diesem und dem Feldmarschall, dem General Witzleben und dem General Krauseneck betrafen ziemlich unwichtige Einrichtungen und Anfragen für das östliche Kriegstheater. Da ich die

Digitized by Google

Möglichkeit einer Anſtellung als Chef des Generalſtabes im Weſten wie vorherſah, ſo beſchäftigte mich fortan das dortige Kriegstheater mehr als das öſtliche, und ich entwickelte mir in einem Memoire die Verhältniſſe, die dort entſtehen würden. So verlebte ich die erſten ſechs Wochen in Berlin, wie geſagt, ohne Geſchäft, doch nicht unbeſchäftigt. Ich konnte mich nicht entſchließen, zum General Witzleben zu gehen, denn ich hatte ihm ja eigentlich nichts zu ſagen, und wollte nicht das Anſehen haben, mich mit meiner politiſchen Thätigkeit aufzudrängen oder in Bezug auf die Nichtigkeit meiner Stellung unruhig zu erſcheinen. Dagegen ging ich häufig zum General Krauſeneck. Dieſer hatte le coeur gros über den Mangel an Einheit in den Maßregeln, einen Centralpunkt für die nothwendigſten Entſchließungen, Induſtrie und Thätigkeit für die Nachrichten. Er wollte den Feldmarſchall zum Mittelpunkte von dem allem gemacht wiſſen; er wollte, daß der Feldmarſchall ſich unmittelbar an den König wenden, ihm die wichtigſten Dinge an's Herz legen und ſich bemühen ſolle, ſein Zutrauen zu erwerben und zu der Bedeutung zu gelangen, die ihm als dem vornehmſten Manne im Staate und dem erſten General gebühre. Er bezeigte ſich in allen dieſen Beziehungen nicht zufrieden mit dem Benehmen des Feldmarſchalls; auch bemerkte ich wohl, daß von der früheren Spannung zwiſchen Beiden noch viel übrig war. Ich erwiederte dem General Krauſeneck, daß eine ſolche Rolle dem Feldmarſchall ſeinem ganzen Weſen nach unmöglich ſei, daß er ſich niemals aufdringen würde, daß, wenn er einen Mittelpunkt bilden ſollte, dieſer nur durch General Witzleben bewirkt werden könnte, daß ich aber überzeugt wäre, dieſer würde die Aufſtellung eines Mittelpunktes außer ſich nicht wünſchen, er glaube die Sachen genug in ſeiner Hand und im Auge zu haben, um ſelbſt das Nöthige zu veranlaſſen. General Krauſeneck glaubte doch nicht, daß der Ehrgeiz Witzleben's dabei eine Rolle ſpiele. Wenn indeſſen dies auch nicht der Fall iſt, ſo ſcheint doch Witzleben zu fürchten, daß das Vertrauen des Königs von ihm abgeleitet werden könnte. Ueber dieſen Gegenſtand habe ich mit Krauſeneck viele Unterredungen gehabt, die freilich zu nichts führten; ich ſuchte indeſſen dabei ſein Vertrauen zum Feldmarſchall zu heben und namentlich eine gewiſſe Unbehaglichkeit ihrer perſönlichen Verhältniſſe zu beſeitigen. Bis zu einem gewiſſen Punkte

Digitized by Google

iſt mir dies auch gelungen, da ich dem General Krauſeneck namentlich die Ueberzeugung gegeben habe, daß eine gewiſſe feierliche Weiſe in der Natur des Feldmarſchalls iſt, und daß darin kein Uebelwollen gegen ihn läge.

Am 4. Februar kam ich endlich zu einer Art von Mitwirkung. Der Feldmarſchall erhielt an dieſem Tage vom Kriegsminiſter eine Einladung zu einer Conferenz wegen der Sachen am Rhein. In der Einleitung dieſes Schreibens ſagt der Miniſter, daß Seine Majeſtät der König ſich dahin geäußert habe, das Commando im Weſten für den Fall eines Krieges mit Frankreich dem Feldmarſchall zu übertragen; es käme jetzt darauf an, über einige Maßregeln, die am Rhein zur Sprache kämen, zu berathſchlagen; weshalb er den Feldmarſchall, den General Krauſeneck und den General Witzleben zu einer Conferenz einlade. Da es dem Feldmarſchall vielleicht angenehm ſein würde, wenn ich Theil daran nehme, ſo überlaſſe er es ihm, mich mitzubringen. Der Gegenſtand dieſer Conferenzen war ein Bericht des Generals Borſtell, commandirenden Generals am Rhein, über die zu ergreifenden Maßregeln, um ſich gegen Verluſte zu ſchützen, welche durch einen plötzlichen Angriff der Franzoſen in Belgien entſtehen könnten. General Borſtell war vom Könige dazu aufgefordert worden und hatte mit dem Gefühle großer Wichtigkeit und mit ſichtbarem Selbſtgefühle ein Memoire oder vielmehr einige Memoiren ausgearbeitet, worin er mit vielen verkehrten Gedanken und Phraſen bewies, daß man ſchleunigſt die ganze Landwehr des 1. Aufgebotes von den beiden Rheinufern verſammeln, die Kriegs-Reſerven einziehen, auch die Infanterie mobil machen müſſe. Von der Mobilmachung der Artillerie, als der Hauptſache, ſagt er nichts. In der Conferenz waren alle Stimmen darin einig, daß die Ideen des Generals Borſtell nicht zu gebrauchen wären; indeſſen es darauf ankäme, aus der Natur der Sache die erforderlichen Maßregeln zu entwickeln. Wie es häufig in Conferenzen zu gehen pflegt, die nicht durch eine feſte Hand geleitet werden, daß hunderttauſenderlei durcheinandergeſprochen, kein feſter Stützpunkt für das Raiſonnement aufgeſtellt und kein Reſultat gewonnen wird, ſo geſchah es auch hier. Wir waren drittehalb Stunden bei einander und hatten noch nicht einen einzigen Punkt feſtgeſtellt. Ich hatte mir auf einem kleinen

Digitized by Google

Zettel diejenigen Punkte bemerkt, auf die es hinausgeführt werden mußte, und mußte mich denn, obgleich der Jüngste und Geringste, entschließen, die Sache zu einem Resultate zu bringen.

General Borstell hatte alle seine Vorschläge auf die höchst lächerliche Nachricht gegründet, daß die Franzosen schon in jeder ihrer Hauptfestungen an der deutschen Gränze ein Corps von 30,000 M. hätten. Dies war nun nach den bisherigen besseren Nachrichten so wenig wahr, daß sie in ganz Elsaß und Lothringen Ende Januar nicht mehr als 25,000 Mann hatten. Die von mir vorgetragenen Punkte liefen daher auf Folgendes hinaus:

1) Die Franzosen sind in diesem Augenblicke noch nicht so stark an der Gränze, daß es beunruhigen könnte;

2) Wir haben am Rhein, wenn die Kriegsreserven und Landwehr eingezogen werden, nach Abzug der Besatzungen von Mainz, Luxemburg und Saarlouis, 60,000 Mann disponibel. Für einen Krieg mit Frankreich reichen diese nicht hin; es sind aber auch 80-, ja 100,000 Mann ebensowenig hinreichend, sondern es ist dazu nöthig, daß die Hauptmacht von der Spree und Oder ankomme; diese braucht drei Monate Zeit, nämlich sechs Wochen zur Mobilmachung und sechs Wochen zum Marsch. Die Franzosen aber, wenn sie überhaupt zum Kriege stark genug sind und gerüstet, haben ihre Macht zwischen der Gränze und Paris. Will man sich also die Kriegsbereitschaft sichern, so muß man von hinten anfangen, mobil zu machen und nicht am Rhein.

3) Die Mobilmachung am Rhein kann nur angeordnet werden, weil man fürchtet, durch einen plötzlichen Ueberfall der Franzosen Material zu verlieren, was man auf diesem Kriegstheater besitzt. Allein zur Einberufung der Kriegsreserven und zur Versammlung der Landwehr braucht man höchstens vierzehn Tage, und ein Einbruch in unsere Provinzen faktisch von der Gränze aus, ohne daß die politischen Verhältnisse ihn einige Wochen hätten vorhersehen lassen, ist ein Unding.

4) Es ist also von Allem, was der General Borstell vorgeschlagen hat, gar nichts nöthig, aber höchst dringend das, was er ausgelassen hat, nämlich die Mobilmachung oder vielmehr Bespannung der Artillerie der am Rheine stehenden 7 Artillerie-Abtheilungen. Denn das erfordert sechs Wochen bis zwei Monate Zeit.

Digitized by Google

Dieſer Meinung ſtimmten die übrigen Mitglieder bei, und der eine Entſchluß wurde leicht gefaßt, nämlich nichts zu thun von dem, was der General Borſtell vorgeſchlagen hatte, aber über den anderen Vorſchlag, die Artillerie am Rheine ſofort zu beſpannen, kam es zu keinem Entſchluſſe. Der Kriegsminiſter behauptete, es ſei unmöglich, die erforderlichen 8000 Pferde durch Lieferung zu ſchaffen; wolle man ſie aber am Rheine ausheben, ſo würde das einen gewaltigen Allarm in Frankreich verurſachen, und dieſen fürchtete man über Alles, weil man glaubte, er könne der ohnehin ſchon zu kriegeriſchen Stimmung der Pariſer Volkspartei einen neuen Stoß geben und ſo den Krieg herbeiführen. Da man nun ohnehin dieſe Frage, obwohl ſehr mit Unrecht, als eine allgemeine betrachtete, die nicht aus der ſpeciellen Veranlaſſung der Conferenz hervorging, ſo erlaubte man ſich, dieſen Punkt ohne Beſchluß zu laſſen. Uebrigens erlaubte ich mir in dieſer Conferenz, auf den großen Mangel an Nachrichten aufmerkſam zu machen, den wir hatten, und daß es nöthig ſei, dieſen Gegenſtand beſſer einzurichten. General Witzleben forderte mich auf, einen Entwurf dazu zu machen.

Kaum hatten wir die Reinſchrift des Protocolls unterzeichnet, als der Kriegsminiſter zu einer neuen Conferenz und zwar beim Grafen Bernſtorff aufforderte, weil neue Depeſchen aus Paris neue Berathungen erforderten.

Wir verſammelten uns den 7. Februar bei dem gedachten Miniſter. Außer ihm und den gewöhnlichen Mitgliedern war diesmal der Geh. Cabinetsrath Eichhorn gegenwärtig. Miniſter Bernſtorff ſetzte die politiſchen Verhältniſſe auseinander, aus welcher ſich ergab, daß man in dieſem Augenblicke freilich keinen Grund hatte, den Krieg als gewiß anzunehmen, daß aber auch Niemand den Frieden garantiren könne, und daß, wenn alſo die Rede davon ſei, ſich durch Maßregeln am Rheine gegen Verluſte an Kriegsmaterial und gegen einen nachtheiligen moraliſchen Eindruck zu ſchützen, er allerdings davon auf keine Art abrathen würde. Dergleichen würde zwar allerdings eine große Senſation in Paris machen; indeſſen dürfe doch dies kein Grund ſein, das Nothwendige zu unterlaſſen. Nach dieſer allgemeinen Einleitung ſagte General Witzleben, daß die letzten Depeſchen des Miniſters Werther ihn veranlaßt hätten,

Digitized by Google

dieſe Berathung vorzuſchlagen. Dieſe Depeſchen enthielten nun zwei weſentliche Umſtände, einmal, daß der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, General Sebaſtiani, von dem Freiherrn von Werther über die Annahme der belgiſchen Krone für den Herzog von Nemours befragt, jeder entſcheidenden Erklärung ausgewichen ſei, ſo daß man an einer Aenderung des Syſtems im franzöſiſchen Cabinete in dieſem Punkte kaum zweifeln könne; zweitens, daß die Aeußerungen, welche der Kriegsminiſter Soult und der General Sebaſtiani über die Einſtellung der letzten 80,000 Conſcribirten gemacht hatten, in Widerſpruch ſtänden, und daß es ſchiene, man würde ſie gegen die frühere Erklärung jetzt ſchon der Armee einverleiben. Dieſe beiden Nachrichten, verbunden mit dem immer fortſchreitenden kriegeriſchen Sinne der öffentlichen Meinung und ſelbſt der Kammern, gaben die Ueberzeugung, daß ſich der Fall des Krieges mit ſtarken Schritten zu nähern ſchiene, und daß es Zeit ſein dürfte, ſich über die Koſten und Bedenklichkeiten einer Armirung am Rheine hinwegzuſetzen. Geh. Cabinetsrath Eichhorn und General Witzleben waren außerdem noch der Meinung, daß eine ſolche Armirung eine gute Meinung bei den deutſchen Fürſten hervorbringen würde, die deſſen ſehr bedürften, weil ſie ihren Blick ängſtlich auf Preußen richteten und kein Vertrauen hätten, ſo lange dieſer Staat keine ernſtlichen Anſtalten treffe. Ich konnte nicht umhin, meine in der vorigen Conferenz vorgebrachte Anſicht abermals geltend zu machen, daß es weder für die Sache noch für die Einwirkung auf die deutſchen Fürſten darauf ankomme, am Rheine zu rüſten, ſo lange es nicht an der Spree und Oder geſchehe, daß die Letzteren vielleicht darin eine halbe Maßregel ſehen würden, die unmöglich einen guten Eindruck machen könnte. Uebrigens ſei es freilich höchſt dringlich, die Artillerie am Rheine zu beſpannen. Ob man gleich dies nicht in Abrede ſtellen wollte, ſo war doch der Gedanke an die Koſten und an den Eindruck einer allgemeinen Rüſtung in Frankreich hinreichend, davon zu entfernen, und man blieb daher dabei ſtehen, die rheiniſchen Kriegsreſerven und Landwehren einzuziehen, und um dieſer Maßregel den entſcheidenden Charakter der Vertheidigung zu geben, dieſe von der Gränze zurück nach den Rheinfeſtungen zu verlegen, auch Anſtalten zur Beſpannung der drei Artillerie-Brigaden zu treffen, die in Weſtfalen und am

Digitized by Google

Rheine stehen. Als wir uns entfernten, blieben der General Witzleben und der Geheime Cabinetsrath Eichhorn bei dem Grafen Bernstorff zurück. Der erstere eröffnete dem Grafen, daß der König die Absicht habe, den Minister Humboldt nach Paris zu schicken. Graf Bernstorff war über diese Absicht höchst betroffen und erklärte sich sehr bestimmt dagegen. Der Zweck derselben sollte eine engere Verbindung mit dem Könige von Frankreich selbst und seiner kleinen Partei, eine genaue Beobachtung der dortigen Schritte und endlich eine beruhigende Erklärung über alle Maßregeln sein, die man unsererseits zu nehmen sich genöthigt sehe. Graf Bernstorff fand hauptsächlich in der Wahl des Mannes Schwierigkeiten und Nachtheile. Weder sein Charakter noch seine politischen Ansichten gäben die gehörige Bürgschaft und für den Minister Werther würde es ein sehr unangenehmes Verhältniß geben. General Witzleben bekämpfte diese Ansicht des Grafen Bernstorff, wobei es sich besonders um Humboldt's Persönlichkeit handelte. General Witzleben forderte den Geh. Cabinetsrath Eichhorn auf, seine Ansicht auszusprechen, der aber in diesem Augenblicke keine haben wollte und ihm antwortete, er kenne Humboldt zu wenig.

Am 10. Februar ging ich abends zu General Witzleben und übergab ihm den Entwurf zu einer besseren Organisation des Nachrichtenwesens. Ich sprach bei dieser Gelegenheit Vieles mit ihm durch und erfuhr, daß der König die Absicht habe, das 1. Armee-Corps zur Bewachung des Großherzogthums zurückzulassen, das 2. als eine Reserve, und mit den übrigen sieben am Rheine aufzutreten. Ich bekämpfte die Idee einer strategischen Reserve mit Erfolg, sah aber übrigens, daß General Witzleben weder Lust hatte, an seiner Stelle einen Anderen zum Mittelpunkte aller militärisch-politischen Berathungen zu machen noch sich zu sehr in die Karten sehen zu lassen.

Am 16. Februar waren wir beim Minister zu einer dritten Berathung versammelt. Es betraf diesmal das Durchschlagen der Polen. Der General Zieten hatte nämlich in dieser Beziehung Lärm geschlagen und verlangte, daß man ihm gestatte, sein ganzes 36,000 Mann starkes Armeecorps zu versammeln. Da mir das Referat zugetheilt war, so zeigte ich, daß wir im Großherzogthum Posen 26,000 Mann, in Schlesien wenigstens 12,000 Mann disponibel hatten, daß es mit diesen 38,000 Mann wohl gelingen müsse,

Digitized by Google

einer polnischen Armee den Uebergang über die Oder zu verwehren, ohne welchen sie doch durch unsere Staaten den Weg nicht nehmen konnte. Nach der uns mitgetheilten Uebersicht stand General Grolmann damals mit der 9. Division bei Lissa, General Röder mit der 10. bei Posen. Von einer namhaften Gränzpostirung wußten wir gar nichts, konnten sie auch bei dieser Stellung nicht voraussetzen. Um nun darzuthun, daß man im schlimmsten Falle nicht in Verlegenheit kommen konnte, der polnischen Armee den Oder-Uebergang durch das 5. Armeecorps zu verwehren, sagte ich: Wenn der General Grolmann nach Trachenberg, der General Röder an dessen Stelle nach Lissa marschirt und Zieten seine 12,000 M. bei Breslau vereinigt, so ist es unmöglich, daß die Polen an irgend einem Punkte über die Oder gehen, ohne alle drei auf dem Halse zu haben. Die Punkte von Lissa und Trachenberg wählte ich nur, weil es die Straße über Breslau nach Posen ist, Grolmann schon bei Lissa stand, und also vorausgesetzt werden mußte, daß die Verpflegung auf dieser Straße eingerichtet sei. Uebrigens war diese Anordnung nur dem Allarm des Generals Zieten entgegengestellt, der nicht mit Unrecht sagte: „Im schlimmsten Falle kann die polnische Armee von dem Augenblicke an, wo ich ihren Einmarsch erfahre, in drei Tagen bei Breslau sein.“ — Meine Ansicht wurde von sämmtlichen Herren genehmigt und jene Aufstellungen für den Moment beschlossen, wo die Polen sich nach einer Niederlage auf das linke Weichselufer zurückgezogen, die russische Hauptarmee aber diesen Fluß glücklich überschritten hatte.

Den 17. Februar wünschte General Krauseneck eine Unterredung mit mir zu haben. Er hatte Tages vorher beim Kronprinzen gegessen, der über die Absicht der Rüstung am Rhein im höchsten Grade allarmirt war und es für das sicherste Mittel hielt, uns in den Krieg hineinzustoßen. Er beschwor ihn, dagegen zu handeln. Krauseneck war wirklich noch denselben Abend zu Witzleben gefahren und hatte von diesem gehört, daß die Befehle noch nicht abgegangen wären. Er wünschte nun, daß der Feldmarschall auch einschritte. In der That war den Gründen, die man gegen eine Rüstung am Rhein haben konnte, ein wichtiger hinzugetreten, daß nehmlich seit einigen Tagen die bestimmte Ablehnung der belgischen Krone für

Digitized by Google

den Herzog von Nemours erfolgt war. Krauseneck hatte durch den Allarm des Kronprinzen das Gefühl bekommen, daß man in der Conferenz vom 5. Februar eine Unbesonnenheit begangen habe; er schob dies auf die Art, die Sache zu betreiben, auf den Mangel an Zusammenhang, welchem die Mitglieder dieser Berathungen stets unterworfen waren, war sehr angeregt von dem Gedanken, bei diesen Dingen eine verantwortliche Rolle übernommen zu haben. Sein Wunsch war nun, daß der Feldmarschall sich ein Herz fasse, gerade an den König zu schreiben und von der letzten Conferenz, deren Resultate einige Tage später als ganz unzweckmäßig erschienen seien, Veranlassung zu nehmen, dem Könige dringende Vorstellungen über die Gefahren zu machen, welche aus einer solchen Führung der Angelegenheiten entspringen müßten. Ich erwiederte dem General Krauseneck, daß der Feldmarschall sich zu einem solchen Briefe an den König nicht entschließen werde, daß ich aber ihn wohl bewegen würde, an Witzleben zu schreiben und zwar:

1) daß, nachdem die belgische Krone ausgeschlagen sei, es wohl besser sei, die Befehle an den Rhein nicht zu erlassen;

2) daß eine stehende Berathung derjenigen Männer, welchen Seine Majestät das Vertrauen schenken wollte, über die politisch-militärischen Maßregeln nothwendig sei, weil bei einzelnen immer nur auf eine besondere Veranlassung berufenen Conferenzen ein Mangel an Uebersicht, Zusammenhang und Einheit unvermeidlich sei, und daß

3) ein besseres Nachrichten-System höchst dringend sei, und

4) daß die Sendung von Humboldt sowohl bei den Franzosen als bei den deutschen Fürsten und auch bei Oesterreich einen nachtheiligen Eindruck machen würde.

Diesen letzten Punkt hatte ich sehr auf dem Herzen. Diese Sendung war offenbar ein Zeichen der Schwäche und Humboldt's Gemüthlosigkeit und gränzenlose Medisance würde unter seinen dortigen Freunden, die der Ministerial-Partei angehörten, wahrlich keine vortheilhafte Schilderung von den Personen und Dingen in Berlin machen.

Von Krauseneck ging ich zu Eichhorn, den ich auch zu sprechen gewünscht hatte. Dieser war nun wieder außer sich über die wahrscheinliche Zurücknahme der Befehle wegen der Rüstungen am Rhein. Ich beruhigte ihn jedoch bald wieder, indem ich ihm bewies, daß

Digitized by Google

die Sache von keinen so großen Folgen sei. Der Feldmarschall beschloß wirklich, an Witzleben zu schreiben; indessen machte er hauptsächlich nur den 1. und 4. Punkt zum Gegenstande seines Briefes und überging den 2. ganz. Ich übergab dem Feldmarschall ein Memoire von einigen Bogen über die Vorbereitungen zum Kriege, den Offensiv- und Defensivkrieg. Ich hatte in demselben nur die hauptsächlichsten Punkte berührt und gezeigt, daß man bei der Offensive Belgien zum Gegenstande machen müsse, daß man sich bei der Defensive bald in einer überlegenen Verfassung befinden würde, und daß, wenn man ein Corps als Reserve zurücklassen wolle, dies nur zulässig wäre, wenn es als Kern zur Bildung einer neuen Armee dienen solle.

Den 21. Februar besuchte General Witzleben den Feldmarschall des Morgens, um ihm sein Schreiben mündlich zu beantworten. Ich traf mich zufällig mit ihm dort. Diese Antwort war dann: daß der Befehl wegen der Rüstungen am Rhein zurückgehalten werden sollte; übrigens eine Rechtfertigung und Auseinandersetzung der Humboldt'schen Sendung. Der Hauptgegenstand derselben sollte sein, es beim französischen Gouvernement geltend zu machen, daß Preußen aus Rücksicht für die Lage der französischen Regierung sich aller Rüstungen enthalte, um nicht der zum Kriege und zum Umsturze der Ordnung hinneigenden Partei neue Waffen in die Hand zu geben; daß man dagegen auch von Frankreich erwarte, daß es die bedrohenden Maßregeln mit Versammlung seiner Truppen an unserer Gränze nicht fortsetzen werde. Ich machte dem General Witzleben einige Einwendungen gegen Humboldt's Sendung, besonders in Beziehung auf die süddeutschen Fürsten, die er indessen damit beantwortete, daß General Rühle an diese geschickt werden würde, um die Ursachen dieser Sendung auseinanderzusetzen. Ich konnte bald wahrnehmen, wie ich früher schon vermuthet hatte, daß es gerade Witzleben oder vielmehr Humboldt selbst gewesen war, welcher durch Witzleben die erste Idee dieser Gesandtschaft zur Sprache gebracht habe, und so war denn freilich nicht zu verlangen, daß er dieselbe Maßregel beim Könige rückgängig mache. — Den Minister Humboldt plagte die Eitelkeit, eine politische Rolle zu spielen, wie dies bei den Gelehrten zuweilen der Fall ist, wenn sie ihren Ruf in den Wissenschaften gewissermaßen

Digitized by Google

erschöpft haben. Er hatte schon bei seiner ersten Abreise nach Paris im Monat September beim Grafen Bernstorff kleine Versuche gemacht, politische Aufträge zu erhalten, und vielleicht hatte die ganze Reise diesen Hauptzweck. Damals ist es ihm zwar nicht gelungen, obgleich er die kleine Eitelkeit gehabt hat, hinterher zu verstehen zu geben, daß er nach Paris gesandt wäre. Vielleicht war er auch wirklich auf Witzleben's Anregung und mit des Königs Einstimmung hingegangen, aber man hatte damals nicht den Muth gehabt, Graf Bernstorff davon zu sprechen, daher war ihm denn auch kein politischer Auftrag geworden. Diese zweite Reise rührte also wohl um so sicherer von ihm selbst und Witzleben her und mußte als ein arger Mißgriff des Letzteren betrachtet werden. Eine Sendung gleich nach der Julirevolution wäre nicht unangemessen gewesen; sie hätte die französische Regierung überzeugt, daß sie von Preußen keine feindselige Gesinnung zu erwarten hatte, so lange sie nichts thue, was das Interesse Preußens verletze, und diese Beruhigung mußte ihr damals von großem Werthe sein, und uns war sie dadurch nützlich, daß sie die Regierung fester stellte und dem Dämon der Revolution Fesseln anlegte. Jetzt aber, nachdem Frankreich durch seine indirecte Einmischung in Belgien, durch die beständigen Machinationen gegen die Verbündeten, durch die immer stärkere Nachgiebigkeit gegen die kriegerisch gesinnte Partei, durch die fortgesetzten Kriegsrüstungen zu einer Zeit, wo sich Frankreich auf keine Weise mehr bedroht halten konnte, sich gegen alle europäischen Mächte, also auch gegen Preußen mehr als eines Unrechtes schuldig gemacht hatte, konnte ein solcher Schritt, eine solche unerwartete Freundlichkeit nur den Character der Besorgniß und Furcht haben, mithin unsere moralische Schwäche an den Tag legen. Diese Betrachtungen kamen zu spät und Bernstorff's Einwendungen anderer Art waren vergeblich gewesen. Humboldt reiste den 22. Februar von Berlin ab.

In Beziehung auf den Punkt der Nachrichten sagte mir General Witzleben, er würde das Sammeln derselben in meine Hand legen, mir alle früher eingegangenen zugehen und von Neuem Alles, was ferner einginge, sogleich an mich gelangen lassen. Der Feldmarschall gab dem General Witzleben bei dieser Gelegenheit das von mir verfaßte Memoire. Es waren also die Hauptsachen, die General

Digitized by Google

Krauſeneck und ich als nothwendig erkannt hatten, verfehlt; indeſſen wurde doch zwiſchen General Krauſeneck und mir noch die Verabredung getroffen, diejenigen Dinge, welche hauptſächlich Noth thaten, zuſammenzuſtellen und ſie durch den Feldmarſchall auf die eine oder die andere Weiſe zur Sprache zu bringen. Krauſeneck dachte ſich dabei immer noch ein Hervortreten des Feldmarſchalls und meinte, es könne ihm dann nicht fehlen, ſich zum Mittelpunkte aller politiſchen und militäriſchen Maßregeln zu machen. Ich war überzeugt, einmal, daß man den Feldmarſchall zu einem ſolchen Hervortreten nicht bringen würde, weil es ſeiner beſcheidenen Natur zu ſehr entgegengeſetzt wäre, zweitens, daß, wenn auch der Feldmarſchall ein ſolcher Mann wäre, der, geſtützt auf ſeine perſönliche Wichtigkeit, kühn und heroiſch hervorträte, der Zweck doch ganz verfehlt werden würde; weder der König noch General Witzleben fühlten ſich durch die Zeiten ſo ſtark gedrängt, um ſich einen ſolchen Vormund zu ſetzen. Indeſſen erbot ich mich doch, die oben erwähnte Zuſammenſtellung zu machen, weil es vor allen Dingen darauf ankäme, dem Feldmarſchall das Gefühl zu geben von dem, was Noth thue und wie viel mit jedem Augenblicke verſäumt würde.

In dieſer Zeit gab ich dem Geh. Cabinetsrath Eichhorn auf ſein Verlangen einen Zeitungsartikel, den ich bald nach meiner Ankunft in Berlin zur Berichtigung der Anſichten geſchrieben und worin ich den Leutchen klar zu machen geſucht hatte, auf welche andere Weiſe als den Kosmopolitismus wir bei der polniſchen, belgiſchen und anderen Fragen betheiligt wären, daß Deutſchlands Unabhängigkeit in der größten Gefahr ſchwebe und daß es Zeit ſei, an ſich ſelbſt zu denken. Die Allgemeine Zeitung, der ich dieſen Artikel anonym zuſchickte, hatte ihn nicht aufgenommen, weil ſie ſeit den Julitagen in einem viel ſchlechteren Sinne als früher war und dem alten auf dem Bankerutt ſtehenden . . . . . vermuthlich der Jakobinismus wieder in die Glieder gefahren war, der ihm ſeit ſeiner Jugend noch im Blute ſteckte. Eichhorn wollte dieſem Artikel durch diplomatiſche Mitwirkung die Aufnahme verſchaffen; es ſcheint aber nicht geſchehen zu ſein, denn er iſt nicht erſchienen.

Als ich den 28. Februar abends beim Major Radowitz auf einem Souper war, erhielt ich vom Feldmarſchall eine briefliche Sendung.

Digitized by Google

Der General Röder hatte dem Könige einen Bericht über die nunmehr vom 5. Armeecorps eingenommene Stellung eingesandt, aus welchem auf den ersten Anblick der Dislocationsliste hervorging, daß er von 22 Bataillonen und 25 Schwadronen disponibler Truppen 9 Bataillone und 16 Schwadronen längs der Gränze von Thorn bis in die Gegend von Kempen 30 Meilen weit auseinandergezogen hatte. Da nun in diesem Augenblicke jeden Tag einer entscheidenden Schlacht entgegengesehen wurde, so war der General Witzleben gegen diese Aufstellung und ersuchte den Feldmarschall um sein Urtheil. Dieser schrieb mir dabei, daß man, wie man sich auch aufstellen möchte, im Cordon oder concentrirt, das Durchgehen kleiner Haufen nicht verwehren könne, daß aber eine concentrirte Aufstellung den Vorzug hätte, nicht zugleich einem Waffen-Mißerfolge ausgesetzt zu sein. Ich antwortete ihm, daß ich seine Meinung vollkommen theile. General Witzleben, der dem General Röder schon früher die Vereinigungspunkte Lissa und Trachenberg für den äußersten Fall genannt hatte, gegen welche das letzte Schreiben des Generals Röder aber protestirte, weil dadurch die Stadt Posen und die ganze Provinz bloßgestellt würde, beging nun den Fehler, dem Könige zu rathen, jene Vereinigung ohne Weiteres zu befehlen. Die inzwischen eingehenden Nachrichten der Schlacht vom 25. hatten ihn zu dieser Uebereilung veranlaßt; er sah die Polen schon auf flüchtigem Fuße an unsere Gränzen kommen. Bei diesem Erlasse hatte er aber weder den Feldmarschall noch mich weiter gefragt; ich würde gerathen haben, dem General Röder die Vereinigung der 10. Division bei Posen zu befehlen, den General Grolmann aber, den kein Mensch von uns anders als bei Lissa glaubte, dort zu lassen, mit dem Befehle, sich gleichfalls mehr zu vereinigen.

General Witzleben hatte mir unterdessen die früher von den französischen Gränzen eingegangenen Nachrichten wirklich übersandt, auch General Krauseneck ließ mir das Neueste zugehen; allein diese Nachrichten waren theils sehr alt, theils sehr allgemein und unbestimmt. Es sollten mir fortan die neueren immer zugehen.

Am 1. März aß ich beim Grafen Bernstorff und hatte nach Tische eine Unterredung mit ihm, in welcher ich ihn auf die Gefahr aufmerksam zu machen suchte, die uns daher entstehen müßte, daß

Digitized by Google

wir mit unſerer Macht ſo viel weiter vom Kriegsſchauplatze entfernt ſind wie die Franzoſen, wenn wir nicht in den Nachrichten oder in den diplomatiſchen Verhältniſſen die Mittel fänden, die Gewißheit des Krieges wenigſtens vier bis ſechs Wochen vorherzuwiſſen. Eine ſolche Gewißheit ließe ſich in dieſem Falle nach ſeiner Meinung allerdings nicht verbürgen. In Folge dieſer Unterredung ſandte er mir am folgenden Tage eine Abſchrift des letzten Briefes vom Hauptmann Clair. Da ich gerade denſelben Mittag mit General Krauſeneck beim Prinzen Auguſt aß, ſo fragte ich ihn, ob er Nachrichten aus Paris hätte. Er ſagte Nein. Am folgenden Tage beſuchte ich ihn, fragte abermals nach Nachrichten, er ſagte wieder Nein. Ebenſowenig erhielt ich etwas von Witzleben, von dem ich überhaupt in den vierzehn Tagen, daß er mir die Sammlung der Nachrichten übertragen hatte, außer der erſten Sendung nie wieder etwas erhalten habe. Da Graf Bernſtorff nicht wünſchte, daß ich von der mir gemachten Mittheilung den beiden Generalen gegenüber etwas erwähnte, ſo bin ich auch nicht im Stande geweſen, zu ermitteln, bei wem von beiden dieſe Clair'ſche Meldung eingegangen iſt, ob Krauſeneck ſie erhalten hat und aus einer Art Eigenſinn und Verſtimmung ſie mir nicht hat geben wollen, oder Witzleben, wo ſie in's Bodenloſe der Regiſtratur gefallen ſein kann. Die Vorfall beweiſt, wie fahrläſſig dieſe Sachen betrieben wurden.

Den 2. März war ich abermals im Bernſtorff'ſchen Hauſe und benutzte dies, um zum Grafen hinzugehen, wo ich einige Stunden mit ihm allein war. Ich dankte ihm für die mir mitgetheilte Abſchrift und führte nun wieder das Geſpräch auf die Gefahr, daß wir unvorbereitet gefunden werden würden, wenn der Krieg ausbräche, daß ganz Europa darüber erſtaunen würde, weil wir gerade in dem Punkte der Kriegsbereitſchaft einen Ruf hätten, der die Leute zu ganz anderen Erwartungen berechtigte. Ich ſagte ihm, daß, nachdem der König der Niederlande in Belgien, der Kaiſer von Rußland in Polen, der Kaiſer von Oeſterreich in Italien überfallen worden wäre, wir den vierten Act liefern und die drei Vormauern unſerer Rheinlande: Saarlouis, Luxemburg und Jülich eine nach der andern fallen ſehen würden, während wir mit einer ungenügenden Macht les bras croisés dabei ſtänden.

Digitized by Google

Ich zog aus dieser Betrachtung den Schluß, daß nichts so wichtig sei, als die politisch-militärischen Maßregeln mit einem klaren und sicheren Blicke in jedem Augenblicke zu umfassen und daß mir gerade darin bei uns eine große Lücke zu sein schiene. Graf Bernstorff erwiederte darauf, daß er freilich nicht wisse, in wie weit in diesem Punkte das Nothwendige geschehen sei, daß aber, wenn es unterbliebe, wenigstens nicht der Mangel an Uebersicht der Verhältnisse daran Schuld sein könne, da General Witzleben sehr viel zu ihm komme und sich dabei über den politischen und diplomatischen Stand der Dinge in Paris und den anderen Hauptstädten fortwährend in genaueſter Kenntniß erhalte.

Ich hatte mich indessen wirklich mit Zusammenstellung derjenigen Dinge beschäftigt, die vor Allem in's Auge gefaßt oder auch gleich ausgeführt werden mußten, und darüber ein kleines Memoire geschrieben, welches ich dem General Krauseneck mittheilte. Dieser war damit ganz zufrieden, sagte aber, wenn der Feldmarschall nicht davon Veranlassung nähme, an den König zu schreiben, es nicht helfen könnte, da bloße Memoiren nur bei Seite gelegt würden. Ich wollte es auch dem Feldmarschall übergeben und sehen, in welcher Weise er die darin enthaltenen Dinge vielleicht geltend machen könnte, oder vielmehr ich wollte ihn nur mit allen den Besorgnissen erfüllen, die ich mit General Krauseneck in einem hohen Grade theilte, und ihm dann überlassen, ob und zu welchen Einschreitungen er sich dadurch veranlaßt fühlen würde. Allein die Ernennung nach Posen kam dazwischen und ich mußte sie dem General Witzleben selbst bringen mit folgendem Schreiben:

„Ich halte es für höchst wichtig, daß ein Centralpunkt für die eingehenden Nachrichten eingerichtet werde (am besten wird dies immer beim Generalstabe sein), damit man in kurzem zu einer vollständigen Uebersicht der französischen Streitkräfte in den östlichen Departements gelange. Ich bitte Ew. Hochwohlgeboren dringend, diesem Punkte Ihre volle Aufmerksamkeit zu widmen. Ich erlaube mir, Ihnen noch ein Memoire zu übersenden, was ich vor einigen Wochen geschrieben habe; es sind in demselben die Gegenstände enthalten, die ich gestern flüchtig berührte. Jetzt, wo nach Ihrer eigenen Ueberzeugung

Digitized by Google

auch die letzten Zweifel ſchwinden,*) darf der Zeitpunkt einer allgemeinen Mobilmachung nicht mehr länger hinausgeſchoben werden. Ich habe die feſte Ueberzeugung, daß, wie die Umſtände ſind, vom heutigen Tage ab jede Woche, die wir früher mobil machen, uns eine Woche der höchſten Sorge und Verlegenheit auf dem Kriegstheater erſpart, denn in vier bis ſechs Wochen haben wir den Krieg, wenn in Frankreich nicht Umſtände eintreten, auf die ſich zu verlaſſen eine Thorheit wäre."

Am 6. März erhielt ich vom General Witzleben ein Schreiben des Generals Grolmann mitgetheilt, welches er durch Eſtafette erhalten hatte, und worin dieſer General ihm ſein höchſtes Erſtaunen über die befohlene Bewegung ausdrückte und ungefähr ſo viel ſagte, als wenn die Leute in Berlin toll geworden wären. Er glaubt, daß durch dieſe Bewegung das Großherzogthum preisgegeben würde, und daß die Polen nicht ermangeln würden, dieſen Fehler zu benutzen, um auf das ſchwachvertheidigte Poſen zu fallen und einen argen Skandal zu erregen. Nachdem er ſich auf einigen Seiten etwas ausgeraſ't hatte, ſchlägt er, um doch einigermaßen in die Idee der Rechts-Bewegung einzugehen, vor, den General Röder mit der 10. Diviſion nach der Gegend von Schwerin und Gollmütz**), ihn aber nach Krotoſchin gehen zu laſſen. General Witzleben forderte mich auf, meine Meinung abzugeben; ich ſchrieb ihm zurück, daß die vom General Grolmann vorgeſchlagene Stellung im Grunde von der vorgeſchriebenen nur dadurch abweiche, daß ſie drei Meilen weiter vor gelegen wäre, alſo unter den jetzigen Umſtänden füglich genommen werden könnte, daß übrigens der General Grolmann nicht wiſſen müßte, welche Fragen der Conferenz vom 16. Februar vorgelegt worden wären; übrigens wäre der Befehl zum Rechts-Abmarſch wahrſcheinlich auf die Nachricht von der Einnahme Praga's gegeben, weil man erwartet hätte, daß ſich die Sache nun ſchnell ändern würde; jetzt, da die Polen noch in Warſchau, die Ruſſen noch jenſeit der Weichſel wären, würde dieſe Bewegung noch füglich aufgeſchoben werden können. Der König gerieth durch dieſe Controverſe in eine fühlbare Verlegenheit, und

* „Der General hatte nehmlich Tages vorher zu mir geſagt: der Finanzminiſter hat die Larve weggeworfen."

** Dorf im Kr. Birnbaum, Reg.-Bez. Poſen.

Digitized by Google

ich war gar nicht zweifelhaft, wie er ſich herausziehen würde; er ſprach das Wort aus: „der Feldmarſchall ſoll hingehen.“ Damit war denn auch meine eigene Beſtimmung ausgeſprochen.

Den 7. März abends, nachdem ich dem General Witzleben mein zweites Memoire überſandt hatte, ſetzte ich mich in den Wagen und fuhr nach Poſen. Die ſchlechten Wege zwiſchen Schwerin und Kähme hinderten mich, die zweite Nacht durchzufahren und ich kam

Den 9. abends um fünf Uhr an.

Briefe von Clauſewitz an ſeine Frau vom 10. März bis zum 21. September 1831.

Poſen, 10. März 1831.

Wir ſind glücklich hier eingetroffen; ich habe das Vergnügen, dem Feldmarſchall und mir im Hôtel de Vienne eine idealiſche Wohnung verſchafft zu haben. Der Feldmarſchall iſt ganz wohl und ſehr munter; er iſt bei allen ſeinen Beſuchen ſo geſprächig und liebenswürdig, wie ich ihn lange nicht geſehen habe. Du kannſt denken, daß die erſten Tage ſehr beſetzt ſind, nicht ſowohl mit Geſchäften, die ſich erſt nach und nach einfinden werden, als mit hunderttauſend Beſuchs- und Einrichtungspflichten. Du wirſt daher, wenn ich Dir heute wieder nur ein paar Zeilen ſchreibe, nicht glauben, daß es aus Mangel an Bedürfniß wäre, mich mit Dir zu unterhalten, vielmehr iſt ja der einzige reine Seelengenuß in dieſer Zeit für mich Dein Umgang. Mit Sehnſucht ſehe ich Deinem Briefe entgegen, der aber leider erſt dieſen Abend um 10 Uhr hier ankommt und folglich nicht vor morgen früh in meinen Händen ſein wird.

Die Weichſel ſteht und geht nicht, daher iſt an keinen Uebergang der Ruſſen jetzt zu denken; ich fürchte, ehe ſie dieſen zu Stande bringen, vergehen vierzehn Tage bis drei Wochen. Die Polen ſcheinen entſchloſſen, nach dieſem Uebergange noch eine Entſcheidung zu wagen; ich glaube indeſſen, daß, wenn ſie den Uebergang ſelbſt nicht verhindern können, ihnen die Luſt zu einer zweiten Schlacht im freien Felde vergehen wird. Aber den Uebergang ſelbſt halte

Digitized by Google

ich allerdings noch für einen kritiſchen Act. Ihren Rückzug ſcheinen die Polen ſpäter gegen den Süden nehmen zu wollen, und es iſt, wenn ſie dann noch an ein Durchſchlagen denken, wahrſcheinlich, daß ſie die ſüdöſtlichſte Spitze von Schleſien wählen, um nach Mähren und Böhmen zu gehen.

Wir haben hier einen furchtbaren Koth und Du kannſt denken, daß dies bei dem Mangel eigener Equipage und der Paſſion des Feldmarſchalls, zu Fuß zu gehen, eine rechte Laſt iſt.

Poſen, 12. März 1831.

Gerade wie ich Deinen lieben Brief erhielt, bekamen wir beunruhigende Nachrichten aus Warſchau, wo Alles in vollem Jubel iſt, weil Diebitſch ſich zurückzieht. Ihr werdet vermuthlich auch durch dieſe Nachrichten erſchreckt worden ſein. Ich halte ſie aber, nachdem ich ſie gehörig durchgeſehen, für polniſchen Leichtſinn. Diebitſch ſcheint allerdings vor Praga ganz abgezogen zu ſein; dies kann ſich aber nur auf ſeinen Weichſel-Uebergang beziehen, oder er legt den Polen eine Falle, um ſie noch einmal im freien Felde zu treffen, oder endlich, er will ſeinen Truppen, während die Weichſel im Kampfe mit dem Eiſe iſt und das Uebergehen verbietet, etwas Ruhe geben.

Daß er, wie die Polen glauben, wegen eines Aufſtandes in Volhynien und Podolien zurückgegangen ſei, ſcheint mir Unſinn. Indeſſen hat dieſes Verſchwinden der Ruſſen vor Praga immer etwas Beunruhigendes — nun wir müſſen das Weitere abwarten und es nicht an Seelenſtärke fehlen laſſen, wenn wir auch Schlimmes erfahren. Der Himmel hat nun einmal dem heutigen Geſchlechte alle dieſe ſchweren Prüfungen auferlegt; man thut das Seinige und wenn's dann nicht zum Beſſeren zu wenden iſt, ſo ſagt man: „Herr, Dein Wille geſchehe!“

Auf Betrieb des Generals Röder iſt der General Grolmann hierherberufen worden. Er hat denn doch mildere Saiten aufgezogen und nicht den Muth gehabt, mir zu ſprechen, wie er Witzleben ſchreibt. Des Letzteren Uebereilung habe ich freilich nicht in Schutz nehmen können; indeſſen habe ich doch meine Anſicht gegen G. geltend zu machen gewußt. Wenn der General Röder geglaubt hat, den

Digitized by Google

General G. hierherkommen zu laſſen, um dem Feldmarſchall die Direction zu geben, ſo hat er ſich in ihm und in mir ſehr betrogen, und er wird ſehen, daß der Feldmarſchall es iſt, welcher der Armee befiehlt und daß ich es bin und nicht der General G., mit dem er ſich berathet.

Den erſten Abend haben wir beim General Röder zugebracht, in ſeinem Familienkreiſe, wo es ganz angenehm war; den zweiten Abend ſowie den heutigen iſt der Feldmarſchall ganz allein in ſeinem Zimmer geblieben, ſowie ich auf dem meinigen. Ich würde recht gern den Abend mit ihm ſein, aber die Aufforderung müßte doch von ihm ausgehen. Uebrigens ſagt mir Auguſt,*) daß er ſowohl in Berlin wie in Erdmannsdorf, wenn Niemand Fremdes da iſt, meiſtens den ganzen Abend auf ſeinem Zimmer bleibt; es muß ihm alſo wirklich nicht unangenehm ſein; ohnehin würde ja ein ſich täglich wiederholendes tête à tête zwiſchen uns beiden auch keine Zerſtreuung für ihn ſein. Da er übrigens am Tage doch mehr Geſchäfte und Zerſtreuungen hat, ſo geht der Abend über das ihm ſo angenehme Geſchäft der Zeitungslectüre hin. Ich denke, er wird ſeinen Beſuch bei General Röder von Zeit zu Zeit erneuern, da er dazu aufgefordert worden iſt; Mittags hat er zehn bis zwölf Perſonen zu Tiſch, meiſt die Offiziere ſeines Gefolges. Unſer Geſchäft iſt noch immer nicht recht im Zuge, daher kann ich noch nicht urtheilen, wie ſich's für mich machen wird, ob angenehm oder unangenehm. Mit dem Letzteren würde ich vorzüglich meinen, wenn der Feldmarſchall nicht lebhaft genug darauf einginge, mich zu viel allein handeln ließe. Die Art, wie ich meine Zeit verlebe, iſt nicht ſehr genußreich, was Du daraus entnehmen kannſt, daß ich im Bette zu meiner Zerſtreuung die Zeitungen leſe.

Anfangs hatte der Feldmarſchall die Abſicht, Fritz**) gleich kommen

* Der älteſte Sohn des Feldmarſchalls, geb. am 24. Mai 1798. Er gelangte als Major a. D. zum Beſitze der Majoratsherrſchaft Sommerſchenburg und ſtarb daſelbſt am 12. Mai 1857, worauf die Majoratsherrſchaft auf den zweiten Sohn Hugo (geb. am 10. Auguſt 1804) überging.

** Gneiſenau's Schwiegerſohn und Clauſewitz's Schwager, Graf Friedrich von Brühl, ſpäter Generallieutenant und Generaladjutant Friedrich Wilhelm's IV. Er war ſeit dem 19. Juni 1828 mit Gneiſenau's Tochter Hedwig verheirathet, die als Witwe noch in Potsdam lebt. Im Jahre 1831 war er als Major dem 1. Cüraſſier-

Digitized by Google

zu laſſen; er wollte ihn namentlich zu einer Sendung an den General Diebitſch beſtimmen; er hat ſich aber anders beſonnen; er ſagte: „der Zufall kann wollen, daß er dort ein Gefecht mitmachen muß und da könnte er mir todt geſchoſſen werden; das wäre doch für eine Sache, die nicht die unmittelbare des Vaterlandes iſt, zu viel.“ Dieſer Meinung bin ich denn allerdings auch, finde auch, daß mit dieſer Sendung viele andere Beſchwerlichkeiten und Unannehmlichkeiten verbunden ſind; daher habe ich nur einſtimmen können und es iſt ein anderer Stabsoffizier, der „diſtinguirte Pranghe“ geſchickt worden. Wahrſcheinlich dränge ich den Feldmarſchall nicht, Fritz herzurufen, ſo angenehm mir ſein Hierſein für den Feldmarſchall und mich ſelbſt wäre, weil ich doch weiß, daß es Fritz unangenehm ſein würde, für eine Thätigkeit, die doch keine rechte iſt, ſich von der kleinen Frau und dem Commode-Jäckel zu trennen. Wenn Du ihm ſchreibſt, ſo thue es in dieſem Sinne; er mag ſich aber doch nur darauf gefaßt machen.

Poſen, 14. März 1831.

Ueber die Urſache, aus welcher ſich die Ruſſen vor Praga zurückgezogen haben, ſind wir immer noch in Ungewißheit und können auch bis morgen Abend um 10 Uhr, wo die Poſt ankommt, nichts darüber erfahren. Leider ſind die Nachrichten, welche wir durch Reiſende haben und die nichts davon enthalten, alle einen halben Tag älter. Nichtsdeſtoweniger halte ich den polniſchen Jubel immer mehr für polniſchen Leichtſinn, da man ſeit zwei Tagen nichts

Regiment aggregirt und Director der II. Diviſionsſchule. Gneiſenau ſchrieb an Stein über die Verheirathung ſeiner Tochter (Berlin, 21. Juni 1828): „Zu gleicher Zeit beehre ich mich, E. E. ergebenſt anzuzeigen, daß vorgeſtern die Hochzeitfeier meiner Tochter Hedwig ſtattgefunden hat; ſie wurde nur unter Gegenwart der allernächſten Verwandten begangen, da eine gar nicht gefährliche, aber wohl beſchwerliche Unpäßlichkeit mich hinderte, ſolche in einem größeren Styl zu feiern. Dieſe Verbindung iſt ein für mich doppelt glückliches Ereigniß, einmal, weil mein neuer Schwiegerſohn ein unterrichteter, heiterer und edler Menſch zugleich iſt, und dann, weil die Gräfin Brühl und Frau von Clauſewitz, beide geeignete Beurtheilerinnen weiblichen Verdienſtes, ſich ſo glücklich über dieſe Verbindung fühlen. Gott gebe ſeinen Segen dazu und möge uns Eltern möglicher Weiſe daraus entſtehenden Kummer erſparen. E. E. guter Wünſche ſind wir hiebei verſichert.“ (Leben Stein's von Pertz, Bd. VI, 1. Hälfte, S. 599).

Digitized by Google

weiter gehört hat und ein eigentlicher Rückzug der Russen gewiß durch Estafetten berichtet worden wäre; daß die Russen oberhalb Warschau übergehen wollen, sagen auch unsere Nachrichten; ich glaube es aber nicht. An sich würde der Uebergang dort wohl leichter sein, allein er stimmt nicht zu der Lage der russischen Verbindungslinie. Eine eben angekommene Nachricht sagt, daß die Polen, wenn sie sich zurückziehen müssen, ihren Weg auf Krakau nehmen werden. Unserer Verhältnisse wegen wäre mir dies das Liebste.

Heute hat der Feldmarschall die ersten Truppen inspicirt. Das zu sehen, würde Dir gewiß eine große Freude gemacht haben. Ebenso würdest Du an dem Anblicke unseres Hauptquartiers einigen Spaß haben. Zwei, drei Geschäftszimmer mit vielen Karten, arbeitende Offiziere, Feldjäger und Ordonnanzen! Das nimmt sich doch nach etwas aus, oder, wie Frau von Bismarck sagt, „das lautet nach Ville.“ Grüße die Mutter und alle Freunde tausendmal!

Posen, 17. März 1831.

Was Fritz betrifft, so wußte ich die Umstände Deines Briefes schon durch einen, den August heute von ihm bekommen hat. Ich glaube nicht, daß der Feldmarschall ihn nachkommen läßt, da unsere Thätigkeit oder Nicht-Thätigkeit hier schwerlich noch über vier Wochen dauern dürfte, und für seine allgemeine Stellung, die er ja ohnehin nicht zu ändern wünscht, könnte diese Berufung auch zu nichts führen. Wenn der Feldmarschall später ein Commando am Rhein bekommt, so wird er ihn unfehlbar zu sich rufen, und da jetzt noch von gar keiner bestimmten Anzahl Adjutanten die Rede ist, so kann ihm jetzt keine Stelle verloren gehen, und ich gönne ihm sein Commode-Jäckel.

Graf B. (Bernstorff) wundert sich, daß die Russen nicht über Thorn gehen? Und Ihr Alle denkt dabei nur an den Umweg? Frag' doch Graf B., ob er es verantworten will, wenn wir den Russen die Thorner Brücke einräumen? Ein größeres Geschenk könnte man ihnen wahrlich nicht machen.

Der polnische Jubel über den Rückzug der Russen ist denn wirklich der kindischste Leichtsinn gewesen. Bei einer versuchten Verfolgung haben sie sich eine halbe Stunde vor Praga die Nasen blutig gestoßen. Die Polen, und deshalb auch wir, wissen so wenig wie Diebitsch, da

Digitized by Google

es noch ganz unbestimmt ist, ob er ober- oder unterhalb Warschau übergehen wird; ich glaube noch immer das Letztere. Es scheint, daß die Polen einen Versuch zum Unterhandeln haben machen wollen, denn einer der Miecielsky's ist als Parlamentair zweimal drüben gewesen, aber les Russes ont trop de morgue et nous trop de fermeté heißt es. Niemczewitz ist nach dem Krakauischen abgereist, wohin das Gouvernement verlegt werden wird, wenn die Russen über die Weichsel sind; wohlzuverstehen die Woywodschaft, nicht die Republik Krakau.

Wir haben gestern Prinzeß*) ihre Wohnung besehen. Unter uns gesagt, ich habe sie mir hübscher gedacht, denn die Zimmer und Säle haben durch das schwere und niedrige Gewölbe etwas sehr Gedrücktes und die Einrichtung und Verzierung ist nicht mit Glück und Geschmack gemacht. Doch that bei dem Eindrucke, den sie mir machten, freilich auch viel, daß sie öde, halb ausgeräumt und unbewohnt aussehen. Aber verrathe davon um des Himmels willen nichts, sondern rühme nur lebhaft den Eindruck, den sie, besonders aber die Terrasse, der Garten, die Aussicht mir gemacht hätten. Dies ist wirklich Alles sehr hübsch, und muß es im Sommer, wo Alles grün ist, noch mehr sein. Auch den Gartensaal unten finde ich sehr angenehm und pikant. Der alte Baptist mit 82 Jahren geht so gerade und sieht aus, als wenn er 32 wäre. Ich glaube, in dem ganzen revolutionirten und revolutionären Frankreich gibt es kaum noch einen Franzosen, der so den Charakter der alten Zeit an sich trägt: un mélange de politesse, de sentiment, de respect, d'attachement in den schönsten Redeformen aus der Zeit Ludwig's XIV. Dabei fällt mir ein etwas gemeiner, aber treffender Witz von Raumer ein, der Dir vielleicht entgangen ist; er hört Lamartine ein Gedicht hersagen und meint, es wäre gewesen, als wenn er einen obligaten Hammel in der Tasche gehabt hätte. Wenn man an die vielen mais und darauf assonirenden Töne der französischen Sprache denkt und wie sie sich darin gefallen, so ist nichts wahrer als jenes Gleichniß.

Gewöhnlich sind wir des Abends zu Hause, der Feldmarschall auf seinem, ich auf meinem Zimmer. Da ich mittags mit ihm esse

* Die Gemahlin des Fürsten Anton Radziwill, geb. Prinzessin Louise von Preußen, Schwester der Prinzen Louis Ferdinand und August.

Digitized by Google

und ihn außerdem wohl zwanzigmal im Laufe des Tages auf einen Augenblick spreche, so hat dieſe Trennung an ſich wenigſtens keinen Charakter von Unfreundlichkeit, und ich glaube nicht, daß der Feldmarſchall es anders haben mag. Auch mir iſt dieſe Einſamkeit in ſo weit traurig und ſchmerzlich, als ich Dich, geliebtes Weib, vermiſſe; denn übrigens finde ich mich ganz gut darin. Vorgeſtern war ich mit dem Feldmarſchall einmal wieder abends bei General Röder. Da Niemand da war, ſelbſt nicht die Tochter des Hauſes, Frau von Mutius, und ein paar Adjutanten ungefähr ſo geſprächig wie der doyen unter ihnen, unſer Wilhelmchen,*) ſo ging trotz der ungemeinen Liebenswürdigkeit des Feldmarſchalls der Abend doch nicht ſonderlich.

Mit des Feldmarſchalls Befinden bin ich ſehr zufrieden. Er ſcheint an Müdigkeit gar nicht zu leiden, auch hat er hier nie überheizte Zimmer. Nach und nach hoffe ich auch, daß er mehr mit eigener Thätigkeit in ſein Geſchäft hineingeht; er hat mich bis jetzt noch gar zu viel allein handeln laſſen, und die Folge davon iſt, daß die Sachen nicht in ſein eigenes Blut übergehen, er ſie ſogar wieder vergißt und dann auf einen ganz anderen Punkt hin will, als er ſelbſt früher genehmigt und unterzeichnet hat; das iſt dann freilich ſchlimm, allein ich habe immer die Hoffnung gehabt, daß es im Augenblicke des eigentlichen Handelns und überhaupt nach und nach beſſer werde, und dieſe Hoffnung ſehe ich jetzt ſchon in Erfüllung gehen. Handelt er ganz nach eigener Ueberzeugung, ſo iſt mir für nichts bange. — Uebrigens iſt unſere Aufgabe eine ſolche, die ſehr viel ſchwieriger iſt als eine gewöhnliche kriegeriſche, eine Aufgabe, die eigentlich noch nie dageweſen iſt. — Das Hauptübel iſt, daß wir die taktiſchen Mittel der Benachrichtigung, Patrouillen, Recognoscirungen u. ſ. w. nicht haben, weil wir nicht über die Gränze dürfen; es fehlt uns alſo das eigentliche Auge des Feldherrn. Hat man im Kriege ſeinen Gegner einmal im Auge, ſo verläßt man ihn nicht wieder und er kann einem höchſtens einmal einen Marſch abgewinnen; hier aber handelt der Feind hinter einer Gardine und kann uns zwei bis drei Märſche abgewinnen; denn die Nachrichten durch Spione ſind hier höchſt unbeſtimmt und unzuverläſſig. Ein

* Graf Wilhelm v. Brühl, damals Adjutant beim Generalcommando in Poſen, geſtorben 1867 als Generallieutenant a. D. (S. über ihn Bd. I, S. 177, Anm. 43.

Digitized by Google

großer Vortheil für uns ist die Oder; dieser Fluß macht aber die ganze Aufgabe auch allein thunlich. — Beunruhige Dich nicht ohne Noth über die polnische Sache; sie steht besser, wie Du denkst. Man scheint jetzt schon wieder mit dem neuen Generalissimus nur halb zufrieden. Der Reichstag und die Armee sind nicht ganz eine Seele. Daß Szembeck seinen Abschied genommen hat, beweist, daß die Sachen dort nicht aus vollem Holze geschnitten werden.

Wilhelm, der hier ist, grüßt Dich herzlich.

Posen, 18. März 1831.

. . . . Unter Anderem wollte ich Dir sagen, daß ich nicht zweifle, der Aufsatz in der Staatszeitung, mit — ſ — unterzeichnet, ist wieder von Willisen, wenigstens schien es mir ganz seine Feder. Ich bin auch verwundert gewesen, daß man ihn aufgenommen hat. Wenn wir dergleichen oft drucken lassen, so können die Franzosen nicht bezweifeln, daß es hier unter der Asche glimmt. Mit meinem Aufsatze muß Eichhorn wohl bei der Allgemeinen Zeitung nicht durchgedrungen sein — er hätte bei dem jetzigen Stande der Dinge wieder sehr gepaßt.

Heute ist hier der Fürst Czartoryiski, Wanda's Verehrer, durchgegangen; er war beim Feldmarschall, ich habe mich aber absichtlich entfernt, als er hereintrat und daher nichts als seinen Anblick gehabt. So garstig hatte ich ihn mir doch nicht gedacht; ich bewundere Wanda's Solidität.

Wir haben hier gar nichts Neues; die Nachrichten von beiden Armeen sind höchst allgemein und unbestimmt. Es scheint ziemlich sicher, daß Diebitsch die seinige in Quartiere verlegt hat, um den praktikableren Wasserstand der Weichsel abzuwarten. Vor vier Wochen wird die Sache in Polen schwerlich beendigt sein. In Frankreich wird durch die jetzigen Umstände wenigstens Zeit gewonnen. Vor der neuen Kammer wird schwerlich ein Krieg ausbrechen; das sind wenigstens noch sechs bis acht Wochen hin; bis dahin wird bei uns wohl auch noch Manches in sein Schick kommen.

Den 19. Heute haben wir Nachricht von unserem Brandt aus Lyk gehabt. Er hat bis Lyk in Ostpreußen hinaufgehen müssen und dort erfahren, daß Diebitsch sein Hauptquartier in Brok am

Digitized by Google

Bug gewesen war, den 17. aber nach Kaluszyn auf dem Wege von Warschau nach Brzesc-Litewski, etwa acht Meilen von Warschau, verlegt werden sollte. Er hat also mit der ganzen Armee eine merklich rückgängige Bewegung, nehmlich von zwei bis drei Märschen gemacht. Man kann sich's wohl erklären; da er doch nicht über die Weichsel kommen kann, und da wo er stand und wo man sich so anhaltend geschlagen hatte, vermuthlich weder Lebensmittel noch Dörfer zum Unterkommen fand, so ist er lieber etwas zurückgegangen. Kaluszyn ist schon wieder einen Marsch näher an Warschau als Brok. Das Wetter ist hier fürchterlich schlecht, denn Schnee nnd Regen wechseln unaufhörlich mit einander ab. Das wird die Russen auch abhalten, ihre Unternehmungen so bald wieder anzufangen, wie sie es sonst vielleicht gethan hätten. Die russischen Garden werden mit ihrer Spitze den 17. in Raygrod (in der Nähe von Lyk) angekommmen sein; die will Diebitsch vermuthlich noch abwarten.

Im Westen sieht es mit einem Male sehr kriegerisch aus. Im Journal des Débats steht die Unterhaltung Metternich's mit Maison über Italien, und Maison räth dem Gouvernement nach diesen Aeußerungen des österreichischen Ministers, nur gleich mit einer Armee in Piemont einzurücken. So schnell wird's nun wohl nicht gehen, denn in jener Gegend haben die Franzosen vermuthlich die wenigsten Truppen. Ich denke, diese Umstände werden uns zur Mobilmachung bestimmen, denn die Franzosen rücken gewiß nicht in Italien ein, ohne es zugleich in Belgien zu thun. Hätten sich nur die Oesterreicher in Italien besser in Bereitschaft für solche Dinge gehalten, und dann ohne viel Redens zugegriffen; ich bin fest überzeugt, daß die Thatsache in Frankreich weniger Widerspruch und Aufregung hervorgerufen hätte wie die Discussion darüber. Jetzt kann es ihnen wahrhaftig geschehen, daß sie in einem Jahre aus Italien expulsirt sind. Welchen Trost gibt es für uns bei allen diesen Dingen? Daß wir uns recht herzlich lieb haben. Ich bin ja unaussprechlich gesegnet gewesen, in der Welt so ein Weib gefunden zu haben, wie Du, süßer, lieber Engel, bist. An diesem Gedanken erquicke ich mich. Soll übrigens Alles in der Thorheit unserer Zeit zu Grunde gehen, so muß es wohl eine Fügung Gottes sein, und mir wird es dann genug sein, wenn ich mir sagen kann, den Muth in keinem Augenblicke verloren zu haben.

Digitized by Google

Posen, 21. März 1831.

Der Feldmarschall war vorgestern etwas unwohl; er hatte vom 18. zum 19. urplötzlich eine so heftige Diarrhöe bekommen, daß er zwölfmal hatte aufstehen müssen. Das Uebel ist aber von selbst eben so schnell wieder verschwunden und er war gestern ganz wohl. Seine Stimmung ist recht gut und er sieht namentlich in Bezug auf die westlichen Angelegenheiten nichts weniger als schwarz, glaubt vielmehr, daß, wenn die Mächte das Ihrige thun, es nicht schwer werden wird, noch einmal nach Paris zu kommen. Ich suche ihn in dieser Ansicht zu erhalten, denn wenn er im Westen commandiren soll, so ist nichts so viel werth, als Muth und Hoffnung zu diesem Commando mitzubringen.

Unsere Lebensweise ist sehr einfach. Am Tage verkehren wir durch die Geschäfte viel mit einander. Mittags essen wir zu zwölf bis vierzehn Personen zusammen, meistens von seinem Gefolge, außerdem ein paar Gäste von der hiesigen Garnison. Ich suche dabei das Gespräch in einer gewissen Lebhaftigkeit zu erhalten, damit es nicht gar zu trübe und gedrückt aussieht, und das gelingt mir auch ziemlich. Abends ist der Feldmarschall immer allein, liest und legt sich um zehn Uhr schlafen. Gestern Abend war ich eine Stunde bei ihm, weil ich wissen wollte, ob er sich nicht wieder unwohl fühlte. Er war aber ganz munter. Ich bringe das Gespräch oft auf den bevorstehenden Feldzug am Rhein und suche darüber in ihm Ideen zu wecken, damit er mit dem Gegenstande schon etwas vertraut werde und die Sachen dann mehr von ihm selbst als von mir oder Anderen ausgehen.

Leider sehe ich den Himmel im Westen sich nicht aufheitern. Die französische Regierung zieht die 80,000 Ausgehobenen jetzt wirklich ein und ein in St. Denys stehendes Regiment bricht schleunigst nach der piemontesischen Gränze auf; das läßt kaum noch an dem Kriege in Italien zweifeln.

Wir haben Nachrichten von Canitz. Diebitsch sein Hauptquartier war in Sienin, etwa sechs Meilen von Warschau, südlich der Straße nach Brzesc-Litewski. Er wartet auf die Oeffnung des Flusses, um überzugehen. Die Briefe haben einen ganz beruhigenden Charakter.

Digitized by Google

Posen, 24. März 1831.

Die Dinge in Polen gehen allerdings nicht brillant und Diebitsch hat seit der Schlacht*) zwei Fehler gemacht, nämlich nicht gleich den Brückenkopf genommen und die Brücke zerstört zu haben, und die Polen zwischen dem Bug und unserer Gränze nicht vollkommen unterworfen und ihre Truppen ganz über die Weichsel getrieben zu haben, wie Gröben ganz richtig bemerkt hat; besonders begreift man nicht, warum die nachrückenden Garden nicht wenigstens dazu benutzt worden. Uebrigens aber muß man, um ein ganz gesundes Urtheil zu behalten, sich hüten, die Dinge genau nach einer vorgefaßten Meinung zu messen, die man sich im Zimmer gemacht hat. Die Natur des Landes und die schlechte Jahreszeit haben allerdings dem General Diebisch Schwierigkeiten entgegengestellt, welche sein, wie es uns schien, langsames Vorrücken bis zur Schlacht hinreichend erklären. Als Bonaparte in Rußland einbrach, hat er auf dem kurzen Wege von der Gränze bis an den Dnjeper zwei Aufenthalte gemacht, einen von zehn Tagen bei Wilna und einen von vierzehn Tagen bei Witepsk. Dies ist damals nicht beachtet worden, beweist aber, daß auch der Kühnste in seinen Schritten aufgehalten werden kann durch Umstände, die dem Zeitungsleser ganz unbekannt bleiben. Uebrigens geht aus einer Depesche Schöler's hervor, die uns hier auszugsweise mitgetheilt worden ist, daß bei den durch den Michael Miezielski angeknüpften Unterhandlungen Diebitsch nicht einen Zollbreit aufgegeben hat; auch sagen die Polen: les Russes ont trop de morgue et nous trop de fermeté. Diese morgue ist mir übrigens ein großer Trost, denn sie beweist, daß Diebitsch in keiner Beziehung sich in einer sehr schwierigen Lage zu befinden glaubt; auch sind die Briefe von Canitz in dieser Farbe, die Polen aber, nämlich die Verständigen, sprechen zwar viel von ihren Entschlüssen, ihrer Hingebung und Festigkeit, aber nicht viel von ihren Hoffnungen. Diejenigen, welche sie beim Ausbruche der Revolution gefaßt hatten, nennen sie selbst des illusions.

In diesem Augenblicke begreife ich kaum, wie Diebitsch seine Unternehmungen anfangen könnte, da die Wege und Felder so tief

* Bei Grochow am 24. und 25. Februar 1831.

Digitized by Google

ſind, daß es unmöglich iſt, das Fuhrweſen in Bewegung zu ſetzen. Vor den Unternehmungen des Generals Dwernicki in Volhynien brauchſt Du Dich nicht zu fürchten. Die Ruſſen haben Truppen von hinten her nach Volhynien gezogen.

Mit unſeren Geſchäften geht es ganz gut. Der Feldmarſchall geht immer mehr darin ein und in Berlin iſt man mit uns zufrieden, ſowohl mit des Feldmarſchalls Bericht und Anſicht als auch insbeſondere mit dem freundlichen Verhältniſſe zum General Röder, deſſen dieſer ſich gegen den General Witzleben ganz vorzüglich gerühmt hat.

In Rückſicht meiner Lebensweiſe bin ich nicht ſo ſehr zu bedauern, wie Du glaubſt, liebe Marie! Es iſt nicht aus Mangel an Geſellſchaft, daß ich meine Abende allein zu Hauſe zubringe, ſondern aus Geſchmack. Frau von Dieſt und ihre Schweſter Fräulein Gerlach*) (keine Töchter der Meuſebach'ſchen Gerlach's) ſind ſehr angenehme Frauen, wo ich abends oft hingehen könnte; auch in's Röder'ſche Haus könnte und ſollte ich wohl öfters gehen, denn ſie ſind ſehr freundlich gegen mich und mit ihm ſind wir in dem beſten Verhältniſſe, auch finde ich Frau von Mutius, zwar nicht von einer eminenten Offenheit und Ehrlichkeit, worin Prinzeß Louiſe Recht hat, aber doch angenehm; endlich könnte ich zu meinem hieſigen Steindorff, dem Major Jähnichen**), des Abends zuweilen hingehen, denn er hat eine ganz artige Frau und zwei nicht üble Töchter; aber ich geſtehe Dir, daß ich froh bin, wenn ich mir ſagen kann, es iſt keiner dieſer Beſuche durchaus nöthig und ich kann zu Hauſe bleiben. Da ich täglich ausreite, ſo bin ich des Abends ziemlich müde und gehe, wenn ich mich bis zehn Uhr nützlich oder angenehm beſchäftigt habe (z. B. wenn ich Dir ſchreibe) ganz gern zu Bette. Für meine Schlaflectüre hat der gute Storch geſorgt durch Barthold's „Römerzug Heinrich's von Lützelburg", ein in Haupt- und Nebenideen etwas überladenes, aber geiſtreiches Buch.

* Frau v. Dieſt war eine geborene v. Gerhardt. Ihre hier genannte Schweſter, Fräulein Caroline v. Gerhardt, ſtarb unverheirathet in Merſeburg am 16. März 1873.

** Oberſtlieutenant v. Steindorff war Brigadier der 6. Artillerie-Brigade (Breslau) und Major Jähnichen Brigadier der 5. Artillerie-Brigade (Poſen).

Digitized by Google

Sehr viel Vergnügen haſt Du mir mit der Abſchrift des Schleiermacher'ſchen Aufſatzes gemacht. Er wird ihn beim Könige rehabilitiren und iſt eine ganz andere Widerlegung der Artikel im M. d. Ch. (Messager des Chambres) als der Aufſatz von W. (Williſen?) und jeder andere, den man einrücken ließ. Ich habe ihn hier rechts und links mitgetheilt, wo er mit größtem Intereſſe geleſen worden iſt.

Grüße an die Mutter, Prinzeß Louiſe, Bernſtorffs u. ſ. w.

Poſen, 31. März 1831.

Ich danke Dir für die aus der Schwerin*) ihrem Briefe abgeſchriebene Stelle, die in Beziehung auf die allgemeinen Weltverhältniſſe wirklich ſehr ſchön gefaßt iſt. An dieſe neue Aera, welche ſie darin bezeichnet, glaube ich übrigens nicht; eine neue Aera hat mit der franzöſiſchen Revolution allerdings angefangen; ich glaube aber nicht, daß ſich in der Geſchichte das Jahr 1831 wie ein ſo beſtimmter zweiter Abſchnitt darſtellen wird. Verwirrung und Kriſen wird es freilich noch genug geben, und Du weißt, daß ich die Ueberzeugung habe, das Ende davon nicht zu erleben. An den Krieg mit Frankreich muß ich leider immer noch glauben; denn alle Geſinnungen eines Miniſteriums ſind nichts gegen die Gewalt der Umſtände. Aber ich habe Unrecht, leider zu ſagen; zwar wünſche ich den Krieg weder für mich noch für das Vaterland und möchte ihn uns beiden gern erſparen; allein Du weißt, daß ich ihn ſchon ſeit einiger Zeit für den Zuſtand von ganz Europa als eine durchaus nothwendige Kriſe angeſehen habe, ohne welche an keine Heilung zu denken iſt. Indeſſen laſſe ich mir den Aufſchub gern gefallen, welchen die immer neu verſuchten Wege des Friedens uns verſchaffen; denn die Parteien bilden ſich in Frankreich unterdeſſen ſtärker aus, in Polen wird das Ende des Vorſpiels herbeikommen, Oeſterreich und England und der deutſche Bund rüſten ſich, und auch wir ſchreiten, trotz unſerer Unentſchloſſenheit und Aengſtlichkeit, immer ein wenig mehr vor.

Das Blatt mit dem Auszuge aus dem Briefe der Schwerin habe ich dem Feldmarſchall mitgetheilt und er hat es mir mit der

* Gräfin Sophie v. Schwerin, Witwe des Grafen v. Schwerin, der 1815 vor Paris blieb (S. oben S. 148).

Digitized by Google

ihm in ſolchen Fällen eigenthümlichen Beſchönung zurückgegeben, ſtimmt aber, was die allgemeinen Verhältniſſe betrifft, ſehr und mehr als ich mit ihr ein. Der Feldmarſchall iſt ſehr wohl; obgleich er nicht mehr die eigentliche Fröhlichkeit und ſcherzhafte Laune hat, wie wir ſie an ihm aus früherer Zeit kennen, ſo iſt er doch nie verſtimmt, ſondern von einer ſich immer gleichen, ſanften und ruhigen Stimmung. Seine Theilnahme und eigene Thätigkeit an ſeinem Geſchäfte nimmt immer zu, ſo daß ich darüber ganz außer Sorge bin, was mir viel wichtiger iſt, wenn ich an unſere künftigen Verhältniſſe am Rhein, als wenn ich an die jetzigen denke. Vor einigen Tagen hat er die Königliche Beſtimmung erhalten, daß ihm während der Dauer ſeines jetzigen Commando's der Etat des für den Feldherrnpoſten in dem Mobilmachungsetat feſtgeſtellten Gehaltes von 12,000 Thaler und 12,000 Thaler Zulage gewährt werden ſolle. Da er dies vom 1. März ab erhält und doch wohl bis zum 1. Mai behalten wird, ſo macht das 6000 Thaler, wobei er denn trotz der beträchtlichen Ausgaben, die er hier hat, noch immer einige Tauſend Thaler erübrigen wird.

Ich leide an einer mit heftigem Huſten verbundenen Verkältung und habe mich ärztlicher Hülfe bedienen müſſen.

Den Sonntag reiſen wir nach Breslau ab, wo wir Montag, den 4. ankommen, den 5., 6. und 7. bleiben, um die dortigen Truppen zu ſehen; den 11. treffen wir wieder hier ein, nachdem wir uns ein paar Tage in ganz kleinen Neſtern herumgetrieben haben.

Poſen, 1. April 1831.

Geſtern haben wir die traurige Meldung erhalten, daß der General Grolmann ſich bei einem Sturze mit dem Pferde das linke Schlüſſelbein und das Schulterblatt nahe an dem Gelenke gebrochen hat. Für unſere Thätigkeit hier, wenn ſie nöthig wird, iſt alſo ſeine Mitwirkung verloren, was freilich ſchon ſchlimm genug iſt; wichtiger aber iſt es doch, daß er uns für den Krieg im Weſten nicht entzogen werde; bis dahin hoffe ich indeſſen wird er ganz wiederhergeſtellt ſein.

Mit meinem Huſten geht es ſehr viel beſſer und ich brauche die Reiſe nicht zu fürchten.

Digitized by Google

Der Unwille oder die Kälte des Feldmarschalls Diebitsch gegen mich scheint doch keine andere Ursache zu haben als meinen Austritt aus dem russischen Dienste; denn er macht es gerade ebenso mit dem General Diest, der im Kriege lange bei ihm gewesen ist und dem er auf einen Brief eben so wenig geantwortet hat wie mir, den er auch nie grüßen läßt. Dagegen hat mich Freund Neidhardt freundlich grüßen lassen.

Wir sind jetzt täglich in Erwartung von Nachrichten; das Wetter ist seit ungefähr acht Tagen trocken, daher müssen Weichsel und Wege nun bald den Operationen keine Hindernisse mehr entgegenstellen. Ehe der wirkliche Uebergang erfolgt, dürften doch wohl noch acht Tage hingehen. — Die herzlichsten Grüße an die Mutter.

Posen, 6. April 1831.

Unaussprechlich jammerst Du mich, wenn ich schlechte Nachrichten aus Polen bekomme; denn ich denke immer gleich, wie sie Dich betrüben und erschüttern werden. Die gestrigen aus Warschau waren immer noch sehr schlecht und die Kanonade bei Plock, die man in Thorn so deutlich und bestimmt gehört zu haben glaubte, scheint eine Täuschung gewesen zu sein; denn es ist seitdem kein Wort darüber eingegangen. Ob nun gleich dieser Schlag, den die Polen am 31. und am 1. auf Geismar und Rosen gethan haben, ein sehr glänzender ist, so ist doch das Ganze in diesem Augenblicke noch eine unbeendigte Krise, die erst durch die Entscheidung, welche die russische Hauptarmee geben wird, als beendigt zu betrachten ist. Je größer eine Krise ist, um so größer pflegt auch der Erfolg bei ihrer Lösung zu sein. Ist die Entscheidung den Russen günstig und wird sie so benutzt, wie die Umstände es an die Hand geben, so kann gerade dieses Unternehmen der Polen ihr Schwanengesang sein und dann wird das Ganze schneller beendigt sein, als wir sonst hoffen durften. Ich will mich in diese Betrachtungen nicht weiter verlieren, da wir, ehe ich diesen Brief schließe, wahrscheinlich schon historisch mehr wissen als jetzt durch die Conjectur herauszubringen ist. — Daß des Feldmarschalls Vorschläge über eine schnelle Theilnahme von unserer Seite vom Könige angenommen werden sollten, glaube ich selbst dann nicht, wenn der Krieg mit Frankreich so gut als ent-

Digitized by Google

ſchieden wäre, und es iſt nur das heiße Verlangen, den vor unſeren Augen im Schiffbruche begriffenen Genoſſen zu Hülfe zu eilen, was mich einen Augenblick an die Möglichkeit eines ſolchen Entſchluſſes hat glauben laſſen.

Daß Prinzeß Louiſe ſo ernſtlich krank iſt, macht mir auch großen Kummer. Sie iſt von einem ſo vortrefflichen Charakter und gegen uns beide immer ſo gleich freundlich geſinnt, daß mich ihr Verluſt tief erſchüttern würde. Ich erwarte in dieſem Punkt Deinen nächſten Brief mit doppelter Ungeduld.

Mit meiner Geſundheit geht es beſſer. Ich würde viel ſchneller hergeſtellt ſein, wenn nicht die ſchlechten Nachrichten durch den Nervenreiz, den ſie nothwendig ausüben müſſen, mich immer wieder zurückbrächten. Wir befinden uns in dieſer Rückſicht gerade in der ſchlimmſten Lage, in der man ſein kann. Wir ſind nicht bloße Zuſchauer wie Ihr, die bloß ihren Antheil an dem allgemeinen Schmerze zu tragen haben, ſondern wir ſind auf eine entfernte Art in die Handlung verflochten und die Dinge gehen uns fünfzigmal durch den Kopf und die Feder; wir ſind aber nicht in dem Maße handelnd, daß das Intereſſe für unſer eigenes Wirken den allgemeinen Antheil weit überflügelte, wodurch man, wie mich meine lange Erfahrung lehrt, die härteſten Schläge viel leichter trägt. Mir wird tauſendmal beſſer ſein, wenn wir uns nur erſt mit einem der beiden Gegner, ſei es Polack oder Franzos, bei den Ohren hätten.

Ich habe Dir erzählt, daß W. (Witzleben) dem Feldmarſchall in Betreff ſeines Sohnes einige Entſchuldigungen gemacht und ihn auf die Auflöſung des hieſigen Verhältniſſes vertröſtet hat. Ich habe dieſe Gelegenheit benutzt, um an W. (Witzleben) zu ſchreiben und ihm zu ſagen, daß es den Feldmarſchall allerdings ſehr geſchmerzt hätte, daß ihm am 31. nicht dieſe Freundlichkeit erwieſen worden wäre, worauf er in ſeiner jetzigen Stellung doch wohl hätte hoffen dürfen; daß ihn aber ſein Brief beruhigt hätte. Ich meine, er ſoll dadurch feſter an ſein Verſprechen gebunden werden. Bei dieſer Gelegenheit habe ich denn nicht laſſen können, auch meiner eigenen Verhältniſſe zu gedenken, nicht um zu betteln, ſondern um zu zeigen, daß ich wohl meine Beförderung hätte erwarten können. Ich habe ihm geſagt, daß ich es unter anderen Verhältniſſen nicht anders

Digitized by Google

erwartet haben würde, als daß der König das Avancement bei mir stehen lassen würde, daß ich aber gehofft hätte, durch meine Bereitwilligkeit und meinen Eifer, mich in eine ganz neue, schwierige Laufbahn zu werfen, bei Gelegenheit eine kleine Berücksichtigung verdient zu haben. Ich sähe indessen wohl, daß mir das nicht gelänge; ich legte für meine Person keinen großen Werth darauf, weil in dieser schweren Zeit alle Wünsche und Gemüthskräfte für größere Dinge in Anspruch genommen würden; es würde mir in meiner Stellung als Chef des Generalstabes einige Consideration gegeben haben, nicht sowohl durch den höheren Rang, als durch das in der Beförderung liegende Anerkenntniß des Königs. Aus den Mobilmachungs-Etats hätte ich entnommen, daß die Stelle eines Chefs des Generalstabes für eine Armee von drei Corps und mehr, nur ein Oberst und höchstens Generalmajor sein sollte. Dies schiene zu beweisen, wie wenig Wichtigkeit man, aller Kriegsgeschichte der neueren Zeit und besonders unserem eigenen und allen Beispielen anderer Armeen zum Trotz, auf diese Stelle lege; dies wäre es eigentlich, was mir über diesen Punkt die Feder in die Hand gegeben habe; ich bäte ihn um der Sache willen, diesen wahrscheinlich in Monbijou entstandenen Fehler zu beseitigen. Uebrigens möchte er diese Zeilen weder für eine Beschwerde noch für einen Vorwurf gegen ihn nehmen; die erstere würde ganz unnütz sein und ich liebte mehr, stolz zu schweigen als mich zu beklagen; und die letztere wäre eine Ungerechtigkeit, denn ich wüßte recht gut, wer die Ursache sei.

Die heutigen Nachrichten sind nicht ganz ungünstig. Diebitsch war im Begriff, bei Pulawy über die Weichsel zu gehen, als der Schlag gegen die Generale Geismar und Rosen erfolgte. Am 5. April hatte der polnische Feldherr sein Hauptquartier da, wo Diebitsch gewesen war; und an diesem war noch nichts geschehen.

Posen, 8. April 1831.

Wichtiges ist nichts eingegangen, doch sagen gestrige Warschauer Briefe, daß am 5. die Arrieregarde von Diebitsch wieder in Sienin stand, wo früher sein Hauptquartier war, und daß Skrzynecki also etwas zurückgegangen war. Mit jedem Augenblicke sehen wir entscheidenden Nachrichten entgegen.

Digitized by Google

Posen, 16. April 1831.

Ich muß Dir, liebe Marie, von unseren gestrigen Festlichkeiten noch etwas erzählen. Nach dem Gottesdienste folgte ein gewaltiges Diner von 4—500 Couverts in der Wohnung des Fürsten. Die erste Gesundheit wurde von dem Feldmarschall ausgebracht und war die des Königs mit einem dreimaligen sehr lebhaften Hurrah. Dann erhob sich der General von Both,*) welcher der Veranstalter aller dieser Festlichkeiten ist, und trank mit einer feierlichen Rede die Gesundheit des Jubelgreises, gleichfalls mit einem dreimaligen Hoch, welches den gewöhnlichen Charakter hatte. Einige Zeit darauf stand der General R. (Röder) auf und man glaubte natürlich, er werde die Gesundheit des Feldmarschalls zunächst ausbringen. Das that er aber nicht, sondern trank die seines Armeecorps. Dies schien mehrere Gäste zu verwundern und es erhob sich bald der General Zastrow, trat dem Feldmarschall und dem General R. (Röder) gegenüber und bat um die Erlaubniß, die Gesundheit unseres Führers zu trinken. Jedermann glaubte, es gelte dem Feldmarschall, er setzte aber hinzu: des Herrn Generals von Röder**) und — im Tone einer Vergessenheit — des Feldmarschalls Grafen von Gneisenau. Nun entstand nach einem dreimaligen sehr lebhaften Hoch ein dreimaliges starkes Hurrah. Dies letztere schien wohl hauptsächlich dem Feldmarschall zu gelten, da es die dem General R. zuerst gebrachte Gesundheit nicht begleitet hatte; auch war es ganz sichtlich, daß Zastrow aufgestanden war, um des Feldmarschalls Gesundheit auszubringen, sich aber im Augenblick selbst mit der Höflichkeitspflicht verwirrt hatte. Natürlich wurden darüber einige Glossen gemacht. Nun mahnte den General Röder sein Gewissen; er erhob sich und brachte die Gesundheit des Oberbefehlshaber in aller Form aus. Dieses Hoch hättest Du hören sollen. Nach demselben entstand ein solches Hurrahrufen, daß es einige Minuten anhielt und sich gar nicht beruhigen zu können schien. Namentlich waren alle anwesenden Civilbeamten die ärgsten Schreier. Der Feldmarschall war natürlich sehr

* Generallieutenant und damals Commandeur der 10. Division (Posen).

** General der Cavalerie von Röder commandirte damals (1831) das 5. Armeecorps (Posen) und Generalmajor von Dieſt war Chef seines Generalstabes.

Digitized by Google

gerührt über dieſe echte Herzenshuldigung. Auch die hier noch anweſenden Polen, welche in Staatsämtern und landſchaftlichen Stellen hier ſind, waren bei dem Diner gegenwärtig, unter Anderen unſer Graf Eduard Radzinski. Dieſen und einen Herrn von Poninski, der zu den ſehr gemäßigten Polen gehört, hatte ich im Auge während aller dieſer Geſundheiten; ſie ſchienen mir aber bei keinen den Mund aufzuthun, woraus ich aber nicht mit abſoluter Gewißheit auf üblen Willen ſchließen will, da ich weiß, daß es mir ſelbſt ſchwer wird, in ſolchen Fällen die Stimme recht laut werden zu laſſen. Ich habe ſehr bedauert, daß Du, geliebtes Weib, bei dieſem Diner nicht gegenwärtig ſein konnteſt; es würde Dich bis zu heißen Thränen gerührt haben, den Feldmarſchall ſo gefeiert zu ſehen.

So eben erhalte ich Deinen lieben Brief vom 14. Was ich dem Ober-Präſidenten über Tiſch zugerufen haben ſoll, iſt die dümmſte Lüge von der Welt. Geſtern haben wir zum erſten Male mit dem Ober-Präſidenten zuſammen gegeſſen ſeit den erſten Tagen unſerer Ankunft. Nie würde ich übrigens ſo albern geweſen ſein, über Tiſch dergleichen zu berühren; endlich wünſche ich keineswegs, daß die anhängig gemachten Confiscations-Prozeſſe eine Mummerei ſeien, da der freche Uebermuth unſerer polniſchen Edelleute dieſe Strafe vollkommen verdient. Daß 2 Schwadronen Poſener bei der polniſchen Armee mitfechten, macht dieſe um nichts ſtärker, und wenn die hieſigen Polen es lebhaft wünſchen, daß ihr Vaterland ſich der ruſſiſchen Herrſchaft gänzlich entwinde, ſo brauchen ſie darum nicht den Willen und die Geſetze ihres eigenen Monarchen zu verhöhnen, der dadurch, daß er nicht in den polniſchen Angelegenheiten einſchreitet, ihrem Vaterlande tauſendmal mehr nützt, als ſie mit ihrer perſönlichen Theilnahme es können. So lange alſo das Großherzogthum Poſen nicht als ein wirklicher Verbündeter des Königreichs erſcheinen und den König dadurch berechtigen will, mit den Ruſſen gemeinſchaftliche Sache zu machen, ſo lange iſt es unredlich und frech, daß Einzelne dieſes politiſche Verhältniß ganz aus dem Auge ſetzen und dabei die natürliche Strafe wie eine willkürliche Tyrannei betrachten wollen. Allerdings fürchte ich, daß hinterher der König dennoch Gnade für Recht ergehen laſſen wird. Du ſiehſt, daß ich in dieſem Punkte gar nicht von ſolchen Anſichten bin wie die Radziwill'ſche Familie mich

Digitized by Google

glaubt und um ſo mehr mit Unrecht glaubt, als ich mit dem Fürſten ſelbſt über dieſen Punkt ſchon einmal einen kleinen Auftritt gehabt habe. Daß ich übrigens die Polen, wenn ich mich mit ihnen viel begegnete, nicht durch einen Ausdruck des entſchiedenen Mißtrauens oder gar des Stolzes verletzen würde, liegt ſchon in meinen Grundſätzen und Lebensanſichten, und ſie würden daher von dieſer Seite wohl mit mir zufrieden ſein, namentlich ſolche, die ſich ſelbſt nicht ſtörriſch und mißtrauiſch zeigen. Allein ich komme in gar keine Berührung mit ihnen. Geſtern habe ich zum erſten Male ein halbes Dutzend derſelben kennen gelernt; es kann aber ſehr gut ſein, daß ich ſie gar nicht wiederſehe; denn ich geſtehe, es iſt mir unmöglich, ſie ganz eigens aufzuſuchen in einer Zeit, wo ſie von ihren geſellſchaftlichen Verbindungen mit den Preußen ganz loslaſſen und wo ſo entgegengeſetzte Intereſſen von den unſrigen in ihren Herzen leben. Hätte mich mein Geſchäftsverhältniß mit dem einen oder anderen in Verbindung gebracht, ſo würde ich recht gut mit ihnen fertig geworden ſein und ſchon dafür geſorgt haben, daß er ſich gegen mich nicht anders geäußert hätte, wie es ſchicklich iſt; allein in ein ſolches Verhältniß komme ich mit keinem und ſelbſt nicht mit dem hieſigen Landrath, der mir übrigens wohl die Ehre hätte erweiſen können, mir einen Beſuch zu machen. Ich erzähle Dir dies, liebe Marie, damit Du Beſcheid über mein hieſiges Verhältniß weißt, im Falle bei Prinzeſſin davon die Rede iſt. Prinzeß iſt zu vernünftig, um nicht einzuſehen, daß in dieſem Augenblicke die geſellſchaftlichen Verhältniſſe hier unmöglich ſo ſein können, wie ſie es vor der Warſchauer Inſurrection waren; ſondern daß ſie vor der Hand ganz ruhen und, mit Ausnahme eines Tages, wie der geſtrige war, ganz abgebrochen ſein müſſen.

Der Feldmarſchall hat ſich übrigens auf den Fuß geſetzt, keine großen Diners zu geben und Niemand vom Civil einzuladen. Er iſt dazu durch den gänzlichen Mangel einer Einrichtung berechtigt; das überhebt ihn denn auch, ſich weiter mit den Polen zu befaſſen, als daß er denjenigen, die ihm einen Beſuch gemacht haben, dieſen freundlich erwiedert hat. Eben ſo hat ſich der Feldmarſchall, mit Ausnahme der Röder'ſchen Familie und der Generalin Dieſt, enthalten, einer der hieſigen Damen einen Beſuch zu machen, ſo wenig

einer Preußin wie einer Polin, was, wie Du begreifst, auch seine Vortheile hat. Da er nicht in ähnlicher Absicht hierher geschickt ist, wie der Prinz Wilhelm an den Rhein, sondern für rein militärische Zwecke, und Posen wie ein bloßes Kantonnirungsquartier betrachtet, so kann ihm dies Verfahren nicht zum Vorwurfe gemacht werden.

Was den Oberpräsidenten Flottwell betrifft, so hat der Kronprinz schon an den Feldmarschall schreiben lassen, er möchte doch dem Fürsten Radziwill eine bessere Meinung von ihm beizubringen suchen. Ich halte ihn für einen sehr vorzüglichen Geschäftsmann und für einen eben so gefühlvollen und gemüthlichen als durchaus rechtschaffenen Mann. Auch hat er mehr Tournüre als die meisten unserer Geschäftsmänner; indessen mag es ihm etwas an Takt und einer gewissen kalten Zurückhaltung fehlen, die in seiner Stellung und Lage wünschenswerth sein würde.

Von den Polen, sagt man, würde er unbändig gehaßt, wahrscheinlich weil man die Maßregel der Güter-Confiscation ihm zuschreibt; ich weiß übrigens, daß er ein viel strengeres Gesetz, was ihm zur Begutachtung zugesandt war, abgewehrt hat. Auch mag er in einem und dem anderen Stücke ihnen zu entschieden handeln. Der Haß aber ist in jedem Falle ein unverdienter und beweist nur, daß die verderbten Gemüther der Polen für wirkliches Verdienst wenig empfänglich sind. Mit Dieſt bin ich auf einem sehr guten Fuße, was ich indessen mir selbst wohl zum Verdienste anrechnen kann. Er hat wenig Lebensklugheit und Haltung, aber für intriguant halte ich ihn nicht. . . .

Diebitsch hat sich eines Besseren besonnen, seinen Weichsel-Uebergang aufzugeben, und zwar nicht gethan, was das Beste schien, nämlich mit seiner Hauptmacht gleich über den General Skrzynecki herzufallen, aber sich doch dadurch, daß er nach Siedlec marschirt ist und sich dort mit dem Rosen'schen Corps vereinigt hat, gegen ungewöhnliche Unfälle gesichert.

Posen, 9. Mai 1831.

Du bist also schon den 3., 4., 5. und 6. ernstlich unwohl und kannst denken, daß mich dies aller Deiner Versicherungen ungeachtet sehr beunruhigt. Es ist nicht gerade eine heftige Krankheit, die ich

Digitized by Google

fürchte, weil dieſe ſich in den erſten paar Tagen auszuſprechen pflegt; allein es kann doch noch ein kaltes Fieber daraus werden und in jedem Falle wird es nicht ſo ganz ſchnell abgethan ſein, und der Gedanke, Dich leidend und allein zu Hauſe zu wiſſen, iſt mir ein ſehr betrübender. Unausſprechlich hat es mich gefreut, daß Du in der Nacht nach meinem Briefe wie nach meiner Hand gegriffen haſt. Könnte ich nur meinen Briefen auch durch ihren Inhalt einiges Intereſſe geben; allein das wird mir ſehr ſchwer, da man ſich bei dem unverrückten Stande der Dinge über die politiſchen Begebenheiten leicht erſchöpft und das geſellſchaftliche Innere von Poſen nichts darbietet, was Deiner Aufmerkſamkeit werth wäre.

Diebitſch ſcheint jetzt die Abſicht zu haben, ſich zwiſchen dem Bug und der preußiſchen Gränze der Weichſel zu nähern; allein nach den Proben von Unternehmungsgeiſt, die er uns ſeit Anfang dieſes Monats gegeben, zweifle ich, daß er den Muth haben wird, den Uebergang auszuführen. Im Allgemeinen müſſen ſich doch die Angelegenheiten bald zum Beſten der Ruſſen wenden. Die Unternehmung des Generals Dwernicki auf Volhynien ſcheint vollkommen mißglückt. Dein Bruder ſchreibt, daß man in Breslau ſchon die Nachricht habe, daß er ſich ins Oeſterreichiſche geflüchtet und dort die Waffen niedergelegt habe. Wenn ſich dies auch nicht beſtätigen ſollte, ſo zeigt doch ſchon die Richtung ſeines Zuges dicht an der öſterreichiſchen Gränze, daß er die Beſorgniß hatte, ganz umringt zu werden, ſich auf dieſe Weiſe den Rücken freihalten und durch ſeine Gegenwart die Volhynier über ihre Inſurrectionsluſt befragen wollte. Mit dieſer ſcheint es nun nicht ſo gut, wenigſtens nicht ſo raſch zu gehen, um den gegen ihn gerichteten Waffenſtößen zuvorzukommen, und ſo wird er wohl unvermeidlich das thun müſſen, was man jetzt ſchon vermuthete. Alsdann rücken aus dieſen Gegenden unter Rüdiger und Kayßarow doch wohl gegen 30,000 Mann neue Truppen heran und dann wird die Sache zu Ende gehen. Es könnte hienach ſein, daß in ſechs bis acht Wochen die Sache beendet wäre. In Warſchau geht die Stimmung merklich wieder herunter.

Wir haben kürzlich hier einen Oberſt Omoloſſow gehabt, der Adjutant des Herzogs Eugen von Württemberg iſt, mit dieſem in Schleſien lebt und jetzt ſich bei der Armee von Diebitſch hat anſtellen

Digitized by Google

laſſen, zu der er ſich begeben wollte. Er iſt ein geborner Kaſaner von einer Tartarenfamilie und hat den aſiatiſchen Typus noch im höchſten Grade; dabei hat er aber eine ganz deutſche Bildung. Er hat uns viel von Rußland und von der Cholera erzählen müſſen. Dieſe kannte er deshalb genau, weil er in Kaſan gegen ſie commandirt hatte. Die Herrnhutergemeinde von Saratow hat ſich durch eine ſehr ſtrenge Sperre mitten in ihrem Verwüſtungs-Kreisgange frei davon erhalten. So kann man freilich einen Ort ſperren, aber nicht ein ganzes Land. Hier iſt der gegen die Krankheit gezogene Cordon ziemlich dicht und doch bin ich überzeugt, daß wir ſie in drei bis vier Wochen hier haben. Daß die Anſtalten zu ſpät getroffen ſind, glaube ich nicht; denn bis jetzt, wo die Sperre ſchon vollendet iſt, hört man noch nichts davon, daß ſie über die Gränze gedrungen ſei. Uebrigens ſind die Stimmen ziemlich einig darin, daß ſie an Intenſität abgenommen und keinen ſehr heftigen Charakter hat. Wenn die Furchtloſigkeit und Gemüthsruhe dagegen ſchützen, ſo bekomme ich ſie gewiß nicht, denn die Vorſtellung davon macht mir bis jetzt noch gar keinen Effect. Ich habe aber das Schreiben eines vornehmen Beamten an den Miniſter Lottum geſehen, in welchem er anfragt, ob das Collegium zuſammen bleiben ſolle, oder ob Jeder ſich retten ſolle, wo und wie er könne, und ob er ihnen einen viermonatlichen Gehalt zu dieſem Behufe vorſchußweiſe auszahlen laſſen ſolle — das Collegium war eine Regierung, die bei einer ſolchen Landplage der Schutz des Bürgers ſein, ihm mit Rath, That und Beiſpiel vorangehen ſoll. Gegen dieſen Mann iſt der Küſtriner Ingersleben freilich ein Judas Makkabäus!

Vorgeſtern habe ich einen ſehr muſikaliſchen Tag gehabt, wie ich einen ähnlichen lange nicht gehabt habe. Ich war von einem Herrn Agthe, der von hier als Muſiklehrer nach Breslau geht, eingeladen, einer muſikaliſchen Prüfung beizuwohnen. Ein Knabe von zwölf Jahren, der auch dem Fürſten bekannt iſt, und die Tochter des Generals Dieſt, die auch zwölf Jahr alt iſt, haben mich in Erſtaunen geſetzt. Der Knabe ſchien mir ein kleiner Kalkbrenner. An Kindern macht mir das jedesmal Vergnügen, weil es etwas von einer Offenbarung hat; die Muſik dringt zwiſchen der Kindheit wie durch eine Spalte hervor und zeigt uns ſchon den ganzen entwickelten Menſchen

Digitized by Google

von einer sehr ernsten und tiefen Seite. Von da ging ich zu einer Soirée bei meinem Major Jenichen, die ich wegen der Langeweile sehr fürchtete; aber schon auf der Straße scholl mir der Gesang entgegen. Unter Anderen — und das bitte ich Emilie G. zu erzählen — sang ein Fräulein Mühlbach ein gewisses Lied, was wir von Emilie so gern hörten, ich glaube es ist „Der Wanderer", mit einer etwas trockenen, aber doch sehr frischen Altstimme, und rührte mich dadurch wegen der Anklänge an andere Zeiten sehr. Dieses Fräulein Mühlbach hatte übrigens noch eine andere mir interessante Aehnlichkeit, nämlich mit Fräulein Bülow; auf eine gewisse Entfernung ist sie frappant, in der Nähe findet man gröbere Umrisse und weniger Feinheit des Ausdruckes. Mit Hülfe dieser Musik, wobei auch mit drei recht guten Stimmen Alexis gesungen wurde, ging der Abend ganz gut hin. . . . . Bei Frau von Röder, die mir wegen ihrer Einfachheit und Gutmüthigkeit alle Tage besser gefällt, bin ich sehr in Gunst, so daß sie mir, wenn ich einen Tag länger ausbleibe, jedesmal Vorwürfe macht. Der Feldmarschall geht häufig hin und auch unsere übrigen Herrn. Frau von Röder ist nicht so ängstlich wie Elise; sie ist keine Kostverächterin, nimmt Jeden freundlich auf und daher ist ihr Salon denn auch immer gut besetzt. Den Abend bei Major Jenichen hat mir die Generalin Wrangel gesagt, daß die Miezielska, mit der sie etwas verkehrt, weil sie neben einander wohnen, sich über mich dahin geäußert hätte, daß ich allerdings nicht ohne Amabilität wäre, aber ich hätte gegen sie einige so sonderbare Aeußerungen gethan, die gar nicht in der Ansicht des Königs wären, daß sie es nicht begreifen und es sich nur dadurch erklären könnte, daß ich noch so wenig bekannt mit ihr wäre. Diese sonderbaren Aeußerungen waren nichts als eine lebhafte Mißbilligung der Polen, die nach Polen gegangen sind. Du siehst, was sich diese Leute für Illusionen machen und wie sie ein anderes Interesse als das ihrige gar nicht begreifen können. Sie hat hier einen Garten, welchen sie zum Behufe der Festungswerke dem Staate verkauft; der Feldmarschall geht zuweilen hinein und neulich sagte ihm die Gärtnersfrau, die Frau Gräfin wäre ganz in der Nähe, sie wolle sie rufen; da hat der Feldmarschall sehr gebeten, es nicht zu thun, denn er sei im Ueberrock und könne sich so nicht

Digitized by Google

vor der Frau Gräfin zeigen, und ist bald darauf weggegangen. Das wird sie wahrscheinlich übel empfinden.

Unsere Diners beim Feldmarschall sind immer noch recht munter; es wird manches Lustige erzählt und mancher Witz gemacht. Da wir drei Feldjäger und einen anderen Offizier am Tische haben, die fast gar nicht sprechen (außer mit August von der Jagd), so will es etwas sagen, daß wir paar Schwimmer so viel Ballast über dem Wasser erhalten .... Zu den stummsten Menschen, die es gibt, gehört doch unser Wilhelmchen; er ist ein im Röder'schen Hause von Allen verzogenes Kind und doch hört man äußerst selten seine Stimme und nie für ein allgemeines Gespräch. Uebrigens scheint er seine Adjutanten-Stelle wirklich gut auszufüllen und es fehlt ihm dabei nicht an Charakter, wenigstens so viel wie für eine würdige Stellung in den gewöhnlichen Vorfällen des Lebens nöthig ist.

Posen, 23. Mai 1831.

Ich schreibe Dir unter den Tönen einer sehr schönen Morgenmusik, die dem Feldmarschall an jedem Sonn- und Festtage von den hiesigen Truppen gebracht wird, und die mich ganz in Wehmuth und Sehnsucht versetzt über unsere lange Trennung, von der sich das Ende immer noch nicht absehen läßt. Wie viele in mir schlummernde Gefühle werden durch eine solche Musik erweckt! Es ist, als wenn eine neue Welt in uns aufginge! Es durch Worte wiedergeben zu wollen, hieße Luft und Duft mit einem Siebe schöpfen wollen. Ich kann nur den Eindruck des Ganzen in dem Ausdrucke der unaussprechlichen Liebe und Sehnsucht zusammenfassen, mit welcher ich Dich, geliebtes Weib, an mein Herz drücken möchte. Das Pfingstfest, was Du so liebst und was hier und vermuthlich auch bei Euch diesmal von dem schönsten Wetter verherrlicht ist, hätte ich so gern mit Dir gefeiert. Statt dessen sind wir hier ganz einsam; denn auch das Röder'sche Haus ist seit fast vierzehn Tagen verschlossen, da Frau von Röder ernstlich krank ist ...

Ueber das Verhältniß von Vater und Sohn bin ich gar nicht erfreut. Ohne ein unfreundliches zu sein, ist es das kälteste, was man sich auf der Erde denken kann und — leider muß ich es sagen — zum großen Theile durch die Schuld des Vaters. Es ist fast

Digitized by Google

unmöglich, einen Menſchen dédaigneuſer zu behandeln, wie er den Auguſt. Die Briefe von Scharnhorſt*) und Fritz, die er mir in der Regel mittheilt, bekommt Auguſt nie zu ſehen, obgleich es ihn doch ſehr intereſſiren müßte, beſonders die erſteren zu leſen. Woher nun dieſer äußerſt harte und ganz unmotivirte dédain? Ebenſo hat ſich der Feldmarſchall vor einigen Tagen ein neues Reitpferd gekauft, ohne ſeinen Sohn darüber im mindeſten um Rath zu fragen oder ſeinen Beiſtand in Anſpruch zu nehmen, während dieſer als Cavaleriſt ſich doch als der natürlichſte Rathgeber des Vaters in ſolchen Dingen betrachten muß. Auch ſieht man ſie nie irgend etwas gemeinſchaftlich thun. Ich habe mir vorgenommen, dieſen Punkt in dieſen Tagen noch einmal beim Feldmarſchall zur Sprache zu bringen. Wenn Auguſt ein ungerathener Sohn wäre, was er doch ganz und gar nicht iſt, ſo müßte der Vater mehr Liebe zu ihm an den Tag legen. Ich geſtehe, daß mich dieſe Härte in dem Charakter des Feldmarſchalls, dem jede andere ſo fremd iſt, oft empört; ſie iſt mir ein pſychologiſches Räthſel, zu deſſen Löſung mir jeder Schlüſſel fehlt. Auf Auguſt ſelbſt hat dieſes Benehmen des Vaters nur eine verſchlimmernde Wirkung, indem er alle Anlagen und Eigenthümlichkeiten, die dem Vater an ihm unangenehm ſind, nur ſtärker entwickelt.

Es iſt mir lieb, wenn man in Berlin friedlichere Ausſichten hat, als mein letzter Brief enthielt; allein es iſt nur zu ausgemacht, daß der Grund, auf welchen man ſeine Hoffnungen baut, ein wahrer Triebſand iſt, der ſich in jedem Augenblicke anders geſtaltet. Die vielen Reclamationen gegen die Beſchlüſſe der grande chaumière haben auch mich etwas beſſer von der Stimmung der Pariſer denken laſſen; aber die neuen Kammern und die belgiſche Entſcheidung ſind noch zwei gefährliche Kriſen. Unterdeſſen ſteht, wie Du ganz richtig ſagſt, Diebitſch wie der Münchhauſen'ſche Hund. Er ſteht mit 80,000 gegen 30,000 und hat nicht den Muth zuzufahren. Dieſe Schande werden die Ruſſen ſo bald nicht wieder los. Das Schlimmſte bei der Sache iſt, daß die Franzoſen die ganze Schwäche des ruſſiſchen

* Wilhelm von Sch., Sohn des berühmten Sch., hatte damals als Oberſtlieutenant das Commando der 4. Artillerie-Brigade (Münſter) und war mit Gneiſenau's älteſter Tochter Agnes verheirathet geweſen, welche am 24. April 1800 geboren war und am 5. Juli 1822 in Erdmannsdorf ſtarb.

Digitized by Google

Reiches kennen lernen und ſich alſo auch nicht mehr ſo ſehr vor demſelben fürchten werden.

Heute hat hier das bürgerliche Scheibenſchießen begonnen, zu welchem der Feldmarſchall eingeladen worden iſt, um ſeinen Schuß für den König zu thun. Er und ſein ganzes Gefolge haben ſich durch Fehlen hervorgethan; nur der gute Storch hat unſere Ehre gerettet. Dieſer Storch iſt ein etwas pedantiſcher, aber vortrefflicher Menſch. Seine Reiſe über Jonien nach Italien iſt mit einer allerliebſten Laune geſchrieben; wenn ſie gedruckt erſcheint, ſo verſäume nicht, ſie Dir zu verſchaffen. Was ich bei dem Scheibenſchießen von der Poſener Bürgerwelt ſah, war eben nicht anziehend; die Hauptmaſſe war ziemlich aus der geringſten Claſſe; das Ganze hatte wenig Charakter und der Begriff einer ſtattlichen Bürgerſchaft fehlte ganz. Nur eine Maſſe von Bäuerinnen aus den deutſchen Dörfern haben mich durch ihren deutſchen Typus, deutſchen Anzug und echt ſüddeutſchen Dialect ergötzt.

General Gröben iſt nichts weniger als ein dummer Mann, aber er iſt ein Original und hat ſich vielleicht bloß damit amüſirt, den Damen einen Schreck einzujagen. Er iſt im Jahre 1809, wo er in weſtfäliſchem Dienſte war, mit in Dörnberg's Verſchwörung geweſen und in jedem Falle ein ausgezeichneter Menſch.

Poſen, 28. Mai 1831.

Du haſt ein vortreffliches Mittel der Unterhaltung für mich, wenn Du mir erzählſt, was Du alle Tage vornimmſt, und von den vielen Freunden ſprichſt, die wir in Berlin haben. Mein einförmiges Leben hier aber bietet ſehr wenig Stoff zur Unterhaltung dar; von den Menſchen kann ich nicht viel erzählen, ſchon darum, weil Du ſie nicht kennſt, und das Kriegstheater iſt für mich nur ein unerſchöpflicher Quell des Aergers, wobei übrigens dieſelben Vorſtellungen immer wiederkehren.

Heute will ich Dir von der Landpartie erzählen, die am 24. zu Ehren des Geburtstages der Prinzeſſin ſtattgehabt hat. Eine ſtarre Maſſe von Offizieren, um mich des Ziehe'ſchen*) Ausdrucks zu bedienen, eine Anzahl Damen des 6. Regiments, die wir nicht kannten und die mit den unſrigen wenig bekannt waren, von unſeren be-

* Ziehe war damals Garniſonsprediger in Berlin.

kannten Damen nur die Röder'ſche Familie, die Dieſt und Flottwell — das war die Zuſammenſetzung der Geſellſchaft, die natürlich zu keinem lebendigen Verkehr der Heiterkeit und Luſt führen konnte. Doch gelang das Ganze nicht übel; einmal war es himmliſches Wetter, nämlich ein warmer Tag mit bedecktem Himmel, dann iſt der Ort (ein Park, der dem Herrn von Treskow in Owinsk gehört) wirklich ſo friſch grün und angenehm, wie man ſelten einen findet; endlich machte ein Hauptmann Mauſchwitz vom 6. Regiment, ein Protegé von Blanche,*) und ſeine Frau, eine geborne Unruh, den Wirth auf eine ſo freundliche, geſchäftige und gutmüthige Art, daß man ſich ſchon darüber freuen mußte. Dem Feldmarſchall hat das Ganze ſehr gefallen. Bei dem Souper, was in kalter Küche beſtand und ſchon um halb neun ſtehend und gehend genommen wurde, ſollte er die Geſundheit der Prinzeſſin ausbringen. General Röder war ſchon früher weggegangen, weil ſeine Frau noch unwohl iſt; Flottwell und ich regten ihn nun dazu an, aber er hatte eine ſolche Blödigkeit, daß er die laute Geſundheit nicht über ſeine Lippen bringen konnte und ſich begnügen wollte, mit Blanche und einigen Damen in der Stille anzuſtoßen. Da erhob aber Flottwell ſeine Stimme; der Tuſch erfolgte und wurde dann von einem lauten Vivatruf begleitet, obgleich die Schreier von Regimentern waren, welche die Prinzeſſin nicht kannten. Sehr angenehm konnte natürlich dieſer Eindruck nicht ſein, hauptſächlich wenn man an den großen Kummer dachte, welcher der armen Prinzeß bevorſteht oder vielmehr ſie ſchon umlagert hat. Eine komiſche Scene folgte bald darauf, als von uns Herrn (hauptſächlich von Dieſt) unter lautem Tuſch die Geſundheit „des Grafen Gneiſenau“ (Auguſt's) ausgebracht wurde; die meiſten von der „ſtarren Maſſe“ glaubten, es gelte dem Vater und daher wurde dann recht tüchtig geſchrieen, und Auguſt mußte der dreimaligen Fluth in dem Gefühle der Verlegenheit widerſtehen, was natürlich unzertrennlich von ſeiner Situation war. . . .

* Blanche von Wildenbruch war eine Tochter des Prinzen Louis Ferdinand. Die Fürſtin Louiſe von Radziwill, des Prinzen Schweſter, nahm ſie als kleines Kind zu ſich und ließ ſie mit ihrer Tochter, der vortrefflichen Prinzeſſin Eliſe, gemeinſchaftlich erziehen. Sie verheirathete ſich in der Folge mit dem damaligen Premier-Lieutenant und Adjutanten Friedrich von Röder, dem Sohne des Generals v. R. in Poſen.

Digitized by Google

Daß Du noch nicht ganz wieder bei Kräften biſt, und daß Deine Mutter in ihrer Herſtellung noch ſo weit zurück und dabei noch verſtimmt iſt, Alles das verſtimmt mich auch ſehr. Was mußt Du, armes Weſen, für ein trauriges Leben führen! Ach! mit den fröhlichen Tagen iſt es auf immer vorüber! Das höchſte Glück, was ich mir noch vorſtellen kann, wäre, ganz in Ruhe und Abgeſchiedenheit von der Welt mit Dir zu leben. Wie wenig befriedigen mich alle meine Verhältniſſe und Pflichten! Ich zwinge mich oft, luſtig zu ſein und mich kleiner Annehmlichkeiten zu erfreuen, damit es nicht ganz unausſtehlich werde; aber im Inneren des Herzens iſt eine große Verſtimmung in mir, die ſich nicht anders heben oder lindern wird, als durch Deine milde beruhigende Nähe, Du theurer Engel! Könnte ich mich nur in völliger Abgezogenheit daran erfreuen! . . . Blanche hat mir etwas zur Lectüre geborgt, die Memoiren der Mlle. Du Barry. Welche Verderbtheit ſtellt ſich in dieſem Buche dar! Ich leſe übrigens nur beim Schlafengehen darin.

Diebitſch läßt ſich von ſeinem Gegner bei der Naſe aus Polen hinausführen. Nachdem er ewig darüber geklagt hat, daß die Polen aus ihrer ſtarken Stellung bei Grochow nicht herauswollten, läßt er ſie jetzt dreißig Meilen vorrücken und hat nicht den Muth, ſie anzugreifen. Er hat 80,000 Mann, ſein Gegner gewiß nicht 40,000. Uebrigens ſcheint dieſer auch ſchon wieder auf dem Sprunge zu ſtehen, um eiligſt nach Warſchau zurückzukehren, wenn Diebitſch das eingeroſtete Schwert wirklich aus der Scheide ziehen ſollte; dieſer aber wird ſo lange wirkungslos hin und herziehen, bis er nirgends mehr zu leben findet. Schon hat er bei dieſem Rückzug Siedlec, eines ſeiner Hauptmagazine, räumen müſſen; er dürfte alſo vielleicht nicht im Stande ſein, an die Weichſel zu folgen. Ich begreife nicht, daß des Kaiſers Geduld nicht längſt erſchöpft iſt.

Poſen, 1. Juni 1831.

Daß der Feldmarſchall mit ſeiner hieſigen Lebensweiſe ſo zufrieden iſt, freut mich ſehr; denn ich habe doch oft gefürchtet, daß ſeine vielen einſamen Abende ihm drückend ſein möchten, ſehe aber wohl, daß man Recht hat, ihn nicht darin zu ſtören. General Dieſt, bei dem er vorgeſtern Abend geweſen war (Beide waren gerade den

Digitized by Google

Abend ganz allein geblieben) hat die Idee gefaßt, von Zeit zu Zeit uneingeladene freiwillige Vereinigungen von einigen Personen bei sich und Anderen zu veranlassen, in die ich ihn dann führen soll; ich glaube nicht, daß dies Project viel Aushülfe herbeiführen wird, habe indessen der Freundlichkeit keinen Widerspruch entgegensetzen wollen. Daß der Feldmarschall hier allgemein verehrt wird, wird Dir Blanche sagen; selbst von den Polen und Polinnen, was viel sagen will, und die ihn gar nicht kennen, die aber hier, wie gewöhnlich, die falsche Voraussetzung machen, daß er ein heimlicher Pole wäre. Die alte Miezielska kann sich noch nicht beruhigen; sie regt alle Frauen unseres Cirkels an, um auf mich zu wirken, daß ich ihr einen Besuch vom Feldmarschall verschaffen soll; ich werde es dem Feldmarschall sagen, zweifle aber, daß er sich darauf einlassen wird.

Am liebsten hätte ich Dich zu Deinem Geburtstage mit den Trophäen des Generals Diebitsch als Angebinde überrascht; aber leider ist seit der ersten Nachricht, die Du durch mein gestriges Billet erhalten haben wirst, hier nicht eine Silbe eingegangen; erst heute Abend werden wir durch die Warschauer Post Einiges erfahren. Ich gestehe, daß mich sehr nach bestätigenden näheren Umständen verlangt; denn es ist in der Sache selbst einiges schwer Erklärliche; an dem Factum einer großen Schlacht ist nicht zu zweifeln und eben so wenig daran, daß sie zu Gunsten der Russen ausgefallen ist; aber die Russen und wir Alle brauchen einen Sieg der entscheidendsten Art mit vielen Trophäen, und nach dieser Gewißheit verlangt mich. In Podolien scheint wirklich nach dem Abmarsche des Generals Rüdiger eine Insurrection ausgebrochen zu sein; alles das kann nur gegen Skrzynecki gut gemacht werden, und darum werden hier die entscheidenden Erfolge immer dringender.

Ich weiß nicht, ob ich Dir in Berlin einmal ein Gespräch erzählt habe, was ich mit dem General Krauseneck über sein Verhältniß zum Feldmarschall gehabt habe. Es ist mir in der That gelungen, Beide auf einen recht guten Fuß mit einander zu setzen, was Krauseneck so viel Vergnügen zu machen scheint, daß er seitdem gegen mich einen sehr freundschaftlichen Ton annimmt. Mir macht so etwas so viel Vergnügen, daß ich nicht begreife, wie es so viele Menschen geben kann, die beständig das umgekehrte Bestreben haben.

Digitized by Google

Posen, 4. Juni 1831.

Der Feldmarschall scheint mit seiner hiesigen Existenz ganz zufrieden. Als ich gestern mit ihm spazieren ritt, gestand er unverhohlen, daß er sich dieses Leben noch ganz gern den Sommer hindurch gefallen lassen würde; die Zeit ginge ihm angenehm und schnell vorüber und dabei gewönnen seine Finanzen, da er nur ungefähr die Hälfte von dem brauchte, was er einnähme, also monatlich 1000 Thlr. ersparte. Du kannst denken, daß mir dies wenigstens ein großer Trost ist für die Entbehrungen, welche mir diese Zeit auferlegt.

Der Sieg, welchen ich Dir am 30. angekündigt habe, hat sich leider nicht so bestätigt; es war ein bloßes Arrieregarde-Gefecht, in welchem die Russen zwei Geschütze genommen haben. Indessen hat doch der Rückzug der polnischen Hauptarmee bis in die Gegend von Warschau und der große Verlust, den sie an Todten und Verwundeten gehabt haben, Mißhelligkeit, Unzufriedenheit und Muthlosigkeit bei ihnen verbreitet — was würde erst ein eigentlicher Sieg der Russen in diesem Stücke bewirken! Aber auf einen solchen ist gar nicht zu rechnen. Ist es dem russischen Feldherrn nicht gelungen, sich ihn zu verschaffen, nachdem sein Gegner den kühnen Marsch zwischen der russischen Hauptarmee und den Garden hindurch gethan und sich dreißig Meilen von Warschau entfernt hatte, so weiß ich nicht, unter welchen Umständen man ihn erwarten sollte. Auch macht Diebitsch dazu, wie es scheint, gar keine weiteren Anstalten. Zehn Tage sind seit dem Gefechte bei Ostrolenka verflossen und noch immer hören wir nicht, daß sich die Russen der Weichsel nähern. Nach gestrigen unverbürgten Nachrichten sollte ein heftiges Gefecht bei Sierock am Narew, drei Meilen von Warschau, zum Nachtheil der Polen stattgefunden haben. In Warschau soll große Zwietracht sein. Der abgesetzte Gouverneur Krukowiecki (einer der exaltirtesten und schlimmsten Gegner der Russen), der bekannte Demagoge Lelewel und einige Andere sollen eine Revolution gegen die jetzigen Machthaber im Sinne gehabt, und General Uminski soll sich erschossen haben. Alles dies sind aber unverbürgte Nachrichten. Ich glaube zwar, daß Diebitsch jetzt die Absicht hat, unterhalb Warschau über die

Digitized by Google

Weichſel zu gehen, allein ich ſtehe nicht für den glücklichen Erfolg; denn der Uebergang über einen großen Strom iſt ein ſehr mißliches Ding, wozu in jedem Falle mehr ſtrategiſche Gewandtheit gehört, als Diebitſch ſie bis jetzt gezeigt hat. Und iſt er wirklich glücklich über den Fluß, ſo kommt es immer noch darauf an, eine Schlacht zu gewinnen und auf das moraliſche Element zu wirken. Ziehen ſich die Polen unter die Mauern von Warſchau zurück und begnügt Diebitſch ſich damit, ſie dort einſchließen zu wollen, ſo werden ſie bei ihrer Gewandtheit und ihrem Unternehmungsgeiſte im Detachementskriege Mittel finden, Herren des Landes zu bleiben und dadurch die Entſcheidung noch lange hinzuhalten.

Für die Mittheilung von Eliſens Brief danke ich Dir herzlich; er hat mir doch viel Vergnügen gemacht. Wie ſie ſich bei Salvandy's Geſchichte Sobiesky's ſo für die Polen habe enthuſiasmiren können, iſt nicht begreiflich. Gerade in dieſem Buche lernt man ſie von ihrer ſchlimmſten Seite kennen. Wenn Eliſe zurück iſt, ſo bitte ich, grüße ſie herzlich von mir und ſage ihr, ich ſei dankbar, daß ſie meiner in ihrem Schreiben doch auch einmal mit einigen Worten gedacht habe. Die Beruhigung über die Angelegenheiten im Weſten welche ſie äußert, theile ich in dem Maße immer noch nicht. Im Journal des Débats vom 23. iſt ein Artikel, welcher die drei Hauptfragen, die belgiſche, polniſche und italieniſche gar nicht als abgemacht, ſondern als der endlichen Entſcheidung Frankreichs angehörend darſtellte. Das kann nun freilich eine bloße captatio für die Wähler ſein, allein immer bleibt es wahr, daß der Zuſtand aller europäiſchen Reiche durch den unruhigen, gährenden Liberalismus getrübt iſt und daß es für Frankreich eine gute Gelegenheit iſt, im Trüben zu fiſchen. So war die Lage der Dinge am 1. Auguſt 1830 und ſo iſt ſie eigentlich noch. Es iſt freilich ſeitdem manches Palliativ mit Erfolg angewandt worden, aber das Hauptverhältniß greift zu tief durch, um nicht wieder zum Vorſchein zu kommen. Ich geſtehe, daß ich eigentlich keine andere radicale Heilung kenne, als wenn der Jakobinismus in Frankreich noch einmal ſo die Oberhand bekommt, daß die anderen Völker daran abermals einen Ekel finden.

So eben geht hier aus Breslau die Nachricht ein, daß die Generale Kreutz und Rüdiger bei Pulawy über die Weichſel gegangen

Digitized by Google

wären und Radom beſetzt hätten. Da nun nach den polniſchen Zeitungsnachrichten Diebitſch über den Bug nach Podolien zurückgegangen ſein ſoll, ſo könnte man faſt auf den Gedanken kommen, er wolle jenen Generalen folgen. An ſich aber iſt dies freilich ziemlich unwahrſcheinlich, weil er einen Weg von 24 Meilen durch ein ganz erſchöpftes Land zu machen hätte und ſich dann von den Verpflegungsanſtalten bei Thorn ganz entfernen würde.

Poſen, 9. Juni 1831.

Du forderſt mein Urtheil über die Luxemburger Angelegenheit. Ich weiß ſelbſt noch nicht, wie es gemeint iſt, und bitte Dich, Graf B. (Bernſtorff) deshalb zu fragen: ob das Herzogthum aufhören ſoll, deutſches Bundesland zu ſein (die letzte Staatszeitung löſt dieſen Zweifel), was doch nicht abſolut nothwendig wäre, aber höchſt wahrſcheinlich iſt, und hauptſächlich, ob die Feſtung in dieſem Falle mit abgetreten werden ſoll. Iſt das Letztere der Fall, ſo geht das Hauptbollwerk Deutſchlands verloren. Bleibt die Feſtung in deutſchen Händen, was ich doch für wahrſcheinlich halte, ſo finde ich, im Vergleich mit der Gefahr, die uns noch vor einem halben Jahre in Bezug auf Belgien bevorſtand, den Ausgang des ganzen Handels noch erträglich, inſofern der Herzog von Coburg und ſeine Dynaſtie, immer in der Gefahr ſchwebend, von Frankreich verſchlungen zu werden, ſich doch an England und die deutſchen Mächte halten werden. Freilich iſt das eine äußerſt ſchwache Garantie, aber doch etwas Beſſeres, als wenn das Land eine franzöſiſche Provinz oder eine Republik geworden oder dem Herzog von Nemours zugefallen wäre. Die Note des Herrn Ponſonby (das iſt ja der Freund der N. Wilſon) finde ich allerdings nichts weniger als würdig, ſondern in den Geſinnungen, ich weiß nicht des Herrn Ponſonby oder der Conferenz oder der fünf Mächte, von einer Deferenz gegen dieſen Rebellenſtaat, daß ſich dabei mein ganzer Magen umkehrt. Darin kann ich Deiner Freundin Julie nur vollkommen Recht geben. Mir ſcheint dieſe Note gerade in dem Tone ſehr abzuſtechen gegen die Conferenzprotokolle und es iſt faſt, als wäre ſie mehr im Geiſte der engliſchen Regierung als der Conferenz abgefaßt. Ich möchte faſt ſagen, es weht der Geiſt der engliſchen Times darin. Dies iſt

Digitized by Google

die erste europäische Folge der Julirevolution und es wird wohl nicht dabei bleiben. Ich habe vor einiger Zeit einen Brief von Krauseneck gehabt, worin er viel von dem Bestreben der süddeutschen Fürsten spricht, sich eng an uns anzuschließen, von dem Mißtrauen gegen Oesterreich und der Eifersucht Oesterreichs auf uns. Du wirst Dich erinnern, daß ich diese ersten Spuren einer künftigen Spaltung vorhergesehen und sehr gefürchtet, deshalb sehr lebhaft gewünscht habe, man möchte von unserer Seite alles Mögliche thun, um ihnen vorzubeugen; aber das war in den Wind gesprochen. Wie eine Coquette haben wir an dieser Liebelei wider besseres Wissen und Gewissen doch Vergnügen. Wenn ein Krieg ausbricht, so kann in dem Verfolge seiner Ereignisse der unbedeutendste Riß in einem Bündnisse schnell größer werden und zuletzt so weit auseinanderklaffen, daß nichts übrig bleibt als die Trennung. Alle diese Dinge machen mich, wenn ich daran denke, unaussprechlich traurig und lassen mir nichts übrig als den Trost, daß wir beide nur noch einen kleinen Theil unseres Lebens vor uns und keine Kinder hinter uns haben.

Die Sachen in Polen gehen, wie Du siehst, herzlich schlecht. Mit jedem Tage ein neuer Aufruhr bei den Litthauern und Kleinrussen und ein neues Detachement, ihn zu bändigen, und alle diese Detachements siegend und besiegt verfehlen ihr Ziel. In der polnischen Hauptarmee mußte der litthauische Aufstand besiegt werden, nicht durch Entsendungen und Versplitterung der Kräfte; das hat ja der Feldmarschall anfangs April dem Könige geschrieben und das wird man im russischen Hauptquartiere und in Petersburg erst hinterher begreifen. Die polnische Hauptarmee scheint wirklich nach dem Stoße von Ostrolenka eine solche Erschütterung empfunden zu haben, daß, wenn Diebitsch schnell gefolgt oder an die Weichsel vorgedrungen wäre, große Erfolge eingetreten sein würden. Sie hat nur die Hälfte ihrer Pferde zurückgebracht und diese in einem Zustande, daß sie einer vierzehntägigen Ruhe bedurften, um wieder brauchbar zu werden. Diebitsch aber scheint sich zu schwach für ein weiteres Unternehmen zu glauben, oder weiß auch vielleicht schon, daß er abgelöst werden soll, was sich wohl mit ziemlicher Gewißheit aus der Ankunft des Grafen Paskewitsch in Petersburg schließen läßt. Die Persönlichkeit des Letzteren kenne ich sehr wenig; General Diest sagt, er sei weniger

Digitized by Google

als Diebitsch, und das würde ich früher auch geglaubt haben, allein sein Feldzug in Asien hat mir immer mehr Respect eingeflößt als der von Diebitsch an der Donau, und die Leistungen des Letzteren in dem polnischen Feldzuge sind unter dem Mittelmäßigen, so daß ich nicht ohne die Hoffnung bin, die Sache durch den neuen Feldherrn in einen besseren Zug kommen zu sehen. Schon das neue Vertrauen, welches durch einen solchen Wechsel geweckt wird, ist viel werth, besonders in einem Falle, wo man eben nicht einen Napoleon mit seiner pyramidalischen Macht gegen sich hat, sondern einen Gegner, der auf sehr schwachen Füßen steht und den jeder derbe Stoß über den Haufen wirft. Wenn Paskewitsch wirklich das Commando bekommt, so kann in einigen Wochen eine lebhafte Führung des Krieges beginnen und dabei vielleicht auch unsere Thätigkeit, die mir aber mit jedem Tage weniger angenehm erscheint, nachdem der Pestcordon uns einen ansehnlichen Theil unserer Truppen geraubt hat. Ich rechne, wenn eine kräftige Hand das russische Schwert ergreift, jetzt ziemlich auf die freiwillige Unterwerfung der Polen. Sie sind in ihren Kräften sehr erschöpft, der Schuh fängt an überall zu drücken, und der Kampf der aristokratischen und demokratischen Partei, der sich in diesem Augenblicke stärker entwickelt, könnte die Veranlassung werden, daß der Adel das Panier früher senkte. Auch hat Athanasius Radzynski, der hier war, gegen den Feldmarschall in diesem Sinne gesprochen. Von der Spannung der Parteien haben wir einen augenscheinlichen Beweis gehabt. Der Kaiser Nikolaus hatte durch den Kriegsminister Czernitscheff einen moskauischen Arzt an den Feldmarschall adressiren lassen, damit er seine Reise nach Warschau vermittle, in der Absicht, dort bei der Behandlung der Cholera nützlich zu sein, in welcher er ein großer Meister sein sollte. Der Auftrag war für den Feldmarschall nicht angenehm, denn er hatte bei der Art, wie wir mit den Polen stehen, auch keine rechten Mittel, die Absicht des Kaisers mit Sicherheit durchzuführen. Es blieb ihm nichts übrig, als dem Doctor einen Brief an den Fürsten Czartoryiski mitzugeben, in welchem die Absicht des Kaisers angegeben war, ihn außerdem mit dem Schreiben des Grafen Czernitscheff an den Feldmarschall originaliter zu versehen und ihn nun durch den Major Brandt an die Gränze Kalisch gegenüber

Digitized by Google

zu ſenden, um durch mündliche Vermittelung mit dem Commandanten von Kaliſch den Eintritt in das Königreich Polen und die Reiſe nach Warſchau zu erhalten. Alles dieſes geſchah. Brandt ſchrieb an den Commandanten von Kaliſch, den General Bernacki, der eben abweſend war. Es erſchien daher ſein chef d'état-major, der ſehr artig und freundlich gegen Brandt war und die Sache für ganz unbedenklich hielt. Da es indeſſen ſchon gegen Abend wäre, meinte jener Offizier, würde es doch gerathen ſein, daß Major Brandt den Doctor wieder mit nach Oſtrowo nähme, weil man der populace von Kaliſch nicht trauen dürfe. Anderen Tages kam dieſer polniſche Offizier an der Gränze wieder mit Brandt zuſammen und erklärte mit großem Bedauern, daß er ſein Wort zurücknehmen müſſe; die civile Obrigkeit habe ſich in die Sache gemiſcht und dieſe Demokraten ſpielten jetzt ſo die Herrn, daß der Adel und die Militär-Befehlshaber ganz von ihnen beherrſcht würden. Sie ſtießen ſich ganz beſonders an das Schreiben des Feldmarſchalls an den Fürſten Czartoryiski und glaubten, in demſelben könnten verfängliche Sachen enthalten ſein, ein Beweis, welches Mißtrauen dieſe Partei gegen den Fürſten ſchon hat. Sie haben alſo erſt nach Warſchau berichtet; unſer Doctor iſt in Oſtrowo geblieben, und ich fürchte faſt, wir bringen ihn nicht hin, was mir deßwegen unangenehm wäre, weil der Kaiſer an dem Erfolge gar nicht zu zweifeln ſcheint.

Nun genug von politiſchen Dingen; ſie ſind ſo unerfreulich, daß ich mir den beſten Genuß verderbe, den ich hier habe, mit Dir mich zu unterhalten, theure Freundin, wenn ich viel Politik hineinmiſche.

Poſen, 14. Juni 1831.

Die traurige Nachricht von dem Tode des Feldmarſchalls Diebitſch*) wird Dich ſehr erſchüttert haben. Welche Fügung des Himmels, daß der erſte Mann, welcher aus den höheren Ständen dieſer Krankheit erliegt, gerade er ſein muß! Wie wird der König davon betroffen ſein! Da die Krankheit ſich im ruſſiſchen Hauptquartiere eingefunden hat, ſo iſt allerdings die größte Beſorgniß vorhanden, daß ſie dort noch neue Opfer fordern werde, und es iſt nicht zu überſehen, was daraus für Unglück entſtehen kann. General Toll iſt der einzige zum

* Er ſtarb am 10. Juni 1831 in Pultusk.

Digitized by Google

Commando geeignete Mann — wie wenn auch er in wenigen Stunden fortgerafft würde! Für Diebitsch selbst finde ich seinen schnellen Tod kaum zu bedauern; sein Ruhm war dahin und er ging vielleicht einer Periode eigentlicher Schmach entgegen. Die Noth wegen dieser polnischen Sache ist noch immer im Steigen und es ist ihr jetzt kein Ende abzusehen.

Blanche ist eine große Verehrerin Deiner Mutter, was sie oft gegen mich ausspricht; gegen Dich scheint sie einiges Mißtrauen zu haben. Dein Brief an den Feldmarschall hat ihm sehr viel Vergnügen gemacht, und er hat die Geschichte von Rolandseck sehr belustigend gefunden und sie mir sowie einige andere Stellen vorgelesen, aber Alles überschlagen, was ihn selbst betraf. Daher habe ich auch nichts von den Versen und nichts von dem Eindrucke erfahren, den Blanche gemacht hat; ich kann ihn mir aber sehr gut denken.

Posen, 16. Juni 1831.

Gestern erhielt ich Deinen Brief vom 14., theure Marie, der so traurig und verstimmt ist, daß er mich ganz unglücklich gemacht hat. Ich bitte, theures Weib, laß dich nicht von den Begebenheiten so überwältigen und verliere die schöne Fassung nicht, die Dich so sehr auszeichnet und so ganz zu Deinem Wesen gehört, daß ich sie mir gar nicht getrennt davon denken kann. Seitdem wird nun der Tod von Diebitsch ein neuer heftiger Schlag für Dich gewesen sein und ich sehe Deinem nächsten Briefe mit wahrer Besorgniß entgegen. Für die allgemeinen Angelegenheiten, gestehe ich, kann ich den Tod des Generals Diebitsch nicht für ein großes Unglück ansehen. Zwar ist er in meinen Augen immer ein tüchtiger Mann und ein solcher weniger auf unserer Seite ist ein fühlbarer Verlust, allein dies wird einigermaßen dadurch ausgeglichen, daß er die Stelle, welche er jetzt inne hatte, offenbar schlecht ausfüllte, und daß der Kaiser doch nicht entschlossen schien, sie ihm zu nehmen. Leute, die Paskewitsch kennen, behaupten leider, auch er sei kein großes Licht, und trauen ihm wenige gute Conception zu; ich gestehe aber, daß mir sein Feldzug in Armenien immer mehr imponirt hat, wie der von Diebitsch in Bulgarien, und schon der Wechsel wird gut thun; Diebitsch hat unmöglich noch das Vertrauen der Armee besitzen können.

Digitized by Google

Jetzt sind die Polen wieder auf neue Unternehmungen aus; sie haben sich den 14. in Bewegung gesetzt und wir können täglich wieder blutige Neuigkeiten erwarten. Gebe der Himmel, daß sie wenigstens nicht ganz schlecht für die Russen ausfallen mögen! Uebrigens sind die Russen bei ihrer durch den Bug und Narew getrennten Stellung immer in einem strategischen Nachtheile, der um so größer ist, als die Polen sich so wenig vor ihnen fürchten, daß sie im Stande sind, gegen den Einen nichts stehen zu lassen und sich mit der ganzen Kraft auf den Andern zu werfen.

Daß Graf B. (Bernstorff) ein so besorgliches Gesicht zu der Wahl des Herzogs von Coburg macht, begreife ich sehr gut. Du weißt, daß ich diese Sache, wie überhaupt die westliche, noch nicht für abgemacht halte, vielmehr an den Krieg immer geglaubt habe; indessen muß ich dennoch sagen, daß ich Graf B.'s Besorgniß diesmal nicht begründeter finde, als bei vielen anderen Gelegenheiten, wo es denn doch anders und besser gekommen ist. So will ich denn hier auch die Hoffnung dazu nicht aufgeben. In Frankreich regt sich das demokratische Element immer mehr, und vielleicht deswegen wird der König und sein Ministerium das Möglichste thun, um mit den anderen Cabinetten auch in der belgischen Sache im Einklang zu bleiben. Mich dünkt, beide haben sich schon zu sehr von jener Partei getrennt, um ihr ferner in irgend einer Sache nachzugeben.

Deine Herreise, theure, liebe Marie, nicht wünschenswerth zu finden, ist mir im höchsten Grade schmerzlich, aber ich gestehe, daß ich jetzt dies noch weniger kann als früher. Die Gründe, welche ich Dir früher schrieb, bestehen noch. Schon der einzige Umstand, daß wir beide doch nicht schicklicher Weise an des Feldmarschalls Tische essen könnten und daß, wenn ich mich von seinem Tische entferne (ohne auf meine Liebenswürdigkeit viel geben zu wollen) ich doch überzeugt bin, daß eine Art von Ertödtung der Fröhlichkeit eintreten würde, die ihm jetzt so viel Freude macht und die seine einzige gesellige ist, schon das macht mich bedenklich; ich habe Angst, ihn aus der Behaglichkeit zu stören, in der er sich jetzt fühlt und wovon er noch gestern sprach; Du weißt, wie leicht er umschlägt, und ich stehe nicht für die Laune, die wir dann zu tragen hätten. Daß er Deine Gesellschaft an sich sehr liebt, das kann ja keinem Zweifel unter-

Digitized by Google

worfen ſein; aber es iſt die ganz veränderte Lebensweiſe, die wir ſchwerlich gutmachen könnten. Allein das Alles iſt jetzt nicht die Hauptſache. Die Annäherung der Cholera, die Du für einen Grund der Vereinigung anführſt, iſt in meinen Augen gerade das Gegentheil. Glaubſt Du denn, daß ich Dich gern mit auf ein Schlachtfeld nehme? Und doch wäre das nichts als eine Steigerung dieſer ſo plötzlichen Gefahr. Hier denken die Leute daran, ihre Frauen und Kinder wegzuſchicken — und ich ſollte Dich in eben dem Augenblicke herkommen laſſen? Weibliche Pflege iſt in dieſer ſo kurzen Krankheit, wo man aus den Händen der Aerzte und Chirurgen gar nicht loskommt, ohnehin ſo gut wie gar nicht möglich — und glaubſt Du denn nicht, daß ich zehnmal eher ein Opfer der Krankheit werden würde in der Angſt, ſie Dir mitzutheilen, als wenn ich wegen Deiner ruhig ſein kann? Nein, wenn mich etwas dagegen ſchützt, ſo iſt es meine völlige Gemüthsruhe. Neben mir an iſt eine Fremdenſtube; geſtern Abend, als ich ſchon im Bette lag, hörte ich Jemand ſich ſehr heftig übergeben; was war natürlicher, als dabei an die Cholera zu denken und doch bin ich gleich darüber eingeſchlafen. Und wenn Du, geliebtes Weib, nun hier von der Krankheit befallen und ein Opfer derſelben würdeſt, welche elenden Sophismen ſollten mich dann in dem lebenswierigen Schmerze über meinen Leichtſinn beſchwichtigen? Nein, theure Freundin, für eine ſolche Inconſequenz habe ich doch ein zu klares Vorſtellungsvermögen.

Uebrigens können doch die Dinge in Polen nicht immer auf demſelben Punkte bleiben, und wie ſtagnant auch das Ganze ausſieht, ſo ſind wir doch immer von einem Tage zum andern sur le qui vive. Jetzt wo die ruſſiſchen Reſerven heran ſein müſſen und ein neuer Feldherr die Befehle übernehmen wird, iſt ohnehin auf einen neuen Anſtoß zu rechnen. Alſo, liebes Weſen, laß uns jetzt noch eine Weile ausharren, und werde nicht ungeduldig. Mir iſt es unbeſchreiblich ſchmerzlich, dieſe Anſicht gegen Dich aufſtellen zu müſſen; erleichtere es mir wenigſtens dadurch, daß Du Dich von keiner Verſtimmung überwältigen läſſeſt. Uebrigens muß ich noch hinzufügen, daß die Cholera bisher noch nicht in Kaliſch war; der dort vorgekommene Todesfall bedenklicher Art iſt der einzige geblieben und ſcheint gar kein Cholera-Fall geweſen zu ſein.

Digitized by Google

Jetzt muß ich schließen; ich bin etwas müde, denn ich habe sehr eifrig an meinem Berichte an den König geschrieben. Halte mir den Daumen etwas bis zu den nächsten acht Tagen. Die Anordnung des Danziger Cordons wird gewiß in Berlin in diesem oder jenem Stücke nicht recht sein, ob es gleich ganz von ihnen abgehangen hätte, die Sache in Berlin zu bestimmen; aber dort schiebt man gar zu gern eine andere Autorität dazwischen, um sich die Freiheit der Kritik vorzubehalten. Das wird viel Aerger geben, darauf mache Dich nur in meinem nächsten Briefe gefaßt. Ich würde es weniger besorgen, wenn sie in Berlin nicht wüßten, daß die Dinge von mir ausgehen, und Du kannst glauben: man ist mir dort nicht grün.

Posen, 23. Juni 1831.

Seitdem ist Graf Orlow gekommen; was bringt, was will der? Diese Reise mißfällt mir sehr. Da er von der polnischen Armee kommt, so hat seine Reise offenbar eine Beziehung auf die östlichen Dinge und nicht auf westliche Angelegenheiten. Was kann aber der Kaiser in Beziehung auf die polnischen Sachen unserem Hofe mitzutheilen haben? Daß er anfängt, einzusehen, er wird ihrer nicht Herr werden, daß die Dinge im Inneren Rußlands vielleicht sich schlimmer gestalten? Alle diese Voraussetzungen wären unaussprechlich betrübend. Nach den neuesten Nachrichten haben die Insurgenten in Litthauen die Festung Botonisk an der Berezina überrumpelt und dort sehr große Waffen- und Munitionsvorräthe gefunden. Ich hoffe, daß diese Nachricht sich nicht bestätigt, denn das wäre für sie von ungeheurer Wichtigkeit, weil sie dadurch einen Centralpunkt gewönnen. Von der anderen Seite bin ich noch geneigt, jetzt das Vortheilhafteste bei der Hauptarmee zu erwarten. Skrzynecki ist von seiner gegen Kreutz gerichteten Expedition, die erfolglos geblieben ist, in Eilmärschen nach Praga zurückgekehrt, und die Russen schlagen Brücken über die Narew. Dies halten wir für eine Demonstration, die aber auf einen beabsichtigten Weichsel-Uebergang deutet. Ich erwarte von einem solchen, wenn er glücklich (also geschickt) ausgeführt wird, sehr viel, denn die Polen fangen an, auf schwachen Füßen zu stehen. Das Vertrauen zu Skrzynecki ist so geschwächt, daß man seinen Fall

Digitized by Google

täglich erwartet. Die Landleute, selbst den Edelmann nicht ausgenommen, sind über die neuesten Leistungen und Lieferungen außer sich und es haben schon gewaltsame Widerstandsscenen stattgefunden. Sehr viele Einwohner fangen an, die Ankunft der Russen lebhaft zu wünschen. Mit dem Falle von Warschau, wenn er nach dem Uebergange der Russen erfolgen sollte, ist über die hinteren Aufstände mit entschieden, wenn sie sich auch nicht auf der Stelle beruhigen sollten.

Wie die belgische Sache sich jetzt drehen wird, bin ich höchst neugierig zu sehen. Ich sehe nicht, daß Anstalten gemacht werden, diese tabageurs zu bezwingen, und fürchte, daß der deutsche Bund sich und uns allein einen Scandal zuziehen wird, wenn er mit zu wenigen Kräften nach Luxemburg marschirt. In Betreff dieses Landes hätte ich eine sehr große Bitte an Dich, mir nämlich einen Aufsatz zu machen (bloß für meinen eigenen Gebrauch), aus welchem die Schicksale dieses Landes, seit den Kaisern aus seinem Hause, in Betreff des Hoheitswechsels ununterbrochen hervorgehen. Das Kürzeste würde sein, wenn Du Dir den Band des Conversations-Lexicon's verschaffest, in welchem der Artikel Luxemburg enthalten ist; vielleicht ist auch der Dictionnaire historique Deiner Mutter zu gebrauchen. Ich wundere mich, daß die Staatszeitung noch keinen solchen Artikel gehabt hat, da die Sache, so viel ich mich erinnere, ziemlich verwickelt ist, und natürlich bei der jetzigen Frage, ob und in wie weit Luxemburg zu Belgien gehört, die historische Ableitung seiner jetzigen Stellung allein entscheiden kann. Ich frage: wie viele Männer könnten ihren Frauen einen solchen Auftrag geben? Durch eine natürliche Ideenverbindung fällt mir der Unwille ein, den wir beide oft durch unsere Ungläubigkeit in dem Feldmarschall hervorgerufen haben. In meinem jetzigen Verhältnisse hat sich dieser Unwille oft erneuert; er kann sich schlechterdings nicht angewöhnen, die Dinge mit Kritik aufzufassen, wenigstens nicht im ersten Augenblicke, und nicht, wenn sie pikant sind. Gestern fand ich im Journal des Débats bei folgender Stelle meinen Namen mit Rothstift geschrieben, den ich natürlich ausgewischt habe: Il est de fait, que les esprits les plus sérieux et les plus éclairés sont ceux qui doutent le plus et que ceux qui doutent le plus sont ceux qui ont les

Digitized by Google

convictions les plus solides. Das iſt natürlich ſehr ſchmeichelhaft, mir aber nicht ſowohl deswegen angenehm, als weil es mich darüber beruhigt, wenn ich den Feldmarſchall durch meinen (in dieſem Falle meiſtens pflichtmäßigen) Unglauben zuweilen verletze. Von Krauſeneck habe ich kürzlich einen Brief gehabt. Ich hatte ihm als Antwort auf einen früheren geſagt, daß mir das Mißtrauen der ſüddeutſchen Fürſten gegen Oeſterreich und das Herandrängen an uns nicht gefiele, weil ich darin den erſten Riß erkennte, der ſich in dem Bündniſſe gegen Frankreich zu einer weitklaffenden Spalte öffnen könnte, und daß in dem Kriege gegen Frankreich die Einigkeit das Erſte und Höchſte ſei. Nun antwortet er mir auf eine Art, woraus ich deutlich ſehe, daß eben die Ideen, welche nach meiner Meinung den Zwieſpalt gebären, tief in ihm ſitzen. Furcht vor öſterreichiſcher Herrſchſucht über die deutſchen Staaten, Furcht vor ſeinem Verfinſterungsſyſteme, Vertreten der conſtitutionellen Ideen durch Preußen „ein großes Wort muß Preußen ſprechen, es mag den Frieden erhalten oder Krieg führen wollen; eine coloſſale Popularität kann es ſich erwerben", das ſind dieſe vagen Ideen, durch die man ſich cajolirt fühlt und für die man ein ſehr reelles, höchſt nothwendiges Gut hingibt. Anſtatt uns wie den natürlichen Anführer der conſtitutionellen Staaten zu betrachten, ſollten wir nur dahin arbeiten, alle Gegenſätze der Art aus dem Spiele zu laſſen oder zu bringen, um die Frage rein auf die ehrgeizigen Abſichten Frankreichs und die für Deutſchland daraus entſpringende Gefahr zurückzuführen. Wir ſind übrigens gar nicht die Leute, um eine erſte Stelle zu übernehmen; es fehlt uns eben ſo ſehr an Entſchloſſenheit, unſere ungeheure Maſſe der erſten Ausrüſtung auf eine entſcheidende Art zu gebrauchen, als an materiellem Nachhalte, um ſie dauernd in die Wagſchale zu legen. Uns fehlt ein klarer Kopf an der Spitze des Ganzen. W. (Witzleben) iſt keiner. Wenn ich an alles das denke, ſo ſage ich wie der ſehr edle Thomas Lubienſky in jedem ſeiner Briefe ſagt: pour moi je me restreins absolument sur moi-même, et je ne pense qu'à faire mon devoir. Das Gefühl, dies zu können, iſt mein Troſt und ein ehrenvoller Tod meine Hoffnung. Sprich mir jetzt von etwas Anderem, denn viel an ſolche Dinge denken iſt nicht gemacht, den inneren Menſchen zu kräftigen.

Digitized by Google

Posen, 27. Juni 1831.

Die Nachrichten über die Angelegenheit des auswärtigen Ministeriums sind sehr unangenehmer Natur. Die Ernennung Nagler's wäre, auch abgesehen von der Entfernung des Grafen B. (Bernstorff), eine wahre Calamität, und ich fürchte nur zu sehr, daß es dahin kommt, denn ich bin zu sehr gewohnt, bei uns schlechte Wahlen treffen zu sehen. Wenn Nagler dem General W. (Witzleben) die gehörigen Bücklinge macht — und dazu ist er ganz der Mann — so wird er in ihm gewiß eine Stütze finden, denn für W. (Witzleben) ist Graf Bernstorff keine Natur.

Der Feldmarschall hatte dem Grafen Bernstorff eine vertrauliche Mittheilung gemacht über Aeußerungen, welche Graf Orlow zu Thorn gemacht hatte. Darauf hat Graf Bernstorff nun geantwortet, so diplomatisch, daß man aus dem Briefe schlechterdings nicht entnehmen kann, was Graf Orlow in Berlin gesollt oder gewollt hat. Wenn er auch zu Diebitsch geschickt war, so muß er doch auch Aufträge für Berlin gehabt haben, da er diesen Umweg doch nicht ohne Grund gemacht haben kann. Graf Bernstorff spricht bloß von seinen zweideutigen und sich widersprechenden Aeußerungen sowohl über die politischen Angelegenheiten als über Diebitsch's Tod, dessen Art durch den Bericht des Arztes nun wieder zweifelhaft wird, noch mehr aber durch die scheinbare Unzuverlässigkeit des Grafen Orlow. Soviel aber geht zu meiner Zufriedenheit aus dem Schreiben des Grafen Bernstorff hervor, daß Rußland keine Einmischung fremder Mächte wünscht, sie vielmehr gegen Frankreich jetzt stärker als je zurückgewiesen hat. Das beweist doch wenigstens, daß man sich dort noch nicht hülf- und rathlos fühlt, wozu auch wahrhaftig kein Grund vorhanden ist. Der neue Feldherr wird nun schon eingetroffen sein; er hat von Memel aus ein Begrüßungsschreiben an den Feldmarschall gerichtet, was von den gewöhnlichen Briefen der Art nicht abweicht, worin aber viel von dem Wohlwollen des Kaisers für den Feldmarschall die Rede ist. Ich bin sehr ungewiß, ob der neue Feldherr über die Weichsel gehen wird. Thut er es, so werden die Polen einen ungeheuren Schrecken bekommen und Skrzynecki wird fallen; nichts desto weniger werden sie sich in Warschau wehren und es

Digitized by Google

würde also nur eine Suwarow'sche Energie einen entscheidenden Vortheil davon ziehen. Soll Warschau aber durch Hunger bezwungen werden, so gehört dazu eine dichte und starke Einschließung von beiden Seiten, und dazu, fürchte ich, sind die Russen nach den vielen Entsendungen jetzt wirklich nicht stark genug. Sie sind wirklich in den Fehler verfallen, den wir vor drei Monaten vorher gesehen haben, die Insurrection in Litthauen und Volhynien an Ort und Stelle und nicht in Warschau besiegen zu wollen. Diebitsch hat seinem Nachfolger eine solche Schuld von Fehlern hinterlassen, daß dieser vielleicht dadurch noch auf einige Zeit gelähmt sein wird. Eine Nachricht, die von einem Postsekretär aus Memel hierhergekommen war, hatte sehr gescheidter Weise etwas über seine persönliche Erscheinung hinzugefügt, was mir sehr interessant gewesen ist. Er ist von mittlerer Größe, acht und vierzig Jahre alt, frisch von Gesichtsfarbe, hat schnelle und kräftige Bewegungen; seine Züge drücken mehr Milde als Entschlossenheit aus, doch ist sein Blick ruhig und fest. Als man ihm etwas Schmeichelhaftes über die bessere Wendung sagte, welche er dem Kriege geben würde, hat er geantwortet: „Das Schicksal der Schlachten steht in Gottes Hand; es wäre vermessen, von mir so etwas vorher sagen zu wollen.“ So sind die Worte des Berichterstatters. Du weißt, ich habe wegen seines Feldzugs in Armenien Zutrauen zu ihm. Einstweilen hat der General Toll einige Kosaken-Detachements über die Weichsel geschickt, die im Lande einen großen Schrecken verbreiten; wollte Paskewitsch über die Weichsel gehen, so wäre dadurch die Besorgniß für den Erfolg des Uebergangs wenigstens gehoben.

Was die Cholera betrifft, so bleibe ich bei meiner Ansicht, liebe Marie, daß es ein Grund wäre, Dich von hier wegzuschicken, nicht aber, Dich herkommen zu lassen. Darin werden mich die Damen, welche Du nennst, nicht irre machen. Da die Krankheit gewöhnlich nur einen bis zwei Tage dauert, so ist von weiblicher Pflege gar nicht die Rede; der Kranke, wenn er gut behandelt werden soll, muß immer unter den Händen der Chirurgen und Wärter sein, und befindet sich in einem Zustande, wo ihm die Gegenwart seines Freundes gar nichts nützen kann. Die Gefahr, diesen mit in das Grab hineinzuziehen, ist also eine ganz unnütze. Uebrigens ist es fast eine Thor-

Digitized by Google

heit, ſich viel mit dem Falle der Anſteckung zu beſchäftigen, da wir ſehen, wie äußerſt ſelten ſolche Menſchen von dieſer Krankheit befallen werden, die unter guten Bedingungen leben.

Auf Deinen Luxemburger Aufſatz bin ich ſehr begierig. Du irrſt, glaube ich, wenn Du denkſt, dieſes Herzogthum ſei ſeit den Luxemburgiſchen Kaiſern bei Deutſchland geblieben; ich müßte mich ſehr irren, oder es iſt einmal von einem Seitenverwandten den Burgundern verkauft worden.

Graf Radzinsky hat bei ſeiner Hinreiſe zu dem Gute ſeines Bruders dem Feldmarſchall einen Beſuch gemacht, eine Einladung zum Diner aber ausgeſchlagen; ich bin ihm im Bureau zufällig begegnet, wo er Auguſt Gneiſenau aufſuchte; bei mir iſt er nicht geweſen. Auf der Rückreiſe hat er bloß Auguſt Gneiſenau geſehen und ſich beim Feldmarſchall wegen Eile entſchuldigen laſſen. Uebrigens wird das wohl nicht der Grund ſeines Schweigens ſein, ſondern es mögen die Polen wohl nicht ſonderlich auf uns zu ſprechen ſein, weil ſie ſich dummer Weiſe eingebildet haben, wir wären heimlich ihre Freunde.

Poſen, 2. Juli 1831.

So eben erhalte ich einen Brief von Freund Stülpnagel, der den Cordon gegen Samogitien commandirt und es für ſeine Pflicht hält, mir als ſeinem Freunde und Chef des Generalſtabes zu berichten. Der Brief iſt vom 21. und er theilt darin mit, daß der General Chlapowski am 20. bei Wilna durch den General Tolſtoy tüchtig geſchlagen iſt, daß General Gielgud mit ſeinem Corps zu ſpät gekommen iſt und daß Beide in Folge dieſes Gefechts genöthigt geweſen ſind, bei Georgenburg über den Niemen zurückzugehen. Dies iſt ſehr wichtig, weil die Polen ihre ganze Hoffnung auf Litthauen geſetzt hatten. Hier werden wir nun wohl nächſtens einen Weichſel-Uebergang erleben, und in vier Wochen kann das Stück ausgeſpielt haben.

Nach den Nachrichten, welche wir durch Canitz haben, iſt die ruſſiſche Armee überhaupt viel weniger ſtark, als man vor fünf oder ſechs Jahren annehmen zu dürfen glaubte. Damals war der Feldmarſchall ganz allarmirt davon und ich erinnere mich noch ſehr wohl, daß er mir bei einem Manöver in Potsdam ſehr böſe wurde, als

Digitized by Google

ich nichts davon glauben wollte; jetzt ſchiebt er dieſe Beſorgniß ganz von ſich weg. Ohne Garniſontruppen und ohne Landwehren beträgt die Macht Rußlands, die man bei einer Offenſive zu fürchten hat, etwa 400,000 Mann. Dieſe zerſplittert ſich natürlich auf einer ſo großen Oberfläche ſehr. Nichtsdeſtoweniger kann ich Dir die erfreuliche Nachricht geben, daß die in Litthauen und Volhynien einrückenden Reſerven wenigſtens 90,000 Mann betragen werden und daß nach vier oder ſechs Wochen Rußland gegen Polen über 200,000 Mann im Felde haben wird. Daraus geht ſchon hervor, daß dieſe Sache aufgehört hat, irgend einem Zweifel unterworfen zu ſein. Auch merkt man aus vielen Anzeigen, daß die Polen ſich der Agonie nähern. Von unſeren Poſenern kommen jetzt einzelne der Hauptperſonen, ein Miezielsky, ein Kalofkin u. ſ. w. zurück und hoffen durch die ſpäte Reue noch Alles gut zu machen. Reue kann man es übrigens nicht nennen, denn kein Menſch hier thut dergleichen. Jene 200,000 Ruſſen werden übrigens auch für die weſtlichen Angelegenheiten nicht übel ſein, und die Wirkung, die ſie auf Frankreich machen werden, iſt ſchon vorbereitet durch die früheren Beſorgniſſe der Art.

Die Nachrichten über unſer auswärtiges Miniſterium ſind höchſt betrübt. Bülow würde Graf Bernſtorff's fernere Mitwirkung eben ſo ſicher ausſchließen wie Nagler, und ich geſtehe ihm nicht Talent genug zu, um mich über das lächerliche Glück zu tröſten, was dieſer Menſch gemacht hat und was bis dahin ſchon keine unbedeutende Arroganz in ihm entwickelt hatte; Witzleben mit ſeiner geringen Menſchenkenntniß iſt aber ganz gewiß für ihn. So viel iſt einmal gewiß: würdig werden wir gegen das Ausland in keinem Falle repräſentirt werden, und was H. von Bülow betrifft, ſo wird er uns in Unbeſonnenheiten verwickeln, die wir, da es uns an Hintertheil fehlt, wie man bei den Pferden ſagt, durch Niedrigkeit und Schlechtigkeit wieder auszugleichen ſuchen werden. Von den fünf großen Mächten hat kein Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten eine ſo ſchwierige Stellung als der preußiſche. Eine ſtolze Unabhängigkeit zu zeigen, wäre eine Komödie, und Unterwürfigkeit gegen die Anderen würde ihn bald aus ſeiner politiſchen Stellung bringen.

Bald hätte ich vergeſſen, Dir zu erzählen, daß der Feldmarſchall

Digitized by Google

neulich von ſelbſt über Auguſt wieder mit mir zu ſprechen anfing und ganz unverhohlen erklärte, daß außer ſeinen unangenehmen Manieren ihn ein Umſtand ſehr gegen ihn aufgebracht habe, daß er nämlich vor mehreren Jahren mehr als einmal in ihn gedrungen ſei, ein Majorat zu ſtiften. Er legte dies nun wie den entſchiedenſten Egoismus aus. Ich antwortete ihm, daß dieſe Vorausſetzung ungerecht ſei; Auguſt könne ihm dieſen Vorſchlag aus Princip gemacht haben; ich ſelbſt hätte ihm denſelben ſchon gemacht und könnte doch durch Egoismus nicht dazu vermocht ſein. Alles das half gar nichts; denn wer ihn durch Logik beſiegen will, kann nur auf jeden Erfolg verzichten. Dabei hat er mir geſagt, daß er B. (Bruno) und H. (Hugo) auf das Pflichttheil ſetzen, und was dadurch erübrigt wird, den Scharnhorſtiſchen Kindern vermachen will. Das nenne ich Egoismus, denn Enkel ſind das Spielzeug der Großeltern, und was ſie für dieſe thun, bringen ſie meiſtens ihrer Schwäche zum Opfer. Das hat mir einen traurigen Eindruck gemacht.

Poſen, 9. Juli 1831.

Meine theure, geliebte Marie! Du haſt mir ja nichts als Trauerpoſten mitzutheilen ſeit einiger Zeit. Die Nachricht von Herrn vom Stein's Tode hat mich vollkommen überraſcht. So ſinken die Erſcheinungen des Lebens, mit denen wir enger zuſammenhangen, in Menſchen und Dingen nach und nach unter und mahnen uns, daß es nicht mehr ſo fern iſt, wo auch wir unterſinken werden. Ich glaube, daß er die Welt gern verlaſſen hat, denn er ſah viele Dinge mit eben ſo troſtloſen Blicken an als ich und fühlte, daß er nichts mehr gegen das Uebele in der Welt zu leiſten vermöchte. Auch würde man ſich ſeiner ſchwerlich noch einmal bedient haben. Inniges Bedauern habe ich mit Dir gefühlt, Du liebes Weib, bei der Art, wie Du ſeinen Tod erfahren haſt. Wie hat denn Deine Mutter dieſe Nachricht aufgenommen und Prinzeß Louiſe? Außerdem hat er ja in Berlin kaum noch einen gefühlvollen Freund. Was der König zu ſeinem Tode geſagt haben mag, wäre ich auch ſehr neugierig zu wiſſen, aber das iſt ſchwerlich zu erfahren.

Nach ſicheren Anzeigen, die wir haben, ſind die Ruſſen in dieſem Augenblicke vermuthlich mit ihrer Hauptarmee ſchon an der Weichſel

Digitized by Google

angekommen, in der Absicht, sie zu überschreiten, und vielleicht ist davon die Nächricht auch schon vor Ankunft dieses Briefes in Berlin. Ich gestehe, daß ich nicht ohne lebhafte Besorgniß für den Erfolg bin; nicht daß ich unter den jetzigen Umständen einen glücklichen Widerstand der Polen an der Weichsel selbst erwartete, sondern weil ich glaube, die Russen sind nicht stark genug, um die verwickelten Verhältnisse, in die sie nach einem Uebergange treten, auf das ganz reine und einfache einer engen Einschließung Warschau's von beiden Seiten zurückzuführen. Ist das aber nicht, so stehe ich nicht dafür, daß sie sich auf diesem Weichselufer behaupten werden, denn es können ihnen, bis die Reserve-Armeen ihre 90,000 Mann gesammelt haben, noch mancherlei Unglücksfälle begegnen, und wehe uns! wenn sie einen Hauptschlag erleiden; dann wird die verkehrte Theilnahme an den Polen bis zum Wahnsinne steigen, und es ist wirklich möglich, daß Frankreich und das jenem nachdemokratisirende England dann die polnische Frage noch in den Ofen der europäischen Zwietracht schütten, wo die belgische noch immer so hübsch brennt. Die Polen fürchten sich indessen einstweilen doch vor dem entscheidenden Schlage, der, wie sie glauben, bevorsteht, wegen der Ueberzahl, der zahlreichen Artillerie, besseren Cavalerie und des kühnen, unternehmenden Charakters des neuen Feldherrn. Das ist Alles wahr; wenn sie aber einem großen Schlage so geschickt auszuweichen wissen wie bisher, so wird das Alles nichts helfen. — Du kannst denken, daß wir jetzt in großer Spannung sind. Die Stülpnagel'schen Nachrichten, welche ich Dir mitgetheilt hatte, haben sich nur zur Hälfte bestätigt; der General Gielgud hat sich gegen Kurland hingewendet; die Folge davon kann sein, daß, wenn er zurück muß, er in's Preußische kommt; ob unsere Rolle dann so gut ausfallen wird, wie die der Oesterreicher, ist eine große Frage; denn über 2000 Mann hat ihm der General Krafft nicht entgegenzustellen, und das Beispiel von Dwernicki könnte ihn leicht abhalten, die Waffen freiwillig niederzulegen. Eine Gebietsverletzung ist in diesem Falle gar nicht zu verhüten, und wenn ihm die Russen den Weg nach Georgenburg nicht verlegen, so daß er an der Gränze des Königreichs Polen über die Memel gehen kann, so wird er es auch ungestraft thun; nur wenn er gezwungen wäre, die Memel

in unſerem Gebiete zu paſſiren, könnte Freund Stülpnagel ihm mit 2000 Mann den Weg verrennen. In jedem Falle ſcheint mir die litthauiſche Inſurrection nicht den Fortgang zu haben, den ſich die Polen von ihr verſprochen haben; denn dieſe Abtheilungen ihrer Armee ſind nun ſchon ſechs Wochen dort und noch iſt keine der bedeutenderen Städte in ihre Hände gefallen. Nun genug von Operationen! Ich gewöhne mir an, Dich wie einen Generalſtabsoffizier zu behandeln.

Für die Notiz von Luxemburg's Hoheitswechſel danke ich Dir zwar, hätte ſie aber viel lieber von Deiner Hand gehabt; denn alsdann würde ſie gründlicher ausgefallen ſein. Ich hatte es noch in der Erinnerung, daß das Land durch Kauf an die Burgunder gekommen war, und ich müßte mich ſehr irren, wenn es nicht ein Herzog von Jägerndorf war, der dies Land in Erbſchaft von den Luxemburgiſchen Kaiſern beſeſſen und verkauft hat. Was heißt die Phraſe: „es ward 1713 durch den Utrechter Frieden zum Vortheil des Hauſes Oeſterreich an die Generalſtaaten abgetreten?“ Ich denke, es kam mit den belgiſchen Provinzen an Oeſterreich und gehörte zum burgundiſchen Kreiſe des deutſchen Reiches; da liegt aber eben die Frage, nämlich: wie Luxemburg zu einem anderen Verhältniſſe zum deutſchen Reiche kommt als die übrigen belgiſchen Grafſchaften und Herzogthümer?*) Du ſiehſt, lieber Hiſtoriograph, Du mußt die Sache noch in die Hand nehmen und Dir zu dieſem Behufe den Iſelin von der Bibliothek holen laſſen.

* König Wenzel IV. von Böhmen überließ Luxemburg ſeiner Nichte Eliſabeth (1383), welche es 1443 an den Herzog von Burgund, den Herrn faſt ſämmtlicher Niederlande, abtrat. In Folge der Verheirathung Maximilian's mit Maria von Burgund kam Luxemburg im Wormſer Tractat an die ſpaniſche Linie des Hauſes Habsburg, blieb aber, als Theil des burgundiſchen Kreiſes, im Reichsverbande. Im Utrechter Frieden wurde es mit den ſpaniſchen Niederlanden vorläufig den Generalſtaaten übergeben, welche es, nach Berichtigung des bekannten Barrieretractats, an Oeſterreich überliefern ſollten, was auch geſchah. Im Frieden von Campo Formio (1797) wurden dieſe Gebiete an Frankreich abgetreten und durch den Wiener Congreß (1815) aus den ſämmtlichen bataviſchen und belgiſchen Provinzen das Königreich der Niederlande für die ottoniſche (oraniſche) Linie des Hauſes Naſſau gebildet, welche Luxemburg, als Entſchädigung für die in Deutſchland verlorenen Länder, mit der Beſtimmung erhielt, daß es ein für ſich beſtehender deutſcher Bundesſtaat ſein und bleiben ſollte.

Digitized by Google

Auf unseren Freund, den Feldmarschall in Beziehung auf seinen Sohn August und die Familienangelegenheit überhaupt zu wirken, gebe ich ganz auf. Mein Versuch hat nicht den mindesten Erfolg gehabt; er theilt ihm nicht einen einzigen Familienbrief mit, sondern bestellt jedesmal bei Tisch einen steifen Gruß, so daß die anderen Tischgäste schon daraus auf das ungemüthliche Verhältniß zwischen Vater und Sohn schließen müssen. Ich glaube, es gibt kaum ein zweites Beispiel von einer solchen Antipathie gegen einen Sohn, der den Zorn des Vaters durchaus nicht verdient.*)

Der Feldmarschall hat heute ein Schreiben des Generals Czernitscheff erhalten, in welchem ihm dieser den Grafen Paskewitsch auf Befehl des Kaisers empfiehlt. Das Schreiben ist voll der schönsten Versicherungen von Seiten des Kaisers für den Feldmarschall; unter Anderem ist son noble caractère auf eine Art herausgehoben, daß man sieht, es ist mit Gemüthlichkeit geschehen.

Posen, 13. Juli 1831.

Wir leben hier in stündlicher Erwartung von wichtigen Nachrichten, da die russische Armee schon den 8. an die Weichsel gerückt ist, also in diesen Tagen übergegangen sein kann. Gebe der Himmel, daß die entscheidenden Schritte, welche jetzt eintreten können, nicht

* Die Abneigung des Vaters gegen einen Sohn, den er zu lieben allen Grund hatte, scheint aus einer vorübergehenden, übrigens schwer zu erklärenden Gemüthsverstimmung hervorgegangen zu sein. Hatte ihm doch dieser Sohn, der in der Schlacht bei Groß-Görschen tapfer kämpfte und verwundet wurde, so viele Freude bereitet. Damals schrieb er der Mutter (Pertz, Bd. II., S. 594 f.): „August hat sich ein Ehrenzeichen verdient, nämlich einen Schuß in die Oberwade, glücklicher Weise nur eine Fleischwunde .... Nach dem Zeugniß aller derer, die ihn im Getümmel und Wüthen der Schlacht gesehen haben, hat er sich mit Tapferkeit und Furchtlosigkeit betragen. Sein Pferd, ein schöner Brauner von mir, ward tödlich verwundet; er mußte solches auf dem Schlachtfelde lassen. Von seinem Schicksal nichts wissend und bekümmert um ihn, saß ich bei meinem General morgens um 3 Uhr im Posthause zu Pegau, als August auf einmal zufällig ins Zimmer trat. Ich freute mich sehr, ihn zu sehen. Wir sprachen lange mit einander. Erst hinterher erzählte er mir, er sei verwundet. Du kannst Dir mein Erstaunen denken ..... Nun muß ich Dir noch hersetzen, was mir mein verwundeter Freund, der General von Scharnhorst, über August schreibt. Er sagt mir „„Ihr Sohn, Ihr braver Sohn, ich habe ihn fechten gesehen; er verdiente zum Beispiel Allen

zu ihrem Nachtheile ausfallen; denn die strategiſchen Verhältniſſe ſind ſo verwickelt, daß der Erfolg dadurch ſehr geſteigert werden würde. Auch aus Litthauen ſehen wir mit jedem Augenblicke wichtigen Nachrichten entgegen, da General Tolſtoy mit einem Theile ſeiner Armee bei Wilna angelangt iſt. Die heutige Warſchauer Poſt mit Briefen vom 10. und 11. bringt noch nichts Entſcheidendes, und geht aus denſelben hervor, daß die Polen beabſichtigen, über Modlin vorzugehen, in dem Augenblicke, wo die Ruſſen übergehen werden. Mir iſt es viel lieber, daß die entſcheidende Schlacht jenſeit der Weichſel geliefert werde, denn dieſſeits ſind die Verhältniſſe viel verwickelter, und hoffe ich, Paskewitſch wird ſich nicht in den Fall ſetzen, mit der halben Armee zu ſchlagen, während die andere Hälfte ſchon übergegangen und dann nicht mehr zur Hand wäre. Mein Troſt iſt, daß die Polen ihre Kräfte auch ſehr getheilt zu haben ſcheinen. — Ich habe Unrecht, Dir, liebes Weſen, ſo viel von dieſen ſtrategiſchen Verhältniſſen zu ſprechen; denn es vermehrt natürlich Deine Spannung und Unruhe; von der anderen Seite aber würde Dich ein Brief von mir ſehr unbefriedigt laſſen, in welchem ich kein Urtheil über den Stand der Dinge hier abgäbe.

Im Weſten ſcheinen mir die Sachen ſchlimmer zu gehen und der

aufgeſtellt zu werden."" Was denkſt Du hierzu, zu dieſem Zeugniß eines der tapferſten Generale? Wundern wirſt Du Dich darüber, daß Auguſt wahrſcheinlich das eiſerne Kreuz erhalten wird, denn er iſt dazu vorgeſchlagen. Sage ihm dies, wenn er bei Dir ankommen ſollte, und wie rühmlich für ihn es ſei, in ſo jungen Jahren ſchon ſich die Achtung ſeiner Vorgeſetzten erworben zu haben. Wenn er anders die Laufbahn der Waffen fortſetzt und Gott ihn in Gefahren erhält, ſo kann es nicht fehlen, daß er ſich einen Namen machen wird. Sage ihm, daß ich ihn fortan nicht mehr als Sohn allein, ſondern auch als Freund behandeln werde." In einem ſpäteren Briefe vom 2. Juni theilt Gneiſenau ſeiner Frau folgende Stelle aus einem Schreiben des Oberſten von Boyen mit: „Ich habe Ihren Sohn nach ſeiner Verwundung geſehen; er betrug ſich brav und männlich." Dieſes Lob haben mir andere Zeugen mündlich wiederholt. Faſt ſcheint es mir, als ob der junge Menſch Talent für den Krieg habe, denn auch ſein letzter Brief, den er mir über ſeine Begebenheiten in der Schlacht ſchrieb, iſt der beſte, den ich je von ihm erhalten habe, und wirklich recht gut geſchrieben. Wenn daher ſein Glücksſtern ihm durch die Gefahren hilft, ſo mag er ſich dereinſt in dieſer Laufbahn auszeichnen, ſofern er ſie ferner wählt."

Digitized by Google

Stand der Papiere drückt dies auch aus. Die Kammern ſcheinen ultraliberal gewählt zu werden; ich habe es nie anders erwartet und alle die Utopien der Doctrinairs und des Journal des Débats zeigen ſich immer mehr als ſolche. Das letztere hört nicht auf, zu ermahnen, zu bitten, zu flehen, daß man monarchiſche Deputirte wählen möge, aber dieſe Artikel beweiſen ja ſchon die Unvermeidlichkeit der Sache und werden den Tod der Monarchie ſo wenig abwenden, wie der Kuhſtall den Tod des armen Waddy*) abgewandt hat. Es iſt keine andere Hoffnung für Frankreich und Europa als eine neue Schreckensregierung, damit wenigſtens die anderen Völker etwas von der Narrheit zurückkommen, von der ſie angeſteckt ſind.

Herr von Werther iſt nach Paris zurück und es ſcheint, daß Graf Bernſtorff vor der Hand die Sachen noch fortführen wird, was auch gewiß das Beſte iſt.

Die Cholera hat nun bereits an drei Punkten, nämlich bei Polangen, bei Schirwind und bei Kempen**) an der ſchleſiſchen Gränze unſeren Cordon überſchritten, aber immer nur in einzelnen Sterbefällen, ſo daß bis jetzt noch keine Verbreitung bemerklich iſt. Wenn ſie wirklich in's Land vorrückt, ſo werden unſere Verhältniſſe ſehr verwickelt.

Wegen der für den Danziger Cordon getroffenen Anordnungen haben wir keine Unannehmlichkeit gehabt, vielmehr haben ſie ſich hinterher bewährt. Der König iſt in allen Dingen ſehr rückſichtsvoll gegen die Anordnungen und Meinungen des Feldmarſchalls und wir ſind bis jetzt noch in nichts gemißbilligt worden. Vor einigen Wochen hatte der Feldmarſchall darauf aufmerkſam gemacht, daß der Sanitätscordon die gegen die Polen disponiblen Truppen um 8—9000 M. geſchwächt hätte; er hielt eine Verſtärkung nicht gerade für nothwendig, ſagte aber, er könne freilich auch nicht dafür ſtehen, daß Fälle eintreten könnten, wo man ſie lebhaft gewünſcht hätte; er müſſe es alſo dahin geſtellt ſein laſſen, ob die noch an der Oder ſtehenden

* Ein kurz vorher an der Schwindſucht geſtorbener Sohn des Fürſten Anton Radziwill.

** Polangen Flecken in Rußland, Gouvernement Wilna. — Schirwind Stadt in Preußen, Regierungs-Bezirk Gumbinnen. — Kempen (Kempno) Stadt im Regierungs-Bezirk Poſen.

Truppen des Kronprinzen nicht etwas näher herangezogen werden sollten. Das hat der König nun genehmigt. Wahrscheinlich macht diese Bewegung in Berlin viel Lärm; es ist aber eine bloße Vorsichtsmaßregel.

Der Tod des Großfürsten Constantin ist ein rechtes Glück; denn er wäre später gewiß noch ein gefährliches Instrument der Parteien geworden. Die Polen bedauern ihn sehr aufrichtig, denn er hätte sich gewiß lebhaft für sie verwendet und dadurch hätte er viele Verlegenheiten und Inconsequenzen herbeiführen können.

Posen, 24. Juli 1831.

Die Verlegung der Mannschaft aus dem Städtchen, wo die erste Krankheit ausgebrochen war, nach der übrigen Stadt ist wahr, und die Klagen der Bürgerschaft beim Könige darüber auch; das Letztere ist aber eine wahre Infamie. Als der erste Krankheitsfall bekannt wurde, welches ein Soldat war, der mit 16 anderen in einem Quartiere lag, wurden diese 16 Mann sogleich in die dazu bestimmte Anstalt unter Contumaz gesetzt, die übrigen Leute aber, 50 an der Zahl, aus dem Stadtviertel ausquartiert. Gegen diese Maßregel kann kein vernünftiger Mensch etwas einwenden; denn wenn man nicht sogleich nach dem ersten Krankheitsfalle eine Truppe herausziehen soll, so kann man es überhaupt nicht, und doch werden die Truppen von allen Seiten begehrt, um Sperrlinie zu bilden, und der König selbst hat es übel vermerkt, daß man die Garnison von Danzig nicht sogleich bis auf den möglichst kleinsten Stand vermindert hat, als sich die Krankheit zuerst zeigte. Sollten jene 50 Soldaten aber aus dem inficirten Viertel herausgenommen werden, so mußten sie irgendwo ein Unterkommen finden, und jede andere Ortschaft, wohin man sie verlegt hätte, konnte sich eben so gut beschweren wie die Stadt Posen, daß sie dadurch der Gefahr der Ansteckung ausgesetzt würde. Eine solche Consequenzmacherei in einer Sache, die schon tausend Schwierigkeiten hat, ist abgeschmackt. Auch ist von jenen 50 Mann erwiesenermaßen auch nicht ein einziger erkrankt, und nicht in einem einzigen Hause, wohin diese Leute verlegt worden sind, ist die Krankheit ausgebrochen. Was nun die Klage der Stadt (d. h. der Munizipalität, was in hier gebräuchlicher

Digitized by Google

franzöſiſcher Einrichtung ungefähr ſo viel iſt wie bei uns die Stadtverordneten) betrifft, ſo iſt es doch unerhört, daß ſie, abgeſehen von der Unvernunft der Klage, dieſe durch Staffette an den König ſchickte, ohne vorher gegen dieſe Maßregel proteſtirt zu haben, ohne ſich bei der Regierung, die im Orte iſt, bei dem Oberpräſidium, was im Orte iſt, bei dem commandirenden General oder beim Feldmarſchall beklagt zu haben, und um Dir die Böswilligkeit dabei klar zu zeigen, brauche ich nur zu erzählen, daß der Vorſteher dieſer Munizipalität, ein Kaufmann . . . . . , der beim Oberpräſidenten war, ehe die Staffette abgegangen war und ſich damit entſchuldigte, daß er überſtimmt worden wäre, während es eine bekannte Sache iſt, daß er allein die Klage recht lebhaft betrieben hatte, daß dieſer, nachdem der Oberpräſident ihm geſagt hatte, die Sache wäre einmal nicht mehr zu ändern, wie er ſähe; er würde indeß der Immediat-Commiſſion ſein Gutachten gleich mitſenden, und bäte, daß die Staffette ein paar Minuten aufgehalten würde, nach der Poſt hinläuft und verlangt, daß die Staffette auf der Stelle abgehen ſollte, er habe ſie bezahlt und kein Menſch habe das Recht, ſeine Staffette eine Secunde aufzuhalten. Wenn man bedenkt, welchen Mangel an Vertrauen, welchen Mangel an Achtung und auch an Furcht, kann man wohl hinzufügen, dieſes Betragen eines Häringskrämers einer der erſten Behörden gegenüber beweiſt, ſo hat man eine Vorſtellung von dem poloniſirenden Geiſte der hieſigen Einwohnerſchaft. Die Deutſchen ſind dabei ärger als die Polen, weil ſie ſich einbilden, im tauſendjährigen Reiche des neuen Polens werde Alles recht demokratiſch hergehen. Dieſelbe Untreue der Deutſchen an ihrem eigenen Volke, was leider ein wahrer Nationalfehler iſt, wie wir im Elſaß und manchem anderen Beiſpiele ſehen, empört mich mehr als alle anderen Verkehrtheiten, und iſt hier, wo es darauf ankommen muß, daß eine Nationalität die andere zuletzt ganz verdrängt, dümmer und gefährlicher als irgendwo.

Poſen, 26. Juli 1831.

Ich kann Dir auf die Hauptangelegenheit Deines rührenden Briefes nicht viel antworten. Thu, was Dein Herz Dir eingibt. Ich hoffe nicht, Dich zu überleben; wäre es dennoch der Fall, ſo weißt Du ja, daß ich, verarmt an Allem, es doch nicht gerade an

Einkommen ſein werde, daß mir auch im ſchlimmſten Falle vom Staate ſo viel werden wird, um zu exiſtiren. Nun laß mich von dieſen Dingen ſchweigen; was Du darin thuſt, wünſche ich gar nicht zu wiſſen, und ich beſchwöre Dich bei unſerer Liebe, ganz nach den Wünſchen Deines Herzens zu verfahren.

Um Dir auch einmal etwas zu ſchreiben, was Dir einiges Vergnügen machen wird, ſchreibe ich Dir eine Cabinetsordre ab, die der Feldmarſchall dieſer Tage erhalten hat. Als die Ruſſen in der Gegend von Thorn über die Weichſel zu gehen anfingen, wollte er dort Truppen hinmarſchiren laſſen; ich war anderer Anſicht und behauptete, es ſei für die Verhältniſſe viel beſſer, wenn wir dort ganz ſchwach wären; ich überzeugte ihn; indeſſen war er doch ungewiß geblieben und wollte ſein Verfahren wenigſtens dem Könige mit allen Gründen vorlegen. Dies geſchah in einem Berichte, den ich ſelbſt in der Nacht abgefaßt und auch abſchrieb. Darauf iſt nun folgende Antwort gekommen:

„Ich habe Ihre Meldung vom 17. d. M. über den Fortgang der Truppenbewegungen an der Gränze erhalten und Ihre darin entwickelten Anſichten über die daraus zu erwartenden Ereigniſſe mit beſonderem Intereſſe vernommen. Sie haben Ihr ſachkundiges Urtheil mit ſo überzeugenden Gründen unterſtützt, daß ich denſelben nur beiſtimmen und die Maßregeln nur billigen kann, welche Sie für den einen oder anderen Fall in Ausführung zu bringen beabſichtigen, und gebe Ihnen ſolches hierdurch in Antwort zu erkennen.“

Ich geſtehe, daß mir dies großes Vergnügen gemacht hat, wenn gleich nach der Natur einer ſolchen Stellung, wie ich ſie habe, mir ſelbſt der Beifall nicht zu Theil werden kann; auch rechne ich nicht darauf, daß ich darum beſſer angeſchrieben ſein werde. Ueberhaupt ſind wir bis jetzt immer gelobt worden, beſonders von der Immediat-Commiſſion. Dieſen Sold muß ich mit meiner lieben Frau theilen, wie alles Gute und Schlimme.

Die Cholera macht es noch gnädig. Geſtern hatten wir nur 7 neue Kranke, überhaupt jetzt 69. Sonderbar iſt es, daß faſt alle anderen Krankheiten ſchweigen, wie die Aerzte behaupten. Ich befinde mich ſehr wohl. Aus dem politiſchen Leben habe ich Dir nichts

Digitized by Google

mitzutheilen. Die ruſſiſche Armee ſteht noch einen Marſch von ihrer Brücke und backt Zwieback, was füglich hätte vorher geſchehen können. Etwas beruhigter bin ich über ihre Lage dadurch, daß das Corps des Generals Gerſtenzweig, was bis jetzt bei Oſtrolenka geſtanden hat, 10,000 Mann ſtark, an die Weichſel rücken ſoll; dadurch ſichern ſie ſich dort einigermaßen einen Rückzug. Wahrſcheinlich wird die Schlacht, welche die Polen noch liefern wollen, in der Gegend von Sochaczew vorfallen; gewinnen die Ruſſen ſie, ſo ſetzen wir uns in Bewegung, um uns rechts zu ſchieben, und dann dürfte die Sache in vier Wochen vorbei ſein.

Poſen, 29. Juli 1831.

Ja wohl, meine theure Marie, ſtehen die politiſchen Sachen im Weſten ſchlimm. Warum verlaſſen die Oeſterreicher Bologna? Vermuthlich haben die Franzoſen mit dem Aeußerſten gedroht, aber wenn die Oeſterreicher ſich doch ſo ernſthaft rüſten, ſo müßten ſie es auch auf das Aeußerſte ankommen laſſen. In den Niederlanden ſind die Sachen auch ſchlimmer als je, inſofern England jetzt vermuthlich ganz auf die belgiſche Seite tritt. Es geht alſo aus jeder Verwickelung immer wieder eine neue hervor. Ueberall ſind es die Franzoſen, welche ſich zu Vertretern des Aufruhrs und Abfalls machen und die Inſurrection wie das heiligſte aller Rechte proclamiren. Und ich fürchte, dem wird kein Menſch ſteuern können. In einer ſolchen Zeit den Tod zu fürchten, iſt wahrhaftig nicht der Mühe werth.

Was mich ſehr beunruhigt, iſt der Zuſtand von Petersburg. Offenbar hat man dem Pöbel nachgeben müſſen, denn alle Sperren ſind aufgehoben und dafür erkranken nun täglich zwiſchen 5 und 600 Perſonen. Das iſt ja ärger wie die Peſt. Wenn ſich nur nichts Politiſches an dieſen Leidenszuſtand anknüpft! Wie oft iſt mir Manzoni's Roman eingefallen! In 200 Jahren, die ſeit der von ihm geſchilderten Zeit verfloſſen ſind, ſcheint ſich das Volk gar nicht verändert zu haben. Derſelbe Zweifel, daſſelbe Mißtrauen, dieſelben Vergiftungsgeſchichten, dieſelbe Miſchung von Angſt und Unvernunft wie in Mailand tragen ſich hier täglich zu; in Petersburg ſcheint es noch ärger geweſen zu ſein,

Neuigkeiten vom Kriegstheater kann ich Dir nicht melden. Die russische Armee backt noch immer Brod, oder vielmehr sie wartet, wie ich glaube, Corps ab, die zur Deckung ihrer Brücke heranrücken, und das kann ich nur im höchsten Grade billigen. Einstweilen nach den Streifereien der Kosaken großer Schrecken im Lande diesseit der Weichsel.

Die Cholera, die gestern sich hier wieder ganz gnädig gezeigt hat, da wir nur acht neue Kranke hatten, verbreitet sich im Lande immer mehr und ist jetzt die Warthe abwärts schon bis Lissen vorgedrungen, was nur einige zwanzig Meilen von Berlin ist. Es ist jetzt ziemlich erwiesen, daß sie vorzugsweise dem Laufe der Flüsse und ihrer Niederungen folgt; sie wird also in Küstrin und Frankfurt ankommen und von da vermuthlich durch die Niederung des Friedrich-Wilhelms-Canals an die Spree gelangen. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß Ihr bis zum Herbst hin diesen Gast bei Euch eintreffen seht, und so ist es wohl der Mühe werth, in Ueberlegung zu nehmen, ob Du und Deine Mutter nicht wohlthun würdet, Euch alsdann von Berlin wegzumachen. Ich glaube nicht, daß sie in Berlin sehr heftig um sich greifen werde, und in einer großen Stadt ist alsdann die Gefahr sehr gering; nichtsdestoweniger, mein' ich, wird Jemand, der wie Ihr durch nichts gefesselt ist und die Mittel des Fortkommens ziemlich in Händen hat, sich viele Unruhe und viele unangenehme Eindrücke ersparen, wenn er Berlin verläßt. Ich meine, Ihr solltet nach einer kleinen schlesischen Stadt am Fuße des Gebirges gehen und dort das Weitere abwarten, versteht sich nicht eher, als bis sich der erste Fall gezeigt hat, und wenn dies geschehen sollte, ehe über meine Rückkunft etwas bestimmt ist.

Man sagt heute, die russische Armee habe sich gegen Warschau in Bewegung gesetzt. Dann wird es bald die letzte große Entscheidung geben, der ich mit bangem Herzen entgegensehe. Wenn ich sterbe, theure Marie, so ist es in meinem Beruf. Gräme Dich nicht zu sehr um ein Leben, womit nicht viel mehr anzufangen war. Die Thorheit nimmt überhand, kein Mensch kann ihr wehren, so wenig wie der Cholera. Es ist wenigstens ein kürzeres Leiden, an dieser zu sterben als an jener. Ich kann nicht sagen, mit welcher Geringschätzung des menschlichen Urtheils ich aus der Welt gehe. Es muß

Digitized by Google

dieſe Krankheit ausraſen und ich hätte es doch nicht erlebt; alſo iſt wenig verloren.

Was mir tiefen Kummer macht, iſt, nicht mehr für Dich geſorgt zu haben — es war nicht meine Schuld. Ich danke Dir, theurer Engel, für den Beiſtand, den Du mir im Leben geleiſtet haſt!

O ich fühlte, da ich Dich geſehen,
Wie vor eines Engels Majeſtät,
Frommer Ahnung Schauer mich umwehen
Und mein Herz ſprach kindlich ein Gebet:
Weile, lieber Fremdling, weil' hinieden,
Führ' durch Deiner Augen ſchönen Blick
Segnend zu des Lebens ſtillem Frieden
Aus des Lebens Stürmen mich zurück!
Freundlich haſt die Hand Du mir gegeben;
Unter eines Engels Schutzgeleit
Windet lieblich ſich der Pfad durch's Leben
Und im Himmel wohnt die Seligkeit.*)

Kennſt Du dieſe Strophen wieder? Sie ſtanden am Eingange unſeres Bündniſſes, ſie ſollen auch am Ausgange ſtehen. Ich umarme Dich, geliebter Engel, bis auf beſſeres Wiederſehen!

Poſen, den 2. Auguſt 1831.

Ich habe ganz vergeſſen, Dir zu ſchreiben, daß in der Poſen'ſchen Zeitung ein Artikel von meiner Hand ſteht, der gegen einen fingirten Brief gerichtet iſt, den Skrzynecki an den König geſchrieben und dieſer nicht angenommen haben ſoll. Dieſer Artikel iſt von beiden Berliner und von der Hamburger Zeitung aufgenommen worden, aber nicht von der Staatszeitung, die einen anderen dafür gegeben hat. Zu den Berliner Zeitungen weiß ich das Datum nicht, die Hamburger hat ihn unter dem 26. v. M. Er iſt übrigens ſehr unbedeutend und ich mache Dich nur darauf aufmerkſam, weil ich weiß, daß Du Dich für meine Werke intereſſirſt, wenn ſie auch noch ſo klein ſind. Ferner will ich Dir auch ein Lob nicht vorenthalten, was wir vom Kronprinzen bekommen haben bei Gelegenheit der den Generalen des 5. und 6. Corps gegebenen Inſtruction:

* S. Bd. I., S. 204.

Digitized by Google

„Ihre Erlasse an die commandirenden Generale des 5. und 6. Armeecorps, welche in dem anderen Schreiben enthalten waren, beleuchten den gegenwärtigen, früheren und künftigen Zustand der Angelegenheiten in Polen auf eine so ungemein tiefe und einfache Weise, daß ich es für meine Pflicht gehalten habe, dieselben im Vertrauen meinen beiden Divisionen mitzutheilen."

Das ist nun freilich mein Freund Gröben, indessen ich sage wie jener Kaufmann: Wenn ich von meinen Freunden keinen Profit nehmen sollte, von meinen Feinden kann ich's nicht.

Eine anderthalbstündige Audienz, die Herr von Werther beim Könige von Frankreich gehabt hat, scheint die Nachricht zu bestätigen, daß Frankreich eine Erklärung über seine Intervention in der polnischen Sache gefordert habe. Zu solchen Abgeschmacktheiten muß sich eine Regierung verstehen, die von factiösen Kammern und turbulenten Volkshaufen abhängt! Auf die gränzenlos abgeschmackten und albernen Nachrichten französischer Agenten, daß wir die Russen mit Artilleristen, Montirungen und Munition unterstützten, geht die französische Regierung ein und den freien Ankauf von Lebensmitteln in unserem Lande sieht sie wie eine Ungehörigkeit an — sie, die in Belgien die ärgsten Schweinereien und Durchstechereien getrieben und dem Könige der Niederlande durch die infamsten Mittel diese Provinzen gestohlen hat. Mir kocht Blut und Galle und ich könnte die Cholera von bloßer Wuth bekommen, wenn ich an diese französische Volksherrschaft denke.

Ancillon's Ernennung zum Staatssecretär ist der erste Schritt und der zweite wird nicht lange ausbleiben. Wenn der gute Mann dann nur nicht vor Eitelkeit platzt! Morgen gibt der Feldmarschall zu Ehren des 3. August ein Diner von einigen dreißig Personen; es wird sehr schlecht ausfallen; denn abgesehen von der wenig anständigen Einrichtung des Tisches hat der Feldmarschall sich heute erst dazu entschlossen und nun fehlt es an Allem.

Posen, 6. August 1831.

Dein und der Gräfin D. (Dohna) Gedanke, mich an Ancillon's Stelle zu sehen, wenn ich damals in die Diplomatie hineingekommen wäre, ist nicht sehr praktisch; man würde mich schwerlich gewählt

haben. Uebrigens bin ich ſehr froh, damals verſchmäht worden zu ſein, denn, glaub' mir, je weniger man in dieſer Zeit iſt, um ſo beſſer iſt man daran; auch würde mich für den Fall des Krieges eine nicht ſoldatiſche Anſtellung ſehr unglücklich machen. Ich mag nicht wie Schöler 1813 der einzige Militär in den Salons ſein und den Damen Vorleſungen über die vermuthlichen Operationen halten.

Mein kleiner Aufſatz hat ein beſonderes Glück gemacht: der König hat durch Albrecht an den Oberpräſidenten Flottwell ſchreiben laſſen, daß ihm der Aufſatz ungemein gefallen hätte, weil darin eine ſehr ſiegreiche Widerlegung der Polen enthalten ſei; er wolle den Verfaſſer wiſſen. Nicht wahr, das iſt meiner Frau ſehr ſchmeichelhaft? Aber was wird das Radziwill'ſche Haus ſagen? Ich bitte Dich, meinen Namen nicht ohne Noth zu nennen. — Ich muß lächeln über die Reihe kleiner Succeſſe, die ich hier gehabt habe und womit ich meine liebe Frau füttere wie einen Kanarienvogel mit einem kleinen Stückchen Zucker. Sie kommen mir in dieſer Zeit, wo alles Große in Trümmer zuſammenfällt, vor wie die kleinen Zimmer, die Graf Ingelheim ſich in die alte römiſche Thurm-Ruine hineingebaut hatte.

Vom Kriegstheater iſt noch immer nichts Entſcheidendes eingegangen; wir ſind aber mit unſeren Nachrichten auch um ſechs Tage zurück; denn die Ruſſen machen nicht die kleinſte Anſtrengung, ſich die nächſte Verbindung mit uns zu eröffnen. Ihre Briefe ſind bis jetzt noch über Thorn gegangen. Nach den neueſten Nachrichten ſind am 5. Auguſt 20,000 Ruſſen aus Litthauen kommend bei Lomza*) erwartet worden und Rüdiger ſoll die Weichſel in der Woywodſchaft Krakau überſchritten haben, was ich ſehr bezweifle. Wäre dies der Fall, ſo würden die Polen ſich wahrſcheinlich mit ihrer Hauptmacht entweder vor der Schlacht oder nachher, wenn ſie verloren wird, in Warſchau hineinziehen, was mir ſehr erwünſcht wäre, damit wir nicht weiter betheiligt werden. Briefe der Potoţki geb. Dzielinski fangen an kleinlaut zu werden. Wenn den Ruſſen kein Unglück begegnet, was bei den immer mehr heranrückenden Reſerven der Ruſſen immer unwahrſcheinlicher wird, ſo ſcheint mir, muß die Sache in vier Wochen abgemacht ſein. Es iſt aber auch die höchſte Zeit, wenn nicht von Paris aus neue Verwickelungen hervorgehen ſollen.

* Stadt im ruſſiſchen Polen, links am Narew.

Posen, 12. August 1831.

Wir leben hier in der größten Controverse über die Nützlichkeit der Sperren. Sie haben allerdings sehr große Nachtheile; doch ist meine Meinung, daß sie das Uebel oder vielmehr seine Ausbreitung vermindern, so daß, wenn ihm gegen den Westen hin immer in neuen Sperrungslinien Widerstand gethan wird, es sich in immer dünneren Spitzen ausbreiten und zuletzt verlieren wird. Dies wird nun von Anderen und namentlich dem Feldmarschall ganz geleugnet, und hätten diese Recht, so wären freilich die großen Uebel, welche die Sperren aller Art herbeiführen, sehr zu bedauern.

Auch über den König der Niederlande streiten wir uns. Der Feldmarschall findet, daß er ganz Recht gethan hat. Ich kann dazu nur sagen: Wohl bekomme es ihm und uns. In der Politik ist die Klugheit eine Hauptsache; an dieser aber hat es dem guten König Wilhelm von je her gefehlt und sein jetziger Krieg scheint mir eben kein kluger Streich. Ich möchte doch fragen, was er mit seiner Armee in Belgien will. Selbst wenn er eine starke Partei dort hätte und durch diese und einige glückliche Waffenthaten eine totale Reaction hervorbringen könnte, wäre es viel zu spät. Die Cessionen, welche Europa den Belgiern gemacht hat, hat es in eben dem Maße Frankreich gemacht — ob Belgien in der Trennung von Holland glücklicher als in der Verbindung mit ihm sein wird, darüber läßt sich mindestens streiten; aber daß Frankreich nur die Trennung wünschen kann, ist an sich klar, und die Franzosen in ihrem jetzigen Zustande sind nicht Leute, die sich eine Diebsbeute wieder aus den Händen reißen lassen. Aber ich zweifle auch, daß die oranische Partei in Belgien stark genug ist, um der anderen auf irgend einen Punkt gegenüberzutreten, wo nicht holländische Bayonnette en présence sind, und 30,000 Mann werden in diesem volkreichen Lande, wo die großen Städte nesterweise zusammenliegen, bald unzureichend sein, wenn es auch gar keine belgische Armee gäbe. Hätte er wenigstens abgewartet, wie der Punkt mit dem Schleifen der Festungen ausgemacht worden wäre — darüber konnte England in eine feindselige Stellung zu Frankreich gerathen. Uebrigens betrachtet man diesen Gegenstand aus einem falschen Gesichtspunkte. Haben die belgischen Provinzen

Digitized by Google

eine politiſche Stellung, in der ſie nicht ganz entſchieden der antifranzöſiſchen Partei angehören, ſo iſt es tauſendmal beſſer, wenn ſie gar keine Feſtung haben. Das begreift ein Kind und die Franzoſen ſind ſehr einfältig, auf dem Schleifen der Feſtungen zu beſtehen, die ihnen unter allen Umſtänden angehört haben würden, wenn man ſie nicht als Barriere-Plätze durch Truppen einer dritten Macht hatte beſetzen laſſen, ein Gedanke, den die Londoner Viermänner niemals den Muth gehabt haben auszuſprechen.

Auf dem polniſchen Kriegstheater geſchieht immer noch nichts. Dieſes Zögern rührt bei den Ruſſen von den Verſtärkungen her, die ſie noch durch den Uebergang Rüdiger's und das Heranrücken der litthauiſchen Truppen zu bekommen hoffen; die Polen aber ſcheinen ihre Verſtärkungen in den Pariſer Kammern zu finden. In dieſer Rechnung werden ſie aber den Kürzeren ziehen; die Ruſſen verfolgen einen ganz nahen und ſehr reellen Zweck, und ſie einen weit entlegenen, ſehr illuſoriſchen. Leider habe ich die Ueberzeugung, daß die Ruſſen mehr aus Zaghaftigkeit als aus objectiven Gründen zögern; nichtsdeſtoweniger iſt wenigſtens die Annäherung der neuen Streitkräfte ſehr beruhigend.

Poſen, 13. Auguſt 1831.

Meine Meinung über den niederländiſchen Krieg glaube ich Dir ſchon in einem meiner früheren Briefe geſagt zu haben. Dieſer Angriff iſt in meinen Augen der vollkommenſte Unſinn und würde es geweſen ſein, wenn die Franzoſen auch nicht gleich zugeſprungen wären. Sehr gering iſt die Hoffnung, daß die Franzoſen durch ihr übereiltes Zufahren England und die anderen Mächte mißſtimmen könnten. Die Franzoſen haben Courage und alle Anderen haben keine, dies iſt das ganze Geheimniß der politiſchen Verwickelungen.

Nachgerade iſt es mit den politiſchen Räſonnements nicht mehr auszuhalten. Ich habe das dringendſte Bedürfniß, einmal ganz unumwunden mit meiner Anſicht hervorzutreten; ich glaube, es iſt in Europa hohe Zeit, dies zu thun. Ich bitte Dich, ſende mir ſogleich meinen früheren von H. Cotta verſchmähten Aufſatz, deſſen Ideen ich benutzen will. Ich denke, unter dem Titel „Deutſchlands Lage und Gefahr“ eine eigene kleine Schrift drucken zu laſſen, und

sollte es auch ganz auf meine Kosten sein. Ich will den verdammten Kannegießern in den deutschen Kaffeehäusern das Verständniß etwas eröffnen, den Hochmuth der Franzosen, die brutale Dummheit der englischen Novellisten in's Licht setzen. Vielleicht entwickelt sich aus diesem Funken eine bessere öffentliche Meinung. Die Sachen verwirren sich nun so, daß die Leute bald zum Handeln gezwungen sein werden, die bisher in beständiger Unklarheit und Unentschlossenheit von einem Augenblicke zum anderen, von Hand in Mund gelebt haben. Vielleicht entwickelt sich dann in dem Drange der Umstände mehr Kraft und etwas Besseres als wir es a priori erwarten können. In der vollkommenen Resignation, worin ich bin, von diesem Leben nichts mehr als einen ehrenvollen Untergang zu erwarten, fehlt es mir nicht an Muth und an Fassung, so sehr ich auch über alle Dummheiten der Menschen außer mir bin. —

Hier erwartet man täglich unsere Abberufung. Ob der Feldmarschall das Commando gegen Frankreich annehmen wird, weiß ich nicht. Er ist jetzt in einer schönen, muthigen Stimmung; selbst seine Billigung des Königs der Niederlande, so wenig sie mir von Seiten der Logik gefällt, hat mir von Seiten des Gefühls Vergnügen gemacht; es liegt darin eine schöne Jugendlichkeit, und für einen guten Logiker habe ich den Feldmarschall doch niemals gehalten. Nichtsdestoweniger werde ich, wenn er das Commando ablehnt, ihn nicht sehr bestürmen, seinen Entschluß zu ändern. Ich fürchte, er hat im Handeln nicht mehr seinen alten Muth und Unternehmungsgeist; denn ich sehe, daß er die Behutsamkeit und Zaghaftigkeit der beiden russischen Feldherren immer in Schutz nimmt. Dazu kommt, daß gerade in dem Punkte, worin ich auf ein besonderes Zutrauen Anspruch mache, in der Feststellung der großen Lineamente eines Krieges sowie in dem ganzen strategischen Haushalte, der Feldmarschall mir im Grunde kein besonderes Vertrauen schenkt. Ich sehe das aus der Art, wie er meine Urtheile über die Kriegsbegebenheiten in Polen aufnimmt. Du begreifst, daß unter solchen Auspicien der Gedanke an die mir früher bestimmte Stelle doppelte Besorgniß einflößen muß. Etwas Anderes wäre es, wenn der Feldmarschall mit Zuversicht selbst an's Werk geht; dann kann man sich schon eher schwierige Verhältnisse gefallen lassen. Mir wäre in allen Fällen

Digitized by Google

eine Diviſion das Liebſte, wo ich ganz für eigene Rechnung handeln kann. Denn ich bin nicht der Mann, meine Meinungen durchzukämpfen, und darum werde ich damit auch nie viel ausrichten.

Vom Kriegstheater vernehmen wir ſeit drei Tagen gar nichts. Natürlich wächſt unſere Spannung mit jeder Stunde. Der unglückliche Cholera-Cordon beraubt uns aller Mittel, Nachrichten zu haben. Die Entſcheidung wird uns wie eine Bombe in's Haus fallen.

Poſen, 16. Auguſt 1831.

Lege es mir nicht als eine beſondere Eitelkeit aus, theure Marie, wenn ich Dir die Cabinetsordre wieder abſchriftlich mittheile, die der Feldmarſchall auf ſeinen letzten Bericht erhalten hat. Ich ſchreibe Dir oft ſo verſtimmt und traurig, daß ich nur zu froh bin, auch einmal etwas einfließen laſſen zu können, was Dir Vergnügen macht.

„Indem ich Ihnen den Eingang Ihres 9. Geſchäftsberichts bekannt mache, bezeige ich Ihnen meine beſondere Zufriedenheit über die angemeſſene Abfaſſung deſſelben und billige vollkommen alle danach von Ihnen getroffenen Verfügungen."

Teplitz, 10. Auguſt.

Das iſt freilich nur eine ſehr ſchwache Würze in dieſer in ſo vieler Rückſicht niederſchlagenden Zeit; indeſſen wenn man an ſchwache Koſt gewöhnt iſt, ſo thun ein paar welke Lorbeerblätter auch ſchon Wirkung. Der Feldmarſchall ſagte, dieſe Cabinetsordre wäre bloß für mich geſchrieben, und ich kann ohne Affectation nichts depreciren, da, was gelobt wird, allerdings mir allein angehört. Es iſt ſchlimm, daß dieſe Zeichen der Allerhöchſten Zufriedenheit nicht im Januar oder März fallen, wo ſie doch vielleicht eine Frucht hervorgebracht hätten; bis dieſe Erntezeit der Belohnungen eintritt, hat man es vermuthlich ſchon wieder vergeſſen.

Sehr erfreulich und wahrhaft erquickend iſt mir ein Bericht geweſen, den der Feldmarſchall geſtern von Scharnhorſt erhalten hat über die den 8. bei Haſſelt ſtattgehabte Niederlage des belgiſchen Generals Daine. Ob ich gleich die Kriegserklärung des Königs der Niederlande ſo wenig für einen zweckmäßigen Schritt halte, daß ich ſie kaum verſtehe, ſo habe ich doch ein wahres Gaudium an dieſer

Digitized by Google

höchſt lächerlichen Déroute der inſolenten Belgier. Ihr werdet den Bericht wohl ſchon in der Zeitung haben; daher ſchreibe ich weiter nichts darüber. Das Einrücken der Franzoſen in Belgien wird es aber nun wohl zur unzweifelhaften Folge haben.

Auf dem polniſchen Kriegstheater geſchieht immer noch nichts. General Kreutz ſoll morgen den 17. bei der Brücke eintreffen und dann auch der Armee folgen; dadurch wird dieſe zwiſchen 80 und 90,000 Mann ſtark werden. Der Uebergang Rüdiger's oberhalb Warſchau wird auch erwartet, aber das ruſſiſche Hauptquartier weiß nichts von ihm, was in der ſehr ſchlechten Anlage ihrer Operationen liegt und große Nachtheile haben könnte, wenn die Polen nicht ihren Unternehmungsgeiſt ſchon ſehr verloren hätten. Unter den jetzigen Umſtänden bin ich übrigens ganz damit zufrieden, daß die Ruſſen nichts Entſcheidendes thun; denn mit jeder neu anrückenden Streitkraft wird der Erfolg ſicherer und zuletzt wird er ſelbſt ohne eigentliche Waffenentſcheidung bewirkt werden können . . . . . .

Sollten ſie mich, wenn der hieſige Auftrag beendigt iſt, wirklich wieder in der Breslauer Artillerie in eine Contumaz verweiſen? Ich glaube, doch nicht eher, bis man über Krieg und Frieden ganz im Klaren iſt, denn ſo lange ſie den Feldmarſchall nicht ganz bei Seite ſetzen, und das werden ſie wohl jetzt weniger als je thun, können ſie mich nicht entbehren; auch glaube ich, daß der König jetzt allenfalls ſelbſt etwas darauf gibt, mich ſo lange in Berlin zu wiſſen, wie die unruhigen Verhältniſſe dauern . . . . . .

Die franzöſiſchen Zeitungsartikel ſind nichts weniger als gut in Beziehung auf die belgiſche Sache; denn überall ſieht der Pferdefuß hervor. Sie machen eine Einleitung als wären ſie indignirt über den Gedanken einer Intervention, aber nur in der Idee, um zu zeigen, wie fehlerhaft es geweſen, Belgien nicht längſt mit Frankreich vereinigt zu haben. Es iſt die nämliche Art von Taktik, welche die Gazette beobachtet, wenn ſie liberalen Einrichtungen das Wort redet. — Grüße an die Mutter.

Poſen, 19. Auguſt 1831.

Ich habe mich über den engliſchen Courier nicht geärgert, wenigſtens nicht in Beziehung auf meinen Zeitungsartikel, im Fall

Digitized by Google

er es gewesen, der den Zorn des englischen Zeitungsschreibers erregt hatte. Ich weiß ja nichts von dem, was er sagt, und glaube auch nicht, daß er etwas sagen könnte, was mich beschämen würde, und nur so etwas könnte mich ärgern. Aber schwer ärgere ich mich darüber, daß jetzt die Zeitungsschreiber sprechen, als wären sie Minister und Cabinet, und daß dies auch halb und halb gegründet ist. Wenn man nun die Folgen davon sieht, wie z. B. in England, dem alten und natürlichen Verbündeten von Preußen, sich ein Gemisch von Feindseligkeit und Geringschätzung gegen Preußen ausbildet, wozu wir nicht die allerentfernteste Veranlassung geben, und daß dieses feindselige Gefühl bis nahe an das Cabinet streift, so muß man einen Zustand der Dinge beklagen, wo man solchen Elementen preisgegeben ist. Weil die Leute sich in einen falschen Enthusiasmus für die Polen versetzt haben, weil die Polen trotz aller Rodomontaden in ihrem leichtsinnigen Unternehmen scheitern, darum trampelt nun Alles mit den Füßen und möchte, wie die Kinder, seinen Zorn an dem Nächststehenden auslassen.

Bei uns geht soeben die Nachricht ein, daß ein Waffenstillstand zwischen den Russen und Polen geschlossen sei. Die Quelle ist aber zu schlecht, um daran zu glauben. Nach einer anderen besseren Quelle haben sich die Polen mehr gegen Warschau zurückgezogen und die Russen sind ihnen gefolgt. General Kreutz wird heute die Weichsel passiren; ich wollte, ich wüßte ihn erst bei der Armee, denn unmöglich ist es immer nicht, daß die Polen noch einen Angriff auf die russische Armee versuchen, und da sind diese 20,000 Mann mehr oder weniger keine gleichgültige Sache. Skrzynecki soll das Commando niedergelegt und Dembinski es übernommen haben. Rüdiger rückt gegen die Pilica*) vor; der Kreis schließt sich also jetzt ziemlich eng um sie und ich sehe nicht ein, wovon sie leben wollen. Die letzte Proclamation des Kaisers ist sehr schön und milde; ich glaube, sie wird eine gewisse Wirkung nicht verfehlen.

Was wird der König der Niederlande nun thun, nachdem 50,000 Franzosen in Belgien eingerückt sind und das Hexen-Pentagramm (auch Druidenfuß genannt) der fünf Mächte überschritten haben. Er muß machen, daß er davon kommt, wenn er nicht den kleinen

*) Nebenfluß der Weichsel.

moraliſchen Vortheil der échauffourées von Haſſelt wieder verlieren will. Ob die Franzoſen Belgien ſo ſchnell wieder räumen werden, ſteht dahin, und wenn ſie es nicht thun, ſo iſt die allgemeine Lage um ein gutes Stück verſchlimmert, und dieſer Verſchlimmerung ſtand keine Möglichkeit einer Verbeſſerung gegenüber. Das würde ich, wenn der König Wilhelm ein junger Herr wäre, einen coup de tête nennen; ſo aber iſt es ein coup sans tête.

Poſen, 20. Auguſt 1831.

Ob es gleich nicht erlaubt ſein ſollte, daß ich dieſelbe Belobungsſache zweimal auftiſche, ſo weiß ich zu gut, daß Du auf dieſe Dinge einen großen Werth legſt, und bin zu arm an anderen intereſſanten und erfreulichen Mittheilungen, um mich nicht über dieſen Skrupel hinwegzuſetzen. Heute iſt die Cabinetsordre wegen der bewußten Zeitungsartikel an den Feldmarſchall eingegangen.

„Ich habe den Aufſatz geleſen, wodurch in der Poſener Zeitung vom 21. v. M. die in der Warſchauer Zeitung aufgeſtellte Behauptung, daß den ruſſiſchen Truppen von dieſſeitigen Behörden mehrere Begünſtigungen zugeſtanden worden, widerlegt wird, und da ich erfahren, daß dieſer Aufſatz auf Ihren Befehl durch den Generalmajor von Clauſewitz entworfen iſt, ſo nehme ich Veranlaſſung, Ihnen nicht nur über deſſen ganzen Inhalt, ſondern auch über die Faſſung deſſelben Meine Zufriedenheit zu bezeugen.“

Berlin, den 15. Auguſt 1831.

Ich habe nicht geglaubt, daß der König deshalb eine beſondere Cabinetsordre erlaſſen würde, und darin muß eigentlich ein Hauptwerth des Lobes gelegt werden.

Von unſerem Kriegstheater iſt noch nichts Wichtiges eingegangen. Noch acht Tage und ich bin beruhigt über die etwa noch möglichen Unternehmungen der Polen; denn in dieſen Tagen muß der General Kreutz bei der Hauptarmee ankommen und Rüdiger ſich genähert haben. Dann ſind es über 100,000 Mann und ich halte eine wirkſame Unternehmung gegen ſie nicht mehr für möglich. Ebenſo unmöglich ſcheint es mir, daß ſie ſich in Warſchau mehr als einige Wochen halten.

Digitized by Google

In Frankreich haben sich die friedlichen Aussichten für den Augenblick hergestellt. Das letzte Journal des Débats enthält eine merkwürdige Rede des Herrn Thiers zur Vertheidigung der Minister, worin er der Kammer drei- bis viermal wiederholt, daß es unbesonnen gewesen sein würde, im jetzigen Augenblicke die Frage wegen der Vereinigung Belgiens und einer anderweitigen Gebietserweiterung aufzubringen; diese müsse bis zu einer gelegeneren Zeit verschoben werden. Ich denke, das Ministerium sagt dies den Kammern, so wie man den Kindern, wenn sie unartig sind, alles Mögliche für einen anderen Tag verspricht; aber schämen muß sich eine Regierung, die den Kammern dergleichen Versprechungen macht, die nothwendig von entgegengesetzten Erklärungen gegen die Cabinete begleitet sein müssen. Wichtiger ist mir ein anderer in dieser Rede vorkommender Umstand gewesen, daß nämlich der Herr Thiers rühmend sagt, die Armee sei auf 400,000 Mann gebracht. Früher hatte der Bericht des Marschalls Soult sie auf 5- bis 600,000 Mann angegeben. Ich habe fest daran geglaubt, weil ich dachte, vor den Kammern dürfte ein Minister in solcher Beziehung nicht ein unrichtiges Wort sagen; nun sehe ich, daß dem nicht so ist und daß die Franzosen auch Schwierigkeiten haben, eine solche Macht aufzustellen. Das beruhigt mich wesentlich.

Merkwürdig ist, daß das französische Ministerium uns einer Einmischung in den holländischen Krieg ganz nahe glaubt. Sie müssen sehr schlecht unterrichtet sein, uns so viel Ehre zu erweisen. Neulich sagte Jemand, die preußischen Waffen hätten nie mehr Ruhm geerntet wie jetzt; sie hätten die Polen bei Ostrolenka und die Belgier bei Hasselt geschlagen; denn in beiden Fällen hat man die schlimmen Erfolge der heimlichen Einmischung preußischen Militärs zugeschrieben.

Posen, 23. August 1831,
10 Uhr morgens.

Der Feldmarschall ist lebensgefährlich krank — ich bedarf aller Fassung, um Dir diese Zeilen zu schreiben. Er hat in dieser Nacht eine heftige Diarrhöe, mit einer Ohnmacht verbunden, bekommen. Um zwei Uhr rief er seine Leute, es wurden schnell die Aerzte, namentlich Gumpel, herbeigeholt; sie erkannten die Gefahr, daß die

Digitized by Google

Krankheit in die Cholera übergehen könnte, und wandten alle Mittel an; durch dieſe haben ſie die Diarrhöe auf der Stelle gehoben und die Gefahr der Cholera entfernt; aber es iſt ſeitdem eine Schwäche eingetreten, die jeden Augenblick einen Nervenſchlag erwarten läßt. Die Aerzte geben die Hoffnung noch nicht auf, aber die Gefahr iſt ſehr groß.

Ich ſchreibe jetzt nach Berlin, weil eine Staffette dahin geht, die die Nachricht doch verbreitet haben würde. Du erhältſt aber im Laufe des Tages noch eine Nachricht von mir.

Poſen, 23. Auguſt 1831,
½7 Uhr abends.

Es iſt keine Hoffnung mehr, theure Marie, und ich werde dieſen Brief wahrſcheinlich mit der Nachricht ſeines Todes ſchließen. Seit 2 Uhr liegt er in einem lethargiſchen Zuſtande und keine Medicin wirkt mehr. Daß er leidet, iſt nicht anzunehmen, auch hat er noch einiges Bewußtſein, aber ohne alle Geiſtesthätigkeit; er achtet auf keinen Menſchen mehr. In der Nacht um 3 Uhr hat er zum letzten Mal die Rede an mich gerichtet; ſeitdem liegt er immer in einem lethargiſchen Schlafe, der aber ſeit mittags 2 Uhr ſo zugenommen hat, daß auch die Aerzte ihm keine Aufmerkſamkeit abgewinnen können.

Ich bin wohl und ſuche Halt zu finden in dem Gedanken und Gefühle an mein theures, geliebtes Weib. Cl.

Noch lebt der Feldmarſchall, aber ich habe nicht die mindeſte Hoffnung und die Aerzte haben auch keine andere als weil er noch athmet. —

Wir ſchalten hier folgende Stelle aus Clauſewitz's Tagebuche über Gneiſenau's Krankheit, Tod und Beſtattung ein:

„Am 22. Auguſt befand ſich der Feldmarſchall ſchon unwohl, ohne etwas zu ſagen. Er hatte eine Stuhlabweichung, was ihm indeſſen oft begegnete, da er in der Regel am Gegentheil litt und dann durch Pillen ſich helfen mußte. In der Nacht um 11 Uhr erkrankte er förmlich und mußte vier- bis fünfmal aufſtehen. Das letzte Mal wurde er am Bette ohnmächtig, und nun erſt rief er nach

Digitized by Google

dem Erwachen ſeine Leute und ſandte ſie zum Regimentsarzt Krajewski, der dem hieſigen Cholera-Militär-Hospital vorſtand und ſich in Behandlung dieſer Krankheit einigen Ruf erworben hatte. Es war zwei Uhr nachts. Der Doctor erſchien etwa halb drei Uhr; ich wurde gleichfalls gerufen und fand den Doctor händeringend, mit der Erklärung, daß die höchſte Gefahr ſei. Er verlangte ſechs Mann von der Wache zum Reiben des Kranken; ich lief nach der Wache und von da zum Doctor Gumpert, dem Medicinalrathe der hieſigen Regierung, der ein ſehr geſcheidter, klarer und entſchloſſener Mann iſt. Der Feldmarſchall mochte ihn nicht, weil ein kleiner ruſſiſcher Doctor, der vom Kaiſer nach Warſchau geſchickt war, um dort die Cholera-Kranken zu behandeln, von der Regierung zurückgewieſen und ſehr geringſchätzig behandelt worden war. Dagegen hatte er eine Vorliebe für dieſen Krajewski, der ein unbedeutender Menſch war, weil er ſeinen Reitknecht Scholz an der Cholera mit Erfolg behandelt hatte. Da ich in keinem Falle zugeben konnte, daß er der Behandlung eines ſo unbedeutenden Mannes überlaſſen würde, ſo hatte ich früher ſchon mit dem Feldmarſchall davon geſprochen, daß in einem ſolchen Falle Gumpert gerufen würde, und halb und halb ſeine Einwilligung erhalten. Der Doctor Gumpert erſchien halb vier Uhr. Es hatte ſich unterdeſſen gezeigt, daß der augenblickliche Zuſtand nicht ſo gefährlich war, wie der Doctor Krajewski geglaubt hatte. Die auf der Stelle angewandten Mittel hatten den Durchfall geſtopft, und der Wadenkrampf, welcher ſich als der erſte Vorbote der Cholera eingefunden hatte, wurde durch ſpirituöſe Einreibungen beſeitigt. Gumpert billigte die angewandten Mittel und übernahm nun die Leitung der Kur, während Dr. Krajewski die Mittel adminiſtrirte und den Kranken fortdauernd beobachtete. Nach und nach hatten ſich die ſämmtlichen Umgebungen des Feldmarſchalls bei ſeinem Bette eingefunden. Er befand ſich bis vier Uhr in einem ziemlichen Zuſtande, war heiter und ſcherzte über die Cholera als Krankheit der Feldmarſchälle. Zwiſchen vier und fünf Uhr wurde er ſehr müde. Der Dr. Gumpert meinte, der Schlaf würde ihn erquicken, mehr als alle Medicin. Wir entfernten uns, er ſchlief ein. Dieſer Schlaf aber wurde durch eine Reihe von vier bis fünf Ohnmachten unterbrochen, die nach Verlauf von einer halben

Digitized by Google

oder ganzen Stunde wiederkehrten und jedesmal von einem Zucken der Gesichtsmuskeln begleitet waren. Der Dr. Gumpert fing an sehr besorgt zu werden. Er glaubte die Cholera förmlich entfernt zu haben, fürchtete aber, daß der Kranke bei seinen 71 Jahren nicht mehr die Kräfte haben würde, um diese Krisis zu überstehen. Er verordnete die Anwendung von Moschus. Ich erinnere mich auch nicht, daß der Arzt schon damals einen Nervenschlag vorausgesehen hätte; doch hat sich später gezeigt, daß diese Ohnmachten eben so viele Nervenschläge gewesen waren; denn der Schlaf wurde immer soporöser und der Kranke ist eigentlich nicht wieder zum völligen klaren Bewußtsein aus ihm erwacht. So dauerte der Zustand bis abends 11 Uhr, wo ein heftiges Röcheln eintrat, welches die Lähmung der Lunge ankündigte. Am 23. August nachts um ein Viertel auf zwölf Uhr endigte er. Bei dieser Todesart, welche ohne Leiden, aber auch ohne Bewußtsein war, hat er von keinem seiner Umgebungen, unter welchen sich sein ältester Sohn befand, Abschied nehmen können.

Die Theilnahme in der Stadt über diesen unerwarteten Tod eines der ausgezeichnetsten Männer der preußischen Monarchie war allgemein. Die große Humanität seines Wesens, besonders gegen die geringeren Stände, hatte ihm die allgemeine Liebe erworben. Am 25. wurde er in der Stille beigesetzt. Da er den Wunsch, nach seinem Tode nach Erdmannsdorf gebracht zu werden, öfters ausgesprochen hatte, so fand hier nur eine vorläufige Beisetzung statt. Die Gruft dazu wurde sehr glücklich in einer Redoute, dicht bei'm katholischen Kirchhofe angelegt, zwischen zwei Appareillen, und durch eine Vergitterung geschlossen. Zwei Geschütze, die zur Vertheidigung des ausspringenden Winkels dienten, bildeten zwischen Steinmassen die Schildhalter. Eine schönere Begräbnißstelle konnte einem Manne, wie er war, nicht zu Theil werden. Zwischen Gräbern und Zeichen der Andacht, zwischen Kanonen und Brustwehren ruht der Mann, der durch und durch eine soldatische Natur und dabei ein frommes Gemüth besaß.

Dem Könige zeigte ich den Tod des Feldmarschalls und sein Begräbniß in zwei kurzen Berichten an, in welchen ich ein paar Worte über seine Tugenden und sein Verhältniß zu ihm aufnahm.

Digitized by Google

In der Staatszeitung war nicht anders von ihm die Rede, als mit dem Artikel, der aus der Poſener Zeitung aufgenommen und aus meinem Bureau gekommen war. Die Armee mußte auf acht Tage Trauer anlegen.“

Kobylepole bei Poſen, 5. September 1831.

Da ſitze ich nun als Gefangener in einem verfallenen polniſchen Landhauſe, wo ſich zu der urſprünglichen Liederlichkeit die verweſende Kraft der Zeit und der Verwirrung geſellt hat; auch bin ich ganz ungewiß, wer mehr Recht auf meine Wohnung hat, das Heer der Mäuſe, was darin groß geworden, oder ich. Bei allem dem iſt Kobylepole gewiß noch eine der beſten Contumazen; ich habe wenigſtens ein Zimmer für mich und ein ſchattiger Park umgibt das Haus; wenn das Wetter ſchön bleibt, ſo wird uns dieſer von einem großen Nutzen ſein. Uebrigens werden wir hier in jedem Falle nur zehn Tage bleiben und dann entweder nach Glogau gehen oder vielleicht noch in eine zweite näher gelegene Contumaz wandern; denn der Merkel bewacht ſein Schleſien wie ein Cerberus und bildet ſich ein, daß, wenn die Cholera bis jetzt dort noch nicht weiter um ſich gegriffen hat, dies ſein Verdienſt ſei; es liegt aber offenbar darin, daß kein Fluß und mithin keine Schiffahrt von Polen nach Schleſien führt. Er hat mir geſchrieben, daß er nicht glaube, wie eine hier ſo weit von der ſchleſiſchen Gränze abgehaltene Quarantaine die hinreichende Sicherheit gäbe; ich habe darauf an Thile geſchrieben, daß er, bei der großen Schwierigkeit, die es hätte, von der Quarantaine aus das Armee-Commando fortzuführen, mit ſeiner Machtvollkommenheit dazwiſchen treten möchte. Darauf habe ich noch keine Antwort; ich fürchte aber, ſie wird abſchläglich ſein. . . .

Was übrigens der Welt, wenn auch nicht mir, noch auffallender ſein muß, das iſt das gänzliche Schweigen der Staatszeitung. Iſt der Tod eines ſolchen Mannes kein Staatsereigniß? War es nicht natürlich, die Zeitung vom 27. mit dieſer Trauerbotſchaft anzufangen? Muß die Staatszeitung eine Nachricht von ſolcher Wichtigkeit einer elenden Provinzial-Zeitung entlehnen? General Röder glaubt, daß wir mit unſeren Ausdrücken des Bedauerns den Widerſpruchsgeiſt

Digitized by Google

rege gemacht haben, und das ist ein Urtheil großer Menschenkenntniß. Damit Du nun aber nicht glauben mögest, ich hätte mich zu einer übel angebrachten Empfindsamkeit verleiten lassen, so will ich Dir diejenigen Ausdrücke meines Berichts wörtlich wiederholen, die vom Gefühle ausgegangen sind und an das Gefühl gerichtet waren. Im Eingange heißt es: „Ew. Königl. Maj. muß ich leider die mir so unaussprechlich schmerzliche Meldung allerunterthänigst machen" — und nun eine ganz einfache Erzählung des Geschehenen. Am Schluß: „Ob ich gleich weiß, daß es mir nicht ziemt, vor E. K. M. den Verlust auszusprechen, den Allerhöchstdieselben und das Vaterland an diesem heldenmüthigen und edlen Manne erleiden, so wird E. K. M. edles Herz es doch dem vieljährigen Freunde des Verewigten huldreichst nachsehen, wenn ich es mir nicht versagen kann, seiner auch in dieser Weise zu gedenken. Niemand von E. K. M. Unterthanen kann besser als ich die Gesinnungen der Treue, Liebe und Verehrung gekannt haben, womit er E. K. M. recht in der Tiefe seines edlen Herzens ergeben war." Ich frage Dich, ob in dieser Stelle etwas enthalten ist, was einen solchen dédain verdient hätte, wie in dem gänzlichen Schweigen des Königs liegt. Ich gestehe, daß ich diese Behandlung noch nicht verschmerzen kann. Ich bin zwar lange an des Königs Ungunst gewöhnt und weiß recht gut, daß bei uns ein Chef des Generalstabes niemals auf Dank und Anerkenntniß zu rechnen hat; aber ich habe doch, nach so vielen Aeußerungen der Zufriedenheit, geglaubt, daß ich etwas besser abschließen, daß sich meine Stellung gegen den König wenigstens nicht verschlimmern würde. Diese Berichte, die der König so sehr lobt, sind mein Werk; der Feldmarschall hat nie die kleinste Idee dazu angegeben; ich habe jedesmal die Sachen so dargestellt, wie ich sie angesehen, und den Feldmarschall dann gebeten, Alles zu streichen, was er anders ansehe; er hat nie die kleinste Aenderung gemacht, wie alle bei den Acten vorhandenen Concepte beweisen. Wenn nun der König dies auch nicht wissen kann und wenn es mir auch recht lieb ist, daß er das Hauptverdienst davon dem Feldmarschall zuschreibt, so durfte ich doch wohl erwarten, daß der König auch mir einigen Antheil daran zuschreiben werde, und ich will es nicht verläugnen, daß es mir schmerzlich ist, dabei so gänzlich zu verschwinden. Hätte unser

Digitized by Google

theurer Freund seine hiesige Stellung gesund wieder verlassen, so würde er der erste gewesen sein, dem Könige zu sagen, daß ich die Sachen allein gemacht habe, die so gelobt worden sind; denn jedesmal, wenn eine belobende Cabinetsordre kam, gab er sie mir mit den Worten: „Das ist ganz allein für Sie.“ Ich gestehe, daß sich ein solches Mißtrauen meiner Seele bemächtigt hat, daß ich aller Freudigkeit und alles Muthes zur Fortführung des Geschäftes entbehre. Ich erwarte, daß man jetzt den nehmlichen Bericht mit Unzufriedenheit aufnehmen und ganz anders finden wird. Doch genug und zu viel von mir! Du wirst mir diese Herzensergießung nicht als eine übertriebene Eitelkeit auslegen, geliebtes Weib; denn Du begreifst wohl, daß es einem gekränkten Herzen Bedürfniß ist, sich gegen einen Freund auszusprechen, und Du bist der einzige Freund, gegen den ich es kann und thue. Wir werden nun, was den Feldmarschall betrifft, sehen, ob etwas geschieht, was einer wirklichen Liebe und Theilnahme ähnlich sieht. Ich fürchte, der Brief an die Gräfin wird eine gewöhnliche Cabinetsordre sein, August wird nicht avancirt werden, die Pension der Gräfin wird nur nach vielen Bemühungen zu erhalten sein und von einer Erhaltung der Dotation in der Familie nicht weiter die Rede sein. Leider raubt mir eure Cholera die letzte Hoffnung, Dich in Glogau zu sehen, theure Marie; denn Du müßtest ja drei Wochen Contumaz halten und das wäre doch zu arg. Vielleicht ist die Sperre zwischen Berlin und Schlesien von keiner langen Dauer. Lebe wohl, geliebtes Weib. Nehmt Euch vor Diätfehlern und Erkältungen in Acht, das ist die beste Schutzwehr. Grüße an die Mutter, Bernstorff's ꝛc.

Der König hat sich bei Röder erkundigen lassen, warum der Feldmarschall auf dem katholischen Kirchhofe bestattet worden sei, nicht auf dem Garnisonskirchhofe. Einen solchen gibt es aber zur Zeit in Posen noch nicht.

Kobylepole bei Posen, 9. September 1831.

Wir befinden uns hier Alle körperlich wohl, und die frische Luft, die wir genießen, thut uns Allen gut. Ueber unsere weitere Verpflanzung schwebt immer noch Ungewißheit. Ich habe heute an General Witzleben geschrieben, daß, nachdem die Krankheit in Posen

Digitized by Google

so weit abgenommen, daß gestern, wie ich höre, gar keine neuen Erkrankungen vorgekommen sind, sie sich dagegen Glogau schon auf wenige Meilen genähert, es mir zweckmäßiger schiene, das Armee-Commando wieder nach Posen zu verlegen. Ich werde seine Antwort in jedem Falle hier abwarten. Bleibt man eigensinnig bei der Bestimmung, uns nach Glogau zu schicken, so werden wir den Vorzug in der Monarchie haben, die Krankheit zweimal in ihrem ganzen Verlaufe zu erleben; anstatt uns zu schützen, wie es doch wohl im ersten Augenblick die Idee war, wird man uns einer neuen Gefahr aussetzen. Ich für meinen Theil bin so voll Resignation, daß ich mich in Alles füge. Auch für die Führung des Geschäfts ist Glogau, wo keines der Generalcommandos ist und dessen Postverbindungen sehr wenig zahlreich sind, höchst unzweckmäßig und Breslau selbst wäre viel besser.

Vom Prinzen Wilhelm Bruder habe ich einen zwar nicht eigenhändigen, aber doch gewiß selbstverfaßten Brief, der so schön ist, daß ich ihn Dir abschreibe:

„Mit der tiefsten Betrübniß vernahm ich den Tod unseres hochverehrten Feldmarschalls, dessen Ruhm unvergänglich bleibt, so lange als man gedenken wird der großen Zeiten, darin wir lebten, und der verhängnißvollen Tage, deren Ausgang uns noch verborgen ist. Das Vaterland verlor, wie Sie ganz richtig bemerken, in diesem Sterne erster Größe ein nicht zu ersetzendes Kleinod, die Armee einen Führer, dem keiner an Erfahrenheit, Talent und Ruf in unserem Heere an die Seite zu stellen ist; der König selbst den aufrichtigsten, treuesten, uneigennützigsten Unterthan, wie Alle, die ihn kannten, ein Vorbild des Heldenmuthes und jeglicher Tugend. Wie sehr er Ihr Freund war, weiß ich und ehre Ihren Schmerz auch in dieser Hinsicht. Ich konnte mich ebenfalls des Wohlwollens dieses edlen Mannes rühmen, meines lieben Nachbars in den Sudeten. Es bleibt uns kein anderer Weg übrig, sein Andenken würdig zu ehren als demüthig und kräftig die Bahn betreten und darauf bleiben, die er festen Schrittes bis an sein Lebensende unwandelbar verfolgte. Mit vieler Achtung

Ihr sehr geneigter Freund."

Digitized by Google

Indem ich den Brief abschreibe, fällt es mir doch als wahrscheinlicher ein, daß nicht der Prinz, sondern Stolberg ihn abgefaßt hat. Nun, er läßt darum nicht weniger alle übrigen hinter sich. Prinz Karl äußert bloß ein ganz einfaches, steifes Bedauern. Wer gar nicht geantwortet hat, ist Müffling und — der Kronprinz. Dieser bleibt sich doch in solchen Dingen immer gleich. Gröben schreibt mir, der Kronprinz hätte mir durchaus selbst antworten wollen — und warum hat er es denn nicht gethan? Zwei Briefe hätten doch wohl eine Zeile Erwiederung verdient.

Gröben hat mit Thile wegen der Pension der Gräfin sprechen müssen; der Kronprinz will auch an den König selbst schreiben, um auf die eine oder die andere Weise die Möglichkeit zu erwirken, daß August Gneisenau wenigstens Erdmannsdorf erhalten kann. Er will dem Könige eine Berechnung vorlegen, was der Feldmarschall durch seine Entsagung dem Staate erspart hat — da wird er schön ankommen. Ich fürchte, bei allem dem kommt nichts Gescheidtes heraus. Da der Feldmarschall kein Testament hinterlassen hat, so geht das Vermögen in sieben Theile und folglich auch Alles, was der König noch etwa thun möchte — das führt also nie zum Zwecke. Die einzige Art wäre, wenn der König dem ältesten Sohne 50,000 Thlr. schenkte, damit er mit diesen und seinem Antheile an der Erbschaft im Stande wäre, eines der Güter zu erstehen und also eigenthümlich an sich zu bringen. Sprich hierüber mit Gröben und August, wenn dieser nach Berlin kommt. Ich würde selbst vorschlagen, die Pension der Mutter daran zu geben, um eine solche namhafte Summe zu erhalten; denn da die Mutter vermuthlich die Hälfte der ganzen Hinterlassenschaft erbt, so kann sie die Pension entbehren, wenn sonst etwas für den fortdauernden Wohlstand der Familie geschieht.

Prinzeß Louise hat mir einen für ihre Art sehr langen, unbeschreiblich herzlichen und rührenden Brief geschrieben.

Euer Aufenthalt im Hause der Prinzeß beruhigt und erfreut mich sehr. Grüße die Mutter herzlich, die Bernstorff's und alle Freunde!

Ich schreibe jetzt einen Condolationsbrief an die Gräfin. Ich gestehe, und Du wirst das begreifen, er wird mir sehr schwer; denn unsere Empfindungen treffen sich eigentlich in keinem Punkte, und da ist es denn sehr schwer, das Passende herauszufinden.

Digitized by Google

Posen, 11. September 1831.

Ich hoffe, Ihr habt Euch gehörig gefreut über die endliche und höchst glänzende Entscheidung der polnischen Sache. Es ist sehr viel werth für die Angelegenheiten Europa's, daß die Entscheidung so ausgefallen ist, weil es das politische Gewicht des russischen Reiches und seiner Waffen wieder hebt und den Franzosen einen Dämpfer aufsetzen wird. Obgleich die Armee sich noch nicht ganz gefügt zu haben scheint, so ist doch jeder fernere Widerstand unmöglich und es ist jetzt nur noch das Ausfegen zu besorgen. Bei dieser Gelegenheit könnte uns aber leicht etwas über die Gränze gefegt werden, und das wäre eine sehr unangenehme Begebenheit, weil es zu tausend Verwickelungen führen würde. Ich bin damit sehr beschäftigt und fühle dabei das Unangenehme meiner Stellung ganz. Halte mir nur den Daumen, daß die nächsten acht Tage gut vorübergehen, damit es heißt: Ende gut, Alles gut.

Die erste Frucht dieses herrlichen Sieges ernte ich selbst, denn so Gott will, wird man nun keinen neuen Oberbefehlshaber mehr ernennen, zu dem man ja den Prinzen August schon ganz allgemein bezeichnete. In dieser Voraussetzung habe ich es auch nicht mehr für nöthig gehalten, nach Glogau zu gehen. Da nun dadurch meine Contumaz unnöthig wurde, in diesem Augenblicke aber die Führung des Oberbefehls aus der Contumaz sehr bedenklich war, weil dabei viel versäumt werden konnte, ich auch in meiner Stellung die Sachen mit dem General Röder immer möglichst mündlich abzumachen oder wenigstens vorzubereiten suchen muß, so hat mich das Alles bewegen müssen, die Contumaz aufzugeben und hierher zurückzukehren. Ich war dazu um so mehr berechtigt, als der König mir damals durch Thile schreiben ließ, daß, wenn ich zu viel Schwierigkeiten dabei fände, die Geschäfte von der Contumaz aus fortzuführen, ich vor der Hand in Posen bleiben könnte. Alle diese Gründe habe ich in meinem gestrigen Berichte an den König vorgetragen. —

Keinen neuen Oberbefehlshaber zu erwarten zu haben und namentlich nicht den lieben Prinzen August ist mir eine wahre Herzenserleichterung; denn so schwierig meine Stellung ist, so hoffe

Digitized by Google

ich ſie doch durchzuführen, da es nur noch einige Wochen dauern kann, und ſich mit dem Prinzen Auguſt erſt neu einzurichten, wäre la mer à boire geweſen und zwar ein recht bitteres Meer.

Ach warum hat unſer lieber Feldmarſchall dieſe glückliche Wendung nicht erlebt — wie viel Freude würde ſie ihm gemacht haben! Unter uns geſagt, bedaure ich ſeinen Tod mehr, wenn wir im Weſten Frieden behalten, wie es jetzt das Anſehen hat, als ich es im entgegengeſetzten Falle gethan haben würde. Brach ein europäiſcher Krieg aus, ſo war ſein Ruhm ſehr gefährdet; ſchon zweifle ich ſehr, daß er den Befehl über eine Armee angenommen hätte, und ſchon das mußte den Glanz ſeines Rufes ſchwer beeinträchtigen, wenn es auch die ſchöne, edle Geſinnung ſtärker hervortreten ließ. Nahm er aber den Befehl an, ſo hätte ich für den Erfolg zittern müſſen. Im Frieden aber würde er ſeiner Familie gerade jetzt ſehr nützlich und dem Ganzen immer noch eine ſchöne Zierde geweſen ſein. Man würde ihm z. B. ſein Gehalt nicht wieder haben nehmen können und ſeine Rückkehr nach Berlin wäre doch mit neuen Beifallsbezeugungen und erhöhter Gunſt begleitet geweſen. Auch für mich würde ſich Alles anders geſtellt haben. Er würde dem Könige gewiß zu meinem Lobe geſprochen haben und ſchon aus Rückſicht für ihn hätte man mich nicht ohne ein Zeichen der Anerkenntniß laſſen können. Jetzt iſt die Schuld in den Schornſtein geſchrieben und ſowie man mir nach ſeinem Tode nichts geſagt hat als ein: „Scher' Dich nach Glogau", ſo wird man mir am Schluſſe dieſes ganzen Auftrages nichts ſagen als: „Scher' Dich nach Breslau". Ich habe in meinem Leben in allen Hauptſachen viel Glück gehabt, aber in ſolchen Dingen wieder Unglück. Nun man muß ſich darein finden und kann es leicht, wenn man mit Salomo ſagt: „Es iſt Alles eitel".

Ich denke, daß mein hieſiger Auftrag noch etwa vierzehn Tage dauern kann; dann werde ich wohl noch eine dreiwöchentliche Contumaz zu überſtehen haben, um nach Breslau zu kommen. Leider wird damit aber noch nicht der Zeitpunkt unſerer Wiedervereinigung bezeichnet ſein; denn bevor Ihr nicht mit der Cholera über den Berg ſeid, und Du wegen Deiner Mutter ganz beruhigt ſein kannſt, was doch wenigſtens noch auf zwei Monate hinauszuſchieben iſt, kann ich

Digitized by Google

nicht wünschen, daß Du Berlin verlassest. Ob Du alsdann auch noch eine dreiwöchentliche Contumaz zu überstehen haben wirst, um nach Breslau zu kommen, läßt sich nicht übersehen. Würde ich nach Berlin befohlen, so wäre das für unsere frühere Vereinigung ein großer Gewinn; allein ich muß selbst sagen, daß ich nicht weiß, was man in Berlin mit mir anfangen sollte, und die Weisung nach Breslau viel natürlicher und darum höchst wahrscheinlich finde. Auch verlangt mich in Bezug auf meine öffentliche Stellung gar nicht nach Berlin; es ekelt mich vielmehr Alles an.

Ich befinde mich ganz wohl, und da, wie Du aus den Zeitungen sehen wirst, die Cholera hier im Verschwinden ist, so hast Du wenigstens von der Seite für mich gar nichts mehr zu befürchten.

Posen, 12. September 1831.

General Borstell der erste hat mir aus Coblenz geschrieben, daß er beabsichtige, als ältester der commandirenden Generale, seine Collegen aufzufordern, im Namen der Armee den König um Erlaubniß zu bitten, dem Feldmarschall ein Denkmal auf seinem Grabe zu setzen. Er wünscht über diese Angelegenheit meine Meinung zu wissen. Da er voraussetzt, daß die Ueberreste des Verewigten definitiv hier bleiben, so ist er über den Platz nicht zweifelhaft; da sie aber nach Lomnitz gebracht werden müssen, so entsteht allerdings die Frage, wohin das Denkmal kommen soll. Conitz oder Erdmannsdorf geht bei dem ungewissen Besitze offenbar nicht. Ich finde Posen noch am geeignetsten, weil er hier in seinem Berufe und als Opfer desselben geblieben ist. Daß die Stadt halb polnisch ist, ist zwar schlimm, allein von der anderen Seite hat er sich durch seine edle Individualität bei den hiesigen Einwohnern ein so liebevolles Andenken erworben, daß sein Denkmal wahrscheinlich höchst geehrt sein würde. Ich habe also für Posen gestimmt. Er denkt übrigens die Beiträge nicht durch eine Collecte zusammenzubringen, sondern durch Procentabzüge des Gehalts der Generale und Stabsoffiziere. Das kann ich nur billigen; denn wenn sich bei einer solchen Collecte auch hin und wieder ein erfreuliches Zeichen von Enthusiasmus und Verehrung kund gibt, so muß man sich doch auch hie und da über das Zeichen des Gegentheils betrüben; es entsteht ein Treiben der Eitelkeit,

Digitized by Google

wodurch mancher zu unfreiwilligen Opfern gezwungen wird; der ohnehin ſo in Dürftigkeit lebende niedere Offizier wird mit belaſtet und man weiß am Ende doch nicht, worauf man zu rechnen hat.

So eben erhalte ich Müffling's Privatantwort auf meine ihm gegebene Privatnachricht von den näheren Umſtänden der Krankheit und des Todes; ich werde ſie Dir mit nächſter Poſt ſchicken; denn ſie iſt die bedeutendſte von allen Aeußerungen über den Verluſt, den wir erlitten haben. Grüße an die Mutter, Bernſtorff's u. ſ. w.

Die Verſicherungen des Generals Thile beruhigen mich in Beziehung auf den Feldmarſchall, aber in Beziehung auf mich nicht im mindeſten. Indeſſen danke ich Dir ſehr für dieſe Mittheilungen; es iſt mir lieb, daß ſie wenigſtens wiſſen, wie hart und geringſchätzig man mit mir umgegangen iſt; denn an Thile und Witzleben habe ich kein Wort darüber fallen laſſen; bloß gegen Gröben habe ich mein Herz ausgeſchüttet.

Poſen, 16. September 1831.

Die Ernennung des Generals Kneſebeck war mir ein Donnerſchlag aus heiterer Höhe; denn Du wirſt aus meinen Briefen geſehen haben, daß ich hoffte, über dieſen Berg hinweg zu ſein. Dabei haben ſie im Cabinet wieder die gewöhnliche Rückſichtsloſigkeit gehabt. Die Cabinetsordre war vom 8. und ich erhielt ſie den 15., mit ihr zugleich aber trat der General Kneſebeck in's Haus. Du kannſt denken, daß das nicht angenehm iſt; denn man hat doch manches vorzubereiten, um eine Ueberſicht des Geſchäfts zu geben. Zum Glück bin ich ſehr expeditiv und habe einige in dieſem Punkte ſehr gute Hülfe. General Kneſebeck war ſehr cordial und herzlich, wie denn das überhaupt ſein Weſen iſt — das Mißtrauen, was zwiſchen uns beſtanden hat, fühlte er wohl, mußte in dem Augenblicke beſeitigt werden; denn ganz neu in dem Geſchäfte, in allen Verhältniſſen, ſelbſt bei den Truppen, hatte er ſehr das Bedürfniß, ſich auf mich zu ſtützen, wenigſtens für die erſte Zeit. Er war alſo als wenn wir uralte Freunde wären und ſeitdem hat er nichts gethan als meine Arbeiten und den vortrefflichen Gang der Geſchäfte gerühmt. Wir ſtehen alſo ſehr gut mit einander. Nichts deſto weniger iſt es mir ſchrecklich, mit einem Anderen dieſelbe Sache zu treiben, vor

allen Dingen aber, mich mit ihm an denselben Tisch zu setzen, wo wir mit dem Feldmarschall oft so fröhlich waren. Es verbittert mir dies Gefühl Essen und Trinken. Nun, il faut passer par là und ich denke, es wird nicht über ein paar Wochen dauern.

Die polnische Armee will in die von Krukowiecki abgeschlossenen Bedingungen nicht eingehen; es wird sehr viel parlamentirt; indessen bleibt die Ungewißheit und wir müssen auf die Schweinereien gefaßt sein, die daraus hervorgehen können. Auch machen wir Anstalten, als ob es Hals und Kragen kosten sollte. Aber wenn man eine Gränze von der Memel bis zu den Karpathen zu decken hat, reicht es natürlich nirgends hin und man erscheint überall wie ein Lump.

Posen, 21. September 1831.

Daß ich mich wohl befinde, brauche ich wol nicht ausdrücklich zu sagen; daß es mit dem General Kneseбeck gut geht, wird Dir wichtiger sein. Er ist ungeheuer ängstlich und besorglich; das ficht mich nicht an und macht bloß, daß ich in Kleinigkeiten sehr exact sein muß. Uebrigens ist er fortdauernd sehr freundlich, natürlich und zutrauensvoll, lobt meine Arbeiten und wundert sich über die Schnelligkeit, mit der ich sie mache. Sogar seine französischen Briefe an Paskewitsch und Toll habe ich ihm corrigiren oder vielmehr umschmelzen müssen. Das that aber auch sehr Noth — ich hätte geglaubt, daß er darin weiter wäre. Es geht also, wie Du siehst, recht gut — nur eine gewisse Philisterei, die oft durchblickt, widert mich an, weil sie so durchaus unsoldatisch ist — indessen man muß sich in die Eigenthümlichkeit Anderer zu schicken wissen; ich habe es ja am Rhein mit einem ganz anderen Philister zu thun gehabt. Ich wüßte doch keinen, den ich lieber gehabt hätte, und damit muß ich mich trösten.

Die Begebenheiten auf dem Kriegstheater scheinen der Beendigung sich zu nähern, wenn die heute eingegangene Nachricht wahr ist, daß Romarino in Galizien Schutz gesucht hat. Sie ist zwar von Rüdiger's Hauptquartier gemeldet; allein da dieser nicht gegen Romarino commandirt, sondern es nur durch die Meldung eines Offiziers hatte, der von ihm über die Weichsel geschickt worden war, und in den Umständen, welche angegeben werden, einige Unwahr-

Digitized by Google

ſcheinlichkeit war, ſo befürchte ich noch, daß die ganze Nachricht falſch ſei oder daß Romarino die Abſicht haben könne, durch Galizien, wo er faſt gar keine öſterreichiſchen Truppen findet, über die Sau und die Weichſel nach dem Sandomir'ſchen zu gehen und ſich mit Rozicki zu vereinigen. Hätte er wirklich in Galizien die Waffen geſtreckt, ſo würde das auf den Entſchluß der ſogenannten Hauptarmee bei Modlin Einfluß haben. Dieſe iſt noch 14—15,000 M. ſtark und ſcheint ſich nach unſeren Kundſchafter-Nachrichten in einem großen Zuſtande der Auflöſung zu befinden. Gleichwohl thut Paskewitſch nichts und ſteht vor ihr wie der Hund vor dem Volk Hühner. Wer dies begreift, iſt geſcheidter als ich. Dieſer Feldzug ſoll mit Unbegreiflichkeiten geſpickt ſein von Anfang bis zu Ende. Dieſelbe Armee, welche zwei Tage hindurch die polniſchen Linien beſtürmt und zuletzt erobert, läßt einem zerrütteten Haufen von 15,000 Mann Zeit, ſich von ſeinem Schrecken zu erholen und die alte inſolente Sprache wieder anzunehmen. Unſer Kundſchafter, der in Sacrezyn geweſen, wo der Sitz der Regierung iſt, ſagt, man hätte keinen Begriff von der Wirthſchaft, die da wäre, von dem Wirren, von der ungeheuren Theuerung aller Bedürfniſſe, dabei aber viel Geld und die prahleriſcheſten Hoffnungen und Phantaſieen. So vergeuden ſie den letzten Heller des öffentlichen Schatzes und ſchieben durch ihre kindiſchen Prahlereien den Karren immer tiefer in den Dreck. Sie haben Modlin angeboten, wenn man ihnen die Woywodſchaften Lublin, Sandomir und Krakau einräumen will. Hat man je ſolche Abgeſchmacktheit geſehen? Sind das nicht die echten Polen? Aber wer begreift die Ruſſen, die das Alles ſo gelaſſen anhören und anſehen? Der General Miezielski iſt hier angekommen, andere der vornehmeren Rebellen bei Thorn, Czartoryiski ſoll in einem Kahne die Weichſel paſſirt haben, um ſich zu retten; wo? iſt nicht geſagt; er mit Skrynecki waren bei der Armee von Romarino. In jedem Falle wird die Sache in kurzem ihr Ende erreichen.

Ueber dieſe Ausſicht würde ich ganz vergnügt ſein, wenn mich nicht eines von neuem tief bekümmerte und erbitterte — Auguſt Gneiſenau iſt nicht avancirt. Ich habe alſo in allen meinen Vorausſetzungen Recht gehabt, und der König hat nicht nur den Feldmarſchall mit Ungunſt angeſehen bis an ſein Ende, ſondern er ſcheute ſich auch

nicht, es vor der Welt zu zeigen — das verwinde ich in meinem ganzen Leben nicht, über diesen Berg komme ich nie hinweg. Es bleibt also nichts übrig, als alle einigermaßen tröstlichen Bilder der Zukunft fahren zu lassen und sich in seine eigene Bitterkeit zu vergraben. Es würde mir ungeheuer schwer werden, meine Gefühle zu verbergen, wenn mir mein Stolz nicht zu Hülfe käme. So oft die Rede davon ist, wende ich mich schweigend weg, denn ich finde Niemand, der die Empfindungen meines empörten Herzens ganz verstände.

Indem ich diesen Brief wieder überlese, finde ich, daß ich Dich, mein geliebtes Weib, nicht ein einziges Mal darin angeredet habe. Es ist doch nicht, daß sich meine ganze Seele nicht zu Dir hingezogen fühlte und sich sehnend meine Blicke zu Dir richteten. Ueber diesen Gegenstand kann ich ja nur mit Dir sprechen; Deine Milde wird mir ein beruhigendes Gefühl geben, mich von der Herzlosigkeit abwenden zu Deinem tiefen Herzen.

Nach eben eingegangenen Briefen aus Warschau scheint Modlin jetzt sich ergeben zu wollen. Wenn das ist, und die Armee in Folge davon nach Plock abzieht, so kann die Sache höchstens noch zehn bis zwölf Tage dauern und in etwa drei Wochen kann ich in Breslau sein. Wie nahe dadurch der Zeitpunkt unserer Vereinigung rückt, wirst Du besser übersehen können als ich.

Wir schließen diesem Abschnitte die folgenden drei politischen Aufsätze an, welche von Clausewitz während seines letzten Aufenthaltes in Berlin vor der Abreise nach Posen verfaßt wurden:

1) die Verhältnisse Europa's seit der Theilung Polens;
2) die Zurückführung der vielen politischen Fragen, welche Deutschland beschäftigen, auf die unserer Gesammt-Existenz;
3) über einen Krieg mit Frankreich.

Auch diese Aufsätze bekunden die gediegenste Sachkenntniß, das in politischer und strategischer Hinsicht gründlichste Urtheil und die überzeugendste Logik in der Gedankenentwickelung, durch welche sich

Digitized by Google

alle Schriften des Verfaſſers auszeichnen, und legen überdies ein ſchönes Zeugniß von der warmen Vaterlandsliebe ab, von welcher ſich ſein Herz namentlich in Zeiten drohender Verwickelungen erfüllt zeigte. Mögen dieſe Aufſätze auch für unſere Zeit ein unmittelbar praktiſches Intereſſe nicht mehr in Anſpruch nehmen können, da die Machtſtellung Preußens, die erfolgte Einigung Deutſchlands, die veränderte Organiſation unſerer Armee als gewichtvolle Momente für ein verändertes Räſonnement hervortreten, auch wohl die politiſchen Conſtellationen ſowie die muthmaßlichen Verbindungen der Mächte eine weſentlich verſchiedene Beurtheilung erfordern würden; ſo iſt ihnen doch, aus dem Geſichtspunkte der Zeit betrachtet, in welcher ſie geſchrieben wurden, ein bleibender Werth geſichert und ſie werden unſeren Leſern hoffentlich ſchon darum willkommen ſein, weil ſie unzweifelhaft zu Clauſewitz's letzten literariſchen Arbeiten gehören.

I.

Die Verhältniſſe Europa's ſeit der Theilung Polens.

Die Verhältniſſe Europa's haben ſich ſeit der Theilung Polen's weſentlich verändert; aber nicht, wie man gewöhnlich behauptet und wie einer dem anderen nachſpricht, durch dieſe Theilung, ſondern durch die mit ihr gleichzeitige Entwickelung der neueren franzöſiſchen Ueberlegenheit. Polen war ſeit Johann Sobiesky's Tode eine ſolche Null in dem europäiſchen Gleichgewichte, daß ſein Verſchwinden aus der Staatenreihe an ſich gar keine Wirkungen auf daſſelbe hervorbringen konnte; es wurde nur mittelbar wichtig, inſofern ſich vorausſehen läßt, daß das neue Frankreich aus dieſer nordiſchen Macht ein Unterſtützungsgewicht für ſich gemacht haben würde. Fragen wir nun vor Allem, ob Europa eines ſolchen Gewichtes bedurfte.

Zur Zeit Ludwig's XIV., als Frankreich zuerſt mit ſeiner natürlichen Ueberlegenheit auftrat und auf die Nachbarſtaaten drückte, war Deutſchland noch nicht in dem Maße bedroht wie jetzt. Spanien, ganz Italien, die Niederlande und England gehörten dem antifran-

zösischen Systeme an, und Polen war ohnmächtig, auf eine europäische Stellung gar nicht angewiesen. Es konnte also für uns Deutsche damals in dem Bestehen Polens nicht die Gefahr liegen, welche jetzt aus seiner Wiederherstellung hervorgehen würde. Nach Ludwig XIV. war Frankreich etwa achtzig Jahre lang in den Händen schwacher und friedliebender Regierungen und schien den Plan einer Vorherrschaft über den Continent aufgegeben zu haben. Damals war die Verbindung zwischen Polen und Frankreich, wenn auch nicht unbedeutend, doch auf geringfügige Gegenstände gerichtet. Gleichwohl ist es schon damals hundert- und abermals hundertmal zur Sprache gekommen, daß Polen der natürliche Verbündete Frankreichs sei. Dieses ganz natürliche Verhältniß war also damals wirkungslos.

Wenn nun jetzt eine ganze Menge von Menschen selbst in Deutschland die Wiederherstellung Polens bloß aus moralischen Gründen wünschen und sich wegen der politischen bei dem Gedanken beruhigen, daß Polen ja ehemals dagewesen sei, ohne Deutschland zu gefährden oder zu bedrängen, so ist es, weil sie den Zustand von Europa nicht in's Auge fassen. Ein Blick auf diesen sollte ihnen jene Beruhigung wenigstens nehmen.

Und wie steht es nun mit den moralischen Gründen, aus welchen die Wiederherstellung Polens gewünscht wird?

Es wird uns Niemand überreden, wie hoch er auch in Wissen und Urtheil stehe, daß er im Stande sei, die großen, Jahrhunderte und Jahrtausende umfassenden Verwickelungen der Völkergeschichte, wie die Hand der Vorsehung sie nach einem uns unbekannten, höchstens dunkel geahnten Ziele leitet, mit seinem Blicke zu umfassen und das moralische Gesetz anzugeben, nach welchem das höchste Wesen sie ordnet. Was wir von dieser Völkergeschichte und Entwickelung übersehen, ist eine kleine Spanne, und nur das kann uns über das Schicksal des menschlichen Geschlechtes beruhigen, wenn wir so oft Völker und Staaten zur Einheit und Selbstständigkeit sich entwickeln und dann wieder untergehen sehen. — Wollen die philosophischen Politiker unserer Tage eine Revision aller Völkerprozesse vornehmen und Rechenschaft fordern, warum so viele Völker, die einst selbstständig waren, als solche untergegangen sind und sich in andere verschmolzen haben, dann müssen sie die Vorsehung selbst vor

Digitized by Google

ihren Richterſtuhl ziehen. Und wenn das eine Abſurdität iſt, warum wollen ſie mit dem polniſchen Reiche gerade anfangen d. h. warum wollen ſie die Theilung dieſes Landes und ſeinen Untergang als Staat aus einem moraliſchen und nicht aus einem hiſtoriſch-politiſchen Geſichtspunkte betrachten? Sagen wir es nur gerade heraus: es hat mit dieſem moraliſchen Standpunkte der polniſchen Reſurrectionsfrage nicht ſeine Richtigkeit. Es iſt dieſe Tendenz der öffentlichen Meinung nichts als eine Mode-Anſicht, welcher mehr ein äſthetiſches als ein moraliſches Prinzip zum Grunde liegt. Man gefällt ſich in dieſem Enthuſiasmus, wie man ſich in dem vom Trauerſpiele erregten Schmerze gefällt, und die Leute geben ſich dieſer Erholung hin, weil ſie glauben, es koſtet ihnen nichts, weil ſie immer nur zwei Schauſpieler ſehen, Ruſſen und Polen, die durch das Proſcenium von ihnen getrennt ſind, weil ſie nicht ahnen, daß ſie mitſpielen, ja daß ſie das ganze Schauſpiel zu bezahlen haben werden.

Wenn auch die Rolle der deutſchen öffentlichen Meinung die Frankreichs nicht in dieſem Maße ſtreift, ſo kann doch kein verſtändiger Menſch in Abrede ſtellen, daß es Thorheit iſt, in einem ſolchen Augenblicke wie der gegenwärtige ſich einer Mode-Anſicht, ſtatt ſelbſt nachzudenken, hinzugeben, mit Ideen zu ſpielen, an welche die höchſten Intereſſen des Vaterlandes geknüpft ſind, und ſich in einem falſchen Enthuſiasmus zu verbeißen, um darüber des wahren unfähig zu werden.

Die Wiederherſtellung Polens berührt Deutſchland zunächſt, weil es zwiſchen den Polen und Franzoſen mit ſeiner beiden Völkern ganz fremdartigen Nationalität inne ſteht, aber ſie iſt zugleich eine ganz europäiſche Frage. Polen kann nur auf Unkoſten von Oeſterreich und Preußen wiederhergeſtellt werden, und würde nach ſeiner Wiederherſtellung unaufhörlich auf dieſe beiden Mächte drücken. Was liegt nun Alles in dieſer doppelten Beziehung?

Oeſterreich würde von ſeiner Staatsmaſſe vier Millionen verlieren; Oeſterreich aber iſt in Gefahr, in Italien ſechs andere Millionen einzubüßen, wenigſtens wird es gewiß von denſelben Stimmen und aus demſelben Grunde dazu verurtheilt werden, und, was noch viel mehr iſt, dieſelben Umſtände, welche dieſen Staat zu einer der beiden Actionen zwingen könnten, würden ihn auch zu der anderen zwingen, ſo daß der Cauſal-Zuſammenhang zwiſchen beiden Ereigniſſen nicht

zu leugnen ist. Wäre aber die Oesterreichische Monarchie um zehn Millionen geschwächt, so würde sich auch nach und nach das Verhältniß Ungarns zu derselben anders stellen, und es ist nichts weniger als eine Uebertreibung, wenn man sagt, daß dieser Resurrections-Grundsatz die Oesterreichische Monarchie in ihren Grundvesten erschüttern würde.

Mit Preußen sieht es noch viel schlimmer aus. Es würde die Million Einwohner seines Großherzogthums Posen kaum abgetreten haben, so würden die westpreußischen Provinzen nebst Danzig gefordert werden und das mit eben dem Rechte, mit welchem man das Großherzogthum zurückfordert. Dann wäre das Herzogthum Preußen von den übrigen Landen getrennt, und da es einmal ein polnisches Lehen war, auch ein großer Theil seiner Einwohner den Polen und Litthauern sprachverwandt ist, so begreift man, welch ein unsicherer Besitz dieses Herzogthum für Preußen ferner sein würde.

Dies wären die unmittelbaren Folgen des Restitutionsactes; an diese knüpfen sich die mittelbaren an. Jeder Krieg, den Oesterreich und Preußen mit Frankreich hätten, würde von einem Kriege mit den Polen begleitet sein, die durch französisches Geld, französische Intriguen (denn die Intrigue ist das einzige, was in Frankreich die Revolution überlebt hat) jedesmal dazu angeregt sein würden. Wenn wir uns nun auch dieses neue Polen als nicht sehr mächtig und dabei immer noch von Rußland bedroht denken, so wird es doch im Stande sein, auf beide Staaten einen Druck auszuüben, welcher einen Theil ihrer Kräfte dem Kriege gegen Frankreich entzieht und die freie Muskelbewegung lähmt. Nach Oesterreich hin würden die Polen auf das immer etwas angeregte Ungarn wirken; Preußen aber würde sich in dem Lande zwischen Weichsel und Oder niemals behaupten können, sondern seine Vertheidigung hinter der Oder, also zwölf Meilen von seiner Hauptstadt, einrichten müssen. Denn das Land zwischen Oder und Weichsel ist von der einen Seite ganz ohne Terrain-Abschnitt und mit Ausnahme des kleinen Colberg wäre es auch ohne Preußische Festungen; von der anderen enthält es mit Ausnahme von Posen und Danzig, die beide befestigt sind, keinen namhaften Ort, so daß auch nicht einmal ein glücklicher Offensivstoß zu einem Resultate führen könnte, was für die Vertheidigung des

Digitized by Google

Ganzen brauchbar wäre. Eines Viertheils ſeiner Unterthanen und eines Drittheils ſeiner Oberfläche beraubt, müßte dieſer verſtümmelte Kämpfer, während er mit dem Schwerte ſeines rechten Armes einen hundert Meilen weiten Ausfall gegen Frankreich zu thun hätte, mit der linken den Schild dicht über ſeinem Haupte halten.

Kann nun irgend ein vernünftiger Menſch glauben, daß das Intereſſe Europa's es ſo fordere? Kann namentlich England dies glauben, deſſen öffentliche Meinung ſich jetzt den Polen ſo ſtark zuwendet? Wer iſt denn in Europa der natürliche Gegenſatz von England? Doch wohl Frankreich; es wäre wenigſtens ſchwer, einen anderen zu nennen. Oder meinen die Philoſophen, daß es eines ſolchen Gegenſatzes nicht bedarf? Das wäre ſehr unphiloſophiſch, denn die ganze phyſiſche und geiſtige Natur wird durch Gegenſätze im Gleichgewichte erhalten. Oder ſuchen ſie die Gegenſätze in den politiſchen Principien; wollen ſie den ſogenannten Liberalismus des Weſtens dem ſogenannten Despotismus des Oſtens entgegenſtellen? Aber das iſt eine Glaubensſache und als ſolche ſo gut wie die Glaubensſache der Reformationszeit von den die äußere Sicherheit der Staaten bedingenden Verhältniſſen getrennt zu denken. Wenn politiſche und religiöſe Grundſätze und Meinungen auch gewöhnlich mit den materiellen Intereſſen und der äußeren Sicherheit in Verbindung treten, ſo können ſie doch niemals als ſtellvertretend für dieſe gebraucht werden. Geſetzt, der ſogenannte Despotismus wäre ganz verſchwunden, alle Völker ſo frei und glücklich wie Paris jetzt iſt und Dresden noch vor wenigen Monaten war, würde darum überall zwiſchen den Völkern ein idylliſches Friedensverhältniß walten und der Streit der Intereſſen und Leidenſchaften ſchweigen, welcher die äußere Sicherheit der Völker ſtets bedroht? Natürlich nicht. Wir können alſo die Gegenſätze der Völker nicht in Maximen ſuchen, ſondern in der ganzen Summe ihrer geiſtigen und materiellen Verhältniſſe zu einander, und darüber iſt es wohl rathſam die Geſchichte zu befragen. Dieſe lehrt, daß England, mit Ausnahme weniger Jahre, die nicht die rühmlichſten ſeiner Geſchichte ſind, das feindſelige Princip ſeiner Größe und Machtentwickelung ſtets in Frankreich gefunden und bekämpft hat. Und dieſen Kampf hat es nur auf dem Meere unmittelbar geführt, auf dem europäiſchen Continent aber

Digitized by Google

durch den Beistand, welchen es den europäischen Mächten geleistet, so oft diese von dem übermächtigen und übermüthigen Frankreich bedroht waren. Diese Mächte aber sind in der jetzigen Zeit vor allen Dingen Oesterreich und Preußen, nächstdem aber Rußland. Wie käme nun England dazu, in der Schwächung einer dieser Mächte sein Interesse zu finden, geschweige denn in der Schwächung aller drei?

Wir heben England unter den europäischen Staaten besonders heraus, weil es gar zu widersinnig ist, in diesem Lande eine öffentliche Meinung sich bilden zu sehen, welche indirect für die Größe Frankreichs schwärmt.

Wenn wir aber fragen, inwieweit das übrige Europa bei der Herstellung des polnischen Reiches interessirt ist, so müssen wir natürlich dies nur auf die äußere Sicherheit und Unabhängigkeit der Staaten und nicht auf die Interessen und Wünsche derjenigen Parteien beziehen, welche durch Hülfe der französischen Bajonnette eine totale Veränderung des gesellschaftlichen Zustandes herbeiführen wollen. Handelt es sich um den ersten Punkt, so kann nur gefragt werden, welche von den beiden Parteien, die auf dem Continent einander gegenüber gestanden haben, seit 1789 am meisten geneigt und geeignet ist vorzuherrschen und dadurch die Freiheit der anderen zu beschränken — Frankreich auf der einen oder Oesterreich, Preußen und Rußland auf der anderen Seite? Die Jahrbücher dieses Zeitraumes beantworten diese Frage hinlänglich. Seit den Friedensschlüssen mit Preußen und Spanien 1794 hat Frankreich prädominirt, wie eben diese Friedensschlüsse und Alles, was ihnen gefolgt ist, hinreichend beweisen. Nach und nach ist diese Vorherrschaft unter Bonaparte zur Alleinherrschaft übergegangen und Europa hat vierzehn Jahre lang seinen Nacken unter dem Fuße Frankreichs gebeugt. In den Jahren 14 und 15 ist urplötzlich das entgegengesetzte Verhältniß eingetreten, aber auf welche Weise? Nur als Reaction einer vierzehnjährigen Knechtschaft, welche alle Gemüther empört hatte, als Folge einer Kraftüberspannung Frankreichs, welche die beispiellose Niederlage des Jahres 1812 herbeiführte, und nur durch Hülfe eines allgemeinen Kreuzzuges aller europäischen Völker gegen den gemeinschaftlichen Feind. — Während also Frankreich nichts bedurfte als seine eigene Kraft, seine Centralstellung in Europa, seine vortheilhaften Gränzen, seine Einheit, seinen

Digitized by Google

kriegeriſchen Geiſt und einen ausgezeichneten Feldherrn, um Europa zu unterjochen, hat es für Europa einer vierzehnjährigen Prüfung und der außerordentlichſten Umſtände und Verhältniſſe bedurft, um dieſes Joch abzuſchütteln und ſeiner Seits eine gebieteriſche Stellung gegen Frankreich anzunehmen. — Und doch, wie verſchieden ſind die Ergebniſſe dieſer gegenſeitigen Ueberwältigung geweſen! Frankreich hat keine Scheu getragen, in ſeiner vorſchreitenden Bewegung bei jedem neuen Friedensſchluſſe neue Länderabtretungen zu begehren, die älteſten Bande der Staaten und Völker zu zerreißen, die willkürlichſten und ephemerſten Staaten-Schöpfungen hinzuſtellen, den empörendſten Verrath mit der Gewalt zu verbinden. Dagegen haben die verbündeten Mächte dem niedergeworfenen Frankreich nichts genommen, als den Raub, welchen es ſeit der Revolution an anderen Ländern begangen; ſie haben ihr Eigenthum zurückgenommen; aber ſie haben nicht ſtark genug zu ſein geglaubt, um Frankreich ſelbſt zu verkleinern und ihm auch nur die Provinzen zu nehmen, die es im ſiebzehnten Jahrhundert durch die erſten Schritte in ſeiner Eroberungsbahn an ſich gebracht hatte. Sie hätten es für den Augenblick unſtreitig vermocht, aber die Mächte haben ſich geſcheut, dem nach allen ſeinen Verhältniſſen ſo ſtarken Frankreich ein zu heftiges Prinzip der Reaction einzuimpfen; ſie haben es vielmehr durch eine beiſpielloſe Mäßigkeit mit ſeinen Königen, mit ſich ſelbſt, mit Europa verſöhnen wollen. Dies iſt der eigentliche Grund der gegen Frankreich angewandten Mäßigkeit, und der in den Friedensacten angegebene: „il faut que la France soit forte“ kann nur als eine Phraſe betrachtet werden, welche für die Franzoſen eine Captatio, für die verbündeten Cabinette eine Maskirung des wahren Motivs ſein ſollte. — Was folgt aber aus dem wahren Motiv jener Mäßigung? Daß ſelbſt das entwaffnete, niedergeworfene Frankreich in ſeiner Eigenſchaft als ein ſehr homogenes, ungetheiltes, wohlgelegenes, gutbegränztes, reiches, kriegeriſches und geiſtreiches Volk niemals aufhört, die Mittel in ſich zu bewahren, welche ſeine Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit für die Dauer ſichern, daß es dieſe, wenn es ſich zu thörichten Unternehmungen verleiten läßt, auf einen Augenblick verlieren kann, aber immer gewiſſermaßen von ſelbſt wieder dazu gelangen wird.

Dies Resultat ergibt sich nicht bloß aus der Geschichte der letzten vierzig Jahre, sondern aus der ganzen Geschichte Frankreichs, seit es zur Einheit einer homogenen Monarchie gelangt ist. Weder die früheren Bündnisse und Anstrengungen Spaniens, Deutschlands, Englands und der Niederlande, noch die späteren Oesterreichs, Preußens, Englands und Rußlands haben den Fortschritt Frankreichs aufhalten können. Die Ursache liegt unstreitig darin, daß den eben genannten eigenthümlichen Vortheilen Frankreichs bei seinen Gegnern in vielen Beziehungen die entgegengesetzten Verhältnisse gegenüberstehen. Getrennte Länder mit getrennten Interessen, die erst zu einem verschmelzen, wenn die Gefahr den höchsten Punkt erreicht hat und es schon zu spät ist; das in seiner politischen Einrichtung so äußerst schwache, in seinen Richtungen so sehr getheilte deutsche Reich; dabei ein anderer Feind, Türkei, Polen, Schweden, im Rücken, wodurch die Kräfte getheilt wurden.

2.

Zurückführung der vielen politischen Fragen, welche Deutschland beschäftigen, auf die unserer Gesammt-Existenz.

Es thut wahrlich Noth, daß wir in Deutschland die vielen politischen Fragen, welche uns jetzt beschäftigen, auf eine Hauptfrage, auf die unserer Gesammt-Existenz zurückführen.

In allen Ständen und Kreisen spricht man über den Abfall der Belgier. Den Einen ist er nicht unwillkommen, weil er ihnen naturgemäß scheint; die Anderen schmerzt die Treulosigkeit oder die Unzulänglichkeit constitutioneller Verhältnisse oder die Rohheit dieses Durchbruchs menschlicher Leidenschaft und der zu Grunde gegangene Wohlstand; wieder Anderen ist die Sache, wenn auch nicht gleichgültig, doch wenigstens ohne eine nähere Beziehung zu Deutschland. Die Letzteren denken nur immer an die verwandtschaftlichen Verhältnisse der Höfe und haben so viel von der Geschichte sagen hören, daß diese nie eine ernstliche Rücksicht verdient hätten.

Digitized by Google

Ob der Abfall der Belgier von ihrem Standpunkte aus zu entſchuldigen, ob er ihnen heilſam iſt, wollen wir nicht erörtern; er iſt einmal geſchehen und dieſer Geſichtspunkt iſt, wenn auch an ſich nie gleichgültig, doch für die Zukunft und für unſer Denken, Fühlen und Wollen weniger wichtig, als die Beziehung, welche dieſer Abfall und die künftige Stellung der Belgier zu unſerem d. h. zu Deutſchlands Intereſſe hat.

Seit das Burgundiſche Reich als trennende Mittelmacht zwiſchen Deutſchland und Frankreich verſchwunden iſt, kämpfte das erſtere unaufhörlich gegen die Ehrſucht und Eroberungspolitik des letzteren und erwehrt ſich mit Mühe ſeiner Uebermacht.

Die Lothringiſchen Bisthümer gingen ſchon unter Karl V. verloren, der dreißigjährige Krieg hat uns den Elſaß und Straßburg gekoſtet.*)

Die belgiſchen Provinzen waren der Spaniſchen Linie des Hauſes Oeſterreich zugefallen. Gegen dieſe war der Kampf des eroberungsſüchtigen Ludwig XIV. vorzüglich gerichtet. Er verſchlang die Grafſchaft Burgund und nagte an den Gränzen Flanderns. Aber die noch nicht ganz erſtorbene Kraft der Spaniſchen Monarchie und die neugeſtaltete der vereinigten Niederlande ſind ein halbes Jahrhundert hindurch bis zum Utrechter Frieden die Verfechter Deutſchlands geblieben, und Belgien war als das Außenwerk zu betrachten, unter deſſen Schutze Deutſchland ſeine Sicherheit fand; die Hauptmaſſen der Streitkräfte waren in Belgien beſchäftigt und mit Ausnahme des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, wo das Bündniß der Baiern mit Frankreich eine franzöſiſche Armee nach Deutſchland führte, gelang es keiner derſelben, tief in Deutſchland vorzudringen und ſich bleibend dort feſtzuſetzen.

Durch dieſen anhaltenden und angeſtrengten Kampf um den Beſitz Belgiens iſt dieſes Land dem Hauſe Oeſterreich verblieben, deſſen deutſcher Linie es durch den Utrechter Frieden zufiel.

Bis zum Revolutionskriege hat kein allgemeiner Kampf Deutſch-

* Durch den weſtfäliſchen Frieden kamen nur die öſterreichiſchen Erbländer im Elſaß an Frankreich, Straßburg nahmen die Franzoſen 1681 weg, die übrigen Theile des Elſaſſes, welche von Frankreich durch die Reunionen im Beſitz genommen worden waren, wurden durch den Frieden von Ryswick (1697) förmlich abgetreten.

Digitized by Google

lands gegen Frankreich ſtattgefunden. Aber ſelbſt in dem Oeſterreichiſchen Erbfolgekriege von 1740 bis 1748, wo die getheilten Intereſſen Deutſchlands eine franzöſiſche Armee in den erſten Jahren bis nach Böhmen führten, iſt dennoch in den ſpäteren Jahren Belgien wieder das Hauptkriegstheater geworden, wo ſich die franzöſiſchen Anſtrengungen erſchöpften.

Ebenſo ſind im Revolutionskriege bis zum Jahre 1795 die Hauptſchläge ſtets in Belgien geſchehen und es iſt nicht eher von einer bleibenden Eroberung in Deutſchland die Rede geweſen, als bis Oeſterreich dieſe Länder (wahrſcheinlich zu früh) aufgegeben hatte. Von dem Augenblicke an, nehmlich ſeit 1794, iſt das linke Rheinufer gefallen und die Saaten Süddeutſchlands ſind von franzöſiſchen Heeren zertreten worden. Daß Norddeutſchland dann noch zehn Jahre lang verſchont blieb, verdankt es einem Palliativmittel, der Demarcationslinie, deſſen Wirkungen 1806 ſchwer bezahlt worden ſind.

Wir fragen nun nach dieſem Blicke auf die Kriegsgeſchichte Europa's ſeit dem 16. Jahrhundert, ob Belgiens Stellung für Deutſchland eine gleichgültige Sache ſein kann.

Aber Belgien war nicht bloß ein Außenwerk Deutſchlands und Europa's, ſondern es war auch das pied à terre der Engländer, wenn ſie dem bedrängten Continent beiſtehen wollten, und daß ſie dies oft auf eine glänzende Weiſe gethan haben, davon gibt die Kriegsgeſchichte ſeit 150 Jahren hinreichende Beweiſe.

Der General Richemond hat es le camp retranché de l'ennemi genannt, und ſo iſt es in der That, nur mit dem Unterſchiede, daß ſeit Jahrhunderten aus dieſem camp retranché nie ein offenſiver Anfall aus Frankreich geſchehen, ſondern daſſelbe immer nur gebraucht worden iſt, Europa gegen das unruhige und ehrgeizige Frankreich zu ſchützen.

Alles, was die Franzoſen von natürlicher Gränze ſagen, und worunter ſie jetzt die Schelde und Maas und Rhein verſtehen, ſpäter vielleicht die Weſer und dann die Elbe verſtehen werden, bezieht ſich nicht im mindeſten auf die Sicherheit ihres Staates, ſondern auf die Sicherheit ihrer Oberherrſchaft. Jene iſt noch niemals bedroht geweſen; Frankreich beſitzt noch jetzt die Gränzen, welche ihm

Digitized by Google

Ludwig XIV. erworben hat, und der Umstand, daß keiner seiner natürlichen Gegner allein ihm gewachsen ist, bildet schon eine hinreichende Gewähr seiner Integrität. Dagegen ist freilich nicht zu leugnen, daß, wenn Frankreich durchaus über Europa herrschen soll, wie es in den dreizehn ersten Jahren dieses Jahrhunderts gethan hat, es den Rhein wiederhaben muß; nur um jene Frage handelt es sich noch.

Was wir also auch von dem Abfalle Belgiens denken, und wie wir uns seine künftige Gestaltung vorstellen mögen, diesen Punkt unseres eigenen hochwichtigen Interesses sollten wir nie aus den Augen, nie aus dem Herzen verlieren.

Italien ist ein anderer Gegenstand der Aufmerksamkeit für unsere Politiker. Auch hierbei ist man geneigt, immer mehr den Standpunkt vermeintlicher weltbürgerlicher Interessen als den der eigenen einzunehmen.

Ob dieses Land je ein ganz selbstständiges werden wird, ob es je zu einer Einheit gelangen kann, ist eine weit in die Zukunft hinausgehende Frage, die kein Mensch jetzt schon beantworten kann, der sich nicht mit illusorischen Vorstellungen begnügen will. Ein Punkt aber, der uns ganz nahe liegt, ist der, daß diese Emanzipation Italiens nicht auf Kosten unserer eigenen Unabhängigkeit gesucht werde. Wir fragen die deutschen Weltbürger, ob sie lieber wollen, daß Italien getheilt und zum Theile fremder Macht unterworfen sei und Deutschland unabhängig, oder umgekehrt Deutschland unterjocht, aus der Reihe der selbstständigen Völker verdrängt und Italien unabhängig? So ist aber die Frage nothwendig zu stellen, wenn man sich nicht scheut, der Wahrheit in's Gesicht zu sehen.

Denken wir uns in Italien eine allgemeine Reaction aller Völker gegen die Regierungen — kann sie eine andere politische Tendenz haben als sich mit dem homogenen Frankreich eng zu verbinden, von dem sie hervorgerufen und unterstützt worden ist?

Wir glauben keineswegs, daß eine solche Reaction, ein solches Aufbrausen der italienischen Volksmasse zu einer unabhängigen und ehrenvollen Stellung Italiens führen werde; aber wozu sie unzweifelhaft führen wird, ist, Deutschland den Kampf um seine Unabhängigkeit und ehrenvolle Stellung im höchsten Grade zu erschweren.

Digitized by Google

Als in den Jahren 1796 und 97 Italien theils durch innere Unruhen, theils durch Fehler in der Kriegführung von Seiten der Oeſterreicher verloren ging, wehten bald darauf Bonaparte's Fahnen faſt unter den Mauern Wiens und der Frieden von Campo Formio mußte geſchloſſen werden, der dort die franzöſiſchen Sieger der deutſchen Gränze um vierzig Meilen näher brachte.

Doch war damals (1796) der Kampf um Italien theilweiſe ein ſehr angeſtrengter. Verloren die Oeſterreicher auch ſchnell das Land bis an den Mincio, ſo war doch der Kampf um Mantua ein anhaltender und eben durch ſeine Dauer ein ehrenvoller. Acht Monate mußte der kühne Bonaparte an dieſer Vormauer verlieren, ehe er ſeinen ſtolzen Zug nach der Hauptſtadt Oeſterreichs antreten konnte. Ohne Mantua wäre Jourdan nicht bei Würzburg geſchlagen worden, und Wien im Sommer 1796, alſo neun Jahre früher den Franzoſen in die Hände gefallen.

Es iſt alſo auch Italien als eine Vormauer Deutſchlands zu betrachten und wir können nicht gleichgültig dabei ſein, wenn die leichtſinnigen und unzuſammenhängenden Italiener durch einen vorläufigen politiſchen Wirrwar den Franzoſen das Mittel geben, diejenige Macht mit größerem Vortheile zu bekämpfen, in welcher der Schwerpunkt des europäiſchen Widerſtandes liegt, nämlich die deutſche.

Endlich richtet ſich, und das vorzüglich in dieſem Augenblicke, auch der Gedanke nach Polen. Hier will ein ſehr fähiges Volk, welches aber Jahrhunderte lang unter cultivirten europäiſchen Staaten ein halb tartariſches geblieben war, dieſes tartariſche Weſen wiederherſtellen und möchte uns gern glauben machen, daß es eine heilſame Mittelmacht gegen Rußland bilden würde. Aber dazu gehören Bedingungen, die durchaus nicht vorhanden ſind. Erſtlich müßten die Polen Mittel haben, ſich ſchnell in einen europäiſchen Staat zu veredeln. Dies iſt eine völlige Unmöglichkeit. Geſetzt, es gelänge ihnen in ihrer Unabhängigkeit dieſe Aufgabe wirklich dereinſt, ſo wird es doch nur dereinſt ſein, nämlich vielleicht nach hundert Jahren. Zweitens aber würde zu einer heilſamen Mittelmacht ein in den Polen ſelbſt liegendes befreundetes Verhältniß zu den Deutſchen gehören. Nun gibt es aber kein Volk, gegen welches die Polen mehr Geringſchätzung zeigten als das deutſche, hauptſächlich weil es

Digitized by Google

keines gibt, was einen ſtärkeren Gegenſatz zu ihrer National-Eigenthümlichkeit bildet. Ferner gibt es kein Volk, mit welchem Polen permanentere feindlichere Intereſſen hätte als Deutſchland, nämlich Preußen. Es hat einmal die Länder bis zur Oſtſee beſeſſen; bis dahin wird zum Theil noch ſeine Sprache geredet; dort findet es den natürlichen Ablauf ſeiner rohen Producte; ſelbſt das deutſche Oſtpreußen war einſt ſein Lehensträger. Nun ſind aber die Polen, wie Jeder weiß, ein eiteles und namentlich gegen uns ein ſtolzes Volk; ſie würden alſo nichts mehr auf dem Herzen haben als ihre erſte unabhängige Stellung zu benutzen, um ihre materiellen und moraliſchen Intereſſen auf unſere Unkoſten zu befriedigen, und wenn ſie dies je mit Erfolg können, ſo wird nichts natürlicher ſein als die Tendenz, nach und nach das ganze Bett des ſlaviſchen Völkerſtromes wieder einzunehmen, welches bekanntlich bis an die Elbe reichte und in den wendiſchen Völkerſchaften noch Trümmer ſeines ehemaligen Daſeins zeigt. Wir fragen, ob es einen natürlicheren Feind für uns gibt als dieſes Polen, und ob es nicht im höchſten Grade abſurd wäre, uns lieber Rußland als einen ſolchen zu denken, was halb nach Aſien hingewendet iſt und deſſen Herrſcher auf zwei Generationen hinaus den unſrigen als eng verbunden betrachtet werden können. Ueberhaupt iſt von Rußland niemals etwas zu befürchten, ſo lange von Frankreich Alles befürchtet werden muß. Dagegen haben ſich Polen und Franzoſen von jeher als natürliche Verbündete betrachtet; dies weiß jeder Zeitungsleſer, wenn er auch noch ſo wenig Geſchichte weiß. — Wer iſt denn aber der Gegenſtand dieſes natürlichen Bündniſſes? Offenbar was zwiſchen beiden liegt, die deutſchen Mächte.

Können wir nun wohl, unter ſolchen Umſtänden und wie die Dinge dermalen im Oſten und Weſten ſtehen, uns ſelbſt genug verleugnen, um eine ſogenannte Freimachung Polens im Intereſſe der Menſchheit zu wünſchen? Liegt der Menſchheit mehr an der Herſtellung Sarmatiens als an der Erhaltung Germaniens?

Wehe uns, wenn Rußland in den Fall kommen könnte, die Krone Polens aufzugeben und ſeine polniſchen Provinzen: Litthauen, Volhynien, Podolien wieder abzutreten, ein Fall, den ſich mancher deutſche Philoſoph als ein goldenes Zeitalter des Oſtens denkt.

Digitized by Google

Rußland, einmal zu diesem Opfer gezwungen oder vermocht, würde dann seinen Blick ganz von dem Westen Europa's abwenden, von dem es weder zu hoffen noch zu fürchten hätte, würde Deutschland vor der Hand seinem Schicksale überlassen, und Polen und Franzosen, die uns Deutsche noch mehr geringschätzen als sie uns hassen, würden sich an der Elbe die Hand zu reichen suchen. Auf diese Weise ist es, daß die polnische Frage, wie die belgische und italienische, unseren höchsten und heiligsten Interessen nahe tritt, sich an die Frage um unsere Gesammt-Existenz knüpft.

Wir können nicht einen Augenblick zweifeln, daß die Pariser Volkspartei und in ihrem Gefolge alle eiteln und leichtsinnigen Elemente dieser wesentlich eiteln und leichtsinnigen Nation diese Ansichten von den europäischen Angelegenheiten hat. Ihre ganze neueste Revolution schöpft darin ihre hauptsächlichste Kraft; untröstlich, seit dem Jahre 1813 den europäischen Scepter verloren zu haben, hoffen sie von der neuen Ordnung der Dinge und von dem allgemein verbreiteten Geiste der Empörung die Mittel, ihn wieder zu gewinnen. Nur darum hassen sie hauptsächlich die Bourbons, weil dieselben diesem Plane ein wesentliches Hinderniß sind. Gebt ihnen einen neuen Bonaparte und sie liefern euch die Charte aus und spalten mit ihm das Utopien aller Philosophen und Doctrinärs.

Die Franzosen, nehmlich in so weit sie durch die Pariser Volkspartei und ihre Blätter repräsentirt werden, wollen ihren Fuß wieder auf den Nacken Europa's setzen. Was sie zu überwinden haben, sind die deutschen Mächte, denn alle anderen europäischen Staaten können ihre Hülfe nur an den Widerstand dieser Mächte anschließen; in ihnen liegt der eigentliche Schwerpunkt des Widerstandes, der, einmal aus dem Gleichgewichte gebracht, alles Andere mit sich fortreißt. Daß diese Ansicht nicht auf einem Hirngespinnste oder irgend willkürlichen Voraussetzungen beruht, beweist die Sprache, welche die französischen liberalen Journale und die Redner in den Kammern führen. Wir müßten wahrlich, wenn wir diese Gefahr nicht sehen und anerkennen wollten, uns später vor uns selbst schämen und gestehen, daß wir eines gesunden politischen Urtheils ganz unfähig sind.

Digitized by Google

Die Cabinette der betheiligten Mächte vom erſten bis zum letzten ſind darüber nicht einen Augenblick zweifelhaft; nur die Meinungen in der gebildeten Volksklaſſe ſind es, zum Theil, weil ſie die Dinge nicht im Zuſammenhange ſehen und die vorliegenden Fragen vereinzeln, auch nicht ganz zu würdigen wiſſen.

So und ſchlechterdings nur dadurch kann man es ſich erklären, daß ſo viele Menſchen bei der Frage über Krieg und Frieden ſich die Initiative immer auf Seiten der einen oder anderen europäiſchen Macht denken. Rußland, Oeſterreich, Preußen, England, jede dieſer Mächte wird in dieſer Beziehung vor den Richterſtuhl der öffentlichen Meinung gezogen, um bald belobend über ihre Friedensliebe, bald beunruhigt über ihre Rüſtungen uud kriegeriſchen Abſichten zu ſprechen.

Schon dadurch, daß man ihnen verſchiedene Richtungen zutraut, ſollte man gewahr werden, daß man ſich in einem ganz falſchen Syſteme befindet. Wie kann man glauben, daß dieſe Mächte in einem ſo gefahrvollen Augenblicke, wo die ganze Ruhe und Sicherheit Europa's und jeder einzelnen von ihnen auf dem Spiele ſteht, ſich einer vereinzelten Politik, einer individuellen Anſicht in dem Maße hingeben würden, um daraus einen Angriff Frankreichs oder eine dem gleichbedeutende Handlung hervorgehen zu laſſen. In dieſer moraliſchen Unmöglichkeit liegt die völlige Sicherheit Frankreichs gegen einen Angriff. Sollte ein ſolcher erfolgen, ſo müßte er von der Mehrheit der genannten Mächte, um nicht abſolut zu ſagen, von allen beſchloſſen, eingeleitet und vorbereitet werden, Dinge, die noch nie ſo unbemerkt geſchehen ſind, daß ſie nicht lange vor dem Ausbruche immer unzweifelhaft geworden wären, ſowohl für die Cabinette als den unterrichteten Theil des Publicums. Es iſt aber bisher gar nichts der Art geſchehen, ſondern es haben vielmehr England, Preußen und Oeſterreich vom erſten Augenblicke der Pariſer Revolution bis auf dieſe Stunde den entſchiedenſten Willen gezeigt, den Frieden aufrecht zu erhalten d. h. auf der Vertheidigung zu bleiben und abzuwarten, ob der Dämon, welcher ſich in Frankreich zu geſtalten droht und der bis jetzt noch mit ſeiner eigenen Geburt kämpft, aus dieſem Lande hervortreten und ſich auf Deutſchland werfen wird.

Diese Stellung der Vertheidigung ist den Mächten keineswegs gleichgültig, da sie ihnen nothwendig die Meinung aller gesunden Köpfe und unverdorbenen Herzen bei sich selbst und beim Feinde zuwenden muß und ein solcher Krieg, wie er hier zu erwarten steht, nicht bloß mit Cabinetsmitteln, sondern mit den Herzen der Völker geführt werden muß. Um dieses großen Vortheils willen werden die Mächte diese Stellung der Vertheidigung nie aufgeben.

Ist also von der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit oder Unvermeidlichkeit des Krieges die Rede, so ist immer nur der Blick auf Paris zu richten, immer nur genau zu achten, ob die Leidenschaft und der Uebermuth der Volkspartei die Regierung mit sich fortreißen oder gar über den Haufen werfen wird, um das goldene Zeitalter einer zweiten Bonapartischen Aera herbeizuführen.

Was ist nun das Resultat unserer ganzen Betrachtung? Daß es Zeit ist, an uns selbst zu denken und nicht mit unnützen, uns fern liegenden Fragen auf eine solche Art zu spielen, daß dadurch eine gediegene nationale Gesinnung untergraben werde. Zwingt Frankreich uns, auf den Kampfplatz zu treten, so handelt es sich mehr als je um das Dasein. Nicht daß wir glaubten, unsere Sache stände so schlecht, daß die Franzosen uns leicht zermalmen könnten, wie ihre leichtsinnigen Exaltirten das wohl denken, sondern weil ein Kampf keinen anderen Charakter haben kann, der für Alles umfassende Interessen geführt wird und aus großen Leidenschaften hervorgeht. Rüsten wir Deutsche uns nicht mit einer Gesinnung und einem Gefühle aus wie im Jahre 1813, so wird Deutschland schwierigen Umständen nicht gewachsen sein und es kann dann aus den Fugen gerückt werden, in welche die Pariser Frieden es festgestellt hatten.

Die weiteren möglichen welthistorischen Folgen haben wir angedeutet. Die Mächte rüsten zu diesem Kampfe, weil sie ihn zu erwarten haben. Lassen wir Unterthanen uns nicht in unserer eigenen Brust überfallen; rüsten wir uns mit einem Gefühle und einer Gesinnung, die dem großen Augenblicke entsprechen, und tragen wir so in jene materiellen Rüstungen die Seele hinein, ohne welche sie nimmermehr einem Feinde widerstehen werden, der Alles mit Leidenschaft thut.

Digitized by Google

Wenn wir mit dieſer inneren und äußeren Tüchtigkeit das Schlachtfeld betreten, ſo dürfen wir auf einen glücklichen Ausgang dieſer neuen Kriſe hoffen.

Die Franzoſen ſind ein leichtſinniges Volk; ſie ſtürzen ſich aus bloßer Eitelkeit in dieſen Kampf und bilden ſich ein, über die Deutſchen eine ſolche moraliſche Ueberlegenheit zu haben, daß, wenn ſie nicht durch eine unerhörte Uebermacht überwältigt würden, der entſchiedenſte glückliche Erfolg nicht zweifelhaft ſein könnte. — Gegen die Uebermacht glauben ſie ſich nun durch die Empörungen geſichert, die den Europäiſchen Mächten überall Feſſeln anlegen ſollen, und ſo ſehen ſie in dem bevorſtehenden Kampfe kaum eine Gefahr. — Sie individualiſiren ſich den ganzen Krieg zu einer Schlacht von Auſterlitz und Jena; ſie vergeſſen den lange zweifelhaften Kampf, den ſie allein gegen die Oeſterreichiſche Macht zu führen gehabt haben; ſie vergeſſen, daß, wenn im Jahre 1799 der Krieg ſchnell bis an die Gränzen der Dauphiné verſetzt worden iſt, nicht mehr als eine Hülfsmacht von 20,000 Ruſſen dazu mitgewirkt hatte; daß ſie es jetzt mit einer ganz anders zugeſchnittenen, eingerichteten und belebten Streitkraft der deutſchen Mächte zu thun haben; endlich daß ſie ſelbſt nicht eines Sinnes, nicht eines Gefühles ſind. Nichts iſt heute gewöhnlicher als den Begriff des ganzen Volkes der bloßen Volkspartei einer Hauptſtadt zu ſubſtituiren, und doch iſt dies immer mehr oder weniger eine illuſoriſche Vorſtellung, und die Wirkung dieſes mehr oder weniger großen Irrthums wird im praktiſchen Leben nie ausbleiben.

Mögen ſie ſich ihren Illuſionen, ihrer exaltirten Eitelkeit hingeben; ſie werden, wenn wir Deutſche unſere Pflicht thun, ſehen, daß ihre hochfahrenden Pläne zu nichts führen, daß ſie in dem Elende der Völker verſiegen werden, die der Fuß des Krieges zertritt. Wir aber, wir Deutſchen alle, müſſen gefaßt ſein, dieſem Dämon zu begegnen, und dazu bedürfen wir die Kraft eines edlen Selbſtgefühls, alſo neben der Treue gegen unſere Fürſten, gegen unſer Vaterland, auch die Treue gegen uns ſelbſt.

Digitized by Google

3.

Ueber einen Krieg mit Frankreich.

Bei dem jetzigen unruhigen und bedrohenden Zustande der Dinge in Frankreich kann über kurz oder lang ein Krieg mit diesem Lande unvermeidlich werden. Es sind dabei die beiden Fälle zu unterscheiden, wo ein großes Bündniß der europäischen Mächte gegen Frankreich zu Stande kommt, sei es um Frankreich anzugreifen oder auch die eigenen Lande gegen dasselbe zu schützen, oder wo Preußen allein von Frankreich angegriffen wird, ein Fall, den man sich wohl denken kann, wenn die Machthaber in Frankreich sich fortreißen lassen von ihrem Hasse gegen Preußen, von einer gewissen Geringschätzung, welche die Bonapartische und die Republikanische Partei für uns affectiren, und endlich von dem Bedürfnisse, dem französischen Volke in einer Thätigkeit nach außen hin einen gewissen Schwung zu geben.

Für beide Fälle lassen sich jetzt schon gewisse Punkte in's Auge fassen, welche bei künftigen Ueberlegungen, Berathungen und Feststellungen wichtig sein werden. Betrachtet man den ersten Fall eines allgemeinen Bündnisses zuerst, so wird sich der schwierigere Zweifel in seiner Eigenthümlichkeit besser auffassen lassen.

Erstens, wenn ein europäisches Bündniß gegen Frankreich geschlossen wird.

1) Denkt man sich ein Bündniß gegen Frankreich, durch welches die europäischen Mächte dieses Land zur Ordnung zurückführen und sich vor ähnlichen Folgen seiner Gewaltsamkeit und seines Uebermuthes schützen wollen, wie der Revolutionskrieg gezeigt hat, so sind die Mächte, auf welche dabei hauptsächlich zu rechnen ist: Preußen, Oesterreich, England, die Niederlande, der deutsche Bund und Rußland. Dagegen würde es nicht zu wünschen sein, daß Spanien, Neapel und Sardinien, wenn diese Länder sich auch wirklich noch in ihrer bisherigen und ruhigen Verfassung befänden, an dem Bündnisse gegen Frankreich theilnehmen; denn da sie noch vor kurzem Revolutionen erlebt haben, welche großentheils aus der bewaffneten Macht selbst hervorgegangen sind, so ist auf eine kräftige Mitwirkung derselben nicht zu rechnen, vielmehr jeder Contact dieser Länder mit den Zeitereignissen möglichst zu vermeiden.

Digitized by Google

Die Neutralität von Sardinien, wenn ſie von Frankreich anerkannt würde, hätte den unſchätzbaren Vortheil, daß man in Italien nur eine öſterreichiſche Armee brauchte, um den unter der Aſche glimmenden Funken, wenn er irgendwo hervorbrechen wollte, ſchnell zu erſticken, daß es aber keiner eigentlichen Vertheidigung bedürfte. Aber es iſt freilich höchſt unwahrſcheinlich, daß die Franzoſen eine ſolche Neutralität anerkennen würden; vielmehr werden ſie ihr Hauptaugenmerk auf Italien richten und ihre Hauptanſtrengungen gegen daſſelbe wenden, weil ſie die großartigſten Folgen von einem einigermaßen glücklich geführten Kampfe erwarten werden.

Auch die Schweiz iſt den Verbündeten nützlicher, wenn ſie neutral bleibt, als wenn ſie Theil an einem Bündniſſe nähme, hauptſächlich weil Italien dadurch noch mehr iſolirt, und im Fall die Franzoſen daſſelbe angreifen, den Oeſterreichern der Krieg daſelbſt unendlich erleichtert wird, wenn ſie von der Schweiz her nicht bedroht ſind.

2) Jeder ſtrategiſche Angriff muß eine Station erreichen, welche gehalten werden kann, weil mit dem Aufgeben derſelben gewöhnlich ein Rückſchlag erfolgt, der den Total-Erfolg ſehr gefährdet.

3) Dies iſt doppelt nöthig in einem Kriege wie der, welcher hier in Betrachtung gezogen wird, wo große Leidenſchaften angeregt ſind, die dem Ganzen eine große Energie geben.

4) Im Anfange des Krieges, wo die Kräfte des Feindes noch friſch und die Leidenſchaften im höchſten Grade der Anregung ſind, wird eine ſolche Station ſchwerlich anderswo zu finden ſein als in Paris, wo der Knoten aller Parteien iſt und man Gelegenheit bekommt, ſich eine ſolche in Frankreich ſelbſt einzurichten. Eine Regierung, in Paris mit ſiegreicher Hand feſtgeſtellt, wird, wenn ſie nicht die vernünftigen Intereſſen des Volkes zu ſehr verletzt, immer einen Theil Frankreichs für ſich haben. Es kann aber Frankreich nur mit Hülfe einer ſolchen Partei, alſo, indem es durch einen Zwieſpalt geſchwächt wird, niedergeworfen d. h. zu dem Frieden gezwungen werden, den man ihm auferlegen will. Ein vollkommen einiges Frankreich könnte auch bei den ſchönſten Waffen-Erfolgen nie ganz unterworfen, wenigſtens nicht in Gehorſam gehalten werden.

5) Soll alſo der Krieg gleich auf eine Offenſive gerichtet ſein, ſo müſſen die Kräfte zureichen, um mit Wahrſcheinlichkeit nach Paris

zu kommen. Ließe ſich vorausſehen, daß dies ſehr ſchwierig wäre, ſo würde es beſſer ſein, zuerſt auf der ſtrategiſchen Vertheidigung zu bleiben und aus dieſer nach glücklichen Erfolgen zum Angriffe Frankreichs überzugehen.

6) Dauerte der Krieg länger als ein Jahr, ſo würden ſpäter in einem zweiten oder dritten Feldzuge, wenn die Kräfte ſich an einander abgemeſſen haben und der Enthuſiasmus ſowie die Leidenſchaft des Gegners etwas abgekühlt iſt, ſich auch andere Stationen für eine Offenſive denken laſſen, die, wenn ſie erreicht ſind, gehalten werden können. Zum Beiſpiel die Eroberung feindlicher feſter Plätze und die Einnahme einer Stellung zwiſchen den Gränzen und Paris, wodurch ein Theil der feindlichen Provinzen in den Beſitz der Verbündeten kommt und beim Frieden als Aequivalent gebraucht werden kann.

7) Die Frage alſo, ob man Frankreich angreifen oder ſich auf die Vertheidigung ſeiner eigenen Länder beſchränken ſolle, wird außer den politiſchen Gründen, welche wir hier übergehen, auch von dem Machtverhältniſſe abhängen d. h. auf der einen Seite von den Maſſen, welche die Verbündeten ſtellen wollen, und auf der anderen von dem Zuſtande Frankreichs und ſeiner bewaffneten Macht. Kann die unter Nr. 5 aufgeſtellte Forderung nicht mit Wahrſcheinlichkeit erfüllt werden, ſo räth die Klugheit, auf der Vertheidigung zu bleiben und nicht durch eine unzeitige Offenſive den Total-Erfolg des Krieges aufs Spiel zu ſetzen. Man kann faſt verſichert ſein, daß, wenn die Mächte einig bleiben, in der Vertheidigung bald ein Punkt eintreten wird, wo die feindlichen Kräfte nicht mehr ausreichen; und auf dieſem Punkte liegt die Culmination. Die Verbündeten ſind dadurch zum Siege erſtarkt, und dieſer Sieg, kräftig genützt, muß einen Rückſchlag bewirken, der über Paris hinausgeht.

Sehen ſich die Verbündeten aber ſtark genug zum erfolgreichen Angriffe und dieſer wird beſchloſſen, ſo ſcheinen folgende Punkte als ein Anhalt für die genommenen Entwürfe ſowie für die Ausführung dienen zu können.

A. Angriff Frankreichs.

8) Da die belgiſche Gränze und die deutſche zwiſchen der Maas und Moſel Paris, als dem Gegenſtande der Offenſive, am nächſten

Digitized by Google

liegt und zwar ſo nahe, daß Mons nicht dreißig, Luxemburg nicht vierzig Meilen davon entfernt iſt, ſo ſind dieſe Punkte unſtreitig am meiſten geeignet, den Hauptſtoß zu thun. Zwar hat Frankreich viele Feſtungen an dieſer Gränze, aber mit Ausnahme der Schweizer Gränze gibt es keine, wo merklich weniger wären. — Nächſt dem unſchätzbaren Vortheile eines ſehr kurzen Stoßes hat dieſe Richtung des Angriffs auch noch den großen Vorzug, daß er von der einen Seite, nämlich nach dem Meere hin, wenig feindliches Land hat, alſo in ſeiner rechten Flanke nicht ſehr gefährdet iſt. Endlich wird dadurch das zweifelhafte Belgien am beſten gedeckt und gefahrlos gemacht.

9) Von Italien aus wäre ein Angriff auf die franzöſiſchen Gränzen nur in dem Falle etwas werth, wenn in der Provence und Dauphiné Parteien im Intereſſe der Verbündeten aufſtänden, welchen man dadurch ein größeres Gewicht geben wollte; denn an ſich lehrt die Erfahrung und die Natur der Dinge, daß dabei nicht viel heraus kommt, alſo nur eine Kraftverſchwendung entſteht. Nur wenn die in Italien zur Vertheidigung vorhandenen Streitkräfte durch glückliche Schläge über das Bedürfniß der Vertheidigung hinausgingen, müßten ſie, weil ſie wegen der Entfernung nach einem anderen Kriegstheater nicht abgeführt werden können, im Sinne einer Diverſion zu einem Einfalle in die Provence benutzt werden. Es folgt hieraus, daß in Italien nicht mehr Kräfte auftreten müſſen als zur Vertheidigung hinreichen, das heißt, ſie müſſen ſich nach den Kräften richten, welche die Franzoſen wahrſcheinlicher Weiſe gegen Italien verwenden werden.

10) Ein Neben-Angriff von der Schweiz aus über den Jura für den Fall, daß die Neutralität der Schweiz von Frankreich nicht anerkannt würde, hat folgende Nachtheile:

1) Soll er die Richtung auf Paris nehmen, um dort mit dem vom Nieder-Rhein kommenden zuſammenzutreffen, ſo läßt er die große Maſſe der franzöſiſchen Provinzen in ſeiner linken Flanke und wird bald zu ſolchen Detachirungen kommen, daß die nach Paris vordringenden Kräfte unbedeutend werden und dennoch eine beſtändige Beſorgniß für die ſtrategiſche linke Flanke das Vorſchreiten zaghaft machen, vielleicht bald ganz lähmen wird.

2) Es entsteht dabei eine Combination der Unternehmungen zwischen der Schweizer und der Rheinisch-Niederländischen Armee, die sehr schwierig ist, weil sie durch eine lange feindliche Landesstrecke getrennt wird und bei der nur zu sehr zu fürchten ist, daß jede der beiden großen Massen auf die andere rechnen und warten wird, was so viel heißt als dem Unternehmungsgeiste von Hause aus Fesseln anlegen.

3) Die Basis eines solchen Angriffs, welche doch hauptsächlich auf Schaffhausen beruht, ist von Hüningen, Breisach und Straßburg aus stark bedroht und die Folge wird sein, daß man eine eigene Vertheidigungs-Armee in Schwaben stehen lassen wird, was dann die entschiedenste Kraftverschwendung wäre.

Solchen Nachtheilen kann der Umstand, daß man dort weniger Festungen trifft, durchaus nicht das Gleichgewicht halten; dieser Umstand würde nur Werth haben, wenn man einzig und allein von dieser Gränze aus vordringen wollte, was aber eine moralische Unmöglichkeit sein würde; man müßte in diesem Falle die ganze lange Linie bis an's Meer durch Vertheidigung decken, und der Stoß verlöre dadurch sowie durch seine indirecte Richtuug alle Gewalt.

11) Vom Oberrhein aus d. h. über Straßburg in Frankreich vorzudringen, wäre allerdings eine sehr natürliche Richtung des Stoßes, da er der geradeste Weg ist, den die österreichischen und süddeutschen Kräfte auf das Herz Frankreichs nehmen können, und Süddeutschland durch diese Richtung zugleich mit gedeckt wird; allein die Einschließung von Arnsburg, Breisach und Hüningen würde einen bedeutenden Theil der Streitkräfte absorbiren, die man mit zum Angriffe verwenden kann, wenn man mit dieser Masse z. B. von Mannheim und Landau aus vorgeht.

12) Wollte man aus rein strategischen Gründen die beste Richtung des Angriffs feststellen, so wäre es unstreitig die mit der ganzen Offensiv-Macht von der Maas und Sambre auf Paris, wie sie die Armeen von Blücher und Wellington 1815 gehabt haben. Allein ein solcher Vorschlag würde aus vier Gründen unpraktisch sein:

Digitized by Google

1) Würde dadurch eine ſo große Truppen-Maſſe auf einen engen Raum verſammelt werden, daß bei der Verpflegung große Schwierigkeiten und bald Hader und Uneinigkeiten zwiſchen den verſchiedenen Feldherrn entſtehen würden.

2) Iſt es wohl denkbar, daß zwei Feldherrn großer Mächte (der engliſche und preußiſche) ſich zu gemeinſchaftlichem Handeln vereinigen; wenn aber noch ein dritter hinzukommt, ſo wird die Sache ſehr viel ſchwieriger.

3) Würden die Oeſterreicher, welche doch mit einem Theile ihrer Kräfte in Deutſchland auftreten werden, ſich ſchwerlich dazu verſtehen, ſie ſo weit wegzuſenden.

4) Wäre auch für dieſe Kräfte ſowie für die ſüddeutſchen der Stoß kein gerader mehr und mit großem Zeitverluſte verbunden.

Hieraus folgt, daß, wenn man ſich den Haupt-Angriff auch ganz concentrirt an der Maas von Preußen, Norddeutſchen und Niederländern, vielleicht auch Engländern ausgeführt denkt, man doch einen Neben-Angriff für die Oeſterreicher und ſüddeutſchen Corps feſtſtellen muß, der dann wohl am paſſendſten von Mannheim und Landau aus in der Richtung auf Paris vordringt, entweder um ſich mit dem Haupt-Angriffe dort zu vereinigen oder um zur Deckung deſſelben in ſeiner linken Flanke ein großes Echelon zu bilden.

13) Werden auf dieſe Weiſe die Angriffskräfte von dem Mittel- und Niederrhein gegen Frankreich geführt, ſo bleibt man in Italien, in der Schweiz und am Ober-Rhein auf der Vertheidigung.

Die Vertheidigung in Italien muß äußerſt kräftig ſein, alſo die Truppenmaſſe nach denjenigen Streitkräften abgemeſſen werden, welche die Franzoſen dagegen anwenden zu wollen ſcheinen. Da der König von Sardinien nicht ſicher ſein kann, ob Frankreich ſeine Neutralität anerkennt, ſo kann dieſe nur bewaffnet ſein, und die in der Lombardei ſtehende öſterreichiſche Armee, welche im Falle der Neutralität beſtimmt iſt, das Land im Zaume zu halten, müßte in dieſem Falle dem Könige von Sardinien zu Hülfe eilen, in der Lombardei aber durch eine andere erſetzt werden. Für die Behauptung Ober-Italiens können die Opfer nicht zu groß ſein.

14) Die Vertheidigung der Schweiz, im Falle die Franzoſen nichts von ihrer Neutralität wiſſen wollen, liegt zuerſt der Schweizer-Armee ſelbſt ob. Sie darf ſich aber nicht ſelbſt überlaſſen werden, wenn die Franzoſen Miene machen, ſie mit überlegener Macht anzugreifen; denn ſo gering der Werth iſt, welchen die Behauptung der Schweiz unter dieſen Verhältniſſen für Deutſchland haben würde, ſo groß iſt er für Italien.

15) Es wäre, aus einem rein ſtrategiſchen Geſichtspunkte angeſehen, wünſchenswerth, daß hinter der Linie des Ober-Rheins keine namhafte Macht bleibe, weil Alles, was die Franzoſen von ihren Rhein-Feſtungen aus unterwerfen können, nur Streifereien ſind. Es iſt unmöglich, daß ſie vermittelſt eines Gegen-Angriffs vom Rhein durch Schwaben dem auf ſie vom Nieder-Rhein geführten das Gleichgewicht halten wollten; hätten ſie aber einen ſo thörichten Gedanken, ſo würden ſie an der Maas, Sambre und Moſel nur um ſo leichter beſiegt werden. So klar und einfach dieſes Räſonnement iſt, ſo iſt dennoch zu erwarten, daß Baiern, Würtemberg und Baden, vielleicht ſogar Oeſterreich ſich aufs äußerſte dagegen erklären werden, Süddeutſchland ohne namhaften Schutz zu laſſen. Dieſe Staaten werden daher gewiß darauf dringen, ihre Truppen und vielleicht ein öſterreichiſches Corps hinter dem Ober-Rhein aufgeſtellt zu ſehen. Da dies eine wahre Kraftverſchwendung wäre, ſo müſſen diejenigen Mitglieder der Coalition, welche beſſer den Zweck des Ganzen im Auge haben, ſchon bei den Einleitungen zu dem Bündniſſe darauf hinarbeiten, dieſe Forderungen auf einen Punkt zurückzuführen, der eher mit dem Intereſſe des Ganzen beſtehen kann. Ein Beobachtungs-Corps hinter dem Rhein, welches ſich im Falle der Noth mit der Reſerve verbände, welche die drei ſüddeutſchen Staaten doch noch im Lande behalten werden, würde hinreichen, Streifereien und ſelbſt einer eigentlichen Diverſion bald Gränzen zu ſetzen.

16) Wenn die Abſicht, Sardinien und die Schweiz in der Neutralität zu erhalten, wirklich erreicht und der Angriff der Verbündeten auf das Land von den Vogeſen bis an's Meer beſchränkt wird, ſo wird allerdings die feindliche Vertheidigungs-Linie ſehr abgekürzt, ein Umſtand, der auf den erſten Blick dem Feinde einen großen Vortheil zu gewähren ſcheint. Allerdings iſt die Kürze der Vertheidigungs-Linie

Digitized by Google

ein Vortheil für den Vertheidiger, denn ein Defilé läßt ſich beſſer vertheidigen als ein ganzes Land; allein daraus folgt nicht, daß der Angreifende um ſo beſſer thut, in je breiterer Fronte er vorgeht. Die Natur der Dinge und Bonaparte's Beiſpiel lehren gerade das Gegentheil; der Nachtheil des Vertheidigers liegt darin, in ſo großer Breite bedroht zu ſein und dadurch zu einer Kraft-Zerſplitterung gezwungen zu werden; ſowie der Angreifende ihn in der Ausdehnung nicht bloß bedroht, ſondern wirklich in ſo ausgedehnter Linie vorſchreitet, hört der Nachtheil des Vertheidigers gerade auf und verwandelt ſich in einen Vortheil. Außer dieſen ganz allgemeinen Gründen ſind hier noch folgende eigenthümliche gegen eine große Ausdehnung vorhanden:

1) Verbündete Heere bedürfen der Einheit des Handelns mehr als das Heer eines einzelnen Herrn. Handeln ſie nicht auf ganz getrennten Kriegstheatern, ſondern iſt ihr Handeln ein gemeinſchaftliches, ſo iſt die Einheit um ſo ſchwieriger zu erhalten, je weiter die Räume ſind, die ſie einnehmen. Ein Oberbefehl, wie er im letzten Kriege beſtand, iſt bei zwanzig und dreißig Meilen Ausdehnung noch denkbar, aber nicht bei hundert.

2) Frankreichs Widerſtand nimmt ſeine hauptſächlichſte Stärke aus der lebendigen Theilnahme des Volkes an dem Kampfe; wenigſtens iſt nur dieſe Stärke zu fürchten. Je länger nun die Linien ſind, in welchen man ſich ausdehnt, mit um ſo mehr feindlichen Provinzen kommt man in Berührung, und durch dieſe Berührung werden, wie durch ein Zugpflaſter, eine Menge Kräfte aufgeregt und herbeigezogen, die ſonſt geruhet hätten. Der Burgunder, der Provençale, der ruhig zu Hauſe geſeſſen oder als Nationalgardiſt an den Stadtthoren fungirt hätte, eilt nun herbei, um ſeinen Herd gegen die Barbaren zu vertheidigen.

Daß aber der Nachtheil, Frankreich bei der Neutralität Sardiniens und der Schweiz von dieſer Seite her gar nicht bedrohen zu können, durch die großen Vortheile dieſer Neutralität aufgewogen wird, iſt wohl ganz außer Zweifel.

17) Die ruſſiſche und der größere Theil der engliſchen Hülfsmacht dürfte wohl merklich ſpäter eintreffen als die anderen Verbündeten mit der ihrigen an Frankreichs Gränze ſein können, und in dieſem Falle als eine Reſerve zu betrachten ſein. So wenig ſtrategiſch Reſerven d. h. fertige und disponible Streitkräfte, die abſichtlich zurückgeſtellt werden, der Sache entſprechen, weil bei einem Kriege mit großen Entſcheidungen Alles auf den Ausgang derſelben ankommt, und es alſo thöricht wäre, nicht alle fertigen Kräfte gleichzeitig in derſelben zu verwenden; ſo dürfte es doch nicht rathſam ſein, das Abwarten der engliſchen und ruſſiſchen Armee, wenn ſie merklich ſpäter kommen, vorzuziehen. Erſtlich würde das Machtverhältniß dadurch ſchwerlich gewinnen, weil die Franzoſen in derſelben Zeit ſich an neuen Formationen wahrſcheinlich eben ſo viel verſtärken würden, da ihre Streitkräfte nicht ſchon vorbereitet ſind, ſondern erſt geſchaffen werden müſſen; zweitens könnte das Abwarten an der Gränze leicht das Anſehen der Unentſchloſſenheit bekommen und das würde den Muth der Franzoſen ſehr ſteigern, alle ihre Maßregeln ſehr beleben; drittens würden die fortgeſetzten Rüſtungen der Engländer die ganze franzöſiſche Küſte beunruhigen, alſo dadurch ſchon feindliche Streitkräfte neutraliſiren; viertens endlich würde der moraliſche Eindruck nicht gering zu ſchätzen ſein, den es in Frankreich, namentlich in Paris, machen würde, wenn die Verbündeten, ſchon im glücklichen Vorſchreiten begriffen, noch eine ruſſiſche Armee zur Verſtärkung zu erwarten hätten. Sie würden um ſo weniger darauf rechnen, daß der Angriff der Verbündeten ſich an ſeinen eigenen Erfolgen erſchöpfen könnte; ein herannahendes Uebel erſcheint den Menſchen immer größer als ein gegenwärtiges, und man würde mit den Pariſern wahrſcheinlich eher fertig werden, wenn ſie glaubten, ſich durch eine frühere Fügung in die Abſichten der Verbündeten die Koſaken vom Leibe halten zu können.

18) Dagegen ſcheint es ein weſentlicher Punkt, daß die Engländer, wenn auch nur mit einigen tauſend Mann, von Hauſe aus an dem Kriege Theil nehmen, und zwar unter Anführung des Herzogs von Wellington, damit die Niederländiſche Armee dadurch eine wahre Bedeutung bekomme.

Da nach einem fünfzehnjährigen Frieden unter den jungen Feld-

Digitized by Google

herren kein großes Talent ſich hat kund geben können, ſo iſt es von der höchſten Wichtigkeit, die Führung der Hauptmaſſen nur Männern von bewährtem Rufe anzuvertrauen, theils um ihres wirklichen Werthes, theils um des Eindruckes willen.

Sollte alſo England ganz verhindert werden, Theil an der Eröffnung des Krieges zu nehmen, ſo wäre es ſehr zu wünſchen, daß ein Ruſſiſches Corps unter Diebitſch's Anführung zur See nach den Niederlanden geſandt würde, um in dem obigen Sinne die Stelle der Engländer zu vertreten.

Die Hälfte der öſterreichiſchen Macht iſt vielleicht für Italien nöthig, die Hälfte der ſüddeutſchen zur Beobachtung des Rheines; ſo bleibt von den Streitkräften, welche dieſe Mächte aufſtellen, noch die andere Hälfte, um jenſeit des Rheines als Offenſiv-Armee gebraucht zu werden. Denken wir uns dieſe zwiſchen dem Rhein und der Moſel, die Preußen und Norddeutſchen an der Maas und die durch ein Corps norddeutſcher Truppen verſtärkte niederländiſch-engliſche Armee an der Sambre, ſo gibt das drei große Maſſen. Ein Oberbefehl iſt nothwendig; da es aber ſchwerlich einen Feldherrn geben wird von einem ſo überwiegenden Rufe, daß ihm die ſämmtlichen Mächte ihre Truppen und die ganze Führung des Krieges unbedingt übergeben möchten, was allerdings immer die beſte aller Einrichtungen ſein würde, ſo wird man ſchwerlich eine beſſere angeben können, als wie die des letzten Krieges geweſen iſt: wenn nehmlich die ausgezeichnetſten drei Feldherrn an der Spitze der drei Armeen, alſo der engliſch-niederländiſchen, der preußiſch-norddeutſchen und der öſterreichiſch-ſüddeutſchen geſetzt werden, das Ganze aber von den Monarchen ſelbſt durch gemeinſchaftliche Berathungen in der Nähe der Armeen geleitet wird.

19) Am natürlichſten ſcheint es freilich, daß, wenn keine bedeutende Engliſche Armee bei Eröffnung des Krieges mit auftreten kann, die Niederländiſche Armee ganz zur Preußiſchen ſtoße und dem Preußiſchen Feldherrn untergeben werde. Dies wäre ein ungeheurer Vortheil, da er die Dualität des Commando's aus dieſer Maſſe beſeitigt. Allein England iſt nicht bloß ein natürlicher Verbündeter der Niederlande wie Preußen, ſondern ein wahrer Protector, daher hat eine Vereinigung der Niederländiſchen Macht mit der Engliſchen

und eine Unterordnung derselben unter den Englischen Oberbefehl gewiß die wenigsten Schwierigkeiten.

20) Nähere Bestimmungen über die Vertheilung der Kräfte und ihre Richtungslinie, über die Einschließung der Festungen, über die Anlage der Depots und Magazine, kurz das, was man Operationsplan zu nennen pflegt, lassen sich erst feststellen, wenn sich die Umstände entwickelt haben, welche dabei in Betracht kommen. Aber einige allgemeine Grundsätze kann man schon vorher in's Auge fassen.

21) Der nächste Zweck des Angriffs ist, auf allen drei Linien mit der Hauptmacht die Hauptmacht des Feindes in einer Schlacht tüchtig zu treffen, und im Falle des Sieges diesen bis aufs äußerste zu verfolgen. Nur glänzende Siege können die Macht der Verbündeten so nach Paris führen, daß sie dort und dadurch dem ganzen Frankreich Gesetze geben kann. Nur wenn die feindlichen Streitkräfte mehr oder weniger zertrümmert, der Muth gebrochen, der Schrecken verbreitet ist, darf man darauf rechnen, die Kräfte, welche diesem Riesen innewohnen, gelähmt und seinen ferneren Widerstand untergraben zu sehen.

22) Die Richtung der Operationen ist Paris und nur wenn eine feindliche Hauptmacht in excentrischer Richtung ausweicht, wird die ihr gegenüberstehende der Verbündeten dahin folgen dürfen.

23) Wenn die Umstände eine Vereinigung der preußischen und niederländischen Macht auf einem und demselben Kriegstheater, obgleich von zwei Feldherrn geführt, wie im Jahre 1815 gestatten, so ist dies ein höchst wünschenswerther Gegenstand, und es wäre, um dies zu befördern, nicht unangemessen, die letztere durch zwei preußische oder deutsche Corps zu verstärken, vorausgesetzt, daß der Herzog von Wellington an der Spitze dieser Armee steht.

24) In Beziehung auf die Festungen sollte es Grundsatz sein, daß man im ersten Augenblicke nicht zu ängstlich um seine Verbindungslinie besorgt sein muß, um nicht zu viel zu entsenden und zu schwach nach Paris zu kommen. Im ersten Augenblick d. h. in den ersten Wochen ist die feindliche Bedrohung der Unterbrechung unserer Verbindungslinie nicht zu fürchten; es dauert immer einige Zeit, ehe sie wirklich eintritt, und noch länger, ehe sie fühlbar wird. Sind die Sachen in den ersten Wochen in Paris nicht völlig abgemacht,

Digitized by Google

ſo können die nachrückenden Reſerven gebraucht werden, die feindlichen Plätze, welche der Verbindungslinie am nächſten liegen, einzuſchließen und zu belagern.

25) Wir haben abſichtlich keine Zahlen in dieſen Betrachtungen feſtſtellen wollen, weil ſie keinen abſoluten Werth haben, ſich in's Blaue hinein nicht wohl beſtimmen laſſen und leicht mißbraucht werden können. Um uns indeſſen den Krieg unter beſtimmten Vorſtellungen zu denken, meinen wir, daß, wenn die Mächte ſich zu großartigen, der für ganz Europa beſtehenden Gefahr angemeſſenen Anſtrengungen kräftig und ernſthaft verbinden, ohne übertriebene Vorausſetzungen folgende Streitkräfte von ihnen aufgeſtellt werden können:

1) Oeſterreich:	
in Italien:	100,000
am Mittelrhein:	100,000
2) Süd-Deutſchland:	
hinter dem Oberrhein:	20,000
am Mittelrhein:	40,000
3) Preußen:	
an der Moſel und der Maas: . .	150,000
4) Nord-Deutſchland:	
eben da:	40,000
5) Die Niederlande:	50,000
6) England:	30,000
	530,000

Hier ſind die deutſchen Mächte zu 1 pCt. angeſchlagen, während ſie zu Folge der Matrikel 1½ pCt. Truppen zu ſtellen haben.

Die drei großen Offenſiv-Maſſen werden alſo 140,000, 190,000 und 80,000, zuſammen 410,000 Mann ſein; rechnet man davon Kranke und Fehlende auch 60,000, ſo bleiben 350,000 für den wirklichen Angriff ohne die nachrückende ruſſiſche Armee.

Es läßt ſich mit ſehr viel Wahrſcheinlichkeit annehmen und aus dem Revolutionskriege (z. B. von 1799) durch die Erfahrung beweiſen, daß, um nur mit 250,000 Mann effectiver Stärke ſich dieſem Angriffe zu widerſetzen, die Franzoſen gegen 600,000 Mann unter den Waffen

haben müßten. Sie können die ſpaniſche Gränze nicht ohne Truppen laſſen; eben ſo wenig die weitläufige Küſte; ſie werden gegen Italien mit einer bedeutenden Armee auftreten wollen; ſie müſſen im Inneren Truppen behalten, weil das Land in keinem Falle ohne Parteiungen ſein wird; ſie werden Algier ſchwerlich aufgeben und dann koſtet dieſer Beſitz allein eine kleine Armee; endlich haben ſie eine Unzahl von Garniſonen in den feſten Plätzen nöthig. Wir berufen uns auf das Beiſpiel des Feldzuges von 1799, wo die Verhältniſſe den jetzigen nicht unähnlich waren. Die Franzoſen hatten damals zu Anfange des Feldzuges 400,000 Mann unter den Waffen und organiſirten eine neue Aushebung von 200,000, hatten alſo im Ganzen 600,000 Mann in Sold; doch konnten ſie mit Einſchluß der in Neapel und in Piemont ſtehenden Truppen dem neuen Bündniſſe nicht mehr als 200,000 Mann entgegenſtellen.

B. Die Vertheidigung.

26) Wir haben geſagt, daß, wenn die Kräfte zum Angriffe nicht zureichen, die Verbündeten im erſten Jahre auf der Vertheidigung bleiben müſſen. Daß dieſer Fall möglich iſt, kann vernünftiger Weiſe nicht geleugnet werden. Denn es läßt ſich ja nicht vorher wiſſen, zu welchen Leiſtungen die Mächte ſich verbindlich machen werden und welche Zwiſchenfälle noch eine Störung in die Ausführung der Abſicht bringen können; und eben ſo wenig kann man von vornherein überſehen, was man in Frankreich zu bekämpfen haben wird; ob ein großer Enthuſiasmus gegen die äußeren Feinde die Oberhand gewinnt, ob die Regierung und Adminiſtration in den Händen talentvoller und kräftiger Männer ſich befindet. Dieſe Umſtände können die Kriegsmacht Frankreichs auf einen ungewöhnlich hohen Punkt bringen; iſt ſie dabei geordnet und von denjenigen Elementen der Bonapartiſchen Armee an Generalen, Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen durchwebt, die ſich noch in Frankreich befinden und die dem bloßen Alter nach leicht bis in die ſchönſten Zeiten der franzöſiſchen Waffen hinauf rechnen können, ſo kann leicht ein Machtverhältniß entſtehen, was zu gar keiner Offenſive berechtiget. In dieſem Falle kommt es darauf an, daß der Feind ſeine Kräfte an

Digitized by Google

einer gut geordneten Vertheidigung zerschelle und die Verbündeten in ihr das Uebergewicht gewinnen, was ihnen anfänglich abging.

27) Vertheidigung heißt im Kriege nichts als das Handeln des Gegners abwarten und dann in Beziehung auf dieses Handeln (also in der Hinterhand) das seinige einrichten und anfangen. Man vertheidigt also ein Kriegstheater, wenn man abwartet, bis der Feind es angreift; man liefert eine Vertheidigungsschlacht, wenn man abwartet, bis der Feind vor unserer Fronte zum Angriffe erscheint; von dem Augenblicke an kann das Handeln des Vertheidigers so positiv und so offensiv werden, wie es die Umstände nur räthlich machen; die Vortheile der Vertheidigung sind demnach erreicht. Diese sind hauptsächlich drei. Erstens geschieht im Kriege von Seiten dessen, der das positive Handeln hat, also des Angreifenden, selten Alles, was geschehen sollte. Diese Versäumniß kommt dem Vertheidiger zu gute, und man kann sagen, daß Friedrich der Große in diesem Wege mehr als einmal seine Monarchie gerettet hat. Zweitens kommt eine zweckmäßig angeordnete Vertheidigung d. h. eine solche, die ihre Kräfte nur in Bereitschaft hält, in den Vortheil der Hinterhand und kann also ihr Handeln besser nach den Umständen einrichten. Früher wo man den Begriff der Vertheidigung zu enge nahm und den der unmittelbaren Deckung darunter verstand, war es umgekehrt und eben deswegen wurde dem Angriffe ein so großer Vorzug zugeschrieben, der sich aber offenbar der Vertheidigung zuwendet, so bald man für diese nichts Anderes bedingt als daß sie dem Feinde die Initiative lasse und sich übrigens, wie dies der Sinn und Charakter der neuen Vertheidigung geworden ist, ganz nach den Umständen verhalte. Der dritte Vortheil der Vertheidigung ist der Beistand der Localität. Dieser zeigt sich in Stellungen und im Kriegstheater. In dem letzteren durch die Mitwirkung der Festungen, der Terrain-Abschnitte, die der Feind zu durchziehen hat, der Räume, die er durchlaufen, mehr oder weniger besetzen und sichern muß, endlich durch den Beistand der Einwohner, wenn sie auch nicht gerade unter den Waffen sind. Bei den Stellungen sind es nicht bloß die passiven Elemente, starken Zugangs-Hindernisse und Flanken-Anlehnungen, sondern auch die bloße Bekanntschaft mit einer Gegend, wodurch man ihres Beistandes genießt.

Digitized by Google

Dieſe drei Vortheile der Vertheidigung, nämlich das Abwarten, die Hinterhand und der Beiſtand der Gegend werden eine geringe Macht-Verſchiedenheit in der Regel bald ausgleichen; ſie können aber auch eine in das Ungeheure fallende Ueberlegenheit zuletzt aufwiegen, wie das Beiſpiel des Feldzuges von 1812 gezeigt hat.

28) Iſt die Vertheidigung beſchloſſen, ſo dürfte der Grundſatz an die Spitze zu ſtellen ſein, daß ſie durch große Entſcheidungen geführt werden muß. Bei einem Angriffe wie der der Franzoſen ſein würde, hervorgehend aus aufgeregten Leidenſchaften und geleitet von leidenſchaftlichen Menſchen, iſt mit Gewißheit vorauszuſetzen, daß er auf große Entſcheidungen und glänzende Reſultate von Seiten des Angreifenden abgeſehen iſt. Wie aber dies die Abſicht und das Beſtreben des Angreifenden iſt, würde es ein vergebliches und verderbliches Beſtreben des Vertheidigers ſein, mit kleinlichen, wenig durchgreifenden Mitteln widerſtehen zu wollen. Wer im Kriege entſchloſſen das Große will, gibt dem Anderen immer das Geſetz. Es muß alſo der Vertheidiger auch ſeinerſeits auf große Entſcheidungen vorbereitet ſein d. h. auf Hauptſchlachten, glänzende Siege, und dieſe bedingen eine vollkommene Sammlung der Kräfte, ſo daß von einem Poſten-Kriege gar nicht die Rede ſein kann.

29) Führte der erſte Kampf zu einer Art Gleichgewicht der phyſiſchen und moraliſchen Kräfte, ſo könnte auch hier, wie bei'm Angriffskriege, die Natur der gegenſeitigen Beſtrebungen ſich ändern; es könnte dann ein gleich gewichtiges Spiel der Kräfte eintreten, wo es ſich um geringere Gegenſtände handelte und wo ein Poſten- und Bewegungskrieg die Thätigkeit beider Armeen ausmachte. Allein die Verbündeten würden Unrecht haben, je darauf einzugehen; ſie müſſen vielmehr, wenn die Franzoſen in ihrem Angriffe zurückgewieſen ſind, Alles daran ſetzen, um den halben Sieg zu einem ganzen und großen zu machen; denn von der einen Seite iſt bei einer revolutionären Regierung immer zu fürchten, daß einzelne Perioden großer Energie eintreten, wo ihre Unternehmungen dann erfolgreicher ſein können; von der anderen geſchieht es nur zu oft, daß Bündniſſe, für die edelſten und gemeinſamſten Zwecke geſtiftet, locker werden und zerfallen, wenn mehrere Jahre hindurch ein großer Erfolg ausbleibt und die Laſten des Krieges nicht durch poſitive Vortheile ausgeglichen werden.

Digitized by Google

30) Die Aufgabe für die verschiedenen Feldherrn wird also sein, daß jeder in seinem Kriegstheater solche Einrichtungen trifft, dem vordringenden Feinde innerhalb desselben und nachdem er durch sein Vorgehen mehr oder weniger geschwächt ist, unter günstigen Umständen, mit voller Macht eine Schlacht geben zu können. Ob diese Schlacht offensiv oder defensiv und in welchem Grade sie das eine oder das andere sein soll, muß dem Feldherrn überlassen bleiben.

31) Die Kriegstheater, welche bei der Vertheidigung theils durch natürliche Boden-Abschnitte, theils durch die Lage der Länder gebildet werden, welchen die Truppen angehören, sind:

1) zwischen der Sambre und dem Meere;
2) zwischen Mosel und Maas;
3) zwischen Mosel und Rhein;
4) in Schwaben;
5) Italien.

Das erste deckt Belgien und die Niederlande; es ist also ganz von selbst den Engländern und Niederländern zugewiesen.

Das zweite deckt hauptsächlich die preußischen Rheinlande, das dritte die Bundeslande, das vierte diese und Oesterreich, das fünfte Oesterreich.

32) Betrachten wir diese Kriegstheater in ihrer Bedeutung, so ist auf den ersten Blick klar, daß das schwäbische in dem gegenwärtigen Augenblicke von einer untergeordneten Wichtigkeit ist. In Italien und in Belgien glauben die Franzosen und nicht mit Unrecht, auf eine ihnen ergebene Gesinnung der Einwohner zu stoßen. Belgien und die Rheinprovinzen sind das eigentliche Objekt ihres Angriffs und dessen versichert man sich am liebsten immer zuerst; Preußen ist ohnehin der Gegenstand ihres ganz besonderen Hasses; Alles das läßt nicht zweifeln, daß, wenn die Franzosen nicht selbst angegriffen werden, sie ihren Haupt-Angriff auf Italien, auf Belgien und auf die Gegend zwischen Mosel und Maas richten werden. Hier muß ihnen also auch mehr Macht entgegengestellt werden. Auch ist es klar, daß, so lange die Verbündeten sich an der nördlichen Gränze Frankreichs behaupten und also Paris stets in der Nähe bedrohen, die Franzosen unfähig sind, in Schwaben oder am Mittelrhein etwas Ernsthaftes zu unternehmen.

Digitized by Google

33) Dürfte man also die Kräfte rein nach strategischen Gründen vertheilen, so würde in Schwaben und zwischen Rhein und Mosel nur so viel bleiben müssen, um eine bloße Besitznahme dieser Striche zu vermeiden und die Besatzungen der Festungen zu verstärken, vielleicht auf jede ein Corps von 20,000 Mann, alle übrigen Kräfte aber müßten in Italien und westlich der Mosel verwendet werden, um hier stets unbesiegt und folglich furchtbar zu bleiben, weil man dann sicher sein kann, daß auf allen übrigen Punkten die Franzosen gegen Deutschland schlechterdings nichts Wesentliches unternehmen können. Daß dadurch eine große Truppen-Masse zwischen Mosel und Maas in einem unfruchtbaren Striche zu stehen kommt, würde keine Rücksicht verdienen. Es handelt sich in dem ersten Theile des Feldzugs um entscheidende Schläge; sich darin den Sieg zu verschaffen, ist die Hauptsache; erst wenn der Krieg länger im Gleichgewichte bleibt, kann auf die Bequemlichkeit des Unterhalts Rücksicht genommen werden.

Leider wird man aber bei Oesterreich und den süddeutschen Staaten von Hause aus einen Widerstand gegen diese Idee finden und beide werden hinter dem Rhein eine namhafte Armee versammeln wollen. Sollte aber unglücklicher Weise auch die Neutralität der Schweiz von den Franzosen nicht anerkannt werden, so wird der Kraft-Zersplitterung kaum mehr zu steuern sein; alsdann werden die Oesterreicher die Schweiz, Graubündten und Tirol besetzen wollen, sowie die Franzosen in Italien nur im mindesten vorschreiten.

Es wäre also wie bei der Offensive auf diesen Gegenstand von Hause aus die politische Unterhandlung zu richten und den Oesterreichern womöglich die Ueberzeugung zu geben, daß Wien unter den jetzigen Verhältnissen durch Schwaben nimmer mehr bedroht ist, sowie den süddeutschen Staaten, daß die Franzosen, so lange man sich ernstlich jenseit des Rheines schlägt, in Schwaben höchstens Streifereien unternehmen können, welche durch ein untergeordnetes Corps und die im Lande befindlichen Reserven hinlänglich zurückgewiesen werden können.

Wir wollen indessen nicht darauf rechnen, eine solche Macht-Vertheilung durchsetzen zu können, und annehmen, daß man sich auf halbem Wege hat vereinigen können, indem die Oesterreicher so weit

Digitized by Google

nachgegeben haben, daß ihre deutſche Hauptmacht nicht mehr in Schwaben, ſondern auf dem linken Rheinufer, alſo zwiſchen Rhein und Moſel ſich aufſtelle.

34) Nächſt der Gegend an der Sambre und Maas iſt Italien das wichtigſte Kriegstheater. Da nun, wenn die Verbündeten auf der Vertheidigung bleiben, die Franzoſen mehr Freiheit bekommen, ihren Stoß nach Italien hin zu verſtärken, ſo muß auch die Macht der Verbündeten in dieſem Falle dort größer ſein. Italien muß immer als ein ſelbſtſtändiges Kriegstheater betrachtet werden, da es ſehr lange dauern würde, vom Mittel-Rhein Verſtärkungen dahin abzuſenden. Von Italien aus aber iſt Oeſterreich, wenn der Krieg dort unglücklich geht, ernſtlich bedroht; man kann es alſo nur recht und verſtändig finden, wenn Oeſterreich ſeine Hauptmacht in Italien aufſtellt und nur eine untergeordnete am Rhein. Es iſt allerdings ein großer Nachtheil, daß, im Falle glücklicher Ereigniſſe, dieſe Macht nicht zu einem kräftigen Anfalle auf Frankreich ſelbſt gebraucht werden kann, wie die an der Sambre und Maas, weil jeder Angriff auf den Süden von Frankreich nur den Charakter einer Diverſion bekommen kann. Man muß ſich aber dieſem Nachtheile unterwerfen, wenn man nicht in andere viel verderblichere gerathen will.

35) Bei dieſen allgemeinen Zügen der Kriegs-Einrichtung müſſen wir wieder ſtehen bleiben, da erſt die Entwickelung der Umſtände nähere Beſtimmungen mit ſich bringt. In Beziehung auf die Verfahrungsweiſe der Feldherrn laſſen ſich aber noch einige Grundſätze angeben. Aus dem, was unter Nr. 27 und 29 geſagt iſt, folgt, daß von einer langen Stellungs-Linie weder in Italien noch in Deutſchland die Rede ſein kann; denn dieſe führen immer zu einer ſolchen Vertheilung der Kräfte, daß von Seiten des Vertheidigers ein Hauptſchlag, ein großer entſcheidender Sieg, auch bei den größten Fehlern des Feindes, nicht mehr erfolgen kann. Die Oeſterreicher hätten alſo ſehr Unrecht, wenn ſie ſich in Italien auf eine ernſtliche Vertheidigung der Alpen einlaſſen wollten. Dieſe ſowie ganz Savoyen müſſen nur mit einer Vorpoſten-Kette beſetzt, die Haupt-Macht auf einem oder ein paar Punkten am Stura*) und Po vereinigt werden,

* Nebenfluß des Tanaro, der in den Po fließt.

Digitized by Google

um über den Feind herzufallen, in dem Augenblicke, wo er mit ſeinen Colonnen in die Ebene Italiens herabſteigt.

Eben ſo wenig können in Deutſchland und den Niederlanden die Vogeſen, die Saar, der Hundsrück, die Eifel, die Sambre und Schelde u. ſ. w. zu langen Stellungs-Linien benutzt werden, ſondern die Armeen müſſen ſich in großen Maſſen auf ſolchen Punkten aufſtellen, wo der Feind ſie von ſelbſt aufſuchen muß. Dies iſt ſelten ſchwierig, denn einer großen ſchlachtfertigen Maſſe kann der Angreifende in den wenigſten Fällen vorbeigehen.

36) Sind aber die Armeen nicht in langen Stellungen ausgedehnt, ſo kann auch von keiner directen Hülfsleiſtung d. h. von einer ſolchen, die noch während der Kriſe des Gefechts ankommt, die Rede ſein, und ebenſowenig kann eine ununterbrochene Verbindung in ihrer ſtrategiſchen Fronte-Linie geſucht und erhalten werden. Jede große Maſſe muß ſich vielmehr für den Augenblick, da ſie zu einer Entſcheidung herausgefordert wird, als iſolirt betrachten und, wenn die Verhältniſſe es geſtatten, ſich ſchlagen, als wenn keine andere Armee in der Welt wäre. Tritt aber der Fall ein, daß der Feind die anderen Armeen nur ſchwach beobachtet und ſich mit großer Ueberlegenheit auf eine wirft, ſo muß dieſe ausweichen und weiter rückwärts ſtärkere Verhältniſſe aufſuchen. Dieſe werden ſich immer finden, wenn die anderen Armeen nicht, in der falſchen Anſicht, daß alle ſtets auf gleicher Höhe ſtehen müßten, auch zurückgehen, ohne von ihren Gegnern dazu gezwungen zu ſein. Der poſitive Beiſtand, welchen eine Armee der anderen leiſtet, kann nur darin beſtehen, daß ſie zu der Zeit, wo dieſe von einem überlegenen Gegner gedrängt oder gar geſchlagen wird, den ihrigen angreift und ſchlägt, oder, wenn die Umſtände dazu die Hand bieten, mit der geſchlagenen Armee einen erneuerten combinirten Angriff verabredet, wobei ſie den Feind von der Seite anfällt.

37) Die Vertheidigung wird gut ſein, wenn an der Spitze einer jeden großen Maſſe ein ausgezeichneter Feldherr ſteht und dieſer die Ehre ſeiner Waffen zum Hauptgegenſtande ſeines Handelns macht.

38) Ein Oberbefehl iſt auch in dieſem Falle für die Maſſen, welche in Deutſchland und den Niederlanden auftreten, erforderlich, und er kann nicht anders gedacht werden wie bei der Offenſive.

Digitized by Google

Von dieſem Oberbefehle aus kann das Handeln des einzelnen Feldherrn nicht beſtimmt, ſondern nur geleitet, und verhütet werden, daß einer derſelben zu ſehr aus der allgemeinen Richtungs-Linie des Handelns ausweiche.

Obgleich mehr in's Einzelne gehende Feſtſtellungen des künftigen Handelns darum nicht zuläſſig ſind, weil ſie immer auf näheren Vorausſetzungen beruhen und leicht illuſoriſch werden können, wenn dieſe nicht zutreffen, ſo iſt es doch nicht unwichtig, einen Blick auf die Verhältniſſe zu werfen, welche das Kriegstheater an der Maas und Moſel darbietet. Es wird ſich dadurch der Geſichtspunkt ergeben, unter welchem wir in der Folge die Dinge zu betrachten haben.

Wir haben geſagt, daß Belgien zu behaupten die große Hauptſache iſt und daß, ſo lange die Verbündeten ſich dort an der franzöſiſchen Gränze halten können, auf keinem Punkte für Deutſchland etwas zu beſorgen iſt. Die niederländiſche Armee iſt dazu offenbar nicht ſtark genug; ſelbſt wenn 30,000 Engländer unter Lord Wellington zu ihnen ſtoßen, iſt die Sache noch zweifelhaft. Dieſe Umſtände müſſen ſchlechterdings das Beſtreben hervorbringen, mit einer preußiſchen und norddeutſchen Armee noch in Verbindung und den Niederlanden möglichſt nahe zu bleiben. Nun ſind folgende Eigenthümlichkeiten des Kriegstheaters einer ſolchen Abſicht ſehr günſtig:

1) Das Thal der Maas, im weiteren Sinne genommen, iſt von Namur abwärts ein höchſt fruchtbares Land.

2) Namur, Huy, Lüttich und Maſtricht ſind feſte Punkte am Fluß, die theils zu Vertheidigungs-, theils zu Uebergangspunkten benutzt werden können.

3) Für die Preußiſch-Norddeutſche Armee gibt es durch Köln und Weſel eine in ihrer zurückgezogenen Lage ſehr geſicherte Baſis, wenn ſie gleich an der Maas ſich aufſtellt, wobei Jülich noch als ein Zwiſchenplatz ſehr nützlich wird.

4) Das Jülicher Land iſt wieder ein höchſt fruchtbares.

5) Dagegen iſt das Land, welches beide Moſel-Ufer begleitet, die Eifel und der Hundsrück, großentheils ſehr unfruchtbar, ſchwach

bevölkert, ohne eine einzige bedeutende Stadt und von schlechten Wegen durchzogen.

6) Die Mosel selbst ist ein Fluß, auf welchem wegen ihrer vielen und starken Windungen die Schiffahrt Schwierigkeit hat; auch Uebergänge über die Mosel sind wegen ihres tief eingeschnittenen Thales sehr schwierig.

7) Luxemburg und Saarlouis, an der Spitze des Moseler Kriegstheaters gelegen, nöthigen den Feind, wenn er an der Mosel vordringt, zu einer bedeutenden Detachirung.

8) Coblenz ist ein Platz erster Ordnung sowohl durch seine Capacität als fortificatorische Stärke. Es liegt auf beiden Seiten der Mosel, kann also nur durch eine getheilte Aufstellung eingeschlossen werden.

9) Endlich ist auch, ganz im Allgemeinen genommen, die Linie von der Maas über Jülich und Köln auf die rückwärts gelegenen Preußischen Länder, also Minden und Magdeburg, noch eine geradere Verbindung als die Linie über Coblenz und Cassel.

Betrachtet man alle diese Umstände, so überzeugt man sich, daß die Franzosen, wenn die Vertheidigungsmacht der Verbündeten an der Maas steht, nicht im Stande sind, derselben vorbeizugehen oder sie zu umgehen. Vorbeigehen kann der Angreifende dem Vertheidiger nur, wenn er außer der feindlichen Armee ein Object seiner Unternehmung hat, was also der Vertheidigende genöthigt ist unmittelbar zu decken. Ein solches ist gewöhnlich die Hauptstadt des Landes, ein offener Fluß-Uebergangspunkt, ein großes, offenes Magazin. Alles dergleichen gibt es hier nicht.

Umgehen d. h. ihn von der Seite oder gar vom Rücken her anfallen kann der Angreifende den Vertheidigenden nur, wenn er durch die dabei in der zu erwartenden Schlacht entstehende Fronte-Veränderung weniger gefährdet ist als jener, welches von dem Verhältnisse der Rückzugslinie abhängt; oder wenn er eine solche Ueberlegenheit hat, daß er gar keine Rücksicht zu nehmen braucht. Uns den letzteren Fall zu denken, ist keine Veranlassung. Das Verhältniß der Rückzugslinie aber ist offenbar hier dem Angreifenden, wenn er die an der Maas stehende Armee von der Mosel her um-

Digitized by Google

gehen will, so ungünstig wie möglich. Die französische Armee würde bei einer Links-Strebung die Mosel mehr oder weniger in den Rücken bekommen, wo sie weder Uebergänge noch Straße findet, und also bei einem Angriffe, welchen die Preußische Armee in dieser Richtung auf sie machte, in große Gefahr kommen, während die Preußische Armee die befestigte Maas hinter sich hat, aber auch selbst schwerlich in den Fall gesetzt werden könnte, den Rückzug von Köln aufzugeben.

Die Macht der Verbündeten an der Maas kann also sehr sicher sein, daß die Franzosen sie in dieser Stellung mit ihrer ganzen Macht aufsuchen werden, und das ist immer das sicherste Zeichen, daß die Stellung gut gewählt ist. Ließen sie sich durch den Gedanken, ohne Schwertstreich an den Rhein kommen zu können, verleiten, dahin zu entsenden, so wäre dies ein gesteigerter Vortheil jener Stellung; denn in diesem Falle würde ein Angriff auf die geschwächte feindliche Hauptmacht um so mehr Erfolg versprechen.

Wenn also die Verhältnisse des Kriegstheaters eben so sehr eine Aufstellung mit gesammelter Macht an der Maas begünstigen, wie die politischen Verhältnisse Belgiens sie räthlich machen, so wird dies wohl einen Haupt-Gesichtspunkt abgeben müssen, nach welchem die näheren Pläne eines Vertheidigungs-Feldzuges festzustellen sind, und eine davon sehr verschiedene Richtung der Ansicht dürfte einen großen, durchgreifenden Fehler in sich schließen.

Digitized by Google

XVII.

Clauſewitz's Rückkehr nach Breslau. — Seine Krankheit und ſein Tod. — Die Cabinetsordre über ſein Hinſcheiden an General v. Zieten. — Der Nachruf des Offiziercorps der 2. Artillerie-Inſpection. — Der Nekrolog der Staatszeitung. — Troſtbrief des Kronprinzen an Frau v. Clauſewitz. — Vier von dem Grafen Bernſtorff verfaßte Epitaphien auf Clauſewitz. — Urtheile des Generals Grafen v. d. Gröben und des Generals v. Brandt über Clauſewitz. — Würdigung der Schlußbemerkung Brandt's über denſelben. — Allgemeine Charakteriſtik Clauſewitz's. — Das Urtheil des Oberſten Lecomte. — Clauſewitz's Aeußeres. — Die ihm verliehenen Auszeichnungen. — Frau v. Clauſewitz unternimmt die Herausgabe der Werke ihres Gatten. — Ihre Berufung nach Berlin als Oberhofmeiſterin der Prinzeſſin Wilhelm. — Erſcheinen des erſten Bandes der Werke. — Ihre Mittheilungen in der Vorrede über ihr Verhältniß zu dieſen Werken. — Erſcheinen der folgenden ſieben Bände. — Ihre Rechtfertigung des Gatten gegen einen in der öſterreichiſchen militäriſchen Zeitſchrift ausgeſprochenen Tadel. — Ihre Krankheit und ihr Tod. — Beſtattung in Breslau zur Seite des Gatten. — Worte ihres Neffen zu ihrer Charakteriſtik. — Ihre äußere Erſcheinung. — Tod ihrer Mutter und ihres Bruders.

Clauſewitz kehrte am 7. November 1831 von Poſen nach Breslau zurück, in ſeinem Innern noch tief ergriffen von den Gefühlen der Trauer, mit welchen ihn Gneiſenau's ſo unerwartetes Hinſcheiden erfüllt hatte.*) Wohl mochte er hoffen, an der Seite der geliebten Gattin, mit welcher er jetzt nach langer Trennung wiedervereinigt war, und im freudigen, unverdroſſenen Wirken für Beruf und Wiſſenſchaft noch eine Reihe glücklicher Tage zu ſehen; allein nach dem Willen der Vorſehung ſollte er dem Freunde bald in die Gruft

* Wir bemerken, daß Clauſewitz die von uns oben (S. 386 ff.) mitgetheilte Stelle aus ſeinem Tagebuche am 11. November, alſo wenige Tage vor ſeinem Tode, niedergeſchrieben hat.

Digitized by Google

nachfolgen. Am 16. November hatte er bis zur Mittagsſtunde mit gewohntem Eifer ſeinen Berufsgeſchäften obgelegen, als ihn dieſelbe Krankheit ergriff, deren Opfer Gneiſenau geworden war, und ſchon nach neun Stunden ſeinem Leben ein Ende machte. Nach dem Zeugniſſe der Aerzte war ſein Tod mehr die Folge des durch tiefen Seelenſchmerz erſchütterten Zuſtandes ſeiner Nerven als der Krankheit, von welcher er nur einen verhältnißmäßig leichten Anfall gehabt hatte. Der ſchwergeprüften Gattin ſtand ihr einziger Bruder in jenen ſchmerzvollen Stunden und auch in der Folgezeit mit treuer Liebe zur Seite.

Die Beſtattung erfolgte auf dem Militärkirchhofe, und zwar, da die Cholera die Veranlaſſung des Todes geweſen war, in der Stille; auch eine Leichenrede wurde nicht gehalten, wie man daraus mit Sicherheit ſchließen kann, daß die Militär-Kirchenbücher nur den Ort der Beſtattung erwähnen und auch die beiden damals in Breslau erſcheinenden Zeitungen, die „Schleſiſche“ und die „Breslauer Zeitung“ nur über den Tod, nicht aber über die Beerdigung Nachrichten enthalten.

Der König erließ an den commandirenden General von Schleſien v. Zieten am 20. November nachſtehende Cabinetsordre:

„Ihre Meldung von dem plötzlichen Ableben des Generalmajor v. Clauſewitz, Inſpecteur der 2. Artillerie-Inſpection, iſt Mir eben ſo unerwartet als ſchmerzlich geweſen. Die Armee erleidet dadurch einen ſchwer zu erſetzenden Verluſt, der Mich ſehr betrübt. Ich veranlaſſe Sie, der Witwe Mein Beileid und Meine aufrichtige Theilnahme an ihrem Kummer auszudrücken.“

„Potsdam, den 20. November 1831.“

„gez. Friedrich Wilhelm.“

Die „Schleſiſche Zeitung“ vom 21. November (Nr. 273) brachte folgenden dem verehrten und geliebten Vorgeſetzten von dem Offiziercorps der 2. Artillerie-Inſpection gewidmeten Nachruf:

„Den 16. November c. Abends 9 Uhr machte ein Nervenſchlag dem Leben des Königl. Preußiſchen General-Majors und Inſpecteurs der 2. Artillerie-Inſpection, Ritters mehrerer hohen Orden, Herrn Carl von Clauſewitz nach vollendetem 51. Lebensjahre ein Ende.

Digitized by Google

Im Genusse des vollkommensten Wohlseins vor 11 Tagen von Posen zurückgekehrt, woselbst er durch einen Befehl Sr. Majestät des Königs als Chef des Generalstabes bei dem Ober-Commando der 4 östlichen Armee-Corps, im Monat December vorigen Jahres angestellt worden war, erkrankte derselbe plötzlich an obigem Tage und erlag schon nach 10 Stunden den Folgen der Cholera.

Im Jahre 1780 in Burg bei Magdeburg geboren, trat der Verstorbene 1792 in die Dienste seines Vaterlandes, blieb darin bis zum Jahre 1812, verließ sie, diente bis 1815 im russischen Heere und trat noch in demselben Jahre in das vaterländische zurück.

Er nahm während seiner Dienstzeit an den Feldzügen von 1793, 94, 1806, 1812, 13, 14 und 15 thätigen Antheil.

Zwar war es dem unterzeichneten Offizier-Corps leider nur sehr kurze Zeit vergönnt, den Verstorbenen als seinen Führer verehren zu dürfen; wenn jedoch dieselbe schon hinreichende Gelegenheit darbot, um die geistigen Vorzüge sowie den hohen Grad von Humanität, Gerechtigkeit und ernster Milde wahrzunehmen, die dem Verstorbenen beiwohnten, so dürfte hierdurch die Tiefe des Schmerzes gerechtfertigt erscheinen, mit welchem die Unterzeichneten den Verlust eines solchen Vorgesetzten beklagen.

Ermessen läßt sich die Größe des Verlustes, den König und Vaterland durch das Hinscheiden eines Generals im kräftigen Mannesalter erleiden müssen, wenn man das Vertrauen kennt, welches Seine Majestät in die umfassenden Kenntnisse, in die unermüdliche Thätigkeit, in die redlichsten Bestrebungen des Verewigten auf eine höchst ehrende Weise dadurch Allergnädigst zu setzen geruhten, daß Allerhöchstdieselben ihn wiederholt zu Stellungen beriefen, die jene Tugenden voraussetzten.

So wie dem Dahingeschiedenen im Leben die Herzen seiner Untergebenen in Liebe und Vertrauen entgegenschlugen, eben so kann und wird sein Andenken unter ihnen nie erlöschen."

„Breslau, den 20. November 1831."

„Das Offizier-Corps der 2. Artillerie-Inspection."

Der am 22. November in der Staatszeitung erschienene, mit Wärme und Begeisterung geschriebene Nekrolog, welcher ohne

Digitized by Google

Zweifel den Grafen Karl v. d. Gröben zum Verfaſſer hat,*) enthält neben genauen biographiſchen Angaben eine würdige und umfaſſende Darſtellung der Vorzüge und Verdienſte des ausgezeichneten Mannes. Er lautet:

„Am 16. November abends 9 Uhr entſchlief zu einem beſſeren Leben der Generalmajor Carl v. Clauſewitz, Inſpecteur der 2. Artillerie-Inſpection zu Breslau, nach einem neunſtündigen Leiden an der Cholera. Bis gegen zwölf Uhr mittags hatte er noch im Dienſte, wie gewöhnlich, mit angeſtrengtem Fleiße gearbeitet. Ueber ſeine Laufbahn nur wenige Worte. Im Jahre 1780 geboren, focht er ſchon 93 in der Rhein-Campagne als dreizehnjähriger Knabe in den Reihen alter Krieger. Die unglückliche Capitulation von Prenzlau 1806 verſchmähend, gerieth er an der Seite ſeines edlen Prinzen, deſſen Adjutant er war, erſt dann in die Gefangenſchaft, als die Natur ſelbſt den beiden Tapferen den Ausweg verſperrte. Die Stunde von Preußens Fall war gekommen, aber auch deſſen Wiedergeburt. So wie der König in Scharnhorſt, ſo erkannte dieſer bald in Clauſewitz den Mann, der vor Anderen zum ernſten Vorbereiten künftiger Tage mitzuwirken berufen war. Seinem Unterrichte in jener Zeit verdankt noch heute eine große Anzahl von Offizieren die Grundlage ihrer militäriſchen Ausbildung. Als eine höhere Fügung die Morgenröthe der Freiheit noch zu verzögern ſchien, da focht Clauſewitz bereits in jener Rieſenſchlacht vor den Thoren Moskau's gegen den gemeinſchaftlichen Feind aller von Gottes Gnaden gegründeten Throne und ihrer treugeſinnten Völker. Nun kam der lang erſehnte Tag; die Sache der Freiheit erwuchs den Schneeflocken gleich im Sturm fortſchreitend zur Lawine. Die Fürſten riefen und ihre Völker kamen. In dem dreijährigen Heldenkampfe von 1813 bis 1815 ſtand Clauſewitz als Oberſt im Generalſtabe abwechſelnd dort und hier, wo es Entſcheidung galt, an der Seite der höchſten Führer, von der Schlacht von Großgörſchen bis zum zweiten Einzuge in Paris, der großen Siegeslaufbahn folgend. Er war Gneiſenau's nächſter Freund, wie er der von Scharnhorſt geweſen war. Auch der Rhein gedenkt mit hoher Achtung ſeiner Beſtimmung als Chef des Generalſtabes bei dem

* Auch Oberſt v. Meerheimb hat dies als wahrſcheinliche Vermuthung ausgeſprochen.

General-Commando jener Provinz in den Jahren 1815 bis 1818. Seitdem General und Director der Allgemeinen Kriegsschule lebte er in dieser Zeit der Friedensmuße fast nur kriegswissenschaftlichen Forschungen und seinen Freunden. Als aber 1830 der Aufruhr in dem Nachbarlande den König bewog, an den östlichen Gränzen vier Armeecorps unter Feldmarschall Gneisenau zusammenzuziehen, da war Clausewitz, kaum der neuen Waffe, der Artillerie, zugetheilt, wieder als Chef des Generalstabes dahin berufen. Wie er dort wirkte, weiß die Armee. Aber ihm war zuletzt noch allzu Schweres beschieden. Gneisenau, Blücher's großer Waffengefährte, starb, mit ihm die Zierde von Preußens Waffenruhm. So mußte er, wie vordem Scharnhorst, nun den zweiten großen Freund begraben, Männer, welche die Geschichte Preußens, ja des ganzen deutschen Vaterlandes, stets mit Bewunderung nennen wird. Der Kummer nagte still an seinem Herzen, das mit der glühendsten Liebe unter einer bisweilen anscheinend kalten Außenseite schlug. Leicht ward er daher die Beute jener Krankheit, die in dunkler, unerkannter Macht nach dem heiligen Rathschlusse Gottes über den Erdboden dahinzieht. Mögen mit Clausewitz viele reiche und große Talente in der Armee wetteifern, einen geordneteren Kopf hat sie in ihren Reihen schwerlich jemals gezählt. Seine Anschauung der Kriegskunst stand im Brennpunkte der tiefsten Forschung und Erfahrungen. Sie war im weitesten Sinne von höherer Politik bedingt, großartig und daher eben so einfach als praktisch. Seine hinterlassenen Schriften werden dies auch denen darthun, die ihn persönlich nicht näher kannten. Seine edle, trauernde Witwe, die Gott trösten wolle, wird sie der Nachwelt nicht vorenthalten."

Der Kronprinz sprach gegen Frau von Clausewitz seine innige Theilnahme an ihrem schweren Verluste in folgendem gemüthvollen Trostbriefe aus:

„Berlin, den 19. November 1831."

„Meine theuerste, verehrteste, gnädigste Frau!"

„Ich muß mich unter die Trauernden drängen, die Ihnen in diesen Tagen ihr Herz ausschütten, die mit Ihnen weinen, die Ihnen sagen, wie jedes edle Herz im Heere, wie eine Schaar treuer Freunde

Digitized by Google

des theuern Seligen mit Ihnen weint — ich folge getroſt dem unwiderſtehlichen Zuge und laſſe mich nicht von dem Gedanken abſchrecken, Ihren großen Schmerz durch den Ausdruck des meinigen zu mehren; denn Gott hat Ihnen ein ſtarkes Herz gegeben, das dem Schmerze nicht erliegt, ſich nicht feige von ihm wendet — nein, das ihn anzuſehen vermag. Erwarten Sie daher nicht, theuerſte, gnädigſte Frau, ich darf wohl mit altem Recht auch ſagen, verehrte Freundin! fürchten Sie nicht, daß ich Sie hier mit einem Condolenz- und Troſtbriefe betrüben will; ich muß Ihnen nur ſagen, daß ich mit Ihnen tiefes Leid trage, daß durch Ihren Verluſt auch mein Herz zerriſſen iſt, weil ich meinen treuen, lieben Freund betrauern muß — daß ich Sie aber dennoch glücklich und geſegnet preiſe, weil ich die gewiſſe Hoffnung habe, Sie ſehen durch Ihren Schmerz und Ihre Trauer etwas Anderes als Trauer und Schmerzen, nämlich die liebevolle Hand, welche dieſe Trübſal ausgebreitet, Sie erkennen in dem, der meinen lieben Freund, Ihren unvergeßlichen Gatten, abgerufen hat, den großen Fürſten des Lebens und des Friedens. — Ja, theure, verehrte Freundin, ſo . . . . . .*) — Hier endige ich, ein Mehreres würde zum Geſchwätz und wäre Mißbrauch Ihrer Güte. — Nun eine dringende Bitte: keine ſchriftliche Antwort, ſonſt würden dieſe Zeilen, für die ich ſchon ſo ſehr Ihre Nachſicht anrufen muß, mich wirklich gereuen. Sie kommen ja gewiß bald hierher, zu Ihrer verehrten Mutter, dann ſehe ich Sie, o dann werden Sie mir die Hand drücken, um mir ſo zu ſagen, daß dieſer Schritt verſtanden und nicht verkannt worden.

In treueſtem Mitgefühl und freundlichſter Verehrung

Ihr ergebener Freund

Friedrich Wilhelm.“

„P. S. Meine liebe, gute Eliſe gehört auch zu denen, die mit Ihnen Leid tragen. Sie weiß wohl, daß Sie es nicht anders erwarten können, aber ſie wünſcht, daß ich es Ihnen ſage, das thut ihr wohl!“

* Die etwa zehn Worte enthaltende Stelle iſt leider unleſerlich.

Zu den Kundgebungen der Verehrung für den Verewigten und der Theilnahme an dem Schmerze ſeiner Witwe gehören auch die folgenden vier von dem Grafen Bernſtorff verfaßten Epitaphien:*)

1.

Carl Philipp Gottfried von Clauſewitz,
Königl. Preuß. General,
Gatte, Freund, Lehrer,
In Allem unübertreffbar.

2.

Gebrochen iſt des Mannes Hülle,
Der mit des klarſten Geiſtes Hoheit
Verband des reichſten Herzens Fülle.
Zu klein, zu eng war ihm die Zeit;
Was glühend ihm den Sinn erregte,
Nur gleiche Seelen mitbewegte.

3.

Was zarter Frauen Herz bewegt,
Des Mannes Heldenkraft erregt,
Anmuthig war's in ihm vereint,
Den hier ſein treues Weib beweint.

4.

Hier deckt ein Stein die kalte Hülle,
Die einſt umſchloß des Lebens Fülle.
Was hoch und tief der Menſch erreicht,
Er hat es ſeiner Zeit gezeigt.

*) Frau von Clauſewitz ſchrieb ſie mit der Bemerkung in ihr Album ein: „Obige Grabſchriften, aufgeſetzt von unſerem theueren Freunde dem Miniſter Grafen Chriſtian Bernſtorff, erhielt ich am 20. November 1832.“ Unter dieſer Bemerkung finden ſich, ebenfalls von ihrer Hand geſchrieben, die Verſe:

Das Portrait.

Willſt du ein theures Bild uns nennen,
In dem ſich Anmuth, Scherz und Witz
Von hohem Ernſte niemals trennen?
Es nennt ſich ſelbſt, es iſt Claus'witz.

Und er war mein! O ſüßes Leben,
Nie hat's ein glücklicher's gegeben!
Geduld mein Herz! Dir weckt der Tod
Der ew'gen Liebe Morgenroth.

Den Urtheilen bedeutender Zeitgenoſſen über Clauſewitz, welche wir in der Darſtellung ſeines Lebens bereits anzuführen Veranlaſſung hatten, wollen wir noch zwei ſehr beachtenswerthe Stimmen von Mitlebenden hinzufügen, welche zu ihm perſönliche Beziehungen gehabt haben.

General Graf Carl v. d. Gröben*) ſagt von Clauſewitz in der Vorrede zu dem von ihm herausgegebenen neunten Bande der Werke deſſelben: „Der Verſtorbene war mir Lehrer und Freund. Selten findet ſich in einer Perſon eine ſolche Stärke der Meditation mit ſo großer Tiefe des Gemüthes und Zartheit der Empfindung verbunden als in Clauſewitz. Wem die Wahrheit indeß nicht mehr gilt, als der Schmerz, ſie zu tragen, dem konnte ſein Urtheil, auch im gewöhnlichen Leben, oft da zu ſcharf dünken, wo er nur gerecht war, oder, der, deſſen Blick nur an der Oberfläche ſtreift, konnte ſich wohl von ihm abwenden, weil ihm das Herz kalt ſchien, das gleichwohl ſo tief, wahr und warm empfand. Wie eine Sinnpflanze, die ſich öffnet oder ſchließt, ſo erſchloß er ſich dem Vertrauen oder er verſchloß ſich dem Mißtrauen. Aber Freund oder Feind fand in allen Wechſelfällen des Lebens in ihm den Ehrenmann, der überall nur die Sache kennt, nicht die Perſon.

* Er war am 17. September 1788 zu Schrengen bei Raſtenburg geboren, trat am 3. November 1812 aus dem preußiſchen Dienſte, um nicht auf Frankreichs Seite gegen Rußland kämpfen zu müſſen, kehrte am 10. Auguſt 1813 in den preußiſchen Dienſt zurück, in welchem er von Stufe zu Stufe emporſtieg und 1842 Generallieutenant, 1852 General der Cavalerie und commandirender General des 7. Armeecorps, 1853 des Gardecorps wurde. Auf ſein Geſuch wurde er 1856 zur Dispoſition geſtellt, mit Belaſſung in dem Verhältniſſe als Generaladjutant des Königs und als Chef des 2. Ulanen-Regiments, und ſtarb am 13. Juli 1876 auf ſeinem Majoratsſitze Neudörfchen, im Alter von 88 Jahren. Er war Ritter des ſchwarzen Adlerordens, auch Mitglied des Herrenhauſes.

Er war der Mann ruhiger Beſonnenheit, ſeltener Klarheit und unerſchütterlicher Feſtigkeit der Geſinnung. Aber nicht allein im Gebiete des militäriſchen Wiſſens und des Krieges war er ſtark; er war es auch als Staatsmann im höheren Sinne des Wortes. Arbeiten, deren Bekanntmachung ſpäteren Zeiten aufbehalten bleibt, werden dies zur Genüge darthun. Aber eben weil er war, ſo wie er war, ſo ſtand er auch den Männern ſo nahe, welche die Zeitgeſchichte mit ſo hoher Achtung nennt, als Scharnhorſt, Gneiſenau, Stein. Ich habe mir dieſe Bemerkungen nicht verſagen können, da ich ſie dem Gegenſtande meiner innigſten Verehrung und Dankbarkeit ſchuldig zu ſein glaube." —

Das zweite Urtheil rührt von dem General von Brandt*) her, der im Jahre 1831 in das Hauptquartier des Feldmarſchalls Gneiſenau nach Poſen commandirt worden war und hier täglich den Unterredungen beiwohnte, in welchen die Operationen der ruſſiſchen und der polniſchen Armeen beſprochen wurden, wobei er reichliche Gelegenheit fand, den Scharfblick Clauſewitz's zu bewundern. Er ſagt von demſelben: „Clauſewitz verfolgte aufmerkſam den Stand und die Bewegungen der Armeen; die Art und Weiſe, wie er die Dinge beurtheilte, aus einzelnen Bewegungen und Märſchen Folgerungen zog, die Geſchwindigkeit und Dauer der Märſche calculirte, die Punkte vorausbeſtimmte, wo es zur Entſcheidung kommen werde, war vom höchſten Intereſſe. Was ſpäter von Hiſtorikern mühſam herausgeſucht, was von Kritikern hinterher als Quinteſſenz militäriſchen Wiſſens aufgetiſcht worden, erſchloß ſich ihm im Augenblicke.

* „Nekrolog des Generals der Infanterie (Dr. Heinrich) von Brandt, mitgetheilt von der hiſtoriſchen Abtheilung des Generalſtabes (Berlin, 1868)", S. 8. — Heinrich von Brandt, geb. am 2. Auguſt 1789 zu Laki (in der jetzigen Provinz Weſtpreußen), diente, da ſein Heimatsort dem Großherzogthum Warſchau einverleibt worden war, in der légion de la Vistule, zeichnete ſich in Spanien unter Suchet ſehr aus und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion, nahm 1812 an dem ruſſiſchen Feldzuge Theil, gerieth bei Leipzig verwundet in ruſſiſche Gefangenſchaft, trat 1817 als Hauptmann in preußiſche Dienſte, wurde 1829 Lehrer am Cadettencorps, kam im folgenden Jahre als Major in den Generalſtab und ſtarb nach einer an Verdienſten und Ehren reichen Laufbahn, als General der Infanterie, am 23. Januar 1868 in Berlin. Durch zahlreiche Schriften und Aufſätze über die Kriegskunſt hat er ſich in der Militär-Literatur einen ausgezeichneten Namen erworben.

Digitized by Google

Hätte er in höherer Wirkſamkeit ſeine Talente zeigen können, ſo würde er Außerordentliches als Stratege geleiſtet haben. Weniger aber auf dem Schlachtfelde. Es ging ihm die Kunſt ab, d'enlever les troupes; es war das nicht allein Blödigkeit und Befangenheit — es war das un manque d'habitude de commandement — wenn man ihn bei den Truppen ſah, merkte man ihm eine gewiſſe Unbehaglichkeit an, die ſich erſt verlor, wenn er ſich von ihnen entfernte.“ Dieſe Aeußerung Brandt's über Clauſewitz iſt von mehreren Schriftſtellern benutzt worden, um an einem Manne, an welchem Alles glänzte, doch auch eine Schattenſeite hervorzuheben, wie dies namentlich von Oberſt Chesney in einem in der militäriſchen Geſellſchaft zu London über Clauſewitz gehaltenen Vortrage geſchehen iſt.*) Doch dürfte jener Aeußerung wohl ein allzu großes Gewicht beigelegt oder vielmehr zu viel aus ihr abgeleitet worden ſein. Da Clauſewitz ein ſo ausgezeichneter Stratege war, ſo würde man doch wohl, bei dem Muthe, der Geiſtesgegenwart und Beſonnenheit, welche er beſaß, zu der Annahme berechtigt ſein, daß er auch als Heerführer auf dem Schlachtfelde Vorzügliches geleiſtet haben würde. Eine entgegengeſetzte Behauptung würde durch beſtimmte, aus der Erfahrung hergenommenen Thatſachen begründet werden müſſen; eine ſolche Begründung aber wird durch den Umſtand unmöglich gemacht, daß Clauſewitz in allen Kämpfen, an welchen er in höherer Stellung theilnahm, immer nur als Generalſtabsoffizier verwendet worden iſt, niemals aber ein Commando geführt hat. Die Aeußerung Brandt's kann, wenn ſie auch von einem ſehr bedeutenden Manne herrührt, doch nicht das Gewicht eines begründeten Urtheils haben, vielmehr nur als eine ganz vereinzelte individuelle Anſicht betrachtet werden, für welche ein Beweis nicht beigebracht worden iſt und auch nicht beigebracht werden konnte.

Clauſewitz iſt nach ſeinem vollen Werthe und ſeiner ganzen Bedeutung nur von wenigen ſeiner Zeitgenoſſen erkannt worden, am vollſtändigſten von Scharnhorſt, Gneiſenau, Stein, Boyen, Grolmann und den anderen ausgezeichneten Männern, die gemeinſam mit ihm an

* v. Meerheimb über Carl von Clauſewitz. S. 10.

der Befreiung und Wiedererhebung des Vaterlandes arbeiteten. Sein Wirken drang jedoch weniger in die Oeffentlichkeit, weil er nach äußerer Anerkennung nicht strebte und ein zurückgezogenes Leben am meisten seiner Neigung entsprach. Daß sich sein Verkehr nur auf Wenige beschränkte und er, weil die hochgebildete und reichbegabte Gefährtin seines Lebens ihm in den stillen häuslichen Räumen für Geist und Herz das höchste Glück bereitete, sich immer mehr zurückzog, ist auch der Grund für die eigenthümliche Erscheinung, daß man in den zahlreichen Biographieen und Memoiren aus jener Zeit verhältnißmäßig nur sehr selten dem Namen Clausewitz begegnet. Ein berühmter Mann wurde er erst, als nach seinem Tode seine Werke, die unsterblichen Denkmäler seines reichen Geistes, an's Licht traten und nach und nach zu allgemeiner Anerkennung gelangten. Sein Ruhm gründet sich auf seine Leistungen als Militärschriftsteller; aber seine Bedeutung kann nur dann vollständig gewürdigt werden, wenn man ihn nach allen Seiten seiner ausgezeichneten Persönlichkeit und seines edlen Charakters, namentlich nach seiner patriotischen Gesinnung und Wirksamkeit, erfaßt und erkannt hat. Das „Vitam impendere vero" schien er sich nicht nur für seine wissenschaftlichen Bestrebungen, sondern auch für sein ganzes Leben und Wirken zum Wahlspruche genommen zu haben; er haßte nichts mehr als eitlen Schein und Unwahrheit; er war rein und lauter in all seinem Denken, Wollen und Handeln; einen schöneren Charakter als den seinigen konnte man nicht finden und wenn man die ideale Richtung, welche er in seinem ganzen Leben verfolgte, in's Auge faßt, so möchte man auf ihn das Wort anwenden, was Goethe über seinen großen Freund ausgesprochen hat, daß das Gemeine weit hinter ihm im wesenlosen Scheine gelegen habe.

Im Umgange war Clausewitz ungemein liebenswürdig, und besonders im Verkehre mit Frauen zeigten sich die angenehmen Formen seines Benehmens von ihrer vortheilhaftesten Seite. Wer ihn nicht genauer kannte, fühlte sich bei seinem schweigsamen und ernsten Wesen nicht von ihm angezogen; wer ihm aber näher trat, der erkannte bald sein edles Gemüth und sein tiefes Gefühl, welches sich hinter einer scheinbar kalten Außenseite verbarg; der ihm eigenthümliche feine Witz, der niemals verletzte, machte seine Unterhaltung, bei der

Digitized by Google

ihm der Schatz ſeines reichen und vielſeitigen Wiſſens immer augenblicklich zu Gebote ſtand, beſonders anziehend, doch ließ er demſelben nur in befreundeten Kreiſen freien Spielraum. Die Krone ſeiner vielen ſchönen Eigenſchaften war aber ſeine liebenswürdige Beſcheidenheit, eine Tugend, die in ſolchem Grade, wie er ſie beſaß, gewiß ſelten mit ſo ungewöhnlichen Gaben verbunden geweſen iſt. Treffend hat man auf ihn den Ausſpruch Friedrich's des Großen über Loudon angewandt: „Il paraît avoir honte de ses lauriers“ und dieſelbe Tugend wird an ihm auch in den von uns oben mitgetheilten Verſen Meuſebach's hervorgehoben:

„Und auch dieſe Thaten, wären
Sie ihm nicht vorausgegangen,
Hätt' er ja ſo gern verſchwiegen,
Wie er jetzt noch ihre Zeichen
Auf der Heldenbruſt verſtecket.“

Niemand hat über Clauſewitz weniger zutreffend geurtheilt als der Schweizer Oberſt Lecomte, der ihm in ſeiner Biographie Jomini's eine bloß negative Richtung ſeiner Schriften vorwirft, die eine Folge „d'un vice de son esprit et de son caractère“ ſei, und auf die Frage: „Qu'a-t-il fondé?“ antwortet: „Nous ne savons.“ Nie iſt in einer Aeußerung über Clauſewitz eine ſo vollſtändige Verkennung ſeiner ſchriftſtelleriſchen Bedeutung ſowohl als ſeines Geiſtes und Charakters zu Tage getreten, und mit vollem Rechte bemerkt v. Meerheimb,*) daß jenes Urtheil Lecomte's weder Beantwortung noch Widerlegung verdiene.

Clauſewitz war — um auch über ſein Aeußeres einige Worte beizufügen — mittlerer Größe, wohlgewachſen und von ſchlanker Figur, welche ihm wie die militäriſche gerade Haltung auch in ſeinen ſpäteren Lebensjahren erhalten blieb; ſein Haar, welches jedoch früh zu ergrauen begann, war von brauner Farbe; das geiſtvolle, ſehr lebhafte Auge verrieth ſeine Genialität, die hohe Stirn den tiefen Denker; ſein Profil war ſcharf geſchnitten, die Züge ſeines ſehr intelligenten Geſichtes waren angenehm und machten bei allem vorherrſchenden Ernſte doch den Eindruck des Wohlwollens und der Gutmüthigkeit. Seine Geſundheit war nicht ſehr feſt und er war

*) a. a. O. S. 16.

namentlich oft von Kopfschmerzen und Gichtbeschwerden heimgesucht; doch ertrug er mit großer Geduld und Willensstärke seine körperlichen Leiden und suchte den Einfluß derselben auf seine Gemüthsstimmung möglichst zu vermindern.

Die äußeren Ehrenzeichen, welche Clausewitz auf seiner militärischen Laufbahn erhalten hatte, sind von uns zum Theil bereits angeführt worden. Er besaß das eiserne Kreuz 2. Classe, welches ihm für den Feldzug von 1815 ertheilt worden war, den rothen Adlerorden 2. Classe, den schwedischen Schwertorden, welchen er für das Treffen an der Göhrde erhalten hatte, den russischen St. Annen-Orden 2. Classe und den russischen Wladimir-Orden 4. Classe mit der Schleife. Auch war ihm vom Kaiser Alexander für seine ausgezeichneten Leistungen in der Schlacht bei Borodino ein goldener Ehrensäbel mit der Inschrift: „Für Tapferkeit" verliehen worden.

Sobald Frau von Clausewitz den ersten Schmerz über den erlittenen Verlust so weit überwunden hatte, daß sie sich einer anhaltenden Beschäftigung widmen konnte, war ihre ganze Sorge der Erfüllung des von ihrem Gatten einst geäußerten Wunsches zugewendet, daß sie seine Werke herausgeben möge. Bei dieser Arbeit wurde sie anfangs durch ihren Bruder unterstützt, seine Mitwirkung aber durch eine schwere Krankheit und bald nachher durch ihre eigene Uebersiedelung nach Berlin unterbrochen, wohin sie zu Anfang des Jahres 1832 als Oberhofmeisterin der Prinzessin Wilhelm, unserer jetzigen Kaiserin, berufen wurde. Hier standen ihr bei ihrer Arbeit zwei Freunde ihres Gatten treu zur Seite, der General Graf Karl v. d. Gröben und der Major O'Etzel, welcher die Correctur des Druckes und die Anfertigung der für die Schriften historischen Inhalts bestimmten Karten besorgte. Schon nach einem halben Jahre konnte der erste Theil erscheinen, welchen sie mit einer am 30. Juni 1832 im Marmorpalais bei Potsdam geschriebenen Vorrede an's Licht treten ließ, aus der wir die auf ihr eigenes Verhältniß zu diesen Werken sich beziehende Stelle hier mittheilen:

„Es wird mit Recht befremden, daß eine weibliche Hand es wagt, ein Werk von solchem Inhalte wie das vorliegende mit einer Vorrede zu begleiten. Für meine Freunde bedarf es hierüber keiner Erklärung, aber auch in den Augen derer, die mich nicht kennen,

Digitized by Google

hoffe ich durch die einfache Erzählung deſſen, was mich dazu veranlaßt, jeden Schein einer Anmaßung von mir zu entfernen.

Das Werk,*) dem dieſe Zeilen vorangehen ſollen, hat meinen unausſprechlich geliebten, mir und dem Vaterlande leider zu früh entriſſenen Mann während der letzten zwölf Jahre ſeines Lebens faſt ausſchließend beſchäftigt. Es zu vollenden, war ſein ſehnlichſter Wunſch, aber nicht ſeine Abſicht, es während ſeines Lebens der Welt mitzutheilen; und wenn ich mich bemühte, ihn von dieſem Vorſatze abzubringen, gab er mir oft, halb im Scherz, halb aber auch wohl im Vorgefühle eines frühen Todes, zur Antwort: „Du ſollſt es herausgeben.“ Dieſe Worte (die mir in jenen glücklichen Tagen oft Thränen entlockten, ſo wenig ich damals geneigt war, ihnen eine ernſthafte Bedeutung unterzulegen) ſind es nun, die es mir, nach der Anſicht meiner Freunde, zur Pflicht machen, den hinterlaſſenen Werken meines geliebten Mannes einige Zeilen vorauszuſchicken; und wenn man auch hierüber verſchiedener Meinung ſein kann, ſo wird man doch das Gefühl gewiß nicht mißdeuten, das mich veranlaßt hat, die Schüchternheit zu überwinden, welche einer Frau jedes auch noch ſo untergeordnete Auftreten der Art ſo ſehr erſchwert.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich dabei auch nicht die entfernteſte Abſicht haben kann, mich als die eigentliche Herausgeberin eines Werkes zu betrachten, das weit über meinen Horizont liegt. Nur als eine theilnehmende Begleiterin will ich demſelben bei ſeinem Eintritte in die Welt zur Seite ſtehen. Dieſe Stelle darf ich wohl in Anſpruch nehmen, da mir auch bei deſſen Entſtehung und Ausbildung eine ähnliche vergönnt wurde. Wer unſere glückſelige Ehe gekannt hat und weiß, wie wir Alles mit einander theilten, nicht allein Freude und Leid, ſondern auch jede Beſchäftigung, jedes Intereſſe des täglichen Lebens: der wird begreifen, daß eine Arbeit dieſer Art meinen geliebten Mann nicht beſchäftigen konnte, ohne auch mir genau bekannt zu ſein. Es kann alſo auch Niemand, ſo wie ich, Zeugniß geben von dem Eifer, von der Liebe, mit der er ſich ihr widmete, von den Hoffnungen, die er damit verband, ſowie von der Art und dem Zeitpunkte ihres Entſtehens. Sein ſo reich begabter Geiſt hatte von früher Jugend an das Bedürfniß des

* Das Werk: „Vom Kriege.“

Lichtes und der Wahrheit empfunden, und so vielseitig er auch gebildet war, hatte sich sein Nachdenken doch hauptsächlich auf die Kriegswissenschaften gerichtet, welchen sein Beruf ihn widmete und welche von so großer Wichtigkeit für das Wohl der Staaten sind."

Auch den Schluß der Vorrede nehmen wir auf, der durch die prophetischen Worte von besonderem Interesse ist, welche sich auf den am 18. October 1831 geborenen Prinzen Friedrich Wilhelm, unseren gegenwärtigen Kronprinzen, zu dessen Gouvernante sie bestimmt war, beziehen:

„War ich einundzwanzig Jahre lang hochbeglückt an der Hand eines solchen Mannes, so bin ich es auch noch, ungeachtet meines unersetzlichen Verlustes, durch den Schatz meiner Erinnerungen und meiner Hoffnungen, durch das reiche Vermächtniß von Theilnahme und Freundschaft, das ich dem geliebten Verstorbenen verdanke, durch das erhebende Gefühl, seinen seltenen Werth so allgemein und so ehrenvoll anerkannt zu sehen.

Das Vertrauen, mit welchem ein edles Fürstenpaar mich zu sich rief, ist eine neue Wohlthat, für die ich Gott zu danken habe, da es mir einen ehrenvollen Beruf eröffnet, dem ich mich freudig widme. Möchte dieser Beruf gesegnet sein, und möchte der theure kleine Prinz, der in diesem Augenblicke meiner Obhut anvertraut ist, einst dieses Buch lesen und durch dasselbe zu Thaten begeistert werden, ähnlich denen seiner glorreichen Ahnen!"

Frau v. Clausewitz war so glücklich, acht Bände der Werke ihres Gatten der Oeffentlichkeit übergeben zu können, und zwar erschienen der zweite, vierte und fünfte Band 1833, der dritte und sechste 1834, der siebente und achte 1835. Mit großer Freude erfüllte sie die Anerkennung, welche diesen Werken bald nach ihrem Erscheinen von berufenster Seite zu Theil wurde, aber schmerzlich wurde sie durch den Tadel berührt, welcher von der österreichischen militärischen Zeitschrift, die sich über das Werk „Vom Kriege" mit vielem Lobe geäußert hatte, über die Geschichte der Feldzüge von 1796 und 99 ausgesprochen worden war, und zwar besonders wegen einzelner ungünstiger Urtheile,*) welche Clausewitz in dem letztgenannten Werke über die Kriegführung des Erzherzogs Karl gefällt hatte. Man

* Er sagt (Bd. V., S. 153): „Erstens fehlt es ihm an Unternehmungsgeist und Siegesdurst; zweitens hat er bei einem sonst treffenden Urtheile doch in der

Digitized by Google

warf ihm vor, daß er manche in ſpäteren Werken und Zeitſchriften gegebene Aufklärungen nicht benutzt hatte, ein Vorwurf, den er nicht verdiente, weil er ja ſelbſt die Werke nicht veröffentlicht hatte. Frau von Clauſewitz ſagt zur Rechtfertigung ihres Gatten in der Vorrede, mit welcher ſie am 17. December 1834 den ſiebenten Band der Werke begleitete: „Sich auf weſentliche Veränderungen einzulaſſen, war nicht möglich, ohne der ganzen Eigenthümlichkeit des Werkes zu ſchaden. Sind hierdurch einige vielleicht zu ſcharfe Kritiken bekannt geworden, ſo kann man wenigſtens verſichern, daß der Verfaſſer geeilt haben würde, ſie zu ermäßigen, wenn er geahnt hätte, daß ſein Werk in dieſer unvollendeten Form der Oeffentlichkeit übergeben werden würde. Wer ſein edles Gemüth, ſeine Milde, ſein Zartgefühl gekannt hat, wird wiſſen, wie ungern er überhaupt irgend Jemand verletzte, wie es immer ſein Beſtreben war, leidenſchaftliche Reibungen zu vermeiden und zu mildern, und wie er namentlich nichts ſehnlicher wünſchte, als ein freundliches und vertrauliches Verhältniß zwiſchen Preußen und Oeſterreich begründet zu ſehen. Es hat alſo ſeinem Tadel niemals irgend ein feindſeliges Gefühl zum Grunde gelegen, und wenn einſt alle ſeine Schriften in den Händen der Leſer ſein werden, wird ſeine Unparteilichkeit gewiß volle Anerkennung finden.“

Die geiſtige Anſtrengung, welche die Herausgabe ſo umfangreicher Werke, beſonders für eine mit ſolchen literariſchen Beſchäftigungen nicht vertraute Frau, veranlaſſen mußte, hatte, verbunden mit der unvermeidlichen Gemüthsaufregung, die ſonſt gute Geſundheit der Frau von Clauſewitz in hohem Grade erſchüttert und im Jahre 1835,

Hauptſache eine grundfalſche Anſicht der Strategie; er nimmt das Mittel für den Zweck und den Zweck für das Mittel. Die Vernichtung des Feindes, für die im Kriege Alles geſchehen ſoll, exiſtirt in ſeiner Vorſtellungsweiſe als ein eigenthümlicher Begriff nicht; ſie beſteht für ihn nur ſoweit, als ſie auch ein Mittel iſt, den Feind von dieſem oder jenem Punkte zu vertreiben; dagegen ſieht er allen Erfolg einzig und allein in der Gewinnung gewiſſer Gegenden, die doch nie etwas anderes ſein kann als das Mittel zum Siege d. i. zur Vernichtung der phyſiſchen und moraliſchen Kraft des Feindes.“ Hardegg (Bd. III., S. 20) bemerkt, indem er den Erzherzog gegen dieſen Tadel in Schutz nimmt: „In nicht wenigen Fällen aber dürfte die Unentſchloſſenheit und das Zögern auf Rechnung der erſchöpfenden Anſtrengungen, ſeiner ſchweren körperlichen Leiden zu nehmen ſein, und faſt zu hart dünkt uns das Urtheil des geiſtreichen Clauſewitz.“

Digitized by Google

in welchem sie den von ihr zum Drucke vorbereiteten letzten (achten) Band der Werke erscheinen ließ, befand sie sich in einem sehr angegriffenen Zustande. Da im Januar 1836 sich dieser so verschlimmerte, daß man ein Nervenfieber befürchtete, so brachte sie ihr Vetter, Graf Karl von Brühl, der damalige General-Intendant der königlichen Museen, nach Dresden, um sie einem dortigen ausgezeichneten Arzte, der sich besonders in der Behandlung von Nervenkrankheiten großen Ruf erworben hatte, anzuvertrauen. Allein sie sollte das Haus, in welchem sie mit ihrem Begleiter abgestiegen war, nicht lebend mehr verlassen; sogleich nach ihrer Ankunft in Dresden brach das Nervenfieber mit größter Heftigkeit aus und am 28. Januar 1836 wurde sie ein Opfer der Krankheit.*) Ihre sterblichen Reste wurden, der schon früher von ihr getroffenen Bestimmung gemäß, nach Breslau übergeführt und hier an der Seite ihres Gemahls bestattet.

Die Ruhestätte befindet sich auf dem alten Militär-Kirchhofe, der in der Ecke der Kloster- und Großen Feldstraße liegt und seit 1866 als Begräbnißplatz nicht mehr gebraucht wird. Am nordöstlichen Ende dieses Friedhofes, der nur einen Eingang und zwar von der genannten Straße her hat, ist die gemeinschaftliche Ruhestätte Clausewitz's und seiner Gattin, rechts neben dem Grabe des Regierungs-Chef-Präsidenten Christoph v. Colomb. Das Grabdenkmal ist ein großes einfaches Kreuz von grauem ungeschliffenen Marmor, welches auf einem Sockel von demselben Steine steht. Die Vorderseite des Kreuzes hat die Inschrift:

Hier ruhet in Gott
Carl Philipp Gottfried von Clausewitz,
Königl. General-Major und Inspecteur der Artillerie,
geb. den 1. Juni 1780,
gest. den 16. November 1831.

Vor dem Kreuze liegt eine Marmorplatte,**) welche das Grab der Frau von Clausewitz deckt und die Inschrift trägt:

* Frau von Clausewitz starb in dem ehemaligen Gasthofe zum Stern, jetzt Hôtel de Londres genannt, in der Straße gelegen, welche von der Elbbrücke zum Japanischen Palais führt. Sie wurde von dem ausgezeichneten homöopathischen Arzte Dr. Wolff behandelt.

** Rechts neben derselben befindet sich eine kleine viereckige Platte mit der Inschrift: Den 9. December 1833. Buch Hiob cap. I, v. 21.

Digitized by Google

Hier ruhet
an der Seite des vorangegangenen geliebten Gemahls
Maria Sophie von Clausewitz,
geborene Graefin von Brühl,
geboren zu Warschau den 3. Juni 1779,
gestorben in Dresden den 28. Januar 1836.

Der Sockel des Kreuzes hat die Inschrift:

Amara Mors Amorem Non Separat.

Die Grabstätte ist durch ein Eisengeländer eingefriedigt und durch eine verschließbare Thüre zugänglich.

Das Hinscheiden der ausgezeichneten Frau, welche wegen ihrer hohen geistigen Begabung sowohl als wegen der vortrefflichen Eigenschaften ihres Herzens von den edelsten Männern und Frauen ihrer Zeit verehrt und geliebt wurde, fand überall, wo man ihre seltenen Tugenden schätzen gelernt hatte, die aufrichtigste Theilnahme. Am schmerzlichsten empfanden ihren Verlust ihre beiden ältesten fürstlichen Freundinnen, die Prinzessin Wilhelm geb. Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg, und die Fürstin Louise von Radziwill, welche ihr noch in demselben Jahre im Tode nachfolgte. Die Prinzessin Wilhelm gab ihrem Schmerze in einem Briefe Ausdruck, welchen sie an ihre Schwester Amalie, Witwe des Erbprinzen Friedrich von Anhalt-Dessau, schrieb und diese erwiederte (15. April 1836): „Je puis m'imaginer que la mort de Madame de Clausewitz a dû Vous être sensible; on ne retrouve pas si aisément une amie, moins encore dans l'âge mûr que dans la jeunesse."

Nach dem, was wir über diese vortreffliche Frau mitgetheilt haben, halten wir es für überflüssig, zu ihrer Charakteristik noch etwas hinzuzufügen. Nur eine kurze Stelle aus einem Briefe ihres Neffen, des Obersten Wilhelm von Clausewitz, der viele Jahre hindurch in ihrer Nähe gelebt hat, möge uns anzuführen gestattet sein: „Clausewitz's Briefe an seine Frau geben Zeugniß, daß er das köstlichste Erdenglück in dem Besitze seiner geliebten Lebensgefährtin fand. Und da er bei dem häufigen Ausdrucke seiner großen Liebe zu ihr auch die seltenen Vorzüge ihres Geistes und Herzens pries, so geben seine Briefe an seine Frau auch denen, die sie nicht persön-

Digitized by Google

lich gekannt haben, unschwer die Vorstellung von ihr, daß sie mit den schönsten weiblichen Tugenden und großer Begabung Sinn für alles Edle und eine gründliche wissenschaftliche Bildung besaß. Und wie eine solche Vorstellung jeder als eine wohlbegründete erkennen wird, der gesehen hat, wie in dem ganzen Thun dieser geistreichen und klugen Frau sich ihre große, alle Herzen gewinnende Herzensgüte, ihre bescheidene, edle Weiblichkeit ausdrückte, so muß auch jeder, der, wie ich, gesehen hat, daß sie mit einer seltenen Hingebung und Freundlichkeit den Gatten in jeder Hinsicht zu unterstützen wußte, es erklärlich finden, daß dessen Seele sich an dies Herz von Himmelsmilde, wie Clausewitz das ihrige gern bezeichnete, in jedem Augenblicke inniger anschloß."

Frau von Clausewitz war zwar nur von mittlerer Größe, aber von stattlicher Gestalt; sie war nicht schön, aber ihr seelenvolles blaues Auge, der Ausdruck von Milde und Sanftmuth in ihren Gesichtszügen, die Anmuth ihrer ganzen Erscheinung waren so gewinnend, daß Schönheit Niemand an ihr vermissen konnte.

Die Mutter der Frau von Clausewitz überlebte die geliebte Tochter nicht volle zwei Jahre; sie starb am 26. September 1837 in Berlin, in einem Alter von sechs und siebzig Jahren.

Der einzige Bruder der Frau von Clausewitz, Graf Friedrich von Brühl, Gneisenau's Schwiegersohn, starb am 17. Juni 1859 als Generallieutenant a. D., in Potsdam. Er war Generaladjutant des Königs Friedrich Wilhelm IV., der ihn im Jahre 1840, mit Rücksicht darauf, daß er der katholischen Confession angehörte, dreimal mit Sendungen nach Rom beauftragte, um in der bekannten Kölner Angelegenheit eine Ausgleichung herbeizuführen. Seine Witwe, Hedwig geb. Gräfin von Gneisenau, lebt in Potsdam; von seinen fünf Töchtern ist Hedwig Hofdame bei Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin, Francisca starb 1870 als Gemahlin des Herrn von Lücken auf Venedien (bei Mohrungen in Ostpreußen), Sophie ist vermählt mit dem Grafen Finkenstein in Herzogswaldau (bei Deutsch-Eilau in Westpreußen), Marie und Therese leben bei der Mutter in Potsdam.

Digitized by Google

XVIII.

Clauſewitz als Schriftſteller. — Seine „Hiſtoriſchen Briefe über die großen Kriegsereigniſſe im October 1806.“ — Die Schrift: „Ueber das Leben und den Charakter von Scharnhorſt.“ — Entſtehung der Schrift. — Mittheilung einiger Stellen derſelben. — Die geſammelten Werke nach der Eintheilung in drei Gruppen. — Das Werk: „Vom Kriege“, ungeachtet der unvollendeten Form epochemachend in der Kriegswiſſenſchaft. — Clauſewitz's eigene Aeußerungen über dieſes Werk. — Die beiden Sätze: „Der Krieg iſt eine Fortſetzung der Politik mit anderen Mitteln“ und „Die Vertheidigung iſt ſtärker als der Angriff“, die leitenden Geſichtspunkte des Werkes. — Seine eigenthümlichen Vorzüge. — Das Capitel von der „Friction im Kriege“. — Vortrag Karl von Decker's über das Werk „Vom Kriege“. — Aus einem Briefe der Frau Amalie von Romberg an die Gräfin Sophie von Schwerin über das Werk „Vom Kriege“. — Die „Militäriſchen Briefe eines Verſtorbenen“ von Pönitz. — Die Urtheile Rüſtow's und Julius von Hardegg's über dieſes Werk. — Der „Vortrag über Carl von Clauſewitz“ des Oberſten von Meerheimb. — Die kriegsgeſchichtlichen Schriften Clauſewitz's. — Die Geſchichte des Feldzuges von 1796. — Die in derſelben benutzten Quellen. — Spätere Schriften über dieſen Feldzug. — Urtheile von Erdmannsdorf's und von Hardegg's über die Schrift Clauſewitz's. — Die Geſchichte der Feldzüge von 1799 in Italien und der Schweiz. — Die benutzten Quellen. — Das Werk des Oberſten Miliutin. — Die überſichtliche Darſtellung dieſer Feldzüge in dem Werke des Oberſten Schulz. — Miliutin's Urtheil über die Schrift Clauſewitz's. — Die Schrift über den ruſſiſchen Feldzug von 1812. — Urtheil des Herzogs Eugen von Würtemberg über dieſelbe in ſeinen „Memoiren“. — Würdigung der Schrift. — Die Schrift über den Feldzug von 1813 bis zum Waffenſtillſtande. — Müffling's Angriffe auf Clauſewitz's Kritik des Feldzugs von 1814. — Bernhardi's Zurückweiſung dieſer Angriffe. — Urtheil Bernhardi's über das Müffling'ſche Buch „Aus meinem Leben“. — Angriffe des Herzogs von Wellington auf Clauſewitz's Kritik des Feldzugs von 1815. — Abwehr dieſer Angriffe durch Bernhardi. — Urtheil von Hardegg's über die Schrift Clauſewitz's. — Ueberſicht des Inhalts der beiden letzten Bände der Werke, heraus-

Digitized by Google

gegeben von Carl Graf v. d. Gröben. — Ob Clauſewitz mit Recht „der Tacitus der Militär-Literatur“ genannt werde? — Die noch ungedruckten Schriften Clauſewitz's. — Das Manuſcript über den Feldzug von 1806 und 1807. — Müffling's Bemerkung über dieſes Manuſcript. — Die Benutzung deſſelben durch Höpfner. — Mittheilungen von Meerheimb's über daſſelbe. — Schilderung des Prinzen Louis Ferdinand, als Probe der in demſelben gegebenen Charakteriſtiken.

Zu den literariſchen Arbeiten, welche Clauſewitz ohne Nennung ſeines Namens in verſchiedenen Zeitſchriften veröffentlicht hat, gehören vorzugsweiſe die oben (Bd. I, S. 247 und 274) erwähnten drei „Hiſtoriſchen Briefe über die großen Kriegsereigniſſe im October 1806“, von welchen er die beiden erſten kurz vor ſeiner Abreiſe nach Frankreich, den dritten erſt auf der Reiſe dahin an den Hauptmann von Archenholz, den Herausgeber der „Minerva“, ſandte, der dieſelben im Jahrgange 1807 dieſer Zeitſchrift (Bd. I, S. 1 ff., S. 193 ff. und Bd. II, S. 1 ff.) abdrucken ließ. Indem wir dieſe Briefe, welche ohne Zweifel zu den erſten literariſchen Erzeugniſſen Clauſewitz's gehören, in dieſe Biographie aufnehmen, hoffen wir, daß es insbeſondere den Kennern der Clauſewitz'ſchen Werke Freude machen werde, in dieſen Briefen, welche wenige Monate nach den geſchilderten Ereigniſſen geſchrieben ſind, ſchon die Spuren des Geiſtes zu erkennen, der in der Folge ſo herrliche Blüthen getrieben hat. Ex ungue leonem!

Archenholz ſchickt den Briefen folgende Einleitungsworte voraus:

„Man hat ſchon Manches über die großen, ſo entſcheidenden Kriegsbegebenheiten geſchrieben, und wird noch viel mehr darüber ſchreiben; welches auch in der That nöthig iſt, damit Zeitgenoſſen und Nachwelt das Wundervolle derſelben richtig beurtheilen können. Daß der Verfaſſer nachſtehender Briefe, ein dem Blutbade am 14. October entgangener, mit Ruhm gedienter Preuße, zu den trefflichſten Köpfen der Armee gehörte, deren Bemerkungen über ſolche Ereigniſſe allein einen bleibenden Werth haben, wird der Inhalt ſeiner Briefe beweiſen, die keinen anderen Fehler haben, als daß ſie mit zu vielem Rückhalte, ſowie mit zu großer Beſcheidenheit und Schonung geſchrieben ſind.“ „v. A.“

Digitized by Google

Erſter Brief.

Den 19. December 1806.

Sie verlangen von mir, verehrteſter Freund, einige Bemerkungen über die militäriſchen Erſcheinungen, welche wir ſeit dem Monat October d. J. erlebt, die das ganze Europa intereſſiren, und alle cultivirten Menſchen mehr oder weniger überraſcht haben.

Obgleich ich kein bedeutendes Glied der Armee, und keineswegs auf einen Standpunkt geſtellt war, um das Ganze überſehen zu können; ſo ſtehe ich doch nicht an, das, was ich ſelbſt bei der Sache gedacht habe, und wie mir die Ereigniſſe erſchienen ſind, Ihnen und dem Publicum mitzutheilen. Denn theils glaube ich doch wenigſtens den Hauptfaden des Gewebes einigermaßen erkannt zu haben, theils mache ich gar keine Anſprüche auf eine geordnete und abſolut wahre Darſtellung des Ganzen. Es iſt nichts als meine Anſicht; und inſofern dieſe auf der Vorausſetzung beſtimmter Data beruht, die ich nicht verbürgen kann, habe ich weder den Eigenſinn, ſie für abſolut richtig zu halten, noch der Wahrheit die Thüre zu verſperren, wenn beſſer Unterrichtete meine Annahmen berichtigen.

Wenn es auch nicht vollkommenes Gleichgewicht des Gemüthes iſt, was für meine Unparteilichkeit bürgt, ſo iſt es doch die Lage der Sachen. Auf Unkoſten unſerer Feinde parteilich ſein zu wollen, würde wenig Klugheit verrathen, und der guten Sache gewiß ſchaden, weil die folgenreichſten Ereigniſſe dagegen als Zeugen auftreten; es iſt alſo nur das Gegentheil zu fürchten, und dieſer Fall tritt in der That mehr oder weniger immer da ein, wo der Sieger oder ſeine Anhänger die eben verrichteten Thaten erzählt. Gegen dieſe Art von Parteilichkeit, ich bekenne es, ſichern mich ſelbſt die Affecte meines Gemüthes.

Ueberraſchend und unglaublich erſcheint dem Publicum das Geſchehene, und doch gehört, meiner Ueberzeugung nach, noch nicht der kleinſte Theil desjenigen tiefen Scharfſinnes dazu, womit wir die wunderbare Natur in ihren Mitteln und Wegen deutlich erkannt haben, um auch dieſen Erſcheinungen das Wunderbare zu benehmen, und ſie mit den einfachſten Geſetzen des ſchlichten Menſchenverſtandes

Digitized by Google

in Uebereinſtimmung zu bringen. Die einzige Bedingung dazu iſt: daß man gewiſſe Hauptumſtände kennt und das Ganze dem Auge des Forſchers näher bringt. — Wenn dies allgemein das Bemühen derer iſt, die einige Sachkenntniß haben, ſo gibt es im Publicum einen guten Theil Anderer, welcher von dem Wunderbaren ausgeht, zu den willkürlichſten Erklärungen ſeine Zuflucht nimmt und dadurch der Wahrheit, dem Rechte Gewalt anthut.

Wie wenig ich nun auch zu geben habe, ſo wird es immer, um dies zu verhüten, und auch darum der Mittheilung werth ſein, weil ſich doch gewiß ſo Mancher dem Publicum als Referent und Kritiker der Begebenheiten aufdringen wird, der noch viel unberufener dazu ſein möchte als ich; und weil die beſſer Unterrichteten beider Parteien jetzt ſchwerlich Zeit und Gelegenheit haben, das Publicum und die Wahrheit gegen dieſe Anfälle beſchränkter Einſicht und böſen Willens zu ſchützen. Wenn, was ich gebe, nur ein ſchwacher Damm dagegen iſt, ſo iſt meine Abſicht erreicht und die unangenehme Mühe belohnt, den Geiſt noch einmal in ſo nahe Berührung mit dem Geſchehenen zu ſetzen.

Aber ſo viel Einleitung zu ſo wenig Text? Sie werden dieſe Unförmlichkeit damit entſchuldigen, daß ich warnend in dem eben Geſagten die Anſicht habe aufſtellen wollen, mit welcher das Publicum Alles aufnehmen ſollte, was jetzt über die neueſten politiſchen Ereigniſſe erſcheint; wodurch Behutſamkeit im Urtheile und Zurückhaltung im Glauben befördert und das Gebiet der Wahrheit mittelbar geſichert wird.

Die preußiſch-ſächſiſche Armee hatte ſich, wie bekannt, anfangs October in Sachſen, dem Thüringer Waldgebirge gegenüber, verſammelt. Der Krieg gegen Frankreich war entſchieden. Die vereinigte Armee mag etwa eine Stärke von 135,000 Mann gehabt haben, worunter ſich 25,000 Sachſen befanden. Daß der Feind dieſer Macht eine überlegene Maſſe von Streitkräften entgegenſtellen würde, hat wohl kein Hoher oder Niedriger der Armee bezweifelt. Wie groß dieſe Ueberlegenheit ſein würde, konnten nur genauere Nachrichten beſtimmen. In jedem Falle alſo mußte man durch die Kunſt

Digitized by Google

oder andere vortheilhafte Umstände diese Differenz auszugleichen suchen. Nichts schien mehr im Stande zu sein, unsere Kräfte zu multipliciren, als wenn wir uns den Vortheil der Offensive verschafften und dabei vielleicht so glücklich wären, den Feind zu überraschen, ehe er noch mit seinen Anstalten fertig wäre. Diese Ansicht, glaube ich, hat der König von Preußen und seine vornehmste Generalität gehabt, und, wie man sagt, war in derselben schon ein Operationsplan entworfen worden, welcher von einer früheren Zeit und von anderen Punkten des Kriegstheaters ausging, als die sind, von welchen ich im Eingange geredet habe. Umstände, welche man nicht kennt, haben die Ausführung dieses Plans verhindert und der Armee im October die Stellung hinter dem Thüringer Walde gegeben.

Der König führte den Oberbefehl über die drei Corps, worin die ganze Armee damals getheilt war. So viel ich weiß, befanden sich 50,000 Mann, wobei die Sachsen waren, unter dem Fürsten Hohenlohe auf dem Marsche von Dresden gegen die Ebene der Saale; einige 60,000 Mann war das Corps des Herzogs von Braunschweig stark, das bei Naumburg cantonirte; und etwa 30,000 Mann, unter dem General Rüchel, waren von Westfalen her im Anmarsche. Daß auch hier schwerlich die Rede von einer Defensivstellung war, wie man, den Zeitungen zufolge, z. B. in England, geglaubt hat, am wenigsten von einer Position, worin es auf örtliche Vertheidigung ankäme, sieht man schon daraus, daß man sonst nicht gesäumt haben würde, den Thüringerwald mit allen Truppen zu besetzen, welche schon herangezogen waren. Die Richtung, welche das Centrum der preußischen Armee auf seinem Marsche Anfangs October genommen hatte, von Naumburg über Erfurt und Gotha gegen Eisenach, und in welcher die übrigen Corps folgten, zeigt offenbar, daß man die große Masse des Thüringerwaldes rechts umgehen wollte, und dies konnte wohl auf nichts Anderes als auf eine Offensivoperation hindeuten. Höchstwahrscheinlich wollte man dabei zugleich die Verbindung mit Hessen und Fulda wiedergewinnen, diese Staaten freimachen und sie in den Stand setzen, ihre Truppen zur vereinigten Armee stoßen zu lassen. — Auf diesem Marsche, und ehe noch der General Rüchel mit den westfälischen Truppen die Hauptarmee unter dem Herzog von Braunschweig ganz erreicht hatte, brach der

Digitized by Google

französische Kaiser mit seiner ganzen Armee über Hof durch, umging also die Hauptmasse des Gebirges gleichfalls rechts und rückte bis in die Gegend von Saalfeld und Rudolstadt. Die Armee des Herzogs änderte nun ihre Direction, marschirte aus der Höhe von Gotha links ab, drehte sich links, rückte gegen die Saale vor und hatte nun (strategisch) diesen Fluß vor der Fronte und das Gebirge in der rechten Flanke. Der General Rüchel folgte.

Von allem diesem kann ein nicht Unterrichteter sich wohl keinen natürlichen Aufschluß geben, als daß man preußischerseits in seinen Nachrichten über die feindlichen Maßregeln hintergangen worden sei, und den Zeitpunkt, da die französische Armee aus ihren Quartieren längs dem Main versammelt sein werde, zu spät hinausgesetzt habe. — Der Feind war uns also zuvorgekommen und nöthigte uns, für den Augenblick zur strategischen Defensive überzugehen, was aber keineswegs die taktische Offensive ausschloß. Man hat die Vortheile des Angriffs zu klar eingesehen, und hundert andere Gründe mögen hier noch mehr dazu bestimmt haben; genug die preußische Armee unter dem Herzoge näherte sich der Saale und dem Fürsten Hohenlohe, und dies ließ vermuthen, daß man den Feind bei der ersten schicklichen Gelegenheit angreifen würde. Um diese Zeit war es, als das Hauptquartier des Königs und des Herzogs über Weimar und Blankenhain auf der Straße von Weimar nach Jena verlegt wurde, um daselbst die Armee in einem Lager zu vereinigen. Den 10. fiel das Treffen vor, worin der Prinz Louis von Preußen geschlagen wurde und sein Leben einbüßte. Ueber die Ursachen dieses Gefechts und seinen Gang kann ich mich nicht einlassen; die Umstände davon waren noch zu wenig in der Armee bekannt geworden. Nur so viel will ich zur deutlicheren Vorstellung sagen, daß er eigentlich die etwa 7,000 Preußen und Sachsen starke Avantgarde der Hohenlohe'schen Armee commandirte, und dem Fürsten jetzt rechts, an der oberen Saale stand, um hier dem Feinde die wesentlichsten Uebergänge so lange streitig zu machen, bis die ganze Armee des Herzogs das Lager von Blankenhain erreicht, und der General Rüchel sich demselben genähert haben würde. — Daß ein solches Corps von einer dreifach überlegenen Macht angegriffen und geschlagen werden kann, ist übrigens weder eine so wichtige noch so seltene Erscheinung,

Digitized by Google

daß durch sie über das Ganze wohl kein Dunkel verbreitet werden kann. — So unangenehm es war, die Campagne mit einem unglücklichen Gefechte eröffnet zu sehen, so war doch bei weitem der größte Verlust, den wir dabei erlitten, das Leben eines Prinzen, der schon lange die Augen von ganz Europa auf sich gezogen hatte und Eigenschaften besaß, die auf die Erscheinung eines zweiten Condé in der Geschichte die größte Hoffnung machten.

Es gibt wenige Menschen, deren ganzem Wesen die Natur den Heldencharakter so deutlich aufgeprägt hätte, und selten gehen aus ihrer Hand so reich, ich möchte sagen, so prächtig ausgestattete Menschen hervor. Eine unglaubliche Kühnheit, eine Verachtung aller Gefahr, wie ich sie nie gekannt habe, sprach sich in seiner Lebensweise, selbst im Schoße des Friedens, aus; alle diese Eigenschaften erhoben seine körperliche Schönheit zur wahren Zierde und legten ihr Gehalt und Bedeutung unter. Darum nahete sich ihm der Veteran mit Vertrauen und der Jüngling sah mit Enthusiasmus zu ihm auf. Wenige Offiziere der preußischen Armee durften sich so einer Herrschaft über unsere Gemüther bewußt sein, wie er sie genoß.

Sein Tod war übrigens gewiß sein eignes Werk; denn er würde sich haben retten können, weil er erst blessirt wurde, nachdem Alles aufgegeben werden mußte. Er wollte nicht ohne Sieg zurückkehren. — Wie viel habe ich diese Aufopferung seiner selbst schon tadeln — ja habe ich nicht selbst darüber schon witzeln hören! — Wie wenig kennen diese Leute die menschliche Natur! Den Tadel will ich ertragen, aber den Spott — wo die Natur in geheiligten Zügen zu unserem Herzen spricht, muß jeder edle Mensch seinen Blick von der Frivolität des Spottes wenden. — Das Gefühl, was diesen Helden auf den Todesplatz fesselte, mußte es ihn nicht, unter glücklicheren Umständen, zur Größe führen? — Und sind denn alle großen Männer auf eine und dieselbe Art groß geworden? — Es gibt nur eine Form des Denkens; darum richte ich mit meinem Verstande den Verstand Anderer; — aber hat das Gemüth eben die Rechte? und ist es erlaubt, unser Gefühl für den Maßstab alles Guten und Edlen zu halten?

Ich hoffe, Sie verzeihen mir, mein verehrter Freund, diese Abschweifung, weil sie in meinem Briefe wohl verzeihlich ist. Ich kehre

Digitized by Google

zu meinem Gegenstande zurück. Auf die Nachricht von diesem unglücklichen Treffen glaubte der König die Armee in der Stellung von Blankenhain nicht mehr ohne Gefahr versammeln zu können, weil man einen Angriff befürchten mußte, ehe noch alle Truppen angekommen sein würden. Es wurde daher beschlossen, die Armee des Herzogs nach Weimar zurückgehen zu lassen, wo sie den 11. ein Lager bezog. Der Fürst Hohenlohe, welcher den General Tauentzien mit den aus dem Baireuth'schen kommenden Truppen an sich gezogen hatte, stand an diesem Tage bei Capellendorf, zwischen Weimar und Jena; der General Rüchel zwischen Weimar und Erfurt. Es war also die ganze vereinigte Armee etwa auf einen Tagemarsch ausgedehnt, und die einzelnen Corps derselben: der Fürst Hohenlohe einige 40,000 Mann, der Herzog 50,000 Mann und der General Rüchel vielleicht 30,000 Mann stark, standen en échelon hinter einander. Der Herzog von Weimar hatte mit 12—16,000 Mann die Avantgarde des Herzogs von Braunschweig ausgemacht, und war, als sich die Armee gegen Eisenach bewegte, nach Ilmenau in's Gebirge gerückt, vermuthlich um die Aufmerksamkeit des Feindes von dem wahren Marsche der Armee abzulenken. Er war den 12. noch nicht wieder zur Armee gestoßen. Am 12. blieb Alles stehen, und es ging die Nachricht von der Besitznahme der Franzosen von Naumburg ein.

Hier ist nun in der Geschichte dieses Feldzuges unstreitig einer von jenen strategischen Knoten, zu welchen sich die Fäden der Ereignisse zu verschlingen pflegen, und von welchen aus oft ein neuer Operationsplan nöthig wird.

Nach meiner Einsicht war es jetzt nur möglich, zwei Wege einzuschlagen: entweder dem Feinde ohne Verzug durch Angriff eine Hauptschlacht zu liefern oder sogleich links abzumarschiren, um in der ebenen Gegend zwischen Naumburg und Halle oder Leipzig sich ihm wieder parallel entgegenzustellen, die Reserve der westpreußischen Truppen, welche unter dem Herzoge Eugen von Würtemberg um diese Zeit bei Halle, 20,000 Mann stark, stand, an sich zu ziehen, und so, unter ganz anderen Umständen, eine Hauptschlacht zu liefern. Jedes Stehenbleiben, jede Bewegung in der Direction auf das Eichsfeld zu, war gefährlich; denn theils verlor man dadurch

Digitized by Google

die directe Verbindung mit Magdeburg und verlor ganz Sachsen, theils konnte man sich nicht ohne Gefahr mit der rechten Flanke an den Thüringerwald lehnen, da es bei der verhältnißmäßigen Schwäche der Armee gewiß nicht thunlich war, hinlängliche Truppen zu dessen Vertheidigung zu verwenden.

Das Charakteristische dieser Lage war: durch Umgehen und Frontverändern hatten beide Armeen ihr Kriegstheater in ihre linke Flanke bekommen und die rechte der feindlichen exponirt. Der Vortheil des Feindes bestand in einer beträchtlichen Ueberlegenheit (von wenigstens 50,000 Mann), der früheren Erreichung der Saale (mit der Hauptarmee) und den zwei gegen Naumburg mit der Spitze seiner Armee gewonnenen Märschen. Hierdurch wurde seine linke Flanke vollkommen gesichert; denn die Mitwirkung der Reserve unter dem Herzoge von Würtemberg erforderte einige Tage Zeit, welche man in dieser Lage gar nicht zu verlieren hatte, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, daß der Feind das Umgehen auf beide Flanken vollenden und die vereinigte Armee zu einer Schlacht unter sehr ungünstigen Umständen zwingen würde. Endlich scheint zu den wesentlichen Vortheilen des Feindes die Rücksicht zu gehören, welche die vereinigte Armee auf Berlin und Dresden nehmen mußte; er hatte in Franken kein Berlin und kein Dresden zu schützen.

Zu den Vortheilen der vereinigten Armee kann man es zählen, daß sie concentrirt war, während der Feind ein Terrain von zehn Meilen, von Saalfeld bis Naumburg, einnahm; daß sie außer dem genirten Rückzuge nach ihrer linken Flanke, noch, im Falle der Noth, sich nach dem Eichsfelde und Hannover zurückziehen konnte, während der Feind, im Falle er geschlagen wurde, entweder vor der siegenden Armee vorbei defiliren oder das neutrale österreichische Gebiet verletzen mußte.

Wenn ich diese entgegengesetzten Größen vergleiche, so scheint mir das Resultat unter den eben angegebenen zwei Wegen, für einen unverzögerten Angriff des Feindes zu stimmen. Man befand sich in einer sehr gefährlichen Lage; nur durch eine außerordentliche Kühnheit konnte man Ansprüche machen, sich daraus zu retten. Zu dieser Kühnheit mußte man sich *entschließen*, und zwar *aus blindem Vertrauen auf die Richtigkeit des Princips.*

Digitized by Google

Wenn man dabei Alles aufbot, was Liſt, Geheimniß, Schnelligkeit, Anſtrengung vermögen, ſo durfte man hoffen, nicht ohne den Schutz Minervens zu fechten. Ausdehnung und ein befährdeter Rückzug waren die Blößen der feindlichen Lage; bei dieſen mußte man das Schickſal ergreifen. Alſo ein concentrirter, möglichſt ſchneller, unverhoffter Angriff des feindlichen linken Flügels, unter mancherlei Demonſtration gegen die niedere Saale.

So habe ich damals geurtheilt, und da ich die Data, nach welchen hier eigentlich geurtheilt werden mußte, bis jetzt noch nicht näher kennen gelernt habe, ſo habe ich auch nicht Gelegenheit gehabt, mein Urtheil abzuändern. — Indeſſen beſtimmten dieſe Data den König, jenen anderen Weg zur entſcheidenden Schlacht zu wählen. Die Armee des Herzogs von Braunſchweig marſchirte nämlich den 13. von Weimar ab, und hinter dem Fürſten Hohenlohe weg, um entweder bei Köſen über die Saale oder bei Freiburg über die Unſtrut zu gehen; der Fürſt Hohenlohe und der General Rüchel ſollten den 15. folgen.

Ein Theil der Gründe, welche zu dieſer Wahl beigetragen haben mögen, läßt ſich leicht auffinden. Erſtens, glaube ich, war die feindliche Armee ſtärker gefunden, als ich ſie oben angegeben habe. Das Minimum ihrer Ueberlegenheit mußte 50,000 Mann ſein, ſo viel ſah jeder leicht ein; ſie ſoll aber 240,000 Mann ſtark, alſo um 110,000 Mann überlegen geweſen ſein. Da man indeſſen einmal in dem Falle war, gegen eine ſolche Ueberlegenheit ſchlechterdings kämpfen zu müſſen, ſo ſchien dies nicht beſonders ſtark für den Marſch nach der Gegend von Naumburg zu ſtimmen. Zweitens iſt die Saale bis Naumburg hin ein überaus ſchwieriger Fluß, wegen ihres tiefen und ſteilen Thals und der gebirgichten Thalränder. Drittens gerieth man an der oberen Saale in ein noch viel durchſchnitteneres Terrain, dem allerdings die ebenen Gegenden der niederen Saale für unſere Truppen weit vorzuziehen waren. Viertens wurde man, im Falle einer an der oberen Saale verlorenen Schlacht, von dem Herzoge von Würtemberg, von Berlin und von der ganzen Oder abgeſchnitten. — Ich muß geſtehen, daß mich dieſe Gründe nicht ganz von meiner Idee haben zurückbringen können, weil ich

Digitized by Google

glaube, daß da, wo die Kunst den Charakter der Kühnheit als erste Bedinguug fordert, Schwierigkeiten der Art durch sie überwunden werden müssen. — Jch bekenne aber Jhnen und dem Publikum auch freimüthig, daß ich die Gründe meines Urtheils nicht für zureichend halte zum wirklichen Entwurfe der Operattonen. Bei diesen kommen nicht blos die wichtigen und großen Bestimmungen in Betrachtung, sondern auch ein Heer von kleinen Nebenumständen; freilich sollen die ersteren herrschen, aber das können sie nur, wenn man noch Zeit hat, die anderen zu überwinden.*) Möchten dies diejenigen von mir auf Treu und Glauben annehmen, die nicht selbst Gelegenheit gehabt haben, die Natur der Kriegskunst zu untersuchen, und möchte die Menge vorgreifender Urtheile dadurch vermindert werden. —

Erlauben Sie, theuerster Freund, daß ich heute hier bei dem Abmarsche unserer Armee stehen bleibe. Jch hoffe, daß diese Ansicht den vorurtheilslosen Leser zwanglos auf einen solchen Standpunkt geführt hat, daß er das Ganze unserer Lage einigermaßen übersieht und sich überzeugt, wie sehr schwierig die Aufgabe der Natur der Sache nach war, welche die preußische Armee zu lösen hatte. Jst es also zu bewundern, wenn der Erfolg ein unglücklicher war? — hätte nicht vielmehr das Gegentheil in Erstaunen setzen müssen? Daß aber der unglückliche Erfolg einen solchen Grad von Verderblichkeit erreichte, darüber hoffe ich in meinen folgenden Betrachtungen vielleicht nicht weniger befriedigende, wenigstens ebenso ungezwungene Aufschlüsse geben zu können.

Jch bin mit der aufrichtigsten Hochachtung

Jhr

u. s. w.

* „Ein Operationsplan, welcher eine gewisse Zeit vor seiner Ausführung entworfen wird, kann und soll allemal nach den großen (gewöhnlich allgemein bekannten) Eigenthümlichkeiten der Lage beurtheilt werden, von der er als Basis ausgeht. Er ist also leicht zu begreifen und zu beurtheilen; ein Operationsplan aber, der im Laufe des Krieges durch veränderte Umstände erzeugt wird, kann durch so kleine und zufällige Umstände gebildet werden, daß nur das ausführlichste Detail Materialien zu seiner Kritik liefert." (Anmerkung von Clausewitz).

Digitized by Google

Zweiter Brief.*)

In meinem ersten Briefe habe ich Ihnen eine Uebersicht der Ereignisse gegeben bis zum Abmarsche der preußischen Armee aus der Gegend von Weimar und Jena in die Gegend von Naumburg. Die Armee des Herzogs von Braunschweig, bei welcher sich der König befand, marschirte den 13. links ab. Die Division vom linken Flügel unter dem Generallieutenant Grafen von Schmettau hatte die Tête und war bestimmt, die Brücke bei Kösen entweder zu forciren, oder, im Falle dies zu viele Schwierigkeiten haben sollte, sie zu maskiren, um hinter derselben die Armee nach Freiberg defiliren lassen zu können. Den 13. in der Nacht war die Armee des Herzogs auf ihrem Bivouac angekommen, das hinter dem Defilé, woran das Dorf Auerstädt liegt, so genommen wurde, daß die Divisionen etwa in der Entfernung einer halben Stunde von einander stehen mochten. Diese Armee war in fünf Divisionen, jede etwa 10,000 Mann stark, eingetheilt. Drei davon, nämlich Prinz von Oranien, Wartensleben und Schmettau, machten das Corps d'Armée, und zwei, Kunheim und Arnheim, unter dem General Kalckreuth, machten die Reserve aus.

Ich muß mich enthalten, die mancherlei Details mitzutheilen, welche ich bei dieser Armee theils selbst zu bemerken Gelegenheit hatte, theils von Anderen erfahren habe, weil sie doch bei weitem kein allgemein vollständiges Bild geben würden, einseitige Vollständigkeit aber zur Einseitigkeit im Urtheilen verleitet. Ich begnüge mich also mit einer bloßen Skizze der Schlacht, die jetzt erfolgte.

Der Graf von Schmettau stieß am frühen Morgen, nachdem er aufgebrochen war, auf den Feind, und zwar ziemlich weit (etwa eine bis anderthalb Meilen) von dem Städtchen Kösen. Dies war nichts Unvermuthetes; man erwartete den Feind hier, nur war man

* „Der würdige Verfasser dieser Briefe gehört zu den unglücklichen preußischen Offizieren, denen das böse Loos der Gefangenschaft zu Theil wurde, und die daher neuerlich, auf den Wink des Siegers, nach Frankreich wandern mußten. So viel zur Entschuldigung, daß diese Briefe weder in der Form noch in der Gehaltart so sind, wie sie absichtlich werden sollten." (Anmerkung von Archenholz).

Digitized by Google

nicht von ſeiner Stärke unterrichtet. Es erfolgte nun, nachdem man die Vortruppen zurückgedrängt hatte, der Angriff des Feindes durch die Diviſion von Schmettau, um aus dem Widerſtande, welchen man finden würde, auf die Stärke des Feindes und die Möglichkeit, das Defilé zu forciren, ſchließen zu können. Der Feind aber ſchien theils ſchon überlegen zu ſein, theils war er früher in dieſer Gegend angekommen, und hatte ſich gut geſtellt, ſo daß die Nachtheile des Terrains hier ganz entſchieden auf Seite der Preußen waren. Der Graf von Schmettau mußte ſich begnügen, ſeine Stellung ſo lange zu behaupten, bis die anderen Diviſionen herangezogen ſein würden. Die Armee war keineswegs abmarſchirt, um jede Schlacht in dieſer Gegend zu vermeiden, ſondern weil der König ſich hier auf keine günſtige Gelegenheit zur Schlacht Hoffnung machen durfte. Die Saale war, höchſt wahrſcheinlich, das Haupthinderniß geweſen, warum man den Feind nicht angreifen konnte; war nun der Feind mit einem Theile ſeiner Macht bei Köſen über die Saale gegangen, ſo ſchien ſich für die Armee des Herzogs dadurch eine ſehr günſtige Gelegenheit darzubieten, um einen herrlichen Sieg zu erringen. Man war ſicher, nur mit einem Theile der feindlichen Armee zu ſchlagen, und zwar mit einen inferieuren Theile, wie die Wahrſcheinlichkeit erwarten ließ, weil die franzöſiſche Armee mit ihrer Hauptmaſſe noch bei Jena war; ferner befanden ſich diejenigen feindlichen Truppen, welche übergegangen waren, zwiſchen 50,000 Preußen und der Saale, die hier ein fürchterliches ſteiles Thal bildet und nur die eine Brücke (bei Köſen) in der Nähe hat, ſo eingeklemmt, daß ſie keine rückgängige Bewegung machen konnten, ohne in die Saale geſprengt zu werden. Es ſcheint daher ſehr natürlich, daß man, ſobald das Gefecht der Diviſion von Schmettau zeigte, es ſei ein großer Theil der franzöſiſchen Armee bei Köſen über die Saale gegangen, dieſen Theil mit der ganzen Armee angriff. Es wurden deswegen die Diviſionen, ſo wie ſie herankamen, in's Gefecht gezogen, um dem Feinde ſo wenig Zeit als möglich zu laſſen, ſich gleichfalls zu verſtärken, und noch mehr Herr der wichtigſten Terrainpunkte zu werden. Der Feind zog indeſſen gleichfalls Verſtärkungen heran; das Gefecht wurde nun immer ernſthafter, ausgebreiteter und mörderiſcher. — Ein Umſtand, glaube ich, hat die Ueberlegenheit des

Digitized by Google

Feindes an Menschen entschieden, und zu seinem Siege auf diesem Punkte beigetragen.

Das eigentliche Schlachtfeld nämlich lag zwischen dem Dorfe Tauchwitz und dem nächsten Dorfe,*) welches auf der Straße, nach Kösen zu, liegt, dessen Name mir entfallen ist. Es war also dem Bivouac der feindlichen Armee viel näher, als dem der preußischen, deswegen behielt er während des Gefechtes immer einige Ueberlegenheit, und wenn man ihn auch einmal um einige tausend Schritt zurückgedrängt hatte, so brachte man ihn dadurch seinem Soutien nur um so viel näher und entfernte sich von dem eigenen. So blieb das Gefecht vier bis fünf Stunden lang unentschieden. Von beiden Seiten hatten die herbeieilenden Hülfsschaaren Defileen zu passiren, die den Marsch der Divisionen sehr lange aufhielten; sonst möchte die Sache schon früher entschieden worden sein.

Endlich gegen Mittag, nachdem preußischerseits alle drei Divisionen, welche das Corps d'Armée ausmachten, bereits im Gefechte standen, neigte sich der Sieg entschieden für den Feind. Die preußischen Truppen wurden zum Theil gänzlich in die Flucht geschlagen, zum Theil hielten sie noch in partiellen Gefechten aus, und zogen sich auf ihre Unterstützung zurück. Um diese Zeit war die Reserve unter dem General Kalckreuth, 20,000 Mann, bei Auerstädt (also etwa eine halbe Stunde vom Schlachtfelde) angekommen.

Was den eben erzählten Sieg der Franzosen herbeigeführt hat, ob eine Ueberlegenheit in der Stärke, Kriegserfahrenheit oder Tapferkeit der Truppen, möchte für die meisten Individuen schwer zu entscheiden sein. Daß man sich preußischerseits mit Ausdauer und Muth (um jede Prahlerei zu entfernen) geschlagen hat, ist Thatsache, weil das Gefecht der 30,000 Mann, welche nach und nach daran Theil genommen, fünf bis sechs Stunden ohne Unterbrechung und mit einer großen Heftigkeit fortdauerte, und weil die meisten Regimenter von der Division von Schmettau, durch bloße Todte und Verwundete, auf die Hälfte, ja auf ein Viertheil ihrer Stärke zusammengeschmolzen waren. Es ist gewiß über allen Zweifel, nach meiner Erfahrung, und was auch die neuesten Nachrichten behauptet haben, daß General Davouſt 50,000 Mann stark gewesen ist, und

* Hassenhausen.

daß dieſe alle Theil an dem Gefechte genommen haben. Die Armee des Herzogs war eben ſo ſtark; es iſt aber notoriſch, daß 20,000 M. (die beiden Reſerve-Diviſionen) unter dem General Kalckreuth keinen anderen Antheil an der Schlacht gehabt, als daß ſie die geſchlagenen Truppen aufgenommen haben. Das Verhältniß der Preußen zu dem Feinde wäre alſo etwa wie drei zu fünf anzunehmen. Fügt man hinzu, daß die Franzoſen im Beſitze der Terrain-Vortheile waren (nämlich in ſpecieller Hinſicht auf den Punkt, wo gefochten wurde), ſo, denke ich, liegt in dieſem Siege nichts ſo Außerordentliches.

Eine ſehr wichtige Frage iſt es nun: Warum hat man den General Kalckreuth mit ſeinen 20,000 Mann nicht förmlich mit in die Schlacht gezogen? Wenn dies zur rechten Zeit geſchehen konnte, ſo war der Sieg nach meiner innigſten Ueberzeugung ſicher und entſcheidend. Wenn man nämlich dem Feinde damit in die rechte Flanke gefallen wäre, zur Zeit, da die drei im Gefechte engagirten Diviſionen ihm noch Stand hielten, oder ſelbſt in dem Augenblicke, da ſie ſchon wichen, ſo mußte das Gefecht für ihn eine höchſt nachtheilige Stellung gewinnen; denn weil er ſeinen rechten Flügel mächtig vorgehen ließ, in der Abſicht, die Fechtenden in der linken Flanke zu umgehen, ein Zweck, den er auch vollkommen erreichte, ſo gab er dieſen Flügel ſelbſt einem Flanken-Angriffe preis. Wenn man nun auch annimmt, daß er alle Vorſicht angewandt hatte, welche man in gewöhnlichen Fällen erwarten kann: daß ſich hinter dieſem Flügel ſtarke Reſerven befanden u. ſ. w., ſo war doch hundert gegen eins zu wetten, daß der preußiſche Angriff gelungen wäre, und zwar wegen der unverhältnißmäßigen Stärke. Der Vortheil nämlich, welchen wir uns durch die zufällige Schwäche des Corps d'Armée unwillkürlich erkauft hatten, lag in der Stärke unſerer Reſerve. Dieſe konnte der Feind nicht vermuthen, und in ihr hätte er ſeine Niederlage finden müſſen; daß dieſe vollkommen geweſen ſein würde, darauf haben wir ſchon oben aufmerkſam gemacht, wegen der Nähe der Saale. Allein die Reſerve kam vielleicht zu ſpät an. Ich ſage vielleicht; denn in dem Gewühle der Schlacht reicht das bloße Zeugniß der Sinne nicht hin, um Alles zu überſehen, und der, der keine Rapports erhält, kann alſo nicht immer beurtheilen, was geſchehen konnte und mußte.

Digitized by Google

Noch kommt ein anderer Umstand in sehr große Betrachtung. Zu eben der Zeit, da man sich bei Auerstädt (bestimmter bei Tauchwitz) schlug, wurde der Fürst Hohenlohe bei Jena angegriffen und geschlagen. Der Ausgang dieser Schlacht ist vermuthlich dem Könige zur Zeit schon bekannt gewesen, als die Reserve das Defilé von Auerstädt erreicht hatte; und da war es denn allerdings nicht rathsam, noch die letzten 20,000 Mann daranzusetzen, um Alles wiederzugewinnen. Nein! das wäre unmöglich gewesen; denn die Folgen der Schlacht bei Jena konnte man bei Auerstädt nicht wieder gut machen, und wenn man auch den glänzendsten Sieg über den General Davouſt erfochten hätte. Zurück hätte man gemußt; und man würde also nach dem vollkommensten Siege nur um so geschlagener (d. i. um so aufgelöster) zurückgegangen sein. Zwar hätte man sich dadurch die Freiheit verschafft, auf einen anderen Weg zurückzugehen; allein von dieser Freiheit hätte man keinen Gebrauch machen können. Nämlich: nach der bei Auerstädt verlorenen Schlacht war nicht mehr daran zu denken, seinen Weg nach Naumburg fortzusetzen; auch selbst über Nebra, Querfurt u. s. w. konnte man nicht mehr gehen, weil der Feind während der Schlacht durch stetes Umgehen des preußischen linken Flügels bis in die Gegend von Eckartsberga gekommen war (wie stark, hatte man freilich wohl nicht untersucht). Wäre der General Davouſt geschlagen worden, so konnte er uns nicht mehr verhindern, so ziemlich auf dem geraden Wege nach Magdeburg zurückzugehen. Allein die geschlagene Armee des Fürsten Hohenlohe war über Weimar zurückgeworfen worden, und die Ueberlegenheit und Stellung des Feindes erlaubte ihr keinen anderen Rückzug als gegen den Harz, um so Magdeburg zu erreichen. Mußte man nicht suchen, sich mit dieser Armee zu vereinigen? Diesen Vereinigungspunkt bis Magdeburg hinauszuschieben, würde wohl Niemand gethan haben, gesetzt auch, es wäre, reiflich erwogen, das Beste gewesen, was sich thun ließ. Ueberdies kannte man höchst wahrscheinlich die Umstände der Jenaer Schlacht bei weitem so genau nicht, und hoffte nach Vereinigung beider Armeen wieder eine beträchtliche Truppenmasse beisammen zu haben, um damit den Rückzug mit Ruhe und Ordnung machen zu können. Man konnte also von der Freiheit, über Querfurt den näheren Weg zu gehen, keinen Gebrauch machen.

Digitized by Google

Die Armee des Herzogs zog ſich alſo unter Anführung des Königs in der Nacht vom 14. auf den 15. October über Buttelſtädt zurück.

Der Verluſt in der Schlacht war preußiſcherſeits gewiß ſehr beträchtlich und beſtand größtentheils in Todten und Verwundeten. Nicht viel anders mag es wohl bei der franzöſiſchen Armee ausgeſehen haben, denn die Cavalerie beider Theile hat wenig gethan. Wenn man geſehen hat, wie ſich die Ueberreſte der Preußen vom Schlachtfelde ſelbſt abzogen, ſo kommt man auf die Vermuthung, es müſſe dem General Davouſt ſehr an Cavalerie gemangelt haben, und er wäre alſo um ſo ſtärker an Infanterie geweſen; denn natürlich mußte die Cavalerie des Siegers mehr Gelegenheit haben, ſich zu zeigen, als die der Beſiegten.

Von der Schlacht bei Jena, liebſter Freund, muß ich ganz ſchweigen; denn ich weiß nicht viel mehr davon, als daß der Fürſt Hohenlohe in derſelben eine ſolche Stellung hatte, daß die Straße von Weimar nach Jena vor ſeiner Fronte blieb (ich vermuthe, in einer ziemlich großen Entfernung), daß ſein linker Flügel ſich bei Dornburg in einem detachirten Corps an die Saale dehnte; daß er der angegriffene Theil war; und daß der General Rüchel ihm während der Schlacht von Weimar her zu Hülfe eilte. Dieſe Armee wurde gänzlich geſchlagen, und nahm ihren Rückzug auf Nordhauſen, ſowie die Armee des Herzogs. In Rückſicht der Stärke muß ich bemerken, daß die Franzoſen hier in jedem Falle eine entſchiedene Ueberlegenheit hatten. Denn wenn Davouſt nur 50,000 Mann ſtark war, ſo muß der übrige Theil der feindlichen Armee hier gefochten haben; nimmt man dieſe, excluſive der Truppen, welche noch in Franken waren, zu 190,000 Mann an (und man muß ſie ſo ſtark annehmen, weil man ſonſt die Möglichkeit der Operation im Monat December nicht begreifen würde, oder wenigſtens finden müßte, daß hier nicht der Geiſt des Kaiſers bemerkbar geweſen wäre), ſo ſtanden dem Fürſten Hohenlohe 150,000 Mann entgegen, während er ſelbſt nur einige 70,000 Mann ſtark war.

Woher die unerhörten Folgen dieſer beiden Schlachten entſtanden, nebſt einigen anderen Betrachtungen, werden Sie mir in einem dritten Briefe mitzutheilen gütigſt erlauben.

Digitized by Google

Dritter und letzter Brief.*)

Den 19. Februar 1807.

Der Rückzug beider geschlagenen Armeen ging über Nordhausen und den Harz nach Magdeburg, wo man sich mit der Reserve des Prinzen Eugen von Würtemberg vereinigen und die gesprengten Truppen wieder an sich ziehen wollte. Was weiter geschehen könne und müsse, sollte sich erst aus den besonderen Umständen ergeben. Diese Umstände haben denn allerdings auch nicht ermangelt, die Gestalt der Sachen auf eine Weise zu modificiren, die man kaum erwartete. Die Reserve des Prinzen Eugen war bei Halle angegriffen und geschlagen worden. Daß eine Reserve sich allein schlägt, liegt gewiß nicht in ihrer Bestimmung. Die Saale bei Halle zu vertheidigen, konnte im Grunde auch von keinem wesentlichen Nutzen sein, da der Feind eben so gut bei Bernburg und bei Calbe übergehen konnte. Wahrscheinlich ist also der Prinz von Würtemberg wider seinen Willen zum Gefechte genöthigt worden, und Mangel an Nachrichten von der Hauptarmee mögen ihn verhindert haben, früher abzumarschiren. Sei dem, wie ihm wolle, er wurde von der ersten Colonne der französischen Armee bei Halle angegriffen und mit dem Verluste von 5 bis 6000 Mann auf Magdeburg geworfen.

Der Rückzug der Hauptarmee mußte in den angestrengtesten Märschen geschehen, um Magdeburg, und, im Falle man dort nicht bleiben konnte, die niedere Oder früher zu erreichen, als der Feind. Da der Feind die gerade Straße auf Magdeburg, und dann auch

* „Der Verfasser dieser belehrenden Briefe, der bei seiner Einsicht, bei seinen Talenten und Erfahrungen, noch Vieles, sehr Vieles über diese so reichhaltige, so leicht nicht zu erschöpfende Materie zu sagen hätte und zu sagen wünschte, hält es jedoch, in Hinsicht der außerordentlichen Zeitumstände, worin wir leben, der Klugheit gemäß — da man auf diesem schmalen Fußstege nicht gehen kann, ohne irgendwo anzustoßen, dies aber, nach der Regel, nirgends geschehen soll — für jetzt mit der Fortsetzung seiner Briefe inne zu halten und seine weiteren Bemerkungen bis auf minder trübe und minder bedenkliche Zeiten zu ersparen, wo man die Künste mehr als die Waffen ehren, und wo das eiserne Zeitalter mit allen seinen Nachwehen vorüber sein wird. Diese Zeiten werden hoffentlich einmal kommen. Wohl der Generation, die sich ihrer wird erfreuen können!“ (Einleitungsworte von Archenholz).

Digitized by Google

über Wittenberg oder Deſſau die gerade Straße nach Berlin, Küſtrin und Stettin ging, während die geſchlagene Armee einen Umweg über Nordhauſen nehmen mußte, um nach Magdeburg zu kommen, und da, während ſie dort einen oder zwei Tage verlor, um ſich auch nur einigermaßen wieder zu ſammeln, der überlegene und ſiegreiche Feind aber vom Fleck aus nach der Oder hin detachiren konnte, ſo war die Aufgabe unendlich ſchwierig oder wohl gar unmöglich zu löſen. — Die Franzoſen haben ein Marſchſyſtem eingeführt, was in der Kriegsgeſchichte unerhört iſt. Sie marſchiren, wenn es Noth thut, ſieben bis acht Meilen in einem Tage, da man ſonſt immer vier Meilen ſchon für einen ſogenannten forcirten Marſch gerechnet hat; und dreißig Meilen in acht Tagen zurückgelegt, galt für eine merkwürdige Geſchwindigkeit. Man rechnete nämlich nicht bis an das Ende der menſchlichen Kräfte, ſondern bis an die Gränzen der Ordnung und Streitfähigkeit. Eine Armee, die täglich fünf bis ſechs Meilen mehrere Tage hinter einander marſchirt, iſt zur Hälfte in Traineurs aufgelöſt, und man wird in einem ernſtlichen Gefechte gegen Truppen, die nicht ſo weit marſchirt ſind, ſchwerlich etwas ausrichten. So lange aber der Gegner noch einigermaßen Herr ſeines Willens iſt, und ſeine Hand das Inſtrument, nicht aber das Inſtrument ſeine Hand leitet, ſo lange muß man auch ſchlagfertig bleiben, oder man bietet dem Feinde die ſchönſte Gelegenheit dar, aufgerieben zu werden. So raiſonirten die Feldherrn früherer Zeit, und ich denke, in dieſem Raiſonnement liegt nichts Unvernünftiges. Ich mache dieſe Bemerkung, um einen oder den anderen Ihrer Leſer darauf aufmerkſam zu machen, unter welchen Geſichtspunkten das Marſchſyſtem der Franzoſen betrachtet werden muß; denn ſeitdem es exiſtirt, habe ich ſchon gar viel darüber geleſen und gehört, was nicht eben viel Sachkenntniß verrieth. Die Erfahrung hat mir dies Raiſonnement ſo wenig widerlegt, daß ich, nachdem ich ſowohl die preußiſche als die franzöſiſche Armee in ihrem Zuſtande bei einem ſolchen Marſchſyſteme geſehen habe, mehr als je von ſeiner Richtigkeit überzeugt bin. Die Urſache, daß dies Marſchſyſtem den Franzoſen im vorliegenden Falle nicht den geringſten Nachtheil brachte, liegt in der fehlenden Bedingung, worauf ſich das Raiſonnement ſtützt.

Digitized by Google

Da die preußiſche Armee von einer weit überlegenen Macht gänzlich geſchlagen war, ſo folgt von ſelbſt, daß an einen Widerſtand, an eine freie Thätigkeit der Kräfte nicht eher zu denken war, bis man ſich wieder geſammelt und verſtärkt hatte; dies iſt gar nichts Wunderbares. Ferner kam es hier nicht blos auf das Verfolgen, ſondern auf das Zuvorkommen auf weſentlichen Punkten an. Wo dieſe zwei Umſtände ſich vereinigen, gibt es nichts Weiſeres als ein Marſchſyſtem wie das franzöſiſche. Denn wie geſchwächt und ermattet ſie auch die verſchiedenen Punkte erreichten, immer mußten die Preußen noch geſchwächter und ermatteter ſein als ſie. Beide Armeen marſchirten alſo, was die menſchlichen Kräfte nur aushalten konnten. Die Folge davon war, daß beide Armeen ſich großentheils in Traineurs auflöſten. Die preußiſchen Trümmer gingen alle verloren, während die der Franzoſen einige Tage ſpäter wieder zur Armee ſtießen. Das iſt eigentlich der Factor, auf den man wohl Acht geben muß, wenn man über das Reſultat nicht mehr erſtaunen will, als darüber, daß zweimal 3 ſechs iſt.

Ich kann über den Rückzug der Armee des Fürſten Hohenlohe von Jena bis Magdeburg im Grunde weiter nichts ſagen, als daß ſie den 19. bei Magdeburg ankam, und alſo in fünf Tagen, große und kleine Umwege eingerechnet, etwa fünfundzwanzig Meilen marſchirt hatte. Die Armee des Königs marſchirte in der Nacht vom 14. auf den 15. vom Schlachtfelde nach Buttelſtädt in zwei Colonnen. Die eine dieſer Colonnen aber ging, ich weiß nicht aus welchem Verſehen, nach Erfurt und mußte dort den 15., 8000 Mann ſtark, capituliren. Die übrigen Truppen gingen in beſtändigen Umwegen über Sömmerda, Greußen, Sondershauſen, Nordhauſen, Blankenburg, Halberſtadt, Aſchersleben, Neu-Haldensleben nach Magdeburg.

Der König hatte die Armee verlaſſen, theils um in der Mark die nöthigen Anſtalten zu treffen, theils um einer Gefahr zu entgehen, die den Staat in die größte Verlegenheit geſtürzt haben würde, in die ein Staat gerathen kann, die, ſeinen König gefangen zu ſehen. Der General Kalckreuth hatte von Sömmerda aus das Commando der Armee übernommen. Die erſte Reſerve-Diviſion, welche die Arrieregarde machte, kam den 20. bei Magdeburg unter dem General Hirſchfeld an.

Digitized by Google

Der Herzog von Weimar, der, wie wir oben bemerkt haben, mit der Avantgarde im Gebirge geſtanden hatte, folgte der Armee auf einem Marſche, vermuthlich weiter links, wodurch er einigermaßen gedeckt war. In Magdeburg befand ſich die Armee in einem traurigen Zuſtande; denn ein Rückzug von fünfundzwanzig Meilen, ohne die Truppen zu ſammeln, löſt jede Armee in der Welt auf. Daß man einen ſo weiten Rückzug machen mußte, ehe man ſich auch nur einen Augenblick ſammelte, lag in den allgemeinen Umſtänden, nämlich darin: daß man ſich in der Verlängerung ſeines linken Flügels zurückziehen und dem Feinde den Vorſprung über die Elbe abgewinnen mußte. Dies war, wie ſchon geſagt, eine der ſchwierigſten Aufgaben, oder ſie war auch vielleicht gar nicht zu löſen; denn die Art, wie ſie von der preußiſchen Armee gelöſt worden iſt, kann freilich für keine ordentliche Auflöſung gelten.

Auf einem gewöhnlichen Wege ließ ſich dieſe Auflöſung nicht finden, ſo viel konnte man vorherſehen. Man wollte es vermeiden, ſich mit den geſchlagenen Truppen von neuem in ein Gefecht einzulaſſen; daher die ſtarken Märſche, daher die Umwege. Dies mußte in's Verderben führen. Möglich war die Rettung bloß durch die entgegengeſetzten Mittel: wenn man nach einem, höchſtens zwei Märſchen die Armee wieder ſammelte, und mit dem Wenigen, was man geſammelt hatte, ſich den geraden Weg da bahnte, wo man Widerſtand fand. Dazu gehörte nichts als der Muth der Verzweiflung. Dieſer Muth der Verzweiflung iſt ſo gut ein Gegenſtand des militäriſchen Calculs wie jede andere gegebene Größe; er war es allein, der dem Feldherrn hier übrig blieb, und für außerordentliche Fälle gehören außerordentliche Entſchlüſſe. Die geringe Wahrſcheinlichkeit des glücklichen Erfolgs iſt ein unverſtändiger Einwurf; denn im Kriege kommt es nicht auf den abſoluten, ſondern auf den relativen Grad der Wahrſcheinlichkeit an, und die kleinſte Wahrſcheinlichkeit iſt immer größer als gar keine. Von den Einwirkungen, welche ein ſo ganz anderes Verfahren, in Rückſicht ſeines Geiſtes, auf die Nation gehabt haben würde, ſage ich kein Wort; aber in meinen Augen ſind dieſe Einwirkungen mehr werth, wie eine muthloſe Armee, im Falle dieſe wirklich hätte gerettet werden können. Mir kommt nichts kleinlicher vor, als wenn man immer

Digitized by Google

nur auf Fleiſch und Blut, auf Pulver und Blei calculirt, und auf die moraliſchen Größen gar keine Rückſicht nimmt.

Wenn man dieſen Weg der Verzweiflung, die ſich in dem blutenden Stiere dem Feinde entgegenſtürzt, nicht gehen wollte, ſo blieb ein anderer Weg übrig, der aber in der That nicht weniger außerordentlich war, nämlich der, die Oder frei zu laſſen und ſich mit der geſchlagenen Armee auf das Hannöver'ſche Kriegstheater zurückzuziehen. Das Außerordentliche dieſes Entſchluſſes wurde dadurch vermehrt, daß er höchſtwahrſcheinlich gegen die früheren Befehle des Königs war; denn nichts prüft die Stärke des Charakters ſicherer als die Laſt der Verantwortlichkeit, die er trägt, ohne die freie Thätigkeit der Seele zu ſtören. Was den erſten der beiden Wege betrifft, ſo glaube ich zwar, daß dieſer Entſchluß nicht bloß den Gefühlen eines großen und edlen Gemüthes angehört, ſondern daß er auch ein Reſultat des Nachdenkens ſein kann, und daß die tiefſte Meditation gerade auf ihn führen mußte; aber darum bleibt es nicht weniger wahr, daß er dennoch etwas ganz Außerordentliches in Hinſicht auf die Kraft des Gemüthes iſt; denn die That, der Wille, iſt von der Erkenntniß gerade ſo verſchieden, wie der Verſtand von dem Gemüthe; den Entſchluß, davon ein Kind die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit einſieht, wirklich zu faſſen, erfordert oft die Gemüthskraft eines großen Mannes. Ich bitte die Leſer, ihr ernſtes Nachdenken auf dieſen Gegenſtand einige Augenblicke zu richten, gewiß wird ihnen dann der Marſch der preußiſchen Armee und ihre Desorganiſation ſehr natürlich vorkommen, ohne dabei etwas Anderes als die Natur gewöhnlicher Menſchen in Anſchlag zu bringen.*)

* „Den Erkenntniſſen des Verſtandes in ſeinen Entſchlüſſen zu folgen, iſt dem Gemüthe nur dann natürlich, wenn es von keinen Affecten bewegt wird, und groß iſt es, wenn der Verſtand auch über ein bewegtes Gemüth die Herrſchaft behauptet. Gewöhnlich befindet ſich in Rückſicht auf den Zuſtand des Gemüths der Leſer in dem erſten, der Feldherr in dem anderen Falle. Was daher jenem unter der Gränze des Natürlichen d. i. des Gewöhnlichen zu liegen ſcheint, iſt oft bloß nicht über daſſelbe erhaben. Um die Richtigkeit dieſer Bemerkung einzuſehen, muß man aber wiſſen, von wie unendlich vielen Dingen das Gemüth desjenigen bewegt wird, der im Kriege auf einem bedeutenden Poſten handelt." (Anmerkung von Clauſewitz).

Digitized by Google

In Magdeburg, habe ich immer geglaubt, hätte man eine Armee von 60- bis 70,000 Mann ſammeln können, wenn man nicht jetzt in Rückſicht auf die Oder eben das Princip befolgte, was man bisher in Rückſicht auf die Elbe befolgt hatte. Ich weiß nicht, ob dieſe Annahme gegründet iſt, aber ſo viel iſt gewiß, daß, als man den 21. von Magdeburg wegmarſchirte, das Corps d'Armée unter dem Fürſten Hohenlohe, der nun das Commando über alle Truppen übernommen hatte, kaum 20,000 M. ſtark war. Etwa 10,000 M. unter dem General von Blücher folgten auf einem Marſche, und der Herzog von Weimar mit ungefähr 14,000 M. auf zwei Märſchen. Es zogen alſo ungefähr 44,000 M. von Magdeburg ab.

Wäre man bei Magdeburg ſtehen geblieben, ſo würde man allerdings, auch wenn die Armee bis auf 70,000 Mann anwuchs, einen ſchlimmen Stand gehabt haben; ſo viel aber bleibt immer gewiß, daß mit einem Aufwande von Geſchicklichkeit, dieſe Armee, in Verbindung mit Magdeburg, eine weit überlegene feindliche Macht ſo lange hätte beſchäftigen können, als man in der Gegend und in Magdeburg ſelbſt zu leben fand; dies war aber immer länger, als der Feind es auf dieſem Punkte aushalten konnte, weil er gar keine Magazine hatte. Auf eine kunſtvollere und genialiſchere Art hätten die Provinzen jenſeit der Oder wohl nicht vertheidigt werden können, und ein beſſerer Gebrauch wäre wohl nie von einer ſo wichtigen Feſtung gemacht worden. Dieſen ſchönen Erfolg konnte man indeſſen nur großen Talenten, einem zweiten Ferdinand, verdanken, und ohne dieſe Bedingung mußte man allerdings an ſehr nachtheilige Reſultate glauben. Allein nachtheiliger hätten dieſe Reſultate wohl ſchwerlich ausfallen können, als der Entſchluß, unverzüglich nach der Oder zu gehen, ſie herbeiführen mußte. Denn zugegeben, der Fürſt Hohenlohe, der jetzt mit der Armee bei Prenzlau capituliren mußte, fand, daß es möglich ſei, durch forcirte Märſche Stettin früher zu erreichen als der Feind, und zugegeben, daß es ein bloßer unglücklicher Zufall war, wenn dies nicht geſchah, ſo war immer die Frage: was brachte er an die Oder? In Prenzlau hat er mit 9000 Mann capitulirt; davon würden auf dem mehr als 7 Meilen langen Marſche, von Prenzlau nach Stettin, noch einige tauſend Traineurs liegen geblieben ſein, und es erreichten alſo etwa 7000 M.

Digitized by Google

die Oder, in einem Zustande, der nicht zu beschreiben ist. Daß der General Blücher und der Herzog von Weimar, die ihm auf ein und zwei Märschen folgten, auch durchkommen würden, war doch wohl zu viel gehofft.

Diese beiden Corps haben unter dem General Blücher, wenn ich nicht irre, 10,000 Mann stark, bei Lübeck capitulirt; stärker würden sie also auch nicht nach Stettin gekommen sein, wenn sie es je erreicht hätten. Um dieser traurigen Ueberreste willen, lohnte es sich doch wohl nicht der Mühe, die Hoffnungen aufzugeben, welche man bei Magdeburg für einen glücklichen Erfolg immer noch fassen konnte. —

Der Entschluß, bei Magdeburg stehen zu bleiben, würde zwar hier ganz ungezweifelt gegen den Befehl des Königs gewesen sein; allein dieser Befehl war früher gegeben und ehe man noch die Umstände so recht kannte. Mir scheint es, bei diesem Entschlusse war die Verantwortlichkeit in jedem Falle viel geringer, als sie es bei dem früheren Entschlusse gewesen sein würde, Oder und Elbe zu verlassen, um sich auf's Hannöverische Kriegstheater zu werfen; es gehörte also noch weniger Größe des Charakters dazu, ihn zu fassen. Indessen ist es factisch gewiß, daß der Fürst Hohenlohe gegen seine eigene bessere Ueberzeugung den Befehl des Königs befolgt hat; Gehorsam ist die erste Pflicht hat er denen geantwortet, die ihm über diesen Gegenstand ihre Meinung gesagt haben.

Ich kann Ihnen betheuern, verehrtester Freund, daß mir nichts widriger ist, als der Eigendünkel, womit sich oft Menschen schriftlich und mündlich zu Kritikern von einem Verfahren aufwerfen, dessen Fehler für jedermann klar am Tage liegen. Dies ist entweder eine Verletzung der Achtung, welche man anderen Leuten schuldig ist, weil man sie dadurch für blödsinnig erklärt, oder es ist ein unwillkürliches Geständniß, daß man es selbst sei. Ich habe mich daher noch nicht entschließen können, eine Kritik des Feldzuges der Oesterreicher vom Jahre 1805 zu lesen, und wenn jemand eine Kritik des preußischen Feldzuges vom Jahre 1806 verkündigte, so würde ich, wenn ich mich streng an den Titel hielte, weit lieber das Einmaleins noch einmal durchlesen als ein solches Buch. Sie werden hieraus schließen, welche Tendenz meine kritischen Bemerkungen haben. Nicht

Digitized by Google

die, Ihnen oder Ihren Freunden zu lehren, wie man es hätte beſſer machen können, ſondern: von der einen Seite in's Licht zu ſetzen, wie die preußiſche Armee einem unausbleiblichen Verderben ausgeſetzt wurde, ohne ihre eigene Schuld, dadurch, daß in einer ſehr nachtheiligen Lage nichts Genialiſches geſchah, und von der anderen Seite zu zeigen, daß Mangel an Genialität und außerordentlichem Talente allein hinreicht, über die Armee und den Feldherrn das Unglück herbeizuführen, worüber man im erſten Augenblicke erſtaunt; und daß es alſo ganz unnöthig iſt, ſeine Zuflucht zu Suppoſitionen zu nehmen, die auch noch das Herz und die Rechtlichkeit angreifen, und die nicht nur eine Ungerechtigkeit enthalten, ſo lange ſie ſich nicht erweiſen laſſen, ſondern auch, meiner Ueberzeugung nach, ein Irrthum ſind. — Ich habe mich dieſer Bemerkung ſelbſt im Laufe meiner Betrachtung nicht überheben können, weil ich auch nicht einen Augenblick von Ihnen mißverſtanden ſein möchte.

Von Magdeburg ſollte der Marſch auf dem geraden Wege über Burg, Genthin, Rathenau, Frieſack, Ruppin, Granſee, Templin, Prenzlau, Löcknitz und Damm gehen, wo man den 30., nach Märſchen von drei und vier Meilen täglich, anzukommen hoffte. Auf dieſem Wege hatte man bis Prenzlau achtundzwanzig Meilen zu machen. Weil der Fürſt Hohenlohe aber, um einem Gefechte zu entgehen, das Mittel der Umwege wählte, ſo ging der Marſch über Burg, Genthin, Rathenau, Neuſtadt, Ruppin, Fürſtenberg, Schönermark und Prenzlau, und nun machte man bis zu dieſem Orte 33 Meilen. Man marſchirte anfangs nur drei und vier Meilen täglich, weil die Truppen ſeit dem 14. die größten Fatiguen ausgeſtanden und dabei an den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen Mangel gelitten hatten. Den 26. brach man von Ruppin auf, und den 28. früh hatte man Prenzlau erreicht, alſo zu guterletzt in etwas über 48 Stunden fünfzehn Meilen marſchirt. Auf dieſem Marſche hatte die Armee 6000 Traineurs, und alle Pferde und Menſchen waren von Hunger und Anſtrengung entkräftet. Der Fürſt Hohenlohe glaubte unter dieſen Umſtänden um ſo eher capituliren zu müſſen, als es den Truppen großentheils an Munition fehlte. Der Prinz Murat befand ſich nämlich mit fünfzehn Cavalerie-Regimentern ſchon bei Prenzlau.

Digitized by Google

Er hatte aber dem Fürſten Hohenlohe den Weg nach Stettin noch nicht verſperrt, ſondern er befand ſich mit ihm auf gleicher Höhe. Das Defilé von Löcknitz, was auf dem Wege nach Stettin liegt, war nicht von den Franzoſen beſetzt, obgleich der Prinz Murat es dem Fürſten geſagt haben ſoll. Es waren alſo keine äußeren Umſtände da, die die Fortſetzung des Marſches verhinderten, aber der Zuſtand der Truppen machte ſie unmöglich; daher war ein Gefecht unvermeidlich. Hätte der Fürſt Hohenlohe dies angenommen, ſo würde ſich im ſchlimmſten Falle ein Theil der Truppen noch nach Stettin gerettet haben; die, welche gefangen genommen wurden, wären nicht ſchlimmer daran geweſen, als ſie es nach der Capitulation waren; der Name der preußiſchen Armee und der des Fürſten Hohenlohe wäre gerettet worden. Mit jeder neuen Anſtrengung, die der Fürſt machte, um ein Gefecht zu vermeiden, vermehrte ſich in ihm die Furcht davor, eine Erſcheinung, die in der menſchlichen Natur ſehr gewöhnlich iſt; eine Gefahr, der man nicht in's Auge ſieht, gewinnt nur um deſtomehr Gewalt über uns, ſo wie man überhaupt einem Gefühle, dem man nachgegeben hat, mit jeder Stunde weniger gewachſen iſt. Dieſe Capitulation zieht dem Fürſten in den Augen der Welt eine Menge Beſchuldigungen zu, die er nicht verdient, weil jedermann durch die letzten Eindrücke mehr oder weniger beſtochen wird; hätte er hier ſich noch einmal geſchlagen, ſo würde das im Gegentheil manchen Vorwurf verwiſcht haben, der ihm mit Recht gemacht werden kann.

Die Brüder des Königs hatten den Monarchen begleitet, und der Prinz Auguſt, Sohn des Prinzen Ferdinand, war alſo der einzige Prinz von königlichem Geblüte, der ſich noch bei dieſer Armee befand. Sein Grenadier-Bataillon hatte die Arriere-Garde gehabt, war kurz vor Prenzlau abgeſchnitten und von 4 Cavalerie-Regimentern unter dem General Beaumont angegriffen worden. Es zog ſich in einem Quarré, 240 Mann ſtark, bis etwa 2 Meilen hinter Prenzlau auf dem Wege nach Paſewalk zurück. Nachdem das Quarré ſieben Angriffe durch ein ſehr lange verhaltenes Feuer abgeſchlagen hatte, ſuchte es ſeine Zuflucht in der Ucker-Niederung, wo die Leute aber alle ſtecken blieben, das Quarré ſich alſo auflöſte und der Prinz mit ſeinen braven Grenadieren einzeln gefangen

Digitized by Google

genommen wurde. — Dieser Zug steht hier zur Ehre Friedrich's II., von dessen Neffen hier die Rede ist.

An das Schicksal des Generals Blücher und seines Corps brauche ich bloß zu erinnern; denn ich wüßte Ihnen nichts darüber zu sagen, da die Operationen dieses kleinen Corps einfach und ruhmvoll sind, so daß man dabei nichts auseinanderzusetzen hat. Nur eine Bemerkung will ich mir erlauben. Menschen von Gefühl lassen sich wohl verleiten, den General Blücher zu tadeln, daß er in der Schlacht bei Lübeck so viel Menschen und das Glück einer blühenden Handelsstadt in Gefahr setzte, ohne etwas gewinnen zu können, weil er der Gefangenschaft nicht mehr entrinnen zu können schien. Dieses Urtheil ist verzeihlich, seit der Philanthropismus, der es erzeugte, so allgemein geworden ist, daß man ihn keinem Einzelnen mehr zum Vorwurfe machen kann. Aber es ist darum nicht weniger engherzig. Wenn ich auch gar keine Rücksicht darauf nehme, daß der General Blücher 60,000 Mann während vierzehn Tagen noch beschäftigte und dadurch dem Könige eine kostbare Zeit gewann, so denke ich doch, diese Schlacht war in ihrer Wirkung auf den Geist der Nation und der Armee gar nicht zu berechnen.

Die Capitulationen von Erfurt, von Prenzlau und von vielen Festungen mußten einen sehr nachtheiligen Eindruck auf beide hervorgebracht haben. Eine blutige Schlacht, gefochten allein um der Ehre des Namens willen, war das einzige Gegengift. Ich werde daher den Namen Blücher stets als einen solchen betrachten, an welchem sich der Muth der Nation in dem gefährlichsten Augenblicke wieder aufgerichtet hat. — Wer solche Dinge nicht in Betrachtung zu ziehen weiß, ist unfähig, über die großen Angelegenheiten der Nationen zu richten.

Das Nachspiel aller dieser traurigen Begebenheiten war die Capitulation so vieler Festungen auf eine Art, die ihre Commandanten, die, welchen in dem Augenblicke der höchsten Gefahr diese ehrenvollen Stellen anvertraut wurden, die, auf welche die ganze Nation ängstlich ihren Blick gerichtet, die, welche den Geist dieser Nation vor den Augen von ganz Europa repräsentiren sollten, preisgibt dem Spotte und der Verachtung der Zeitgenossen und der Nachwelt, ihrer eigenen Verwandten und ihrer eigenen Kinder

Digitized by Google

Die faſt gänzliche Vernichtung der preußiſchen Armee hatte den Muthigſten ſelbſt erſchüttert, und die Sophismen eines mittelmäßigen Verſtandes vollendeten den Triumph der Schande über die Ehre. — Die elende Politik, in dem Augenblicke, da man einen tödtlichen Streich empfangen hat, den Ueberwinder um Gnade zu flehen, hatte ſich ſeit einiger Zeit in ganz Europa als Axiom eingeſchlichen; daher glaubten die Commandanten der Feſtungen mit den meiſten übrigen Menſchen, der Friede Preußens und Frankreichs ſei vor der Thür; mancher unter jenen dachte ihn durch die Uebergabe eines wichtigen Platzes zu beſchleunigen; mancher wollte Menſchenblut ſchonen; alle aber glaubten, der Friede werde ſie der Verantwortung entziehen; keiner dachte daran, daß es ein Axiom der Kriegskunſt iſt, einen feſten Platz auf's Aeußerſte zu halten, unbekümmert um die äußeren Verhältniſſe, zumal wenn man Capitulationen ſchließt, wodurch nicht ein Strohhalm gerettet wird, und vor Allem, daß es ein Axiom der Ehre iſt, einen feſten Platz bis auf's Aeußerſte zu halten, unbekümmert, ob man für das Gegentheil die Armeſünderbinde zu fürchten habe oder nicht.

Jene Gründe erklären alſo die Sache, aber ſie machen ſie nicht beſſer, und ich glaube, daß hier das Publikum in ſeinem Urtheile kaum zu ſtreng ſein kann. Die Nation hat ihr Urtheil ausgeſprochen, und die Regierung hat das ihre angekündigt; das iſt, was wir von beiden zu fordern haben, wenn ſie nicht unſere Achtung verlieren ſollen.

Hier befinde ich mich nun am Schluſſe dieſes unglücklichen Feldzuges. Wenn man mich immer richtig verſtanden hat, ſo wird man in meiner Erzählung und den Betrachtungen, welche darin verflochten ſind, keinen anderen Zweck als den angekündigten entdeckt haben, die Begebenheiten ſo darzuſtellen, daß man eine einigermaßen deutliche Ueberſicht von dem Ganzen erhält, und darin das erſtaunliche Reſultat auf eine natürliche Art ſich entwickeln ſieht. Dies iſt wohl um ſo mehr Bedürfniß, als im Laufe dieſer ſtürmiſchen Epoche, deren Ende unſer Auge noch nicht erreicht, auf eine vollſtändige und unparteiiſche Geſchichte dieſes Krieges nicht zu rechnen iſt.

Hier ſcheide ich von Ihnen, verehrter Freund, und zugleich von dem deutſchen Publicum. Mit Wehmuth hat mich die Erinnerung

Digitized by Google

aller dieser Ereignisse erfüllt, mit einem Gefühle, welches ich mit allen Deutschen theile. Preußen schien die letzte Hoffnung Deutschlands zu sein. Voll Liebe hatte die ganze Nation ihren Blick auf dieses edle Haus gerichtet, und von seinen immer ruhmvollen Waffen schien man im gutmüthigen Vertrauen auch das Unwahrscheinlichste zu erwarten. Die Armee fühlte sich geehrt durch dies Vertrauen, weil sie fühlte, daß sie dessen nicht unwürdig sei. — Weit entfernt, mit jener charakterlosen Erbärmlichkeit, deren sich so viele Menschen nicht schämen, ein ehemaliges Urtheil in Uebereinstimmung mit dem Erfolge zu setzen, gestehe ich freimüthig; ich und wir Alle haben den Krieg gewünscht und einen glücklichen Erfolg nicht für unmöglich gehalten. Wir haben die schönsten Hoffnungen in uns genährt; denn nie hat wohl eine Armee einen edleren Ruhm mit ihrem Blute erkauft, als der gewesen wäre, die Ehre, die Freiheit, das Bürgerglück der deutschen Nation gerettet zu haben. Aber von der anderen Seite sind wir weit entfernt gewesen, in eitlem Selbstvertrauen nicht die Klippen zu sehen, an welchen unsere Hoffnungen scheitern könnten, und manchen unter uns hat dies mit tiefem Kummer erfüllt. Jetzt sind die herrlichen Hoffnungen, das ganze schöne Verhältniß zwischen uns und Deutschland vernichtet; wir sind unseres bürgerlichen Glückes beraubt, unsere Laufbahn ist uns verschlossen, unsere Kräfte liegen müßig, und lastend ruht das ungerechte Urtheil von ganz Europa auf uns. So bedürfen wir wohl doppelten Muthes, um mit der Nation das Unglück und die Schande der Zeit zu tragen! und doch möchte ich allen Deutschen zurufen: Ehret euch selbst, das ist: Verzweifelt nicht an eurem Schicksale!

Die gesammelten Werke Clausewitz's sind nach seinem Tode in zehn Bänden erschienen, von welchen die acht ersten von Frau von Clausewitz, die beiden letzten von dem Grafen Karl v. d. Gröben herausgegeben wurden. Die von uns oben erwähnte Schrift: „Uebersicht des Feldzuges vom Jahre 1813", welche Clausewitz während des Waffenstillstandes verfaßte und ohne seinen Namen herausgab, ist in die gesammelten Werke und zwar in den siebenten Band derselben aufgenommen worden. Außer dieser Schrift hat Clausewitz

Digitized by Google

bei verſchiedenen Veranlaſſungen Aufſätze in Zeitſchriften erſcheinen laſſen, doch dürfte wol, da er ſeinen Namen nicht beifügte, für keinen derſelben ſeine Autorſchaft mit Sicherheit nachzuweiſen ſein, mit Ausnahme der obigen in Archenholz „Minerva“ (Jahrgang 1807) abgedruckten Briefe über den Krieg von 1806.

Die Schrift: „Ueber das Leben und den Charakter von Scharnhorſt“,*) aus welcher von uns bereits einige Stellen mitgetheilt worden ſind,**) iſt in die geſammelten Werke nicht aufgenommen worden, weshalb wir auf ſie mit einigen Worten zurückkommen wollen.

Die Schrift wurde nicht lange nach Clauſewitz's Tode, gleichſam als Vorläuferin ſeiner Werke, veröffentlicht; den Herausgeber konnten wir nicht ermitteln; vielleicht war er einer der Offiziere oder anderen Freunde, von welchen Frau von Clauſewitz bei der Herausgabe der Werke ihres Gatten unterſtützt worden iſt. Sie beſteht aus zwei Abtheilungen, von welchen die erſte eine „Notiz über die Lebensumſtände von Scharnhorſt“, die zweite eine „Charakteriſtik von Scharnhorſt“ enthält. Beigelegt ſind drei Briefe von Scharnhorſt an Clauſewitz und eine kurze Lebensſkizze des Letzteren nebſt fünf Briefen von ihm an ſeine Frau aus dem Jahre 1813.

Die erſte (biographiſche) Abtheilung der Schrift wurde von Clauſewitz einige Jahre nach Scharnhorſt's Tode auf den Wunſch einer gemeinſchaftlichen Freundin verfaßt, welche bei einem Aufenthalte in England, wo damals Scharnhorſt's Verdienſte und Wirkſamkeit noch nicht in verdientem Maße anerkannt waren, von dem Herausgeber eines vielgeleſenen Journals das Anerbieten erhalten hatte, einen Aufſatz über dieſen Gegenſtand, wenn er aus einer guten Quelle ſtamme, überſetzen zu laſſen und in ſein Journal aufzunehmen, und ſich nun in dieſer Angelegenheit an Clauſewitz wandte, den ſie zu einer ſolchen Arbeit durch ſein früheres Verhältniß zu Scharnhorſt vorzugsweiſe berufen glaubte. So entſtand dieſer Aufſatz, welcher in der in Rede ſtehenden Schrift mit der „Charakteriſtik“ zu einem Ganzen vereinigt wurde. Letztere wurde von Clauſewitz bald nach dem Tode Scharnhorſt's niedergeſchrieben, da er das Bedürfniß

* Sie erſchien in der von Leopold Ranke herausgegebenen „Hiſtoriſch-politiſchen Zeitſchrift“, zugleich als Sonder-Abdruck, Hamburg 1832, bei Friedrich Perthes.

** Bd. I., S. 120 f., 127 ff., 143.

Digitized by Google

fühlte, sich mit dem Andenken des Verstorbenen zu beschäftigen und für sich und Andere ein treues Bild des herrlichen Mannes zu entwerfen. Der Gedanke einer Veröffentlichung des Aufsatzes lag ihm fern; nur den Kindern des Verewigten und einigen vertrauten Freunden wurde derselbe mitgetheilt.

Aus dem biographischen Theile der Schrift wollen wir den von uns bereits mitgetheilten Stellen noch den Schluß hinzufügen, in welchem Clausewitz die Bedeutung und Wirksamkeit Scharnhorst's in wenigen treffenden Worten zusammenfaßt: „Wenn es überhaupt schwer ist, die Wirksamkeit eines Staatsmannes mit genauem Maße zu messen, so ist dieses noch weit mehr der Fall, wenn, wie beim General Scharnhorst, diese Wirksamkeit mit einem bescheidenen Zurückhalten der Persönlichkeit verbunden ist. Man muß darauf Verzicht leisten, den Antheil desselben an der großen Begebenheit actenmäßig auszuscheiden und der Welt vorzulegen.

Aber der vorurtheilslose Beobachter Preußens in seiner sechsjährigen Krisis wird in das Urtheil einstimmen, daß dieser merkwürdige Mann für das damalige Preußen als der Kern- und Schwerpunkt des politischen Widerstandes, als der Keim und das lebendigste Bildungsprincip zu staatsbürgerlicher Gesinnung angesehen werden kann.

Die Wiedergeburt des preußischen Heeres, die Vereinigung der Stände im Volke, die Schöpfung der Landwehr, der hartnäckige Widerstand gegen den Kleinmuth der Zeit und das Mißtrauen der Parteien sind eben so viele Anker, die die Hand dieses geschickten Piloten in den Zeiten der gewitterschweren Atmosphäre ausgeworfen, und an welchen das königliche Schiff den losbrechenden Stürmen getrotzt hat.*)

Die zweite Abtheilung der Schrift, in welcher der Charakter Scharnhorst's geschildert wird, ist nicht nur die umfangreichere, sondern auch werthvollere und zeigt uns das große Talent des Verfassers für Charakterzeichnung, welches auch in seinen späteren Schriften hervortritt, in seinem vollen Glanze. Wir lassen zwei Stellen, welche sich auf den Verstand und das Herz des großen Mannes beziehen, hier folgen, ohne sie als die vorzüglichsten dieser Charakteristik, welche nach ihrem ganzen Inhalte meisterhaft ist, bezeichnen zu wollen:

* S. 16 f.

Digitized by Google

„Zwei Eigenthümlichkeiten zeichneten Scharnhorst's Denken aus und haben hauptsächlich beigetragen, seinem Leben die Wichtigkeit zu geben, die es für uns hat.

Die erste ist die völligste Unabhängigkeit der Meinung, so daß kein Ansehen, weder das eines großen Namens noch das des Alters und der Verjährung ihn beschränkte.

Die zweite, daß er eine große Vorliebe für die Kraft des historischen Beweises in allen Gegenständen seines Bereichs hatte.

Ein durchdringender Verstand ohne glänzende Phantasie liebt das System und das speculative Denken nur so weit, als es ihm reicht, als es mit den Erscheinungen der Welt ohne Zwang zusammenstimmt. Da, wo den Schöpfer glänzender Systeme die Phantasie weiter führt, kehrt jener leise um und verwendet seine Kräfte, das Gedachte mit dem Bestehenden sorgfältig zu einigen und sie in einander zu verschmelzen, wobei er wieder die speculative oder die historische Erkenntniß gesetzgebend vorwalten läßt, je nachdem die Natur des Gegenstandes es verlangt.

Nur ein solcher Verstand ist dem politischen Leben der Gesellschaft überhaupt, besonders aber der Kriegskunst entsprechend. In dieser ist das Phantastische ohne alle schöpferische Kraft, und diejenige Wahrheit unerläßlich, die aus der Nähe entspringt, in welcher der Begriff neben der Sache aufgestellt wird.

Durch diese beiden Eigenschaften haben die Früchte seines Geistes, wie sie sich im Lehren und im Handeln gezeigt haben, den Grad der Originalität und des praktischen Erfolges erlangt, der nöthig war, um in so hohem Maße wirksam zu werden. Mit dieser scharfen Prüfung des wirklichen Lebens hängt es auch zusammen, wenn Scharnhorst die natürliche Freiheit seines Verstandes benutzte, um mit der Kraft des historischen Beweises für Andere auch die Kraft der Autorität zu verbinden. Darum geschah es, daß er seine Meinung mühsam mit den Handlungen und Meinungen ausgezeichneter Männer verglich, und oft mit großem Scharfsinne eine Uebereinstimmung entwickelte, die den Meisten neu war. Er kannte die Gewalt, welche das Ansehen der Namen auf die meisten Menschen ausübt. Als ein praktischer und klarer Verstand, der die Menschen und ihre Verhältnisse unaufhörlich im Auge hat, suchte er diejenigen

Digitized by Google

Wege zur Ueberzeugung der Anderen einzuſchlagen, welche die wenigſten Hinderniſſe darboten. Er vermied, ſo viel er konnte, die Strudel, womit Eigenſinn und Vorurtheil den ruhigen Lauf ſeines Wirkens ſtören konnten, bahnte ſeiner Meinung ſo viel als möglich einen Weg in gewohnten Kanälen, überzeugt, wenn ſie den großen Haufen einmal umgeben und durchdrungen hätten, ſo würden ſie durch ihre innere Gewalt von ſelbſt den Felſen der hartnäckigſten Vorurtheile untergraben und ſtürzen. Wie ein geſchickter Baumeiſter legte er den Meinungen der Menſchen da ein Bühnenwerk entgegen, wo ſie ſich wenig oder gar nicht beeinträchtigt glaubten, und leitete ſo unvermerkt den Strom der eigenen Ueberzeugung gegen das eigene Vorurtheil.

Wenn ſolche Reformatoren, die entweder in die Charlatanerie hineinſpielen, oder ihre Genialität wie einen Knotenſtock führen, ſich gern damit brüſten, daß ihre Gedanken neu und ganz das Umgekehrte des Alten ſeien, ſo ſuchte Scharnhorſt die Leute damit zu beruhigen, daß es im Grunde nur das Alte ſei, was er vorhabe, etwas modificirt und wohl verſtanden.“*)

Ueber Scharnhorſt's Herz ſagt Clauſewitz:

„Scharnhorſt war ein höchſt lebendig und zart fühlender, ja ein durchaus weicher Menſch, und wenn dieſes Vorwalten des Gefühls ihn in ſeinem öffentlichen Leben nicht zur Schwäche führte, ſo war es nur Folge der Ueberlegung und eines künſtlich hervorgebrachten Gleichgewichts.

In der Tiefe des Herzens Gerechtigkeit, Redlichkeit und Unbeſtechlichkeit; in allen Aeußerungen des Umgangs in und außer dem Geſchäftsleben Nachſicht und Duldung, Ruhe und Freundlichkeit; im vertrauten herzlichen Zuſammenleben die kindlichſte Theilnahme und offenſte Ergießung, die freundlichſte Nachgiebigkeit, der fröhlichſte Scherz — war es möglich, von den Schwingungskreiſen dieſer verſchiedenen Saiten näher oder entfernter berührt zu werden, ohne alle Saiten des eigenen Herzens mit anſchlagen zu fühlen?

Seine Empfindungen waren ſo jugendlich friſch, daß er dieſelben Bücher, die ſein Herz in den Jünglingsjahren gerührt hatten, in Erholungsſtunden mit Vergnügen wieder las, und niemals wurde es

* S. 18 f.

Digitized by Google

ihm schwer, in den Ideenkreis der jungen Welt, die ihn umgab, mit Wärme einzugehen.

Hier berufe ich mich auf das Urtheil der Frauen, deren zartere Empfindungsweise am meisten berechtigt ist, das Herz des Menschen zu erkennen.“*)

Die gesammelten Werke wollen wir zunächst nach den drei Gruppen, in welche sie bei der Herausgabe eingetheilt worden sind, hier aufführen:

Erste Gruppe: Band I—III. Vom Kriege.**)

Zweite Gruppe: Band IV—VI. Der Feldzug von 1796 in Italien. — Die Feldzüge von 1799 in Italien und der Schweiz.***)

Dritte Gruppe: Band VII—X. Der Feldzug von 1812 in Rußland. — Der Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstande und der Feldzug von 1814 in Frankreich (VII). — Der Feldzug von 1815 in Frankreich (VIII). — Historische Materialien zur Strategie (IX und X).†) Den Inhalt bilden: Strategische Beleuchtung mehrerer Feldzüge von Gustav Adolph, Turenne und Luxemburg. Bemerkungen zum spanischen Erbfolgekriege (IX). — Strategische Beleuchtung mehrerer Feldzüge von Sobiesky, Münich, Friedrich dem Großen und dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Der Krieg in der Vendée 1793 (X).

Dem dritten Bande ist ein aus drei Aufsätzen bestehender Anhang beigefügt: 1. Uebersicht des Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen in den Jahren 1810, 1811 und 1812 vom Verfasser ertheilten militärischen Unterrichts. 2. Ueber die organische Eintheilung der Streitkräfte. 3. Skizze eines Planes zur Taktik oder Gefechtslehre.

Die drei ersten Bände bilden den kriegswissenschaftlichen Theil der Werke, den man auch den didaktischen nennen könnte,

* S. 27.

** Dritte Auflage. 1869.

*** Zweite Auflage. 1858.

† Zweite Auflage. 1863.

Digitized by Google

und zwar das Werk „Vom Kriege“, die sieben übrigen Bände bilden den kriegsgeschichtlichen Theil.

Das Werk „Vom Kriege“, welches aus acht Büchern besteht, nimmt unter allen Schriften Clausewitz's den ersten Rang ein und ihm verdankt er vorzugsweise die ruhmvolle Stellung, welche er als Militärschriftsteller einnimmt.

Clausewitz hat diesem Werke außer einer (datumlosen) „Vorrede“ noch eine am 10. Juli 1827 verfaßte „Nachricht“ und einen wahrscheinlich nicht lange vor seinem Tode geschriebenen unvollendeten „Aufsatz“ vorausgeschickt, drei Schriftstücke,*) welche zur Beurtheilung des Werkes von der größten Wichtigkeit sind. Aus denselben ersieht man, daß Clausewitz die ersten sechs Bücher „nur als eine noch ziemlich unförmliche Masse“ betrachtete, welche „durchaus noch einmal umgearbeitet werden solle“, daß er das siebente und achte Buch über den Angriff und den Kriegsplan nur für Vorarbeiten und flüchtige Skizzen hielt und nur das erste Capitel des ersten Buches als vollendet betrachtete, welches wenigstens dem Ganzen den Dienst erweisen werde, die Richtung anzugeben, welche er überall habe einhalten wollen. Sollte ein früher Tod ihn in seiner Arbeit unterbrechen, so werde man nur eine unförmliche Gedankenmasse finden, welche, „unaufhörlichen Mißverständnissen ausgesetzt, zu einer Menge unreifer Kritiken Veranlassung geben werde“, aber „trotz dieser unvollendeten Gestalt“ glaubt er, „daß ein vorurtheilsfreier, nach Wahrheit und Ueberzeugung dürstender Leser in den sechs ersten Büchern die Früchte eines mehrjährigen Nachdenkens und eifrigen Studiums des Krieges nicht verkennen und vielleicht darin die Hauptgedanken finden werde, von denen eine Revolution in dieser Theorie ausgehen könnte.“

Ungeachtet der unvollendeten Form ist das Werk „Vom Kriege“ durch Tiefe der Gedanken, logische Schärfe in der Entwickelung derselben, Genauigkeit der Begriffsbestimmungen, Präcision und Klarheit des Ausdrucks wie kein anderes epochemachend in der neueren Militärliteratur geworden. Clausewitz legt seine Anschauungen über die Kriegskunst nicht abstract, sondern concret dar, in ihrer Bedingtheit durch die mit ihr auf's engste verbundene Staatskunst, und in dem

*) Sie sind dem ersten Bande der Werke vorgedruckt worden.

Digitized by Google

ersten Capitel des ersten Buches, welches er, wie oben bemerkt, allein als vollendet betrachtete, gelangt er bei der Beantwortung der aufgeworfenen Frage: „Was ist der Krieg?“ zu dem Satze: „Der Krieg ist eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.“

Die Entwickelung, welche ihn zu dieser als leitender Gesichtspunkt sich durch das ganze Werk hindurchziehenden Definition geführt hat, schließt er mit den Worten:

„So sehen wir also, daß der Krieg nicht bloß ein politischer Act, sondern ein wahres politisches Instrument ist, eine Fortsetzung des politischen Verkehrs, ein Durchführen desselben mit anderen Mitteln. Was dem Kriege nun noch eigenthümlich bleibt, bezieht sich bloß auf die eigenthümliche Natur seiner Mittel. Daß die Richtungen und Absichten der Politik mit diesen Mitteln nicht in Widerspruch treten, das kann die Kriegskunst im Allgemeinen, und der Feldherr in jedem einzelnen Falle fordern, und dieser Anspruch ist wahrlich nicht gering; aber wie stark er auch in einzelnen Fällen auf die politischen Absichten zurückwirkt, so muß dies doch immer nur als eine Modification derselben gedacht werden; denn die politische Absicht ist der Zweck, der Krieg ist das Mittel, und niemals kann das Mittel ohne Zweck gedacht werden.“

Der zweite hervorragende, ebenfalls durch das ganze Werk sich hindurchziehende und Clausewitz durchaus eigenthümliche Gesichtspunkt ist in dem Satze ausgesprochen: Die Vertheidigung ist stärker als der Angriff, da sie die Vortheile der Auswahl des Terrains, der Ueberraschung, des plötzlichen Angriffs von mehreren Seiten, des eingerichteten Kriegstheaters, des Beistandes der Bevölkerung und der Benutzung der großen moralischen Kräfte für sich hat. Schon hieraus ergibt sich, daß Clausewitz unter Vertheidigung nicht ein passives Abwarten, welches das Gesetz vom Gegner empfängt, sondern ein actives Handeln versteht, welches ihm dasselbe ertheilt.

Die eigenthümlichen Vorzüge des Werkes „Vom Kriege“ sind von dem Verfasser des Artikels über Clausewitz in Wagener's „Staats- und Gesellschaftslexicon“ ebenso kurz als treffend mit folgenden Worten bezeichnet worden:

Digitized by Google

„Im Gegensatze zu den zahlreichen Militär-Schriftstellern, welche bei ihren Versuchen, eine Theorie der Kriegführung aufzustellen, nothwendig mit der Praxis in Widerspruch gerathen müssen, da sie nur materielle Größen in Betracht ziehen, während die jeden kriegerischen Act durchziehenden geistigen Kräfte und fortwährenden Wechselwirkungen sich absolut nicht in bestimmte algebraische Formeln als Quasi-Universalmittel zusammenfassen lassen, stellt er eine Theorie des Krieges hin, die nicht positive Lehre, keine Anweisung zum Handeln, sondern nur eine analytische Betrachtung desselben sein und, auf die Erfahrungen, also die Kriegsgeschichte angewendet, eine Vertrautheit mit ihm herbeiführen soll; er entwickelt Grundsätze, die den Geist des künftigen Führers leiten, keineswegs aber Formeln, die denselben gleichsam als Recepte auf das Schlachtfeld begleiten sollen. Wenn die übrigen Schriftsteller sich derartig in die von ihnen aufgestellten Theorieen verrennen, daß dieselben ihnen, wie den Gelehrten ihre Systeme, Zweck werden, in welche, als die einmal für richtig adoptirte Form — wie Bülow den umfassenden Angriff, Jomini die innere Linie, Mathieu Dumas den überhöhenden Standpunkt, Willisen die geometrischen Anschauungen von den Winkeln an der Basis und am Object — sie alles a priori und a posteriori hineinpassen wollen und dadurch nicht weniger die freie Selbstthätigkeit des Denkens beschränken, wie den Facten Gewalt anthun, ist ihm die Theorie nur Mittel, die Ansichten über den Gegenstand schnell zu ordnen und die Sonde der Kritik einmal in Bezug auf die historischen Facta, zweitens auf die Beurtheilung der Kriegshandlungen richtig anzulegen. Auf die Errichtung eines streng systematischen Gebäudes verzichtend, gibt er nur die Mittel an die Hand, das für die kriegerische Thätigkeit nöthige Wissen durch Studium und Nachdenken dem Geiste derartig anzueignen, daß es vollständig aufhört, für denselben etwas Objectives zu sein, sondern sich durch diesen Assimilationsproceß zu einem subjectiven Können umsetzt, das jeden Moment den, dem concreten Falle entsprechendsten selbstständigen Entschluß zu fassen befähigt ist. Indem er aber die Scylla der Theoretiker vermeidet, welche die freie Thätigkeit des Geistes in die Fesseln eines Systems schlagen wollen, und er dem napoleonischen Ausspruche: „Il n'y a rien d'absolu dans

Digitized by Google

la guerre“ Rechnung trägt, hütet er ſich doch, in die Charybdis derer zu fallen, welche in der alle Regel verachtenden ſogenannten Genialität die Erforderniſſe des wahren Feldherrn zu ſehen meinen, durch ſeinen Ausſpruch: „Was das Genie thut, muß gerade die ſchönſte Regel ſein und die Theorie kann nichts Beſſeres thun, als zeigen, wie und warum es ſo iſt.“

Wenn es auch nicht möglich iſt, aus einem einzelnen Abſchnitte dieſes claſſiſchen Werkes ſich auch nur annähernd eine Vorſtellung von der Bedeutung und dem Charakter deſſelben zu verſchaffen, ſo können wir es uns doch nicht verſagen, denjenigen unſerer Leſer, welche mit den Schriften Clauſewitz's nicht näher bekannt ſind, die Eigenthümlichkeit ſeiner Darſtellungsweiſe durch eine Probe zu veranſchaulichen und wählen dazu aus dem erſten Buche das ſiebente Capitel, welches mit ganz beſonderem Beifalle aufgenommen worden iſt; wie man ſchon daraus erkennt, daß der in demſelben aufgeſtellte Satz: „Im Kriege iſt Alles ſehr einfach, aber das Einfachſte iſt ſchwierig“ unzähligemal nachgeſprochen, zuweilen auch als Motto benutzt wurde, der Ausdruck aber, mit welchem Clauſewitz den behandelten Gegenſtand bezeichnet, „die Friction im Kriege“ ſogar zu einem „geflügelten Worte“ geworden iſt.

„Friction im Kriege“.*)

„So lange man ſelbſt den Krieg nicht kennt, begreift man nicht, wo die Schwierigkeiten der Sache liegen, von denen immer die Rede iſt, und was eigentlich das Genie und die außerordentlichen Geiſteskräfte zu thun haben, die vom Feldherrn gefordert werden. Alles erſcheint ſo einfach, alle erforderlichen Kenntniſſe erſcheinen ſo flach, alle Combinationen ſo unbedeutend, daß, in Vergleichung damit, uns die einfachſte Aufgabe der höheren Mathematik mit einer gewiſſen wiſſenſchaftlichen Würde imponirt. Wenn man aber den Krieg geſehen hat, wird Alles begreiflich und doch iſt es äußerſt ſchwer, dasjenige zu beſchreiben, was dieſe Veränderung hervorbringt, dieſen unſichtbaren und überall wirkſamen Factor zu nennen.

Es iſt Alles im Kriege ſehr einfach, aber das Einfachſte iſt ſchwierig. Dieſe Schwierigkeiten häufen ſich und bringen

* Hinterlaſſene Werke, Bd. I, S. 91 ff.

Digitized by Google

eine Friction hervor, die ſich Niemand richtig vorſtellt, der den Krieg nicht geſehen hat. Man denke ſich einen Reiſenden, der zwei Stationen am Ende ſeiner Tagereiſe, noch gegen Abend zurückzulegen denkt, vier bis fünf Stunden, mit Poſtpferden, auf der Chauſſée; es iſt Nichts. Nun kommt er auf der vorletzten Station an, findet keine, oder ſchlechte Pferde, dann eine bergige Gegend, verdorbene Wege, es wird finſtere Nacht, und er iſt froh, die nächſte Station, nach vielen Mühſeligkeiten, erreicht zu haben und eine dürftige Unterkunft dort zu finden. So ſtimmt ſich im Kriege, durch den Einfluß unzähliger kleiner Umſtände, die auf dem Papiere nie gehörig in Betracht kommen können, Alles herab, und man bleibt weit hinter dem Ziele. Ein mächtiger eiſerner Wille überwindet dieſe Friction, er zermalmt die Hinderniſſe, aber freilich die Maſchine mit. Wir werden noch oft auf das Reſultat kommen. Wie ein Obelisk, auf den die Hauptſtraßen eines Ortes zugeführt ſind, ſteht, in der Mitte der Kriegskunſt gebieteriſch hervorragend, der feſte Wille eines ſtolzen Geiſtes.

Friction iſt der einzige Begriff, welcher dem ziemlich allgemein entſpricht, was den wirklichen Krieg von dem auf dem Papiere unterſcheidet. Die militäriſche Maſchine, die Armee, und Alles, was dazu gehört, iſt im Grunde ſehr einfach, und ſcheint deswegen leicht zu handhaben. Aber man bedenke, daß kein Theil davon aus einem Stücke iſt, daß Alles aus Individuen zuſammengeſetzt iſt, deren jedes ſeine eigene Friction nach allen Seiten hin behält. Theoretiſch klingt es ganz gut: der Chef des Bataillons iſt verantwortlich für die Ausführung des gegebenen Befehls, und da das Bataillon durch die Disciplin zu einem Stücke zuſammengeleimt iſt, der Chef aber ein Mann von anerkanntem Eifer ſein muß, ſo drehet ſich der Balken um einen eiſernen Zapfen mit wenig Friction. So aber iſt es in der Wirklichkeit nicht, und Alles was die Vorſtellung Uebertriebenes und Unwahres hat, zeigt ſich im Kriege auf der Stelle. Das Bataillon bleibt immer aus einer Anzahl Menſchen zuſammengeſetzt, von denen, wenn der Zufall es will, der unbedeutendſte im Stande iſt, einen Aufenthalt oder ſonſt eine Unregelmäßigkeit zu bewirken. Die Gefahren, welche der Krieg mit ſich bringt, die körperlichen Anſtrengungen, die er fordert, ſteigern das Uebel ſo ſehr, daß ſie als die beträchtlichſten Urſachen deſſelben angeſehen werden müſſen.

Digitized by Google

Dieſe entſetzliche Friction, die ſich nicht, wie in der Mechanik, auf wenig Punkte concentriren läßt, iſt deswegen überall im Contact mit dem Zufalle, und bringt dann Erſcheinungen hervor, die ſich gar nicht berechnen laſſen, eben weil ſie zum großen Theile dem Zufalle angehören. Ein ſolcher Zufall iſt z. B. das Wetter. Hier verhindert der Nebel, daß der Feind zu gehöriger Zeit entdeckt wird, daß ein Geſchütz zur rechten Zeit ſchießt, daß eine Meldung den commandirenden Offizier findet; dort der Regen, daß ein Bataillon ankommt, daß ein anderes zur rechten Zeit kommt, weil es, ſtatt drei, vielleicht acht Stunden marſchiren mußte, daß die Cavalerie wirkſam einhauen kann, weil ſie im tiefen Boden ſtecken bleibt u. ſ. w.

Dieſe Paar Detailzüge nur zur Deutlichkeit und damit Verfaſſer und Leſer zuſammen bei der Sache bleiben, denn ſonſt ließen ſich von ſolchen Schwierigkeiten ganze Bände voll ſchreiben. Um dies zu vermeiden und doch einen deutlichen Begriff von dem Heere kleiner Schwierigkeiten hervorzubringen, womit man im Kriege kämpft, möchten wir uns in Bildern erſchöpfen, wenn wir nicht zu ermüden befürchteten. Aber ein Paar werden uns auch diejenigen noch zu gut halten, die uns längſt verſtanden haben.

Das Handeln im Kriege iſt eine Bewegung im erſchwerenden Mittel. So wenig man im Stande iſt, im Waſſer die natürlichſte und einfachſte Bewegung, das bloße Gehen, mit Leichtigkeit und Präciſion zu thun, ſo wenig kann man im Kriege mit gewöhnlichen Kräften auch nur die Linie des Mittelmäßigen halten. Daher kommt es, daß der richtige Theoretiker wie ein Schwimmeiſter erſcheint, der Bewegungen, die für's Waſſer nöthig ſind, auf dem Trocknen üben läßt, die denen grotesk und übertrieben vorkommen, die nicht an das Waſſer denken; daher kommt es aber auch, daß Theoretiker, die ſelbſt nie untergetaucht haben oder von ihren Erfahrungen nichts Allgemeines zu abſtrahiren wiſſen, unpraktiſch und ſelbſt abgeſchmackt ſind, weil ſie nur das lehren, was ein Jeder kann — Gehen.

Ferner: jeder Krieg iſt reich an individuellen Erſcheinungen, mithin iſt jeder ein unbefahrenes Meer voll Klippen, die der Geiſt des Feldherrn ahnen kann, die aber ſein Auge nie geſehen hat und die er nun in dunkler Nacht umſchiffen ſoll. Erhebt ſich noch ein widriger Wind d. h. erklärt ſich noch irgend ein großer Zufall gegen

Digitized by Google

ihn, so ist die höchste Kunst, Geistesgegenwart und Anstrengung da nöthig, wo dem Entfernten Alles von selbst zu gehen scheint. Die Kenntniß dieser Friction ist ein Haupttheil der oft gerühmten Kriegserfahrung, welche von einem guten General gefordert wird. Freilich ist der nicht der Beste, der die größte Vorstellung davon hat, dem sie am meisten imponirt (dies gibt jene Classe von ängstlichen Generalen, die unter den Erfahrenen so häufig zu finden sind), sondern der General muß sie kennen, um sie zu überwinden, wo dies möglich ist, und um nicht eine Präcision in den Wirkungen zu erwarten, die, eben wegen dieser Friction, nicht möglich ist. — Man wird sie übrigens theoretisch nie ganz kennen lernen, und könnte man es, so würde jene Uebung des Urtheils immer noch fehlen, die man Takt nennt, und die allemal, in einem Felde voll unendlich kleiner und mannichfaltiger Gegenstände, nöthiger ist, als in großen entscheidenden Fällen, wo man mit sich und Anderen Concilium hält. So wie den Weltmann nur der fast zur Gewohnheit gewordene Takt seines Urtheils immer passend sprechen, handeln und sich bewegen läßt: so wird nur der kriegserfahrene Offizier, bei großen und kleinen Vorfällen, man möchte sagen, bei jedem Pulsschlage des Krieges, immer passend entscheiden und bestimmen. Durch diese Erfahrung und Uebung kommt ihm der Gedanke von selbst: das Eine geht, das Andere nicht. Er wird also nicht leicht in den Fall kommen, sich eine Blöße zu geben, was im Kriege, wenn es häufig geschieht, die Grundfeste des Vertrauens erschüttert und äußerst gefährlich ist.

Die Friction, oder was hier so genannt ist, ist es also, welche das scheinbar Leichte schwer macht. Wir werden in der Folge noch oft auf diesen Gegenstand zurückkommen, und es wird dann auch klar werden, daß, außer Erfahrung und einem starken Willen, noch manche andere, seltene Eigenschaften des Geistes zum ausgezeichneten Feldherrn erforderlich sind."

Das Werk „Vom Kriege" fand eine mit seiner Verbreitung sich immer steigernde Anerkennung. Zu seinen und seines Verfassers begeistertsten Bewunderern gehörte der nachmalige Generalmajor Karl v. Decker,*)

* Einer der fruchtbarsten Militärschriftsteller (geb. 1784, gest. 1844), der mit Blesson und Malinowsky das „militärische Wochenblatt", die „Militärliteraturzeitung"

Digitized by Google

welcher, als die vier ersten Bücher des Werkes erschienen waren, bei einer am 16. November 1832, dem Jahrestage von Clausewitz's Tode, veranstalteten Gedächtnißfeier vor den Offizieren der 1. Artillerie-Brigade einen Vortrag hielt, in welcher er der Begeisterung, mit welcher ihn das Werk erfüllt hatte, den beredtesten Ausdruck gab. Es war Decker's Absicht, daß in der von ihm befehligten Brigade der Todestag Clausewitz's alljährlich gefeiert werden, daß an diesem Tage aller Dienst ruhen und das Andenken des hochverdienten Mannes durch eine Vorlesung aus seinen Werken erneuert werden sollte.

Den Vortrag Decker's*) glauben wir um so mehr aufnehmen zu müssen, weil er nicht nur das Urtheil eines bewährten Fachgenossen über Clausewitz's bedeutendstes Werk enthält, sondern auch von dessen Charakter und seiner Persönlichkeit eine treue und lebendige Schilderung entwirft.

„Gedanken über des Generals Carl von Clausewitz hinterlassenes Werk „Vom Kriege."

Niedergeschrieben und vorgelesen in der wissenschaftlichen Unterhaltung der Offiziere der 1. Artillerie-Brigade, gehalten zur Gedächtnißfeier des verewigten Verfassers am Jahrestage seines Todes, den 16. November 1832.

Von Carl von Decker, Major und Brigadier."

„Noch nie hat wohl Jemand mit größerer Schüchternheit die Feder zur schriftlichen Betrachtung eines kriegswissenschaftlichen Werkes in die Hand genommen, niemals seine Schwäche tiefer gefühlt, aber auch niemals ein größeres Bedürfniß empfunden, seinen Gedanken Worte zu leihen, seine Ansichten niederzuschreiben, als ich in dem gegenwärtigen Augenblicke. Das Lesen des vorgedachten Werkes hat einen völlig eigenthümlichen Eindruck auf mich gemacht, den ich noch beim Lesen keines ähnlichen empfunden habe und einen erschütternden, einen gewaltigen nennen darf, weil seine Wirkung dem elektrischen Schlage am nächsten verwandt ist.

und die „Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges" redigirte. Seine zahlreichen Schriften sind aufgeführt bei v. Hardegg (Thl. III., S. 388).

* Abgedruckt nach einer bei den Papieren der Frau v. Clausewitz befindlichen, ihr von Major v. Decker selbst zugesandten Abschrift.

Digitized by Google

Wie mir, möchte es wohl vielen anderen Lesern ergangen sein, und sollte nicht schon hieraus folgen müssen, daß das hinterlassene Werk des Generals Carl von Clausewitz keinem anderen derartigen ähnlich sei? Denn was erklärte sonst jenen eigenthümlichen Eindruck?

Aber wie jeder solche Eindruck zwar seine eigene Harmonie in sich tragen und doch in Beziehung zur individuellen Empfänglichkeit in offenen oder geheimen Widerspruch mit anderen treten kann, so dürfte auch hierin schon der Grund liegen, warum vielleicht kein anderes Werk verschiedenartigere Beurtheilungen erfahren und größere Controversen veranlassen wird als gerade dieses.

Soll der Beurtheiler eines geistigen Productes, wie es sich gebührt, auf höherem geistigen Standpunkte stehen als das Beurtheilte, so möchten in dem vor uns liegenden Falle nur wenige Auserwählte dieser Bedingung entsprechen, und welche ungeheure Anmaßung müßte dazu gehören, zu diesen Wenigen sich zählen zu wollen; aber auch keine trockene Anzeige davon mag ich geben, sondern freimüthig will ich meine Gedanken mittheilen, wie ich empfunden, zwar unbekümmert, ob die große Menge sie mit mir theilt, aber in der freudig festen Ueberzeugung, daß viele meiner Waffenbrüder Gleiches mit mir empfinden, folglich diese Zeilen auch nicht ohne Anklang bleiben werden.

Der Referent soll die Sache von der Person des Schriftstellers zu trennen wissen. Diese Forderung ist leicht ausgesprochen, viel schwerer zu erfüllen und, streng genommen, unausführbar. So wenig der Mensch zu vergessen im Stande ist, oder auf Augenblicke sich vornehmen kann, daß er einen Bekannten vergessen will, den er wirklich kennt, so wenig ist es möglich, beim Lesen einer Schrift von der Persönlichkeit ihres Verfassers ganz abzusehen, wenn der Verfasser dem Leser von Person wirklich bekannt ist. Jener strenge Grad der Unparteilichkeit des Urtheils, der auch die allerkleinste Vorliebe unerbittlich ausschließt, kann menschlicher, also billiger Weise nur da gefordert werden, wo Referent und Schriftsteller einander völlig fremd sind, und am allerwenigsten da, wo das Band der reinsten Hochachtung und der innigsten Verehrung den Ersteren an den Letzteren geknüpft hatte. Wer kälter fühlt oder sein Gefühl unterzuordnen versteht, der werfe den ersten Stein! — Ich für mein Theil beuge

Digitized by Google

mich zwar vor diesem Gesetze, dessen Nothwendigkeit ich anerkenne, aber ich würde augenblicklich die Feder wegwerfen, wenn ich nur um den Preis des Vergessens der Persönlichkeit des mir ewig theuern Verfassers über seinen geistigen Nachlaß schreiben dürfte.

Auf der anderen Seite darf nicht übersehen werden, daß gerade in der Persönlichkeit des Schriftstellers, worunter immer die geistige zu verstehen ist, eine gewisse Bürgschaft für den objectiven Werth seiner Werke liegt, daß sie wenigstens einen Theil dieses Werthes bedingt.

Verweilen wir also einige Augenblicke bei der Persönlichkeit des Verewigten. Ihr Hauptcharakter hieß Liebenswürdigkeit im edelsten Sinne des Wortes, das ist: geliebt von Allen, die näher ihm angehörten, und würdig der Liebe auch derer, die fern ihm standen! Bedürfte dies noch eines Beweises, so würden die letzten Berufsjahre des zu früh Verblichenen ihn liefern. Einer Waffe überwiesen, der er vielleicht fremder war als sie ihm, obgleich er nicht für sie erzogen war, die in Europa seit fünf Jahrhunderten eifersüchtig über jede Störung eines gewissen Innungszustandes durch Einverleibung fremdartiger Glieder gewacht hat; dem blödsichtigen Urtheile einer auf ihre Grammatik stolzen Technik bloßgestellt, und dennoch in unglaublich kurzer Zeit der Gegenstand allgemeinster, innigster Verehrung und treuester Liebe vom Höchsten bis zum Niedrigsten herab: Wahrlich! wessen Persönlichkeit da nicht in Liebenswürdigkeit zusammenflösse, wo möchte man sie dann wohl suchen sollen!

Einen liebenswürdigeren Vorgesetzten kann keine Truppe sich wünschen. Großartig in allen seinen Ansichten, erhaben über kleinliche Tadelsucht und Splitterwerk jeder Art, scharf und treffend in seinen Urtheilen, aber stets mild und human, gerecht und unparteiisch, das Gute anerkennend, wo und unter welcher Gestalt es sich auch finden mochte, völlig unzugänglich jeder Einflüsterung, wußte er durch seinen Takt und liebenswürdige Persönlichkeit die Gemüther zu fesseln und zu beherrschen, die unvermeidliche Bürde des Dienstes leicht zu machen, ja selbst den Beschwernissen desselben einen heiteren, freundlichen Anstrich zu geben. Alle seine Berichte athmen tiefen Gehalt und Gediegenheit; das unbedeutendste seiner Dekrete ist ein Muster edlen

Digitized by Google

einfachen Styls, in jeder ſeiner dienſtlichen Anordnungen ſpiegelt ſich der Abdruck ſeines reichen Geiſtes, ſeines ſcharfſinnigen Urtheils und ſeines richtigen praktiſchen Gefühls. Darum ſahen ſeine Untergebenen mit Freude ihn kommen, mit Trauer ihn wieder von ſich ſcheiden; ſeine Gegenwart belebte, ſein Geiſt erleuchtete, ſeine Perſönlichkeit erfreute Alle, und ſo wurde jede Waffenübung vor ihm und durch ihn zur dienſtlichen Feier.

Darum lebte auch ſein Andenken fort, überall wo ſein Befehl gewaltet hat; darum kann ein Blitz aus wolkenloſer Höhe nicht zerſchmetternder wirken, als die entſetzliche Nachricht ſeines plötzlichen Todes, der für die Armee und den Königlichen Dienſt leider viel zu früh erfolgt iſt.

Was er dem Dienſte und ſeinen Untergebenen war, das haben ſie erſt dann ganz empfunden, als ſie das theuere Haupt verloren hatten und zur ſchmerzlichen Erkenntniß ihres unerſetzlichen Verluſtes gelangt waren.

Viele, die den verewigten General nicht näher gekannt hatten, mochten ihn vielleicht für kalt oder theilnahmlos halten. Sie haben ſeinem edlen Gemüthe bitteres Unrecht gethan. Ein Herz, das ſo glühend heiß für ſeinen König und ſein Vaterland ſchlug, ſo warm für ſeine Pflichten fühlte, ſo treu an ſeinen Vorgeſetzten hing, ſo wohlwollend für ſeine Untergebenen geſinnt war: ein ſolches Herz kann weder kalt noch theilnahmslos geweſen ſein. Doch ich breche hier ab, um nicht allzuweit von meinem Ziele mich zu entfernen. Meinem aufrichtigen Schmerze wird Jeder gern Nachſicht ſchenken, der zu ahnen im Stande iſt, was ich perſönlich an dieſem ſeltenen Manne verloren habe, und wie ſein unerwarteter Tod mich um die ganze glückliche Hoffnung eines von vielfachen Dornen überſtreuten Dienſtlebens gebracht hat und das gerade in dem Augenblicke, wo dieſe Hoffnnng mir endlich zu dämmern begann.

Darum müßte auch gerade ich der Letzte ſein, der ſich kritiſche Betrachtungen über den geiſtigen Nachlaß des Verewigten erlaubt, weil mir neben der Fähigkeit dazu auch die Unbefangenheit mangelt und weil die innigſte Verehrung mein freies Urtheil in diamantene Ketten ſchmiedet. Und dennoch wage ich es auf die Gefahr, von Vielen verkannt zu werden. Ein Fehler, in Liebe begangen, findet

Digitized by Google

ja faſt überall Nachſicht, und den hochverehrten Verfaſſer noch in ſeinen Schriften lieben zu dürfen, wer möchte grauſam genug ſein, dieſen Troſt mir zu mißgönnen!“

„Nur die vier erſten Bücher ſeines großen Werkes „Vom Kriege“, welche den erſten Band des erſten Theils bilden, liegen vor uns; das fünfte und ſechste Buch, welche den erſten Theil beſchließen ſollen, haben die Preſſe noch nicht verlaſſen. Noch einmal muß des eigenthümlichen Eindruckes gedacht werden, den das Leſen dieſes Theils hervorruft, wenigſtens in mir hervorgerufen hat. War es doch, als thäte eine neue geiſtige Welt ſich vor mir auf! Fühlte ich mich in ihr auch nicht ganz als ein Fremdling, ſo kam ich mir doch vor, wie ein erſter Anfänger in der großen Schule des Kriegs. Mit Demuth beugte ich mich vor dem hohen Geiſte des Verfaſſers, und mit Erröthen mußte ich mir geſtehen, trotz eines eifrigen langjährigen Studiums und mancher ernſten Erfahrung,*) mit dieſem Maße gemeſſen, doch eigentlich noch wenig vom Kriege zu wiſſen, wenigſtens von dieſer Seite ihn bisher nicht angeſehen zu haben, ja um ganz aufrichtig zu ſein, darf ich eine Art von Beſchämung nicht verſchweigen, ſelbſt über den Krieg geſchrieben und doch ſeine Natur ſo wenig tief durchdrungen zu haben. Die Hand auf das Herz! ſollte es manchem Leſer und Schriftſteller nicht ebenſo gegangen ſein?

Nur nach und nach, als ich hier und da auf Anſichten ſtieß, durch welche die meinigen die Weihe der Richtigkeit erhielten, fing mein geſunkener Muth an, neu aufzuleben und — warum ſoll ich auch darin nicht aufrichtig ſein! — ſo manche Stelle gab mir die genugthuende Beſtätigung, nicht allzuweit von dem richtigen Wege entfernt geblieben zu ſein: eine Genugthuung, die mir jetzt um keinen Preis feil ſein würde, wie es wohl mit jedem Schriftſteller der Fall ſein wird, der, im Bewußtſein einer gewiſſen inneren Selbſtſtändigkeit,

* Decker war 1800 bei der Artillerie eingetreten, hatte den Krieg von 1806 und 1807 mitgemacht, war 1809 mit dem Corps des Herzogs von Braunſchweig-Oels nach England gegangen, trat 1813 in den preußiſchen Generalſtab zurück wurde Lehrer der Artillerie- und Ingenieurſchule und erhielt ſpäter das Commando der achten Artilleriebrigade.

Digitized by Google

seine Ideen als Wiederschein eigener Geistesthätigkeit plötzlich wie im Spiegelbilde erblickt, mit dem ein erleuchteter Kopf von anerkannt eminenten Eigenschaften ihm entgegentritt.

So kann und wird es nicht fehlen, daß die Werke des Generals Carl von Clausewitz eine Quelle reichhaltiger Belehrung sein werden, während sie zugleich die von ihrem Verfasser selbst angedeutete Revolution in der Theorie des Krieges nothwendig und unwiderruflich hervorbringen müssen. Aber diese Quelle, deren krystallene Fluten Goldkörner strömen, fließt in keinem flachen, Jedermann zugänglichen Bette, sondern in einem engen, von gigantischen Ideen eingeschlossenen Felsenthale, an dessen Zugängen der hohe Geist Wache hält, wie der Cherub mit dem Schwerte, und Jeden zurückweist, der um den gemeinen Preis flüchtiger Gedankenspiele Einlaß begehrt. Wer möchte auch verlangen wollen, die jahrelang mühsam gereifte Geistesfrucht eines seltenen tieferfahrenen Denkers mit einem einzigen flüchtigen Blicke überschauen, ihren innersten genußreichen Kern durch bloß oberflächliche Berührung öffnen, den verborgenen Schatz am hellen Mittage eines vorübergehenden Augenblickes ohne Beschwörung heben zu können! Nur der beharrliche Forscher darf hoffen, an das hohe Ziel zu gelangen. Ihm wird es ergehen, wie dem Sohne der Ebene, der zum erstenmal das Hochgebirge betritt. Schon der nächste Hügel dünkt ihm wie ein Berg, dessen Ersteigen das Maß seiner Kräfte zu überbieten droht. Doch Muth und Ausdauer sind seine Begleiter beim Erklimmen und er gelangt zu dem zweiten, der schon weniger steil zu sein scheint. So schreitet er beharrlich fort von Stufe zu Stufe edlen Gesteines; so klimmt er empor von Gipfel zu Gipfel, bis endlich, auf der Spitze des kunstvollen Baues angelangt, der unermeßliche Reichthum einer prachtvollen Landschaft im vollen Lichte glänzender Sonnenbeleuchtung vor seinem entzückten Auge sich ausbreitete.

„Kleine Körner gediegenen Metalles" wie er selbst sagt, wollte er liefern; reines Gold hat er geliefert, aber Gold kann niemals eine gangbare Münze in den Händen der Menge sein; dazu reichen alle mexicanischen Minen und das Riesenbett des blauen Paktolus nicht aus.

Dem Buche wird es ergehen, wie es der heiligen Schrift ergangen ist: es wird viele Uebersetzer und Ausleger finden. Jeder wird in

Digitized by Google

ſeinem Ideen-Reichthum ſchwelgen, Alle werden von ihm zehren, Jeder wird das edle Metall nach ſeinem eigenen Münzfuße prägen, aber alle Auslegungen der Gelehrten und Ungelehrten werden weder die Reinheit des Grundtextes noch die Schönheit der Sprache erreichen. Die Sprache iſt hochgebildet und durchweg edel gehalten; einzelne Witzfunken durchziehen das feine Gewebe wie ein ſilberner Faden, der es ziert, ohne es zu überladen, und ſelbſt in den Wetterſchlägen, welche die Armſeligkeit der Syſtematiker treffen, hält ſich die Satire in den Schranken des gemeſſenſten Anſtandes."

Das Werk „Vom Kriege" fand nicht nur in militäriſchen Kreiſen, ſondern auch außerhalb derſelben eifrige Leſer, ja auch Frauen fühlten ſich durch die geiſtreiche, lichtvolle und lebendige Darſtellungsweiſe angezogen, wenn auch der behandelte Gegenſtand ihrem Berufskreiſe ferner liegen mußte. Dafür möge eine Stelle aus einem Briefe Zeugniß geben, welche bald nach dem Erſcheinen des erſten Bandes von der Frau Amalie von Romberg an die Gräfin Sophie von Schwerin*) geſchrieben wurde:

„Heute hoffe ich auch den erſten Theil des Clauſewitz zu beendigen, von dem ich mich faſt zu geſtehen ſchäme, mit welcher Wonne ich ihn las, denn es kommt mir wie eine Anmaßung vor, ihn genoſſen und verſtanden haben zu wollen. Er macht es ja aber ſelbſt einem ſchwachen, ſonſt zu aller ſchweren Lectüre untauglichen Kopfe wie dem meinigen unmöglich, ihm nicht zu folgen, und führt Einen wie am Gängelbande von Stufe zu Stufe, von Folgerung zu Folgerung, von Begriff zu Begriff, daß man weder rechts noch links abſchweifen oder abirren kann. Das ganze Buch iſt die perſonifizirte Logik und dabei ſo keine Spur von Zweck oder Pedanterie. Welche Freiheit,

* Frau Amalie von Romberg und Gräfin Sophie von Schwerin waren Schweſtern, geborne Gräfinnen von Schwerin (aus dem Hauſe Döhnhofſtädt in Preußen und Tamſel in der Mark), beide durch hohe Bildung ausgezeichnet, auch in der Berliner Künſtlerwelt ſehr geſchätzt und mit Frau von Clauſewitz innig befreundet. Gräfin Sophie war die Witwe des Grafen von Schwerin, der 1815 vor Paris blieb (S. oben S. 148). Eine Biographie derſelben, verfaßt von ihrer Schweſter, der Frau Amalie von Romberg, iſt neu als Manuſcript gedruckt worden.

Digitized by Google

welche Klarheit, welche Blüthe der Anmuth in der Behandlung des trockenen Stoffes! welche Blumen weckt der Zauberstab dieses Geistes aus dem dürren Sande! Wenn ich eine Weile darin gelesen habe, so freue ich mich über die Klarheit und Kraft meines eigenen Kopfes, was mir sonst eben nicht leicht geschieht: so sehr weiß dieser klare Geist auch in fremden Köpfen aufzuräumen. Das Kapitel über den kriegerischen Genius*) vor allen las ich mit immer neuer Begeisterung."

In den militärischen Fachblättern fand das Werk „Vom Kriege" günstige Beurtheilung, insbesondere auch in der österreichischen „militärischen Zeitschrift"; kein Militärschriftsteller aber hat für die Anerkennung und das Verständniß desselben mit größerem Eifer gewirkt als der sächsische Hauptmann Karl Eduard Pönitz,**) der es in der „Allgemeinen Militär-Zeitung" überaus günstig beurtheilte und durch sein berühmtes Werk: „Militärische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde", von welchem der erste Band 1841, der vierte und letzte 1845 erschien, zur Popularisirung und Verbreitung der von Clausewitz ausgesprochenen Ideen und Grundsätze beitrug. Wilhelm Rüstow***) nennt dieses Werk von Pönitz eine „oft sehr breite und nichts weniger als geistreiche Paraphrase der Clausewitz'schen Werke, welche das Schicksal hatte, eher eine zweite Auflage zu erleben als die Werke, aus denen sie in Allem, was sie Gutes enthält, abgeschrieben war." Dieses ungünstige Urtheil Rüstow's steht im entschiedensten Widerspruche mit dem allgemeinen Beifalle, welchen die „Briefe eines Verstorbenen" in weiten Leserkreisen gefunden und durch geistvolle, lebendige und anziehende Darstellungsweise auch verdient haben, wenn man sie auch von einer gewissen Breite nicht ganz freisprechen kann. Wir stellen dem Urtheile Rüstow's das des Generallieutenants Julius von Hardegg gegenüber, welcher über

* Das dritte des ersten Buches (Werke, Bd. I., S. 54—83).

** Er war 1795 geboren, trat 1813 bei den sächsischen Husaren ein, wurde später als Lehrer bei dem sächsischen Cadettencorps angestellt, ging 1846, als Hauptmann verabschiedet, zum Postfache über, trat 1854 in den Ruhestand und starb am 27. September 1858. Er hat sich durch zahlreiche militärische Schriften vortheilhaft bekannt gemacht (aufgeführt bei v. Hardegg, Thl. III., S. 444 f.).

*** „Militär-Handwörterbuch" 1858, S. 127. Dasselbe gibt im Nachtrage S. 480 eine kurze Lebensskizze von Clausewitz und bemerkt über das Werk „Vom Kriege", daß es „obwohl ungeordnet und unvollständig, für classisch gelte."

Digitized by Google

das Pönitz'sche Werk sagt:*) „Dieses originelle Werk, eine Art von Commentar und Fortsetzung von Clausewitz, zeichnet sich, wie alle Schriften von Ptz. durch Klarheit der Gedanken und des Ausdrucks aus. Bei strengster wissenschaftlicher Solidität ist der Reichthum und die Schönheit der Sprache nicht unberücksichtigt geblieben, und die Gleichartigkeit des Gusses legt Zeugniß ab von der geistigen Vollendung, welche die Ideen fanden, ehe noch der erste Buchstabe entstand." Hardegg zeigt sich in seinen „Vorlesungen zur Kriegsgeschichte"**) als begeisterter Verehrer Clausewitz's, von welchem er mehrere besonders treffende und inhaltsreiche Aussprüche zu Motto's für einzelne Abschnitte seines Werkes benutzt hat.

In neuester Zeit hat Oberst von Meerheimb in einem verdienstvollen Vortrage über Clausewitz die Grundgedanken seiner Schriften, namentlich des Werkes „Vom Kriege" eben so kurz als treffend wiedergegeben,***) wobei er sich mit Recht meist der eigenen Worte Clausewitz's bedient, bei dessen präciser Ausdrucksweise der Gedanke fast immer durch das Wort genau gedeckt wird. Seine Absicht ist es, nur wenige, große und fruchtbare Gedanken der Clausewitz'schen Schriften, die sich durch das ganze Gewebe wie rothe Fäden hindurchziehen und großentheils längst unser Gemeingut geworden sind, hervorzuheben. „Denn", sagt v. Meerheimb, „ihm geht es wie unseren großen Dichtern und Philosophen — selbst diejenigen, die nie eine Zeile aus ihren Werken gelesen, stehen unter dem gewaltigen Einflusse ihres Denkens und Dichtens. So beherrscht heute Clausewitz die kriegswissenschaftliche Anschauung des preußischen Heeres, und manche, die vielleicht kaum einen Band seiner Werke kennen, sind unbewußt seine Schüler, vor allem in dem negativen

* Vorlesungen zur Kriegsgeschichte von J. v. H., Bd. III, S. 445.

** Vergl. besonders Bd. III, S. 385 f. Das Werk ist aus den Vorlesungen zusammengetragen, welche der Verfasser an der Offiziersbildungsanstalt in Ludwigsburg gehalten hat. Julius von Hardegg, geb. 1810 zu Ludwigsburg, stand seit 1825 in Würtemberg'schen Diensten, war Erzieher des Kronprinzen Karl und erster Adjutant des Königs Wilhelm, seit 1859 Generallieutenant, und starb am 16. September 1875 zu Stuttgart.

*** „Carl von Clausewitz" Vortrag gehalten in der militärischen Gesellschaft zu Berlin am 23. October 1874, von Fr. von Meerheimb, Oberst. Berlin, 1875, S. 16—23.

Digitized by Google

Theile seiner Wirksamkeit.“ „Er hat uns befreit“, heißt es an einer anderen Stelle, „von der hohlen Gelehrsamkeit früherer Zeiten, er hat uns, vor allem zuerst, gelehrt, wie man den Krieg studiren und seine Geschichte schreiben soll, und uns gezeigt, daß im Kriege wie in der Politik und im gewöhnlichen Leben die intellectuellen und moralischen Potenzen die materiellen unendlich überwiegen. Die Freiheit und ideale Erhebung des Geistes, die Stärke und Zucht des Willens im Dienste der Pflicht athmen in jedem Satze seiner Werke.“ Am Schlusse des inhaltreichen Vortrages faßt der Verfasser die Bedeutung der Clausewitz'schen Lehren und Ideen für das vaterländische Heerwesen in den treffenden Worten zusammen: „Clausewitz erlebte nicht die späte Erfüllung alles dessen, was er und seine Freunde von der Zeit der Fremdherrschaft an vorbereitet hatten; ebenso hatten Heer und Volk in weiteren Kreisen, erst lange nach seinem Tode, in Folge der späten Wirkung seiner Schriften, die Größe seines Wesens erkannt — heute wird die höhere wissenschaftliche Anschauung im Deutschen Heere durch ihn bestimmt; die Feldzüge von 1866 und 1870—71 sind in seinem Sinne gedacht und geführt worden.“

Wir wenden uns nun zu den kriegsgeschichtlichen Schriften, welche in der Ausgabe der Werke die zweite und dritte Gruppe bilden. Auch sie sind wie die kriegswissenschaftlichen im unvollendeten Zustande erschienen; Clausewitz würde, wenn ihm ein längeres Leben und hinreichende Muße beschieden gewesen wäre, alle diese Schriften mit Benutzung der später eröffneten Quellen umgearbeitet und keine derselben in der Gestalt, in welcher sie uns vorliegt, veröffentlicht haben. Diese Schriften enthalten, namentlich wo es auf die Ermittelung zweifelhafter Thatsachen ankommt, viele Lücken und Irrthümer, besonders in der Darstellung der Kriege von 1812–1815, da der Verfasser sich auf wenige dürftige Quellen beschränkt sah und die reiche kriegsgeschichtliche und Memoiren-Literatur der späteren Jahre, durch welche so Vieles aufgehellt und berichtigt worden ist, ihm nicht zu Gebote stand; aber dennoch haben diese Schriften, da sie alle Vorzüge der kriegswissenschaftlichen theilen, einen bleibenden Werth und werden für alle Zeiten als Muster für eine wahrhaft ersprießliche Behandlung der Kriegsgeschichte dienen.

Digitized by Google

Die zweite Gruppe bilden in der Ausgabe der Werke: der Feldzug von 1796 in Italien und: die Feldzüge von 1799 in Italien und der Schweiz.

Eine Geschichte des auch in politischer und administrativer Hinsicht sehr lehrreichen und interessanten Feldzuges von 1796 in Italien zu schreiben, ist erst möglich geworden durch die in den Jahrgängen 1813 bis 1832 der österreichischen militärischen Zeitschrift erschienenen vortrefflichen Aufsätze, welche aus offiziellen Berichten und Acten geschöpft sind und sich durch Gründlichkeit und Unparteilichkeit auszeichnen. Jomini's Darstellung dieses Feldzuges in seiner Geschichte der Revolutionskriege*) ist nicht ohne Verdienst, aber da ihm nur dürftige Quellen zu Gebote standen, so ist sie an vielen Stellen mangelhaft und dunkel, enthält auch viele Lücken und Widersprüche; die Napoleonischen Memoiren aber, welche überhaupt für die geschichtliche Forschung nur einen äußerst geringen Werth haben, sind wegen ihrer vielen unzuverlässigen Angaben und Unrichtigkeiten auch für die Geschichte dieses Feldzugs völlig unbrauchbar. Da Clausewitz die Darstellung desselben im Anfange des Jahres 1829 beendigt hat, so konnte er nur die bis dahin in der österreichischen militärischen Zeitschrift erschienenen Aufsätze benutzen, doch ist es wahrscheinlich, daß er auch einige frühere diesen Feldzug betreffende Aufsätze der genannten Zeitschrift unbeachtet gelassen hat. Daher konnte seine Schrift, namentlich in Bezug auf Zahlenangaben und andere kriegsgeschichtliche Details nicht ohne Mängel und Unrichtigkeiten sein; aber dennoch gewährt sie eine lehrreiche Beurtheilung des Feldzuges in strategisch-politischer Beziehung und liefert von den wichtigsten Kriegsbegebenheiten, namentlich den Kämpfen bei Lodi, Arcole und Rivoli, welche letztere Schlacht wegen ihrer Eigenthümlichkeiten sowohl als wegen ihres Erfolges zu den merkwürdigsten der Kriegsgeschichte gehört, musterhafte Schilderungen. Die Einleitung und die Schlußbetrachtung der Schrift verdienen als besonders werthvoll hervorgehoben zu werden.

Eine vorzügliche Darstellung fand der Feldzug von 1796 in dem sehr verdienstvollen umfassenden Werke des Obersten Gustav

* „Histoire des guerres de la révolution", vol. VIII.

Digitized by Google

Schulz,*) doch konnte er die österreichische militärische Zeitschrift nur bis zum Jahre 1830 benutzen, und blieb daher eine mit Benutzung aller vorhandenen Hülfsmittel bearbeitete Geschichte dieses Feldzuges immer noch ein Bedürfniß, welchem durch die sehr gründliche Schrift G. A. v. Erdmannsdorf's über denselben abgeholfen wurde.**)

Die sehr lehrreichen Betrachtungen, welche der Verfasser den einzelnen Abschnitten seiner Schrift anreiht, sind fast ganz auf Clausewitz gegründet oder aus ihm geflossen, worüber der Verfasser sich in Folgendem ausspricht:***) „Ich war bemüht, den in so vielen Beziehungen interessanten und lehrreichen Feldzug mit Benutzung der bisherigen Bearbeitungen als ein möglichst vollständiges Ganzes darzustellen und die häufige Entstellung der Thatsachen bei französischen Schriftstellern anzuführen. Daß ich dabei, was die Betrachtungen betrifft, meist wörtlich dem General von Clausewitz gefolgt bin, dürfte mir nicht zum Vorwurfe gereichen. Für mein Geistesproduct gebe ich das Gesagte ja nicht aus; etwas Besseres aber ist über diesen Feldzug wohl schwerlich zu sagen; möchte es nur recht oft gelesen werden! Hiezu etwas beizutragen, war ein Hauptzweck meiner Arbeit."

J. von Hardegg gibt in seinen „Vorlesungen"†) eine treffliche Skizze des Feldzuges von 1796/97 und führt unter den von ihm benutzten Hülfsmitteln auch die „wie alle Schriften des geistreichen Verfassers auf tiefes Quellenstudium gegründete und durch die eingestreuten Betrachtungen über Strategie und Taktik äußerst belehrende" Schrift von Clausewitz an.

Die Geschichte der Feldzüge von 1799 in Italien und der

* „Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792 als Folgen der Staatsveränderung in Frankreich unter Ludwig XVI.," 13 Bände, 1827—1847. Der Verfasser (geboren 1792, gestorben am 17. Juni 1856) ist auch durch kriegswissenschaftliche Schriften bekannt und gehörte zu den Gründern und Mitarbeitern der Wehrzeitung.

** „Der Feldzug von 1796 in Italien". Nach den besten Quellen bearbeitet von G. A. von Erdmannsdorf, Premier-Lieutenant im Kgl. Preuß. 26. Infanterie-Regiment. (Magdeburg, 1847).

*** Vorrede, S. V.

† Band III, S. 34 ff.

Digitized by Google

Schweiz, welche den fünften und sechsten Band der Werke bildet, bedarf zwar ebenfalls in Bezug auf die historischen Details vieler Ergänzungen und Berichtigungen, wird aber wegen der geistvollen und gründlichen Kritik der Operationen in der Kriegsliteratur immer den Rang eines classischen Werkes behaupten. Neben vielen anderen trefflichen Abschnitten des Werkes verdienen besonders die Schlachten an der Trebbia, bei Novi, der berühmte nächtliche Kampf bei Stockach, der Rückzug Massena's nach der Schlacht bei Zürich, die zweite Schlacht bei Zürich, der Uebergang Suwaroff's über den St. Gotthardt hervorgehoben zu werden. Zu den von Clausewitz benutzten Quellen und Hülfsmitteln gehören vorzugsweise: der nach den Materialien der Wiener Archive bearbeitete sehr reichhaltige und gründliche Artikel von Stutterheim's im Jahrgange 1812 der österreichischen militärischen Zeitschrift, in welchem die Geschichte des Feldzuges bis zum Abzuge Suwaroff's aus Italien behandelt ist; ferner die Fortsetzung dieses Artikels im Jahrgange 1822 derselben Zeitschrift; dann das von dem Erzherzoge Karl selbst verfaßte höchst wichtige, durch Genauigkeit, Treue und Unparteilichkeit ausgezeichnete Werk,*) in welchem jedoch mitunter die verborgenen Fäden der Ereignisse, ohne Zweifel wegen der dem Verfasser durch seine Stellung gebotenen Rücksichten, nicht enthüllt worden sind; endlich das berühmte Werk Jomini's,**) bei welchem alle französischen und deutschen Quellen, die Memoiren Scherer's und Jourdan's, namentlich aber die des Marquis Chasteler in ausgiebigster Weise benutzt sind, russische Materialien aber dem Verfasser nicht in ausreichendem Maße zu Gebote gestanden haben. Wenn auch Clausewitz für die Geschichte dieses Feldzuges reichere Quellen benutzen konnte wie für die des Feldzuges von 1796, so fehlte ihm doch namentlich das wichtige russische Material, welches erst lange nach seinem Tode der wissenschaftlichen Benutzung zugänglich gemacht worden ist. Dies geschah

* Geschichte des Feldzuges von 1799 in Deutschland und der Schweiz, Wien, 1819, 2 Bände, mit Atlas. Uebersetzt: Campagne de 1799 en Allemagne et en Suisse. Ouvrage traduit de l'Allemand par un officier Autrichien. Vienne, 1820, 2 vol. (avec atlas).

** Histoire critique et militaire des guerres de la Révolution par le lieut.-gén. Jomini. Paris, 14 vol. (avec atlas). Die Darstellung des Kriegs von 1799 ist im XI. und XII. Bande enthalten.

Digitized by Google

vorzugsweiſe durch das auf Befehl des Kaiſers Nicolaus von dem Oberſten Miliutin verfaßte, ebenſo ausführliche als gründliche Werk,*) welches in der Literatur dieſes Krieges eine der erſten Stellen einnimmt.

Die vor dem Erſcheinen dieſes Werkes von dem Oberſten Schulz im fünften Bande ſeines oben erwähnten umfaſſenden Werkes gegebene Darſtellung des Feldzuges von 1799 iſt zwar in jeder Beziehung vortrefflich, konnte aber dem Plane des Verfaſſers gemäß nur ſehr kurz ausfallen und gewährt daher nur eine Ueberſicht des Feldzuges, neben welcher das ausführliche Werk Miliutin's unentbehrlich iſt.

Letzterer hat dem vierten Bande ſeines Werkes einen Anhang beigefügt, in welchem er die von ihm benutzten Quellen und Hülfsmittel angiebt und über die Schrift von Clauſewitz Folgendes bemerkt: „Der durch ſeine militäriſch-didaktiſchen Werke bekannte General Clauſewitz hat den Feldzug vom Jahre 1799 ausſchließlich nur vom militäriſchen Standpunkte aus beſchrieben. In ſeinem Buche darf man nicht nach neuen Fakten ſuchen, denn es dienten ihm nur die damals vorhandenen gedruckten Werke zur Quelle. Obgleich er in vielen Fällen die Glaubwürdigkeit der verſchiedenen Angaben kritiſch unterſucht, ſo hält ſich derſelbe doch nur bei denjenigen Thatſachen auf, welche in unmittelbarer Beziehung zu ſtrategiſchen Combinationen ſtehen. Die eigentliche Darſtellung der kriegeriſchen Ereigniſſe iſt ſehr gedrängt gehalten. Die Hauptſtelle in ſeinem Werke nimmt die kritiſche Unterſuchung der Operationen nach den Erforderniſſen der Wiſſenſchaft und Kunſt ein; weshalb man das Buch nicht als hiſtoriſche Quelle für den Krieg von 1799, ſondern mehr als ein wiſſenſchaftliches ſtrategiſches Werk betrachten muß.“

Unter den die dritte Gruppe bildenden Schriften erwähnen wir zunächſt den Feldzug von 1812 in Rußland. Auch dieſe Schrift bedarf wegen Unzulänglichkeit der Quellen, welche bei ihrer Abfaſſung benutzt werden konnten, im Einzelnen mancher Berichtigung und Ergänzung, iſt aber gleichwohl wegen der großen Vorzüge,

* Geſchichte des Krieges Rußlands mit Frankreich unter der Regierung Kaiſer Paul's I. im Jahre 1799. 5 Bände. Von Oberſt Miliutin. Aus dem Ruſſiſchen in's Deutſche überſetzt von Chr. Schmitt, Lieutenant im kgl. baieriſchen 2. Infanterie-Regiment. München, 1857.

Digitized by Google

welche sie mit den übrigen historischen Schriften des Verfassers gemein hat, von bleibendem Werthe. In den inhaltsreichen und sehr schätzbaren „Memoiren des Herzogs Eugen von Würtemberg“*) findet sich über Clausewitz und seine Darstellung des russischen Feldzuges folgende Bemerkung, die wir nicht übergehen zu dürfen glauben:

„So anerkennenswerth mir auch Clausewitz im Allgemeinen als militärischer Schriftsteller erscheint, so sind seine historischen Mittheilungen über 1812 denn doch höchst mangelhaft. Als Ausländer und in einer ganz untergeordneten Stellung blieben ihm im Laufe des Feldzuges die wichtigsten Begebenheiten ganz verborgen, und was er in seinem denselben betreffenden Buche mittheilt, gründet sich — insofern es nicht einige persönliche Erfahrungen im Hauptquartiere betrifft — auf Notizen, die ihm Phull, Wolzogen, Lützow, theilweise sogar ich selbst und einige Andere gaben. Er gestand mir im Lager bei Tarutino im October, wo wir uns täglich sahen, daß er eigentlich wegen seines Aufenthaltes beim ersten Cavalerie-Reserve-Corps von den Hauptbegebenheiten wenig wisse, und bat mich um Mittheilungen über dieselben, welche ich ihm auch in so weit gab, als es meine Bescheidenheit nicht verletzen konnte; doch blieben wir in stetem scherzhaften Widerspruche über den von mir damals schon aufs genaueste verkündeten Ausgang des Feldzugs; denn er sah Alles schwarz und unsere lebhaften Discussionen am Tische meines Onkels Alexander gaben uns die Benennung der Antagonisten. Es wundert mich, daß Clausewitz in seinem Werke nicht auch dieses Umstandes und meiner ihm abgewonnenen Wette erwähnt. Wer seine Berichte über 1812 auch nur in den einzelnen militärischen Facten mit den meinigen vergleicht, wird sehr bald inne werden (wenn er im Mindesten unparteiisch sein will), daß Clausewitz alle Details-Uebersicht in den einzelnen Begebenheiten fehlte. Wie konnte man dann glauben, daß er im Stande sei, Verhältnisse zu durchschauen, welche bisher Staatsgeheimnisse

* Geboren 1788, gestorben am 18. September 1857 zu Karlsruhe in Ober-Schlesien, General der Cavalerie und Mitglied des preußischen Herrenhauses. Sein Enkel ist der Herzog Eugen von Würtemberg (geboren am 20. August 1826), der sich (am 8. Mai 1874) mit der Großfürstin Wjera Constantinowna vermählte und als preußischer Major starb (am 27. Januar 1877 zu Düsseldorf). Die erwähnten „Memoiren“ erschienen 1862 in Frankfurt an der Oder; die im Text ausgezogene Bemerkung findet sich Thl. II., S. 11.

Digitized by Google

blieben! Daß er das Geschwätz in den Hauptquartieren zur Basis seiner Urtheile wählte, konnte nur in den Augen Derjenigen einen Erfolg bewirken, denen die allgemein jetzt herrschende Aufregung gegen Rußland und der Neid, mit dem sie alle durch dasselbe bewirkten Resultate betrachteten, keine leidenschaftlose Prüfung der Umstände gestattete. Clausewitz ist ihnen demnach in seinem Bestreben, die Nichtigkeit der russischen Berechnungen darzuthun, ein sicherer Gewährsmann und sie bedenken nicht, daß er Accessoirs und nothwendige Folgen der Verwirrung in einzelnen Fällen für die Sache selbst nahm. Ob zwar stets verschiedener Ansicht, schieden Clausewitz und ich kurz vor dem Treffen bei Tarutino doch als die besten Freunde, als er an die Düna versetzt wurde. Ich behielt ein Pferd von ihm, das unter seinem Namen mein Eigenthum blieb, bis ich es in Krasnoy verlor. Später habe ich ihn nie wieder gesehen und auch keine Gelegenheit gefunden, ihn an seine Zweifel und die so entscheidende Bewährung meiner schon im April und dann wieder im October geäußerten Ansichten und Voraussetzungen zu erinnern. Es war dies in meinen Beziehungen zur Sache selbst denn auch nichts Ueberraschendes. Lächerlich muß es mir aber wohl mit Recht erscheinen, wenn heute gerade das deutsche Publikum die Aussagen Clausewitz's als gültige Gegenbeweise zur Bekämpfung meiner Angaben anführt."

Mag auch das Urtheil des Herzogs Eugen über die Schrift seines vormaligen „Antagonisten" nicht ganz frei von Befangenheit sein, so müssen doch die durch die Unzulänglichkeit der Quellen bedingten Mängel zugegeben werden und Clausewitz selbst würde sie, wenn ihm vergönnt gewesen wäre, seine Schrift zu überarbeiten, gewiß nicht verkannt haben. Die eigenthümlichen Vorzüge der Schrift werden jedoch durch diese Mängel nicht wesentlich beeinträchtigt; sie gewinnt noch dadurch an Werth, daß der Verfasser über sehr Vieles aus eigener Beobachtung berichtet, und gerade diese Mittheilungen z. B. über seine Theilnahme an der Schlacht bei Borodino sind durch lebendige Anschaulichkeit besonders anziehend. Zu den trefflichsten Abschnitten der Schrift dürften die Bemerkungen über Napoleons Operationsplan gehören.*) Dem großen Werthe der Clausewitz'schen

* Werke, Bd. VII., S. 239—246.

Digitized by Google

Schrift ist in den von Theodor v. Bernhardi herausgegebenen Denkwürdigkeiten des russischen Generals Grafen Toll, in Beitzke's Geschichte des russischen Krieges und anderen gediegenen neueren Werken volle Anerkennung zu Theil geworden.

Die von Clausewitz unter dem unmittelbaren Eindrucke der Begebenheiten verfaßte treffliche Schrift über den Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstande, welche vielfach Gneisenau zugeschrieben wurde, ist von uns oben*) bereits besprochen und das schöne Schlußwort aus derselben mitgetheilt worden. Wir begnügen uns, in dieser, in den gesammelten Werken von neuem abgedruckten Schrift auf die ausgezeichnete Uebersicht der Epoche von 1807 bis 1813 aufmerksam zu machen, welche auch von Bräuner in seine „Geschichte der preußischen Landwehr" aufgenommen worden ist.**)

Ueber die beiden Schriften Clausewitz's, welche die Feldzüge von 1814 und 1815 betreffen, könnte hier nur wiederholt werden, was über die historischen Schriften im Allgemeinen bemerkt worden ist. Die Schrift über den Feldzug von 1814 hat von Müffling eine tadelnde Beurtheilung erfahren, die aber von Bernhardi siegreich zurückgewiesen worden ist. Wir lassen Müffling's Angriff und Bernhardi's Abwehr hier folgen.

Müffling's Angriffe auf Clausewitz's Kritik des Feldzuges von 1814.***)

Die Wiedervereinigung der schlesischen Armee in Chalons bildet einen natürlichen Ruhepunkt, und hiermit ist die Gelegenheit geboten, um die Kritik des Generals von Clausewitz von der Schlacht bei La Rothière bis zur Mitte Februar, gründlich zu prüfen.

* Abschnitt X, S. 19 f.

** Halbband I., S. 57 ff., in Clausewitz's Werken Bd. VII., S. 253 ff.

*** Friedrich Carl Ferdinand Baron Müffling, geboren am 12. Juni 1775 zu Halle a. d. S., machte als Lieutenant 1792 den Feldzug in die Champagne und in den beiden folgenden Jahren die Rheinfeldzüge mit, war 1806 Capitain im

Digitized by Google

Dieſe Kritik findet ſich im 7. Bande ſeiner hinterlaſſenen Werke, Feldzug von 1814, der im Jahre 1835 bei Dümmler in Berlin erſchienen iſt.

Bereits vor dem Erſcheinen dieſer Werke haben ſich Schriftſteller bewogen gefunden, kritiſche Bemerkungen über die Begebenheiten dieſes Feldzuges zu veröffentlichen, aber theils auf unrichtige Facta gebaut, theils ohne Sorgfalt und Gründlichkeit zuſammengeſtellt, theils mit ſo ſchwachem Urtheilsvermögen, daß es ſich nicht der Mühe lohnte, ſie zu widerlegen. — Hier aber, in der Perſon des Generals von Clauſewitz, tritt ein Mann auf, dem es an nichts mangelt, als an der richtigen Darſtellung der Begebenheiten und den Motiven des Handelns, der in dem feſten Glauben ſteht, er habe alle ſeinen Fäden der Verwickelungen in ſeiner Hand, und deſſen Tadel man oft beitreten müßte, wenn Alles ſo geweſen wäre, wie er es ſich gedacht hat.

Hier alſo iſt eine Widerlegung an ihrem Platze.

In der Geſchichts-Erzählung dieſes Abſchnittes von Seite 335, § 10 ab, iſt faſt Alles entſtellt. Die Seite 339 beſteht faſt ganz aus Unrichtigkeiten.

Der erſte und vorzügliche Tadel des Generals von Clauſewitz betrifft die Trennung des Feldmarſchalls Blücher vom Fürſten Schwarzenberg nach der Schlacht bei La Rothière.

Seite 398 heißt es:

Generalſtabe, 1813 Oberſt und Generalmajor, auch Ober-Quartiermeiſter der activen Armee, 1815 in Wellington's Hauptquartiere und Gouverneur von Paris, 1818 Generallieutenant, Chef des großen Generalſtabes, 1829 commandirender General des 7. Armeecorps, auch Chef des 27. Infanterie-Regiments, 1832 General der Infanterie, ſeit 1838 Präſident des Staatsrathes, auch Gouverneur von Berlin. Er wurde während ſeiner militäriſchen Laufbahn oft zu Vermeſſungen und Kartenanfertigungen verwendet; auch wurden mehrmals diplomatiſche Sendungen ihm aufgetragen (1829 vermittelte er in Conſtantinopel den Frieden zwiſchen Rußland und der Türkei). Seit November 1847 lebte er, nachdem ihm unter Ertheilung des Charakters als Generalfeldmarſchall der Abſchied bewilligt worden war, theils in Erfurt, theils auf ſeinem vier Stunden entfernten Rittergute Ringhofen und ſtarb am 16. Januar 1851. Einen kurzen Lebensabriß nebſt Angabe ſeiner bedeutenderen Schriften gibt J. v. Hardegg „Vorleſungen über Kriegsgeſchichte", Thl. III, S. 373; ausführlichere Lebensnachrichten enthält der „Neue Nekrolog der Deutſchen", Jahrg. 1851, Thl. I, S. 97—101, wo auch ſeine Schriften aufgeführt ſind.

Digitized by Google

„Anstatt den Sieg durch Verfolgung und Zertrümmerung des feindlichen Hauptheeres zu benutzen, trennt sich Blücher und Schwarzenberg".

Seite 335 und 336 ist berechnet, daß die alliirten Truppen bei La Rothière, ohne die Garden, ohne Colloredo und Wittgenstein (welche sich ganz in der Nähe befanden) 74,000 Mann, Napoleon aber nur 40,000 Mann stark waren.

Da nun die Garden, Colloredo und Wittgenstein aus 60,000 M. bestanden, folglich die alliirte Armee 134,000 M. gegen 40,000 M. stark war, so fragt es sich: wie diese mehr als dreifache Stärke es hätte anfangen sollen, sich ohne Verpflegung auf einer Straße hinter Napoleon herzuwälzen?

Und wenn nun 110,000 M. hinter Napoleon blieben, 25,000 M. sich rechts schoben, kann man dies einen Gegensatz der Verfolgung nennen?

Seite 399 wird dieser Marsch Blücher's voreilig und fehlerhaft genannt.

Seite 400, daß man durch dieses Ausweichen Blücher's von der geraden Linie abkam.

Seite 405, daß die Verbündeten nach dem Siege von La Rothière übermüthig wurden.

Seite 406, daß man sich aus Unentschlossenheit und Mangel an Einheit getheilt habe.

Wenn der Kritiker Seite 415 und 416 die Verhältnisse der vorrückenden schlesischen Armee ganz richtig auseinandersetzt, um zu beweisen, daß die Blücher'schen Truppen mit guter Oekonomie gebraucht worden sind, so ist es um so weniger erklärlich, wie er den Marsch tadeln kann, nach welchem Blücher am 4. mit Tagesanbruch in Somme-sous, und am 5. ebenso in Sezanne war.

Durch diese Bewegung war Macdonald entschieden von Napoleon getrennt, während die große Armee mit 7 Corps in ihrer Richtung blieb und das 8., bei der Schlacht von La Rothière von der schlesischen Armee abwesende Corps gar nicht bedurfte, gar nicht vermissen konnte.

Der Kritiker würde unfehlbar anders geurtheilt haben, wenn er alle Facta gekannt hätte, wie sie hier actenmäßig auseinandergesetzt sind.

Digitized by Google

Aber welche wunderbare falsche Vorstellung er sich von den Motiven zu der Schlacht von La Rothière machte, zeigt Seite 417, wo er behauptet: Schwarzenberg habe keine Schlacht liefern wollen, sondern nur Blücher mit einem Theile seiner Kräfte eine Schlacht versuchen lassen.

Die Sache hängt folgendermaßen zusammen:

Am 29. Januar um Mitternacht, als der Feldmarschall die brennende Stadt Brienne mit Napoleon vor sich hatte, und aus guten Gründen (Napoleon zeigte an diesem Tage wenigstens 30,000 Mann) am folgenden Tage keine Schlacht annehmen wollte, konnte der Feldmarschall in zwei verschiedenen Richtungen zurückgehen:

1) Auf der Chaussée nach Joinville, woher er gekommen war und wo er den General Lanskoy fand. In dieser Richtung war am Morgen der Graf Pahlen mit der Avantgarde von Wittgenstein gekommen, dessen ganzes Corps sich wahrscheinlich bereits daselbst befand. Am 31. konnte daher in der Richtung von Joinville der Feldmarschall sich mit York und Wittgenstein vereinigt haben, wo sich dann eine Streitmasse von 65,000 Mann bildete, welche der Napoleon'schen so überlegen war, daß die Alliirten nicht auszuweichen brauchten. — Das war die natürliche, die einfachste Bewegung, und zugleich die einladendste. Der Feldmarschall konnte sich aber auch

2) auf der Chaussée, welche nach Bar-sur-Aube führt, zurückziehen. Diese Chaussée bildet von Bar-sur-Aube bis Trannes ein langes Defilé, von welchem die Stellung bei Trannes die tête de pont macht.

Beim Marsche auf Joinville stand es Napoleon frei, sich in den Besitz dieses Defilées zu setzen und die große Armee in die Verlegenheit zu bringen, ihre Kräfte in unwegsamen Gegenden nicht entwickeln zu können.

Der Feldmarschall brachte daher ein Opfer, als er die Stellung bei Trannes bezog, aber er brachte es der Pflicht, und der Fürst Schwarzenberg hat dies besser erkannt als der Kritiker.

Nachdem Blücher bei Trannes stand, hing es ganz von der großen Armee ab, ob sie manövriren oder schlagen wollte.

Das erste konnte sie über Troyes, während Blücher die Stellung bei Trannes hielt; dann wurde Napoleon genöthigt, seine Stellung bei Brienne zu verlassen.

Digitized by Google

Fürst Schwarzenberg zog die Schlacht vor, und hatte Recht. Er übergab das Commando des Centrums dem Feldmarschall Blücher, der das Terrain und alle Localitäten von Brienne kannte, und das ist wiederum lobenswerth.

Die Schlacht, bei welcher wir 65 Kanonen eroberten, war also kein Versuch, sondern mit dem Vorsatze begonnen, daß, wenn die engagirten 4 Corps sie nicht durchsetzen konnten, die Reserven ebenfalls gebraucht werden sollten. Daß die Reserven nicht zum Gefecht kamen, kann Schwarzenberg nicht zum Vorwurfe gemacht werden, sie standen auf dem Schlachtfelde bereit.

Daß Wittgenstein auf dem rechten Flügel uns gegen Macdonald und Sebastiani deckte, und Colloredo auf dem linken Flügel gegen Mortier, und daß diese beiden Corps dem Gefechte entgingen, mag getadelt werden — indeß hätte dann der Kritiker angeben sollen, wo er sie verwendet haben würde?

In der Fronte hatten wir mehr Truppen, als wir entwickeln konnten, und Wrede überflügelte Marmont bereits.

Der Vorwurf, daß die Alliirten nach dem Siege von La Rothière übermüthig geworden wären, trifft am allerwenigsten zu. Er paßt nicht auf die große Armee, welche demüthig genug über Bar-sur-Aube auf Troyes marschirte, und nicht auf den Feldmarschall Blücher, der sich vom 3. Februar bis zum 8. mit nichts anderem beschäftigte, als sich in Chalons den Rücken frei zu machen und sich aus Vitry einen Waffenplatz zu schaffen. Am 8. Februar morgens, als Napoleon sich noch in Nogent befand, stand der Feldmarschall in der Linie von Epernay nach Etoges, also in keiner Art einladend für Napoleon, der den Marsch gegen Sezanne doch am Tage zuvor beschlossen haben muß, da er am 9. nach Sezanne kam. Sacken rückte aber erst am 9. nach Montmirail, wodurch sich für Napoleon eine Aussicht auf Erfolg eröffnete. Wenn aber Sacken zufällig den 9. bei Etoges stehen geblieben wäre, was hätte denn der als meisterhaft gepriesene Marsch Napoleons ihm gebracht? Nichts, als verlorene Zeit. Drum wollen wir aufrichtig sein — das Glück hat ihn bei diesem Zuge begünstigt.

In der Erzählung der Begebenheiten vom 8. Februar ab, kommen wieder eine Menge Unrichtigkeiten vor.

Digitized by Google

Seite 422, daß Blücher bestimmt habe, Sacken und York sollten sich bei Montmirail vereinigen, woran er nicht gedacht hat.

Seite 423. Blücher sei in der Richtung auf Sezanne marschirt, wo er Napoleon vermuthet, und seinen Feind auf Fère-Champenoise verfolgt habe.

Ein Stillstehen Napoleons in Sezanne war weder vermuthet, noch befand sich zwischen Sezanne und dem Feldmarschall ein Feind.

Seite 423, 424, daß York später als Sacken in Montmirail angekommen sei; York war gar nicht daselbst.

Seite 425, daß Blücher die Niederlage seiner Corps am 13. Februar im Lager von Bergères erfahren habe; er erfuhr sie aber erst am 14. während des Gefechts.

Seite 426. Napoleon kommt mit 40,000 Mann gegen Blücher, der 55,000 Mann hat. — Soll heißen: der ebenfalls 40,000 Mann, aber in 3 Theile getheilt hat; denn die nachfolgenden 15,000 Mann können nach Raum und Zeit weder zum Gefecht von Olsufiew, noch zu denen von Sacken und York herangezogen werden.

Was ist bei einer so unrichtigen Darstellung von einer auf selbige gebauten Kritik zu erwarten? Aber noch nicht genug.

— Außer, daß der Kritiker viele Dinge ganz falsch weiß — weiß er andere gar nicht. Dahin gehört: daß das Corps von Kleist zur großen Armee abgerufen, und dagegen Wintzingerode dem Feldmarschall zugewiesen war.

Seite 428 nennt er den Marsch nach Fère-Champenoise eine nicht völlig durchdachte Bewegung.

Seite 429 tadelt er nochmals diese Bewegung und sagt: Blücher wollte ein Zugpflaster anwenden, wo ein Aderlaß nöthig war.

Dies beweist hinlänglich, daß der Kritiker Blücher's Motive gar nicht kannte, ihm aber frisch weg falsche untergelegt hat, welche er als solche im Voraus erkannt, leicht zu tadeln hat.

Hätte er gewußt:

1) daß Kleist abgerufen war, und
2) daß Blücher im Glück wie im Unglück sich immer gleich der gehorsamste und pünktlichste von allen Unter-Feldherrn war, der nie Schwierigkeiten machte, immer treu ausführte, was ihm aufgetragen war, damit sich das ihm geschenkte

Digitized by Google

Vertrauen fortsetzte und er um so freier handeln konnte, wenn er allein stand, — hätte er alles das gekannt, er hätte hier, wie Seite 416 sagen müssen: daß die Truppen der schlesischen Armee mit guter Oekonomie gebraucht wurden. Seite 430 findet sich wieder ein dem Feldmarschall Blücher angedichtetes Motiv:

am 13. ging Blücher vor, weil er Bonaparte im Abmarsch gegen die große Armee glaubte.

Auf derselben Seite ist nun sein Vorgehen an diesem Tage getadelt, und zwar in Folge zweier völlig unrichtiger Facta,

1) daß er am 10. den beiden Corps den Befehl geschickt habe, sich bei Montmirail zu vereinigen,
2) daß er am 13. vor dem Abmarsche die Niederlage seiner Corps erfahren habe.

Wenn in solchen wichtigen Punkten die Materialien falsch sind, so ist es nicht möglich, etwas anderes als verkehrte Urtheile zu fällen.

Bernhardi's Zurückweisung der Angriffe Müffling's auf Clausewitz's Kritik des Feldzugs von 1814.*)

Einer der merkwürdigsten Abschnitte in Müffling's Werk ist derjenige, in welchem er (S. 117—137) die Unglücksperiode der schlesischen Armee vom 9. bis zum 15. Februar erzählt, und dann die Kritik des Generals von Clausewitz (S. 137—143) einer gründlichen Prüfung unterwirft.

Am 9. hatten ein paar Schwadronen polnischer Lanzenreiter Olsuwiew's Quartiere bei Champaubert alarmirt. Müffling erräth sogleich, daß dies nicht eine bloße Recognoscirung sei, sondern auf eine offensive Macht des Feindes zwischen Baye und Sezanne deute. Er verlangt sogleich, Sacken solle von Montmirail nach Champaubert zurückgezogen werden; er solle wenigstens den bestimmten Befehl

* Denkwürdigkeiten aus dem Leben des kaiserlich russischen Generals von der Infanterie Carl Friedrich Grafen von Toll. Von Theodor von Bernhardi. Leipzig, 1858, Band IV, Beilage XXVI, S. 865 f.

Digitized by Google

erhalten, bei Montmirail ſtehen zu bleiben. Aber Gneiſenau iſt allen dieſen Vorſchlägen durchaus entgegen, will gar keine beſtimmten Befehle geben, Alles aufs Gerathewohl den Führern der Heertheile, Sacken und York ſelbſt überlaſſen — er nimmt geradezu keine Vernunft an — und es werden den genannten Generalen auch keine Befehle geſendet.

Die Wahrheit aber iſt, daß ſchon am Abende eben dieſes Tages aus Blücher's Hauptquartier der Befehl an York erging, zu Sacken's unmittelbarer Unterſtützung auf die ſogenannte kleine pariſer Straße zu marſchiren. Man konnte alſo dieſe beiden Generale am 10. vereinigt glauben, und dieſer Umſtand, den Müffling mit Stillſchweigen übergeht, oder vielmehr in Abrede ſtellt, ſo ſehr die Sache auch außer allem Zweifel ſteht, ändert die Dinge gar ſehr.

Weiter erzählt dann Müffling, die Nachrichten, welche weiter vom Feinde eingingen, hätten bis zum Nachmittag des 10. gar keine weiteren Anordnungen in Beziehung auf York und Sacken hervorgerufen; noch am Nachmittage des 10. habe Gneiſenau gemeint, es ſchade nichts, wenn Sacken nach La Ferté-ſous-Jouarre weiter marſchirt ſei, er werde dem Feinde wohl auszuweichen wiſſen u. dgl. m. Thatſache aber iſt, daß am 10. ſchon um 7 Uhr früh, wie wir wiſſen, an York und Sacken der beſtimmte Befehl erging, ſich bei Montmirail zu vereinigen, und dem Feinde nöthigenfalls auf das rechte Ufer der Marne auszuweichen. — Schon Clauſewitz hatte das ganz der Wahrheit gemäß erzählt; aber mit einer Zuverſicht, die wirklich geeignet iſt, uns in Verwunderung zu ſetzen, behauptet Müffling geradezu, das ſei nicht wahr! — Blücher habe daran nicht gedacht!

Droyſen hat in dem Leben York's den betreffenden Befehl an dieſen General vollſtändig abdrucken laſſen.

Später, als man im Hauptquartier der ſchleſiſchen Armee die Lage der Dinge beſſer inne geworden war, am 10. um drei Uhr Nachmittag wurde der ſchriftliche Befehl an York abgefertigt, ſogleich, während der folgenden Nacht, zur Vereinigung mit dem linken Flügel der ſchleſiſchen Armee nach Etoges zu marſchiren. —

Am 11. früh endlich ſendete Blücher den Grafen Brandenburg

Digitized by Google

zu York, mit dem Befehl, unverzüglich über die Marne zurück und nach Rheims, dem allgemeinen Sammelplatz der Armee zu gehen. —

Von allen diesen Dingen weiß Müffling nichts! — Er, der hinter den Coulissen eigentlich Alles geleitet haben will und sich deshalb für vollkommen unterrichtet, für eingeweiht in alle geheimen Motive des Geschehenen gibt! — Sollten wirklich so wichtige Verfügungen getroffen worden sein, ohne daß der General-Quartiermeister darum wußte? Oder ist es nur auf Rechnung seines ungetreuen Gedächtnisses zu setzen, daß er nichts davon wußte, als er seine Erinnerungen aufschrieb? — Schon in seinem früheren Werke „Zur Geschichte" hatte er nur sehr unvollständig Auskunft gegeben.

Auch der sonstigen Thatsachen erinnert er sich nur in mehrfach irrthümlicher Weise. Sacken z. B. trat den Rückweg von Jouarre nach Montmirail nicht erst am 11. früh, und nicht aus eigenem Antriebe an, sondern schon am 10. um 9 Uhr abends, auf Blücher's ausdrücklichen Befehl.

Clausewitz berichtet (in seinen Werken VII, S. 425):

„Den 13. Februar. Blücher hat die Niederlage seiner Corps erfahren mit der Nachricht, daß sie sich hinter die Marne zurückziehen, sich dort aber behaupten werden."

Das ist vollkommen der Wahrheit gemäß. Es ist erwiesen. Blücher hatte diese Nachricht bereits am Abend des 12.; der Brief, den er in Folge dessen sofort an den Fürsten Schwarzenberg abfertigte, ist bei Damitz abgedruckt. Dennoch behauptet Müffling mit derselben entschiedenen Zuversicht, die uns mehrfach überrascht, ausdrücklich, auch dies sei nicht wahr. Man habe die erste Nachricht von dem unglücklichen Treffen bei Montmirail und Chateau-Thierry erst am 14, während des Gefechtes, durch einen gefangenen französischen Offizier erhalten.

Nebenher können wir nicht umhin, zu bemerken, daß Müffling gar keinen Grund anführt, warum denn eigentlich Blücher bewogen wurde, am 13. nach Vauchamps vorzugehen, und am 14. im Vorrücken zu bleiben. — Daß man in Blücher's Hauptquartier Napoleon schon wieder gegen die verbündete Hauptarmee gewendet glaubte, wie Clausewitz berichtet, und von gut unterrichteten Zeugen bestätigt wird,

Digitized by Google

kann Müffling in ſeinem Syſteme natürlich nicht gelten laſſen. Er ſagt, es ſei auch dies ein dem Feldmarſchall Blücher angedichtetes Motiv, ſetzt aber, wie geſagt, gar kein anderes an die Stelle und behandelt dieſen Theil der Geſchichte, der gewiß vor allem einer Erklärung und Motivirung bedurfte, einfach, als verſtehe er ſich ganz von ſelbſt.

So ſtellt denn Müffling im Ganzen Clauſewitz's Kritik hin, als gegründet auf ein ſophiſtiſches Gewebe von falſch berichteten Thatſachen und Trugſchlüſſen. Seine Antikritik ergeht ſich dabei theilweiſe in ziemlich wegwerfenden Redeweiſen. „Was iſt bei einer ſo unrichtigen Darſtellung von einer auf ſelbige gebauten Kritik zu erwarten?“ — „Dies beweiſt hinlänglich, daß der Kritiker Blücher's Motive gar nicht kannte, ihm aber friſchweg (!) falſche untergelegt hat.“ — „Wenn in ſolchen wichtigen Punkten die Materialien falſch ſind, ſo iſt es nicht möglich, etwas anderes als verkehrte Urtheile zu fällen.“

Leider! iſt nun hier — ob mit Abſicht oder nicht, wollen wir natürlich nicht entſcheiden — zwiſchen den Zeilen, eine ſchwere Anklage gegen Gneiſenau zu leſen. Clauſewitz war Gneiſenau's vertrauteſter Freund, das iſt bekannt; was er von der inneren Geſchichte des Hauptquartiers wußte, hatte er natürlich im vertrauteſten perſönlichen Verkehre von Gneiſenau: ſo folgert gewiß ein Jeder. Wer alſo hatte ſich unwahrhaft erwieſen? — dem Feldmarſchall Blücher „friſchweg falſche Motive untergelegt“ — dem Freunde „falſche Materialien“ geliefert?

Aber wie eigenthümlich! Bei der genaueſten Prüfung ergibt ſich, daß Clauſewitz's Bericht zwar, in ſeiner gedrängten Kürze, nicht vollſtändig iſt, dagegen durchaus der ſtrengen Wahrheit gemäß. — Denn ſelbſt daß mit dem Marſche nach La-Fère-Champenoiſe (am 10.) der allerdings durch die Beſtimmungen des öſterreichiſchen Hauptquartiers geboten und von dem Kaiſer Alexander verlangt war, auch die Nebenabſicht einer Demonſtration verbunden wurde, beſtätigen die gewichtigſten Zeugniſſe.

Müffling dagegen ſehen wir gerade hier faſt bei jedem Schritt unvollſtändig unterrichtet — von ſeinem Gedächtniß verlaſſen — von ſeiner Phantaſie irre geleitet! —

Digitized by Google

Im Allgemeinen hat die Veröffentlichung dieſer nachgelaſſenen Mittheilungen der Geſchichte wenig genützt — und eben ſo wenig irgend einem anderen Zwecke entſprochen, der damit verbunden ſein konnte.

Die ganze Beilage XXVI. (S. 859—867) des Bernhardi'ſchen Werkes, aus welcher wir im Vorſtehenden nur die auf Clauſewitz bezügliche Stelle (S. 865—867) mitgetheilt haben, enthält eine vernichtende Kritik der Müffling'ſchen Schrift, über welche Bernhardi ſeinen entſchiedenen Tadel u. A. S. 860 und 861 ausſpricht: „In dem ganzen Buch iſt unverkennbar ein Gefühl von Feindſeligkeit gegen Blücher und Gneiſenau entſchieden vorherrſchend. Mithandelnde Zeugen jener großen Zeit, die den Ereigniſſen nahe ſtanden, glauben freilich dieſe Verſtimmung in gewiſſem Sinne erklären zu können: denn daß Müffling gegen Blücher's und Gneiſenau's Willen, durch den Einfluß einer Partei, die beiden, beſonders aber dem Letzteren, feindlich gegenüber ſtand, in das Hauptquartier der ſchleſiſchen Armee gekommen war, iſt hinreichend bekannt; daß ſeine Stellung dort eine unangenehme war, daß er ſich in ihr gedrückt fühlte, geſteht er ſelbſt.

Sein Verhältniß zu Gneiſenau blieb ſtets ein für ihn ſehr unbehagliches, und Blücher, deſſen naturwüchſige Offenheit bekannt iſt, äußerte ſich nicht immer ſehr anerkennend gegen ihn ſelbſt. Müffling war nicht ohne Selbſtgefühl und ſehr verletzbar. Da wird ſeine Gereiztheit allerdings begreiflich, aber wir müßten es darum nicht minder bedauern, wenn ſie rückwirkend auf ſeine Erinnerungen einen nachträglichen Einfluß geübt, und ihm ſpäter manches in einem verſchobenen Lichte gezeigt hätte. . . . .

Berechtigt iſt unſtreitig Alles, was im Intereſſe der unerbittlichen Wahrheit geſchieht; ſelbſt dann, wenn es ehrenwerthe Gefühle der Pietät verletzt — oder wenn es gefeierte Perſönlichkeiten, die man gern unbedingt verehren möchte, in einem weniger günſtigen Lichte erſcheinen läßt; der Irrthum aber — und die Selbſttäuſchung — haben auf dem Gebiete der Geſchichte keine Anſprüche auf Nachſicht; und auf irrthümliche Angaben, denen Selbſttäuſchung zum

Digitized by Google

Grunde liegt, ſtoßen wir allerdings bei jedem Schritte, in dem, was uns Müffling aus ſeinem Leben mittheilt. Er hat ſich offenbar, als er dieſe Denkwürdigkeiten niederſchrieb, zu ſehr und zu ausſchließlich auf ſein Gedächtniß verlaſſen; zu wenig zu Rathe gezogen, was ihm an Aktenſtücken und Briefen ſo leicht zu Gebote ſtand und ſeine Erinnerungen auffriſchen konnte.

Es kann hier nicht die Abſicht ſein, das ganze Werk zu zergliedern: wohl aber müſſen wir auf einige beſonders merkwürdige Punkte verweiſen, um darauf aufmerkſam zu machen, welche Vorſicht dem geboten iſt, der Müffling's Mittheilungen als Quelle für die Geſchichte benutzen will."

Die Schrift Clauſewitz's über den Feldzug von 1815 fand einen Gegner in dem Herzoge von Wellington, der im Jahre 1842 die in derſelben enthaltene Kritik zu widerlegen ſuchte, ein Verſuch, der aber nothwendig mißlingen mußte, weil Wellington den eigentlichen Zweck des Krieges, auf deſſen Erreichung es vor Allem ankam: die Vernichtung der Streitmacht Napoleon's, völlig verkannte. Treffend bemerkt hierüber Theodor von Bernhardi:*)

„Im Kriege, wie im Leben überhaupt, iſt Alles auf mannichfache Weiſe bedingt — und ſo hatte denn auch in dem beſonderen Fall Napoleon nicht ſo ganz Unrecht, wenn er auf den Beſitz von Brüſſel, ſelbſt abgeſehen von Kampf und Sieg, einen Werth legte, der über das Maß hinausging, welches eine rein objective Auffaſſung der damaligen Verhältniſſe als das richtige anerkennen muß. Natürlich müſſen wir vorausſetzen, daß er dabei vorzugsweiſe auf den Eindruck rechnete, den der Verluſt der belgiſchen Hauptſtadt in England gemacht hätte.

Daß er, wenn ſeine Rechnung wirklich vorzugsweiſe auf dieſen Factor Rückſicht nahm, nicht ſo ganz Unrecht hatte, geht beſonders entſchieden genug aus einer kleinen Schrift Wellington's hervor, die erſt in neueſter Zeit bekannt geworden, überhaupt in mehrfacher Weiſe Licht über die Beweggründe verbreitet, durch welche dieſer

* Geſchichte Rußlands und der europäiſchen Politik in den Jahren 1814—1831. Thl. I, Beil. XII, S. 536 f.

Digitized by Google

Feldherr in seinen Maßregeln bestimmt wurde. Im Jahre 1842 niedergeschrieben, ist diese kleine Schrift (Supplementary dispatches X, S. 513—531) eine Widerlegung der kritischen Bemerkungen Clausewitz's in Beziehung auf den Feldzug 1815, und der gereizte Ton, in dem sie gehalten ist, beweist, daß der Herzog sich durch die Kritik seines Gegners empfindlich genug berührt fühlte.

Unter Anderem geht daraus hervor, daß unsere frühere Vermuthung, was die ängstliche Sorgfalt Wellington's für seine rechte Flanke für Flandern betrifft, nicht ungegründet war. Es war dem Herzog wirklich vor Allem darum zu thun, Gent und die Bourbons zu decken und diesen Prinzen womöglich selbst den Rückzug nach Antwerpen zu ersparen. In diesem Sinne spricht er von dem Eindruck, den der Verlust von Brüssel und Gent — „die Flucht" des Königs der Niederlande, die dann nicht zu vermeiden war, — und „die Flucht" Ludwig's XVIII. aus Gent auf die öffentliche Meinung gemacht hätten, um zu folgern, daß solche Ereignisse, wenn nicht um jeden Preis — doch, wenn irgend möglich, vermieden werden mußten.

Clausewitz geht in seiner Kritik von dem Satz aus, daß es in diesem Kriege lediglich darauf ankam, das französische Heer zu zertrümmern, auf welchem Napoleon's Macht als auf ihrer einzigen Stütze beruhte; daß mithin geographische Verhältnisse, der Besitz gewisser strategischer Punkte weniger als sonst in Betracht kommen durften, da eben das französische Heer selbst als das strategische Object aufgefaßt werden mußte. Er folgert daraus, daß man ausschließlich darauf bedacht sein mußte, einen entscheidenden Sieg in offener Feldschlacht herbeizuführen und sicher zu stellen, und daß man nicht nur berechtigt, sondern durch die Umstände ausdrücklich aufgefordert war, selbst an sich wichtige Verbindungen und geographische Punkte nöthigenfalls für den Augenblick aufzugeben, um die beiden verbündeten Armeen in den Niederlanden auf einem Schlachtfelde zu vereinigen und vermöge der Uebermacht, die man auf solche Weise gewann, des Sieges unbedingt gewiß zu sein.

Wellington kann sich in diesen Ideengang nicht finden und meint, er sei allerdings bereit gewesen, eine Schlacht zu wagen, eben um Brüssel, Gent und seine Verbindungen mit Holland und

Digitized by Google

England zu schützen und zu vertheidigen — dagegen würde er, wenn diese Punkte aufgegeben oder verloren waren, wenn mithin Alles eingebüßt war, um dessentwillen ein Feldherr veranlaßt sein kann, es auf eine Schlacht ankommen zu lassen, gar keinen Grund mehr gehabt haben, sich auf das Wagniß eines entscheidenden Kampfes einzulassen. — Wenn er erst Brüssel und Gent aufgegeben hätte, um sich zu einer Hauptschlacht mit den Preußen zu vereinigen, dann hätte, meint er, der Sieg auch weiter gar keine Folgen haben können, als ihn wieder in Besitz der eben preisgegebenen Punkte zu setzen, und weiter konnte sich nichts daraus ergeben.

Zu einem klaren Verständnisse dessen, was ein Sieg an sich und durch sich selbst allein, ohne Nebenbeziehungen bedeutet, vermochte sich also auch Wellington nicht zu erheben. Napoleons Feldzüge hatten ihn darüber nicht belehrt, und deshalb blieb ihm auch Clausewitzens Kritik unverständlich."

Die Schrift Clausewitz's über den Feldzug von 1815, in der wir unter so vielem Trefflichen besonders die schöne Stelle über die Aufgabe der Kritik, die Bemerkungen über Blücher, den Tadel über Napoleons Verhalten in der Schlacht bei Belle-Alliance, die Schilderung der großartigen Erfolge des errungenen Sieges hervorheben,*) wird durch ihre scharfe und gründliche Kritik immer eine ehrenvolle Stelle unter den zahlreichen Schriften über diesen eben so kurzen als entscheidenden Feldzug behaupten. J. v. Hardegg, der in seinen Vorlesungen ebenfalls die Schlacht bei Belle-Alliance mit Berücksichtigung aller später erschienenen Hülfsmittel eingehend behandelt, sagt von der Schrift Clausewitz's:**) „eine Darstellung von seltener Schärfe und Kritik und leicht verständlicher Fassung. Der Verfasser selbst bedauert, daß ihm zuweilen die nöthigen Daten gefehlt, ein Mangel, der sich jedoch kaum fühlbar macht."

Der Inhalt des neunten und zehnten Bandes, welche vom Grafen Karl v. d. Gröben herausgegeben wurden, ist oben bereits angegeben worden. Beide Bände behandeln Kriegsbegebenheiten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mit demselben kritischen Geiste, welchen wir in den Schriften über die späteren Kriege be-

* Bd. VII., S. 94, 113, 166, 187.

** Bd. III., S. 122.

Digitized by Google

wundern, und enthalten sehr lehrreiche strategische Beleuchtungen der Feldzüge Gustav Adolf's, Turenne's, dessen geistige Ueberlegenheit über Montecuculi nachgewiesen wird, Johann Sobiesky's, dessen Feldherrngröße Clausewitz mit den glänzendsten Farben schildert, Münich's, der in seinen Türkenkriegen (1736 bis 1739) mit viel größeren Mitteln und bei ungleich geringeren Schwierigkeiten viel Geringeres leistete als Sobiesky, endlich Friedrichs des Großen, dessen Feldzüge mit besonderer Vorliebe und mit der durch die genaue Terrainkenntniß des Verfassers bedingten Anschaulichkeit dargestellt werden. Gröben, auf dessen dem neunten Bande vorausgehende Vorrede hinsichtlich des genaueren Inhalts der beiden Bände wir verweisen, macht bei der Darstellung der Feldzüge Gustav Adolf's, welche zu den Jugendarbeiten Clausewitz's gehört, auf die Bewunderung aufmerksam, mit welcher dieser von der Charakterstärke der damaligen Kriegführer und von jenem dreißigjährigen Ausharren bei dem mannichfachen Wechsel des Waffenglückes erfüllt ist. „Dieser muthvolle Geist des Zeitalters", sagt Clausewitz, „ist gewiß mehr werth als die Afterkunst späterer Kriege. Weit entfernt, mit einigen neueren Schriftstellern zu glauben, der dreißigjährige Krieg habe nur so lange gedauert, weil die Generale nicht verstanden, ihn zu beendigen, sind wir vielmehr überzeugt, daß die neueren Kriege nur so schnell beendigt sind, weil es an Muth gefeh lthat, sich bis auf's Aeußerste zu wehren." Dieser Ueberzeugung, welche Clausewitz lange vor den Jahren 1812—15 niederschrieb, daß es im Kriege vor Allem auf den Entschluß ankomme, sich bis auf's Aeußerste zu wehren, ist er selbst, wie Gröben bemerkt, in der Prüfungszeit unter schweren Opfern unerschütterlich treu geblieben.

Bei der Darstellung des Feldzugs einer preußischen Armee unter Anführung des Herzogs von Braunschweig gegen Holland im Jahre 1787 zeigt Clausewitz sein ausgezeichnetes Talent, an das Unscheinbare die wichtigsten Lehrsätze der Kriegskunst anzuknüpfen, und wie seine bekannte Ansicht von der Stärke der Vertheidigung hier eine locale Anwendung findet, so tritt der von ihm entworfene Angriffsplan im Gegensatze zu dem des Herzogs von Braunschweig um so bedeutender hervor, als er auch die großen politischen Verhältnisse in seine Berechnung hineingezogen hat.*) Der Feldzug

* Gröben, Vorrede.

Digitized by Google

von 1787 hat in neueſter Zeit eine ſehr gründliche Bearbeitung erfahren durch Th. Freiherr von Troſchke,*) welcher über ein weit reicheres Quellenmaterial verfügte als Clauſewitz und zahlreiche Einzelheiten, welche dieſer, um das ſtrategiſche Skelett des Feldzuges zu geben, ausſcheiden mußte, der Vergeſſenheit entriſſen hat. Indem er die Vorzüge der von Clauſewitz gegebenen „bewunderungswürdigen Analyſe“ dieſes Feldzuges und das Verhältniß ſeiner eigenen Arbeit zu dem Erzeugniſſe „eines ſo hervorragenden Geiſtes“ und eines „didaktiſchen Schriftſtellers von ſo eminenter geiſtiger Größe“ beſpricht, läßt er überall dem Verdienſte ſeines Vorgängers auf dieſem Gebiete die unbedingteſte Anerkennung zu Theil werden.

Das Bruchſtück über den Krieg in der Vendee, bei welchem ohne Zweifel Beauchamp**) benutzt wurde, gibt zwar nur in kurzen Umriſſen eine Analyſe des Feldzuges auf dem linken Loireufer bis zum 19. October 1793, iſt aber gleichwohl reich an den ſcharfſinnigſten Bemerkungen, welche den Leſer bedauern laſſen, daß auch dieſe geiſtvolle Arbeit unvollendet geblieben iſt.

Unter den genannten Aufſätzen, welche den Inhalt der beiden letzten Bände bilden, wird von ſachkundigen Beurtheilern den Arbeiten über den ſiebenjährigen Krieg der erſte Rang eingeräumt und in dieſen vorzugsweiſe den Abſchnitten über die Schlachten bei Zorndorf, Kunnersdorf und Freiberg ein hoher Werth zugeſprochen.

Indem wir die Ueberſicht über Clauſewitz's literariſche Thätigkeit ſchließen, wollen wir noch mit einigen Worten die für ihn übliche Bezeichnung als „Tacitus der Militärliteratur“ berühren. Wir können dieſe Bezeichnung nur in ſehr geringem Maße für zutreffend halten. Die Schweigſamkeit und Sparſamkeit des Ausdruckes, zu welcher der römiſche Geſchichtſchreiber ſich oft gezwungen ſah, weil er ſich nicht frei ausdrücken durfte, iſt bei Clauſewitz nicht zu finden, und man kann von ihm durchaus nicht ſagen, daß er ſeine Gedanken wie Tacitus in Aphorismen und in abſpringenden, wenig rhythmiſchen Sätzen ſkizzire; noch weniger iſt ſeine Sprache pathetiſch

* Der preußiſche Feldzug in Holland 1787. Mit beſonderer Rückſicht auf die Beſchaffenheit und Vertheidigungsfähigkeit des Landes. Von Th. Frhr. v. Troſchke, General-Lieutenant z. D. (Beiheft zum Militär-Wochenblatt, 1875, 1. und 2. Heft).

** Histoire de la Vendée et des Chouans. 1806.

Digitized by Google

und tiefsinnig, künstlich und von Manier gefärbt wie die des römischen Geschichtschreibers; sie ist vielmehr einfach und natürlich und man wird nichts von Manier und Absichtlichkeit an ihr bemerken. Man wird in dem Stile der beiden Geschichtschreiber kaum einen anderen gemeinsamen Zug finden als die gedrängte Kürze und Prägnanz des Ausdruckes, durch welche sich beide auszeichnen. Durch die erwähnte Bezeichnung ist mancher, der mit den Schriften Clausewitz's nicht bekannt war, zu der ganz irrthümlichen Ansicht verleitet worden, daß dieselben dunkel und schwerverständlich seien, wie es von vielen Stellen des Tacitus behauptet werden kann. Mit vollem Rechte sagt v. Meerheimb,*) indem er an Goethe's bekannte Worte über Kant erinnert: „Wenn ich einige Seiten in Kant's Schriften lese, ist es mir, als wenn ich in ein hell erleuchtetes Zimmer träte", daß Jeder, der Clausewitz's Schriften lese, ganz den gleichen Eindruck empfangen müsse und bemerkt weiter: „Nichts ist unrichtiger, als das Vorurtheil, er sei schwer zu verstehen. Weil er mit höchster Klarheit dachte, war Alles, was er schrieb, durchsichtig und correct; er ist weit leichter zu verstehen als etwa Rühle von Lilienstern oder Erzherzog Karl."

Folgende Aufsätze Clausewitz's sind noch ungedruckt und befinden sich im Besitze der Familie:

1. Feldzug von 1806 und 1807 in vier Capiteln.

   Erstes Capitel: Nachrichten über Preußen und seine große Katastrophe. Einige Blicke auf den Geist im Heere und in der Verwaltung.

   Zweites Capitel: Charakteristiken von sechzehn Persönlichkeiten.

   Drittes Capitel: Ursachen und Vorbereitungen zum Kriege.

   Viertes Capitel: Der Feldzug von 1807.

2. Memoiren zu 1806.
3. Ueber Preußens Kriegstheater am Rhein.

* A. a. O. S. 17.

Digitized by Google

4. Deutſche Streitkräfte.
5. Unſere Kriegsverfaſſung.
6. Hiſtoriſche und politiſche Betrachtungen.
7. Ueber einen künftigen Krieg mit Rußland.
8. Ueber ein Tauſchproject einiger Provinzen.
9. Ueber die militäriſchen Rückſichten bei Anlegung von Straßen.
10. Weſtliches Kriegstheater, Niederrhein, ſpezielle Recognoscirung der Gebirgsgegend zwiſchen Murlebach und Prüm.
11. Bericht über die Reiſe zwiſchen Rhein, Ruhr und Lahn.
12. Metrik.
13. Bemerkungen, Einfälle u. ſ. w.
14. Ueber den Begriff des körperlich Schönen.
15. Architektoniſche Rhapſodieen.
16. Reglements.
17. Manöverberichte.
18. Ueber die organiſche Eintheilung der Streitkräfte.
19. Reviſion der Kriegsſchule (Militär-Akademie).
20. Taktiſche Rhapſodieen.
21. Meine Vorleſungen über den kleinen Krieg, gehalten auf der Kriegsſchule (Militär-Akademie) 1810—1811.

Alle dieſe Manuſcripte ſind eigenhändig von Clauſewitz geſchrieben.

In dem Archive des großen Generalſtabes befinden ſich von Clauſewitz folgende Manuſcripte:

1. Nachrichten über Preußen in ſeiner Kataſtrophe.
   (Abſchrift des oben unter Nr. 1. erwähnten Originalmanuſcripts.)
2. Militäriſche Arbeiten. (Von Clauſewitz als junger Offizier gefertigt.)
3. Briefe von Clauſewitz über ſtrategiſche Aufgaben, welche General v. Müffling geſtellt hatte.

Digitized by Google

4. Berichte von Clauſewitz aus Poſen 1830/31 an Generallieutenant von Krauſeneck, Chef des großen Generalſtabes der Armee.

5. Arbeiten von Clauſewitz (Prüfungsaufgaben 1803).

Was die unter Nr. 3 aufgeführten Briefe betrifft, ſo hat von Meerheimb,*) wie wir bereits oben bemerkten, aus einem derſelben, den Clauſewitz im Jahre 1827 an den damaligen Major Karl von Röder ſchrieb, Mittheilungen gemacht, welche von großem Intereſſe ſind, da Clauſewitz in dieſem Briefe die Grundideen ſeiner Werke in Beziehung auf einen beſtimmten ſtrategiſchen Fall mit größter Klarheit und Präciſion entwickelt.

Das werthvollſte aller dieſer Manuſcripte dürfte wohl das über den Feldzug von 1806 und 1807 ſein, welches, wie man ſchon aus der oben von uns mitgetheilten Inhaltsangabe erſieht, leider Fragment geblieben iſt.

Müffling**) bemerkt über dieſes wichtige Manuſcript: „In der Verlaſſenſchaft des Generals v. Clauſewitz fand ſich eine Darſtellung der Campagne des Jahres 1806, völlig der Wahrheit gemäß und geiſtreich aufgefaßt, indeß nicht ohne eine ſo ſcharfe Kritik, daß ſie in Bitterkeit überging. Zur Zeit ſeines Todes lebte noch eine Zahl der von ihm heftig getadelten Männer und es wurde für angemeſſen gehalten, die Veröffentlichung zu vertagen. Nach dem Ableben des Königs Friedrich Wilhelm's III. kann und wird es hoffentlich im Druck erſcheinen."

General von Höpfner hat in ſeinem ausgezeichneten Werke über den Krieg von 1806 und 1807***) das Manuſcript vielfach benutzt, namentlich bei der von ihm gegebenen Charakteriſtik der in jenem Kriege auftretenden, hervorragenden Perſönlichkeiten.†) — Er ſagt

* A. a. O. S. 27. ff.

** „Aus meinem Leben", S. 20, Anm. 2.

*** „Der Krieg von 1806 und 1807." Von Eduard von Höpfner. Berlin, 1850.

† Thl. I., Bd. I., S. 150—155, wo elf dieſer Charakteriſtiken, aber in viel kürzerer Faſſung als bei Clauſewitz vorkommen.

Digitized by Google

hierüber:*) „Es muß hier vorzugsweise die Charakteristik jener Persönlichkeiten benutzt werden, welche der verewigte General Clausewitz in seinem über den Feldzug von 1806 hinterlassenen Manuscripte gegeben hat, da der General, als Adjutant des Prinzen August von Preußen, Gelegenheit hatte, mit allen bedeutenden Militärs jener Zeit persönlich in Berührung zu kommen, und zugleich die Gabe der Menschenkenntniß in hohem Grade besaß", und bei der Angabe der für sein Werk benutzten Quellen bemerkt er:**) „Außerdem hat der Verfasser aber auch das hinterlassene Manuscript des verewigten Generals Clausewitz vielfältig benutzt, und wenn der Leser, der dieses Manuscript eingesehen hat, hier oder da auf ihm bereits bekannte Ideen stößt, so glaubt der Verfasser, daß ihm dadurch kein Nachtheil erwachsen sei, da ein schlagenderes Räsonnement nicht füglich gegeben werden konnte."

Oberst von Meerheimb hat die große Wichtigkeit des Manuscripts für die Geschichtforschung in verdientem Maße hervorgehoben und einige kurze Auszüge aus demselben mitgetheilt. Er bemerkt über dasselbe:***) „Aus Höpfner's Geschichte des Feldzugs von 1806 ist Clausewitz's Manuscript über denselben Krieg bekannt. Höpfner hat es vielfach benutzt und namentlich einzelne der trefflichen Charakterschilderungen gegeben. Aber keineswegs ist damit dessen Werth erschöpft; es durfte damals vielleicht wegen der einschneidenden Schärfe der Kritik nicht gedruckt werden; heute, nach den längst verbreiteten Schriften von Höpfner, Häusser und Gervinus liegt kein Grund vor, eine so werthvolle Quelle der geschichtlichen Forschung im Staube der Archive verschüttet zu lassen."

Den werthvollsten und anziehendsten Theil des Manuscripts bildet unstreitig das zweite Capitel, in welchem folgende Persönlichkeiten von Clausewitz mit gewohnter Meisterschaft charakterisirt werden:

1. Herzog Karl von Braunschweig.
2. Feldmarschall v. Möllendorf.
3. General v. Rüchel.

* S. 149, Anm. 1.

** Vorrede zum I. Theil, S. VI.

*** A. a. O. S. 24.

Digitized by Google

4. General (Friedrich Wilhelm) v. Zastrow.
5. Major v. Kleist (der nachherige Feldmarschall Kleist von Nollendorf).
6. Fürst von Hohenlohe.
7. Prinz Louis von Preußen.
8. Generallieutenant Graf v. Schmettau.
9. Generallieutenant v. Geusau.
10. Die Obersten v. Phull, v. Massenbach und v. Scharnhorst (als Häupter des Generalstabes), von welchen jedoch nur Massenbach ausführlicher charakterisirt wird.
11. General der Infanterie v. Kleist (der Commandant von Magdeburg).
12. Generallieutenant Graf v. Wartensleben.
13. General v. Grawert.
14. Graf Haugwitz.
15. Cabinetsrath Lombard.
16. Geheimer Cabinetsrath Beyme.

Hier hat Clausewitz die Charakteristiken abgebrochen und ist in der Folge nicht zur Fortsetzung derselben gelangt. Auf Beyme sollte der Minister Graf Schulenburg-Kehnert folgen, mit dessen Namen das Capitel abbricht.

Da uns der Raum nur die Mittheilung einer Probe aus diesen Charakteristiken gestattet, so wählen wir dazu die des Prinzen Ludwig Ferdinand, ohne derselben dadurch einen Vorzug vor den übrigen gleich vortrefflichen Schilderungen einräumen zu wollen:

„Prinz Louis von Preußen. Er war der Preußische Alcibiades. Die etwas wüsten Sitten hatten den Kopf nie zur Reife kommen lassen. Gleichsam als wäre er der erstgeborne Sohn des Mars besaß er einen unermeßlichen Reichthum an Herzhaftigkeit und kühner Entschlossenheit; und wie gewöhnlich Majoratsherrn, stolz auf ihren Reichthum, das Andere vernachlässigen, so hatte auch er für eine ernstliche Bildung und Entwickelung seines Geistes nicht genug gethan. Die Franzosen nannten ihn un crâne;*) wenn sie damit

* Großsprecher.

Digitized by Google

einen geiſtloſen Tollkopf bezeichnen wollten, ſo war das Urtheil ſehr verfehlt. Sein Muth war keine brutale Gleichgültigkeit gegen das Leben, ſondern ein wahres Bedürfniß nach Größe, ein wirklicher Heroismus. Er liebte das Leben und genoß es nur zu ſehr, aber die Gefahr war ihm zugleich ein Lebensbedürfniß. Sie war ſeine Jugendgeſpielin; konnte er ſie nicht im Kriege aufſuchen, ſo ging er ihr nach auf der Jagd, bei großen Revueen auf tollen Pferden u. ſ. w. Er war in hohem Grade geiſtreich, von feiner Lebensbildung, voll Witz, Beleſenheit und Talenten mancher Art, unter anderen für die Muſik, denn er konnte auf dem Klaviere für einen Virtuoſen gelten.

Er war einige dreißig Jahre alt, groß, ſchlank und ſchön gebaut, hatte feine und edle Züge, hohe Stirn, wenig gebogene Naſe, kleine blaue Augen von einem dreiſten Blick, lebhafte Farbe, blondes gelocktes Haar. Er hatte eine vornehme Haltung, einen feſten Gang und eine Art, Bruſt und Kopf zu tragen, worin von Stolz und Selbſtgefühl gerade ſo viel war, wie dem Prinzen und dem verwegenen Soldaten geziemt.

Ein ungezügelter Lebensgenuß hatte in ſeine edlen Züge Spuren einer frühzeitigen Zerſtörung getragen, doch war darin nichts von gemeiner Sinnlichkeit zu finden, und ſein Ausdruck war nicht, wie man glauben könnte, der eines vornehmen Wüſtlings, weil ſich in ihm zu viel große Ideen regten und das innere Bedürfniß nach Ruhm und Größe wie ein veredelnder Schein in ſein Aeußeres trat.

Geboren mit ſo herrlichen Eigenſchaften und in großen Verhältniſſen, hätte er nothwendig ein großer Feldherr werden müſſen, wenn ein langer Krieg ihn dazu erzogen hätte, oder wenn mehr Ernſt des Charakters, weniger unbekümmerte Sorgloſigkeit ihm im Frieden ein nachhaltiges Betrachten und Prüfen der großen Lebensverhältniſſe geſtattet hätte.

Er war nicht, wie die meiſten Männer, die wir hier zu ſchildern haben, unbekannt geblieben mit den Erſcheinungen der neueren Zeit in Kriegs- und Verwaltungsweſen; er hing nicht mit blindem Köhlerglauben an der Ueberzeugung, daß das Preußenthum ſich nothwendig über Alles erheben müſſe und daß der Preußiſchen Taktik nichts widerſtehen könne. Die großen Ereigniſſe der Welt beſchäftigten ihn

Digitized by Google

lebhaft; die neuen Ideen und Erſcheinungen, von ſeinem lebhaften Geiſte angezogen, rauſchten durch ſeinen Kopf; er ſpottete der Kleinlichkeit und Pedanterie, mit der man Großes thun wollte; er ſuchte den Umgang dee ausgezeichnetſten Köpfe aller Fächer; aber — es war in ſeinem Leben keine Stunde ernſten, ruhigen, ſelbſtthätigen Nachdenkens, und folglich auch in ſeinem Inneren kein eigener, kerniger, geſunder Gedanke, keine zum conſequenten Handeln führende abgeſchloſſene Ueberzeugung.

Der Umgang mit den ausgezeichnetſten Köpfen ſchadete ihm mehr als er ihm half; denn er ſchöpfte ihre Ideen von der Oberfläche ab und nährte ſeinen Geiſt damit, ohne je ſelbſt eine zu erzeugen. Das überwiegende Gefühl des Muthes gab ihm dabei eine falſche Sicherheit. So kam es denn, daß er auch über den Krieg wie über andere Dinge keine klaren Vorſtellungen hatte, daß die Art, wie er jetzt geführt werden müſſe, ihm demnach fremd geblieben war, und daß er, als es zum Handeln kam, bei Saalfeld am Ende nichts Beſſeres zu thun wußte, als was ihm die Revue-Plätze von Berlin, Potsdam und Magdeburg gelehrt hatten. Wie zu erwarten war, ſchlug er dabei die Wirkungen ſeines Muthes zu hoch an; er wollte das Unmögliche. Er erlag der eiſernen Nothwendigkeit, weil er nicht mit dem Verſtande, ſondern bloß mit dem Herzen hatte widerſtehen wollen. Er fand den Tod, weil er wie Talbot von der Erde, die zum Schlachtfelde diente, wie von ſeinem Schilde nicht laſſen wollte — und dies iſt der letzte und unumſtößliche Beweis ſeiner gerechten Anſprüche auf Ruhm und Größe. Schon im Revolutionskriege, obgleich kaum zwanzig Jahre alt, hatte Prinz Louis als General an der Spitze einer Brigade mit Auszeichnung gefochten, und wenn er damals nicht viel mehr geleiſtet hat, ſo lag es nur an dem Dauniſch-Lascy'ſchen Präcautionsſyſteme, in welchem der Krieg, und in der philiſterhaften Art, mit welcher alles Uebrige geführt wurde. Wenn man es verſtanden hätte, die natürlichen Kräfte dieſes jungen Löwen geſchickt zu gebrauchen, ſo würde ſchon damals der Staat einen hohen Nutzen daraus gezogen haben, und die drei Jahre würden hinreichend geweſen ſein, für das übrige Leben dieſes Prinzen einen guten Grund zu legen. Jung, ſchön, General, Prinz, Neffe Friedrichs des Großen, ausgezeichnet durch verwegenen Muth in

Digitized by Google

Gefahren und durch Uebermuth in den Lebensgenüssen, mußte er bald der Abgott der Soldaten und der jüngeren Offiziere werden — aber die alten, vorsichtigen Herrn mit langen Westenschößen schüttelten bedenklich den Kopf über so einen jungen Herrn und meinten, ehe diese üppigen Kräfte sich nicht in die Kamaschen-Ordnung des Linien-dienstes gehörig fügten, sei mit ihnen nichts aufzustellen. Der Prinz suchte sich in Frankfurt für die Pedanterieen zu entschädigen, in die man ihn bei der Armee hatte gefangen halten wollen; und so öffnete sich die Kraft einen Ausweg am Spieltische und im gesteigerten Genusse gesellschaftlicher Freuden.

Nach dem Kriege stand er als Generallieutenant mit seinem Regimente in Magdeburg, ohne irgend ein anderes Commando oder Geschäft zu haben. Eine Infanterie-Inspection hätte ihm von Rechts-wegen gebührt; einer Cavalerie-Inspection hätte er mit ausgezeich-netem Nutzen vorstehen können, denn er war einer der kühnsten Reiter der Monarchie — aber alles das wäre gegen den Geist der Ge-schäftsführung gewesen. Einem etwas wüsten und leichtsinnigen jungen Prinzen konnte man nichts anvertrauen, auch nicht die entfernte Aufsicht, welche ein General-Inspecteur über seine Regimenter führte. Zwar hatte man ihm im Kriege eine Brigade, also das Leben von Tausenden anvertraut, aber dabei dachten sich die Leute nicht viel mehr, als daß er dem Treffen-Commandanten in der Schlacht das Commandowort gehörig abzunehmen habe. Ihn mit einem Male zum Cavaleristen zu machen, wäre noch ungewöhnlicher gewesen, und es gab also in der Preußischen Monarchie kein Mittel, einen so ausgezeichneten jungen Prinzen auf irgend eine Art zu ge-brauchen oder zu beschäftigen. So lebte er denn sein lustiges Leben fort, machte große Schulden, zerstreute seine Kräfte in lauter Genüssen, hatte mitunter nicht die beste Gesellschaft, ging aber dennoch in diesen Dingen nicht unter, sondern erhob sein Haupt wie ein guter Schwimmer und blieb mit seinem Geiste stets in edleren Regionen, nehmlich stets angezogen von den großen Angelegenheiten des Staates und Vater-landes und immer dürstend nach Ruhm und Ehre.

Als Frankreich mit dem neunzehnten Jahrhundert anfing, den übrigen europäischen Mächten sein Uebergewicht mit Uebermuth fühlen zu lassen, fing man auch in Preußen an, einzusehen, daß die poli-

Digitized by Google

tiſche Rolle, welche die Regierung ſeit dem Baſeler Frieden ſpielte, weder ſehr ehrenvoll noch ſehr klug und vorſichtig genannt werden könne. Dieſe Meinung verſtärkte ſich mit jedem Jahre und erreichte ihren höchſten Grad im Jahre 1805, als die Oeſterreicher an Frankreich den Krieg erklärten.

Prinz Louis gehörte zu denen, welche den Widerſtand gegen Frankreich für unerläßlich und einen frühen Widerſtand für weiſer als einen ſpäten hielten. Sein Ehrgefühl als Preußiſcher Prinz und als Neffe Friedrichs des Großen, ſein ungeſtümer Muth, ſelbſt ſein ſorgloſer Leichtſinn mußten ihn in dieſer Richtung fortſtoßen. Wenn ruhigere Menſchen von ernſterem Charakter und tieferem Denken derſelben Meinung, zum Theil aus beſſeren Gründen, waren, ſo hinderte das nicht, daß ſie ſich mit ihm darin enger verbanden und er gewiſſermaßen an die Spitze derjenigen Partei kam, welche den Krieg gegen Frankreich für die nothwendigſte Politik hielt.

Als die Franzoſen im Jahre 1805 bei ihren Bewegungen gegen Oeſterreich das Preußiſche Gebiet in Franken mit Geringſchätzung verletzten, ſtieg dieſe Meinung bis zur Exaltation. Prinz Louis regte und bewegte ſich fleißig in dieſem Sinne, aber freilich ohne ſonderlichen Plan, und das Reſultat war nur, daß er ſich der Regierung unbequem machte. Der König liebte ihn ohnehin nicht beſonders. Die zügelloſen Sitten widerſtanden dem Ernſte des Königs; er traute ihm einen ebenſo unbändigen Ehrgeiz zu, welches natürlich einem Könige immer einiges Bedenken einflößen wird, und die brillanten Eigenſchaften erſchienen dem zweifelnden Verſtande des Königs nicht gediegen genug.

Das Hauptreſultat dieſer engeren Meinungsvereinigung unter den ausgezeichnetſten Männern der Hauptſtadt war eine an ſich unbedeutende, aber in der Preußiſchen Geſchichte unerhörte Exploſion. Die allgemeine Meinung war, daß man das zaghafte Syſtem allein dem Miniſter Haugwitz und den Cabinetsräthen Beyme und Lombard zu verdanken habe. Prinz Louis und ſeine politiſchen Glaubensgenoſſen faßten daher den Entſchluß, den König durch ein politiſches Memoire zu bewegen, dieſe drei Männer zu entlaſſen und ſich gegen Frankreich zu erklären. Es war wohl darauf gerechnet, wie in ſolchen Fällen immer geſchieht, daß mehr das Gewicht der Unterſchriften als der

Digitized by Google

Gründe den König bewegen ſollte, ſein Miniſterium und ſeine Politik, wenn man beides ſo nennen kann, zu ändern. Das Memoire wurde von dem berühmten Geſchichtſchreiber Johannes von Müller, der viel mit dem Prinzen Louis verkehrte, verfaßt, und unterzeichnet von den Brüdern des Königs, den Prinzen Heinrich und Wilhelm, dem Schwager des Königs, Prinzen von Oranien, dem Prinzen Louis, ſeinem Bruder, dem Prinzen Auguſt, dem General Rüchel (der übrigens nicht in Berlin, ſondern ſchon bei der Armee war), dem General Grafen Schmettau, dem Miniſter Baron vom Stein und den Oberſten Phull und Scharnhorſt. Der König nahm, wie ſich erwarten ließ, dieſen Schritt ſehr übel, ſchalt einzelne der Unterzeichner tüchtig aus, ſchickte den Prinzen ſofort zur Armee und ließ das Memoire unbeantwortet.

Dieſer Vorfall war nicht gemacht, den König mehr für den Prinzen Louis zu gewinnen. Dieſer reiſte zur Armee und übernahm den Befehl über die Vorhut des unter dem Fürſten Hohenlohe ſtehenden aus Schleſien anrückenden Heeres.“

Digitized by Google

Berichtigungen und Nachträge.

Im ersten Bande:

S. 22 Z. 2 v. o. st.: den rothen Adler-Orden 4. Classe am schwarzen Bande l.: den rothen Adler-Orden 4. Classe mit Schwertern.

S. 54 Z. 16 v. u. st.: Vereinigung l.: Vertheidigung.

S. 180. Anm. 4. Der Vorname der Frau von Berg, der Biographin der Königin Luise, war Caroline (Gleim nannte sie seine Santa Carolina). Sie war eine begeisterte Verehrerin Jean Paul's, dem sie bei seiner Anwesenheit in Berlin versicherte, daß er keine bessere Freundin habe und keine Seele, die inniger ihm angehöre als die ihrige. Jean Paul nennt Frau von Berg „eine geistige Amazone, deren Seele nicht nur empfinden, sondern auch handeln und das Schicksal nicht nur mit Nerven, sondern auch mit Muskeln empfangen kann."

S. 195 Z. 8 v. u. Die hier erwähnte Friederike war Hofdame bei der Prinzessin Ferdinand. Vgl. S. 213 Z. 8 v. u. und Anm. und S. 308 Z. 9 v. u. und Anm.

S. 308, Brief 5. Der längere Zeitraum zwischen diesem und dem vorhergehenden Briefe erklärt sich dadurch, daß Clausewitz inzwischen seine Braut in Berlin besucht hatte.

S. 410 Z. 15 v. o. st. das Großherzogthum Berg l.: einen Theil des Großherzogthums Berg.

S. 505 Z. 11 v. u. st. mir Dir l.: mit Dir.

S. 512 Z. 1 v. o. „unsere guten Russen." Hier sind die russischen Pferde gemeint. Vgl. den Brief v. 13. April, S. 510.

Im zweiten Bande:

S. 172 in der Inhaltsangabe Z. 4 v. o. st. O'Etzell l.: O'Etzel.

S. 181 Z. 1 v. u. Der Geh. Regierungsrath a. D. Dr. Georg Bärsch starb in Coblenz am 7. Januar 1866.

S. 199 Z. 6 v. u. st. vielleicht l.: ohne Zweifel.

S. 225 Z. 8 v. u. st. bestilirt l.: bastillirt d. h. in die Bastille gesperrt, wie sich aus dem Zusammenhange ergibt. Uebrigens kommt das Wort bastiller

Digitized by Google

in der franzöſiſchen Sprache (abgeſehen von der als techniſcher Ausdruck bekannten Participialform bastillé, bastillée d. h. mit Zinnen verſehen) nicht vor, obgleich es für jeden Franzoſen verſtändlich iſt, und hat Clauſewitz das Wort „baſtilliren" nach naheliegenden Analogieen wahrſcheinlich ſelbſt gebildet.

S. 446 und 456. In den vom Grafen Bernſtorff verfaßten Epitaphien und der Grabſchrift werden Clauſewitz die drei Vornamen: Carl Philipp Gottfried gegeben; dagegen iſt er im Taufregiſter ſeiner Vaterſtadt Burg mit den Vornamen Carl Philipp Gottlieb eingetragen und mit dieſen erſcheint er auch in dem aus amtlichen Quellen gefloſſenen Werke v. Schöning's „die Generale" S. 269. Ob Gottfried oder Gottlieb der dritte Vorname geweſen ſei, läßt ſich aus den amtlichen Documenten, welche wir eingeſehen haben, nicht entſcheiden, da er in denſelben nur mit dem Vornamen Carl oder nur mit der Dienſtcharge bezeichnet wird. Das Kirchenbuch dürfte hier maßgebend, mithin Gottlieb der dritte Vorname ſein.

S. 506. Anm. Z. 2 v. u. ſt. neu l.: nur.

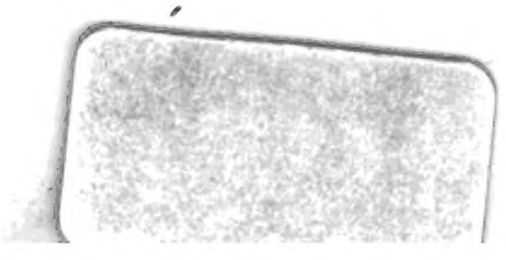
Berlin.
W. Moeser Hofbuchdruckerei
Stallschreiber-Str. 34. 35.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google